Digitized by Google

Digitized by Google

STANFORD UNIVERSITY LIBRARIES
LELAND STANFORD JUNIOR UNIVERSITY ORGANIZED 1891

A 103

1839 Damm/Mainz

Digitized by Google

STANFORD UNIVERSITY
LIBRARIES
Stack
APR 15 1971
AP30
M65
v.33: nos.1-77
1839: Jan.-Mar.

AP75

Digitized by Google

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Drei und dreißigster Jahrgang.

1839.

Januar.

Stuttgart und Tübingen,
im Verlage der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Digitized by Google

Das Morgenblatt.

Der Gedanke, in einer unterhaltenden und belehrenden Zeitschrift die Literatur und die ganze Bildung der Gegenwart, mit Ausschluß der politischen Tagesgeschichte, auf würdige Weise zu repräsentiren, ist dem **Morgenblatt** bei seiner Stiftung im Jahr 1806 zu Grund gelegt und seitdem festgehalten worden.

Für die literarische Kritik und für die Kunst sind längst besondere Beilagen angeordnet, und für diese beiden Zweige selbstständige Redaktionen bestellt.

Dem eigentlichen Unterhaltungsblatt bleibt im Allgemeinsten die Aufgabe, der vaterländischen Literatur, besonders der Poesie in ihren verschiedenen Zweigen, als Organ zu dienen, und dann, die allgemeinen Fortschritte in Literatur, Wissenschaft und Kunst in ihrem Bezug auf das Leben der Völker, die Bewegung und Entwicklung der Gesellschaft möglichst vielseitig zur Anschauung zu bringen. — Das Morgenblatt kann, der oben angedeuteten Idee gemäß, den verschiedenartigsten Stoff in sich aufnehmen. Hinsichtlich der Form wird dabei die Rücksicht festgehalten, daß das Ernste, wissenschaftlich Belehrende nicht sowohl erschöpfen, als anregend wirken, das Anziehende und Unterhaltende aber sich möglichst vom Gemeinen fernhalten soll.

Das Material zerfällt in folgende Hauptabschnitte:

Poesie. Gedichte lyrischen, beschreibenden, erzählenden, epigrammatischen, satirischen Inhalts; Bruchstücke ungedruckter dramatischer Dichtungen; Dichtungen jeder Form aus dem erzählenden Fache. Von den interessantesten Produkten fremder Literaturen werden Bruchstücke oder Uebersetzungen mitgetheilt.

Leben. Schilderungen des Volkslebens in allen Kreisen und Beziehungen, in ernster und komischer Form, Reisebeschreibungen und Auszüge aus solchen, fortlaufende Berichte von den wichtigsten Orten über die gesellschaftlichen und literarischen Verhältnisse, über Kunst, Bühne, Musik. Der Zweck und die Oekonomie der Blätter erlauben übrigens nicht, von irgend einem Orte eine eigentliche Musik- und Theater-Chronik zu geben, und dergleichen Leistungen überhaupt anders als in Bezug auf's Allgemeine zu besprechen. Auch dem Wechsel der äußern Lebensformen, den Moden, den Verfeinerungen aller Art wird die gebührende Aufmerksamkeit geschenkt, mit der nothwendigen Rücksicht, daß hier nur die bezeichnendsten Formen angedeutet, die vornehmsten Resultate hervorgehoben werden können.

Geschichte. Das **Morgenblatt** eignet sich auf diesem Felde vorzüglich an: Kulturgeschichte, wichtige archäologische Entdeckungen, Denkwürdigkeiten aus der nächsten Vergangenheit, Beiträge zur Bildungsgeschichte berühmter Männer, ungedruckte Arbeiten und Briefe derselben u. s. w.

Wissenschaft. Fortlaufende Notizen über die wichtigsten Entdeckungen und Erfindungen; Darstellung der interessantesten Ansichten vorzüglich in den Fächern, welche in nächster Beziehung zum Leben und der Entwicklung der gesellschaftlichen Verhältnisse stehen, in den philosophischen und Naturwissenschaften im weitesten Sinne. Der Hauptgesichtspunkt dabei ist, sowohl elementarische Didaktik als streng wissenschaftliche Sprache zu vermeiden, und dem Ernsten und Wissenswürdigen durch angesprechende Form Eingang zu verschaffen.

Ein sich stets erneuernder und verjüngender Kreis schätzbarer Mitarbeiter sichert der Redaktion die Mittel, der Zeitschrift den Ruf zu erhalten, dessen sie schon so lange genießt. Schriftsteller, welche der Redaktion die Ehre erweisen, sie in ihren Bemühungen zu unterstützen, werden ihre Beiträge, wenn diese dem Zweck und dem Charakter der Blätter entsprechen, dankbar angenommen und von der Buchhandlung angemessen honorirt sehen.

Alle Tage, mit Ausnahme des Sonntags, erscheint ein Blatt. Für literarische Anzeigen werden besondere Intelligenzblätter beigelegt.

Jeder Monat erhält ein Titelblatt, mit allgemeiner Inhaltsanzeige.

Das **Literaturblatt** stellt sich zur Aufgabe, über alle Erscheinungen der neuesten Literatur zu berichten, die für den größern gebildeten Leserkreis von Interesse seyn können, d. h. über die vorzüglichsten neuern Dichterwerke, so wie über alle Gattungen der vorherrschenden Unterhaltungsliteratur; ferner über wichtige neue Forschungen aller Art, durch welche der Horizont des menschlichen Wissens erweitert wird, in Länder- und Völkerkunde und Geschichte, in allen Gebieten der socialen Kultur und selbst in den strengern Wissenschaften, sofern Werke dieser Art großes Aufsehen erregen und für das praktische Leben nicht ohne Folgen sind, so daß sie keinem Gebildeten fremd bleiben dürfen. Dem Zwecke solcher literarischen Mittheilungen sagt die referirende Form am besten zu, die in möglichster Kürze den wesentlichen Inhalt eines Werkes bezeichnet, und das Zusammenordnen nach Fächern, wodurch dem Leser eine Uebersicht und eine Vergleichung des Verwandten gewährt wird. Der scherzende Ton ist nicht ausgeschlossen, wo es der Gegenstand mit sich bringt oder erlaubt, die Strenge der verdammenden Kritik aber gewissenhaft nur ganz verwerflichen Tendenzen vorbehalten.

Durch die Wahrnehmung einer vermehrten und vielversprechenden Wirksamkeit der bildenden Kunst wurde im Jahr 1819 das Erscheinen des **Kunstblatts** als regelmäßiger Beilage des Morgenblatts veranlaßt. Die Absicht dieses Unternehmens konnte nur seyn, die Kunstbestrebungen der Gegenwart und Vorzeit einem weitern Kreise als dem, welchem deren unmittelbare Anschauung zu Gebote steht, bekannt zu machen und dadurch zu allgemeiner Erweckung und Ausbildung des Kunstsinns beizutragen. Diesen Zweck hat die Redaktion von Anfang bis jetzt verfolgt und betrachtet ihn, bei der weitgreifenden Entwicklung und vielfachen Begünstigung, welche die Kunst seitdem gewonnen hat, fortdauernd als Richtschnur ihres Bestrebens.

Das **Kunstblatt** bemüht sich zuvörderst, übersichtliche Berichte über die Leistungen der lebenden Kunst aus den Hauptorten ihrer Thätigkeit zu liefern, und was in diesen nicht Erwähnung findet, durch kurze Nachrichten zu ergänzen. Jene Berichte können erzählend oder beurtheilend seyn; in denen letzterer Art spricht jeder Mitarbeiter seine individuelle Meinung aus, die Redaktion jedoch hat sich die Umsicht und Billigkeit zum Augenmerk gesetzt, welche durch Liebe zur Sache überhaupt geboten ist.

Digitized by Google

An diese Uebersichten knüpfen sich Berichte über die Förderungen, welche der Kunst durch persönliche Gönner und die ihr gewidmeten Anstalten und Vereine zu Theil werden, Beschreibungen und Beurtheilungen einzelner ausgezeichneter Werke der Architektur, Sculptur und Malerei, Anzeigen neuer Kupferstiche und Lithographien, Nachrichten über neue Erfindungen, Biographien lebender oder kürzlich verstorbener Künstler, und Abhandlungen über Gegenstände der Theorie und Philosophie der Kunst.

Die Kenntniß früherer Kunstperioden suchen Beiträge mannichfaltiger Art zu fördern; das vorchristliche Alterthum und jede für dessen Verständniß wichtige Forschung und Entdeckung, ingleichen die Anfänge der christlichen Kunst, ihre Blüthe und ihr Fortgang bis auf unsere Zeit, sind in diesem Gebiete zu berücksichtigen.

Zugleich verlangt die archäologische und artistische Literatur eine fortwährende Beachtung, weßhalb Anzeigen, Beurtheilungen und kurze Notizen über neu erschienene Bücher und Kupferwerke eine möglichst umfassende Uebersicht zu geben bestimmt sind.

Endlich steht auch den Anzeigen des Kunst- und Buchhandels, so weit sie die bildende Kunst angehen, ein mäßiger Raum des Blattes offen.

Dankbar erkennt die Redaktion die ihr bisher zu Theil gewordene Mitwirkung vieler ausgezeichneten Gelehrten und Künstler; im Einverständniß mit der Verlagshandlung wird sie bemüht seyn, dem **Kunstblatt** ferner eine gleiche Theilnahme zu erhalten.

Der Jahrgang des „**Morgenblatts**", mit Einschluß des „**Literaturblatts**" und „**Kunstblatts**", kostet 20 fl.
Der Jahrgang des „**Literaturblatts**" und „**Kunstblatts**" ohne das „**Morgenblatt**" . . . . . 10 fl.
Der Jahrgang von jedem dieser Blätter einzeln, nämlich das „**Literaturblatt**" . . . . . 6 fl.
das „**Kunstblatt**" . . . . . 6 fl.

Für diesen Preis kann, nach Uebereinkunft mit dem Löbl. Haupt-Postamt in Stuttgart, das „**Morgenblatt**" in Würtemberg, Bayern, Franken, am Rhein, Sachsen und in der Schweiz durch alle Postämter bezogen werden.

J. G. Cotta'sche Buchhandlung.

Inhalt.

(Die Zahl zeigt die Nummer des Blattes an.)

Gedichte.

An den Genius des Friedens. 1.
Verse von Justinus Kerner. 5.
Chamisso ist todt! 6.
Distichen. Von Ph. H. Welcker. 7. 11. 14.
Balbekan. Vom Freih. v. Sternberg. 9.
Auf einen Nachtschmetterling. 12.
Liebeleben. Von C. Mayerath. 16. 22.
Die Heimathglocken. Von Ph. H. Welcker. 24.

Räthsel.

Der Weinstock. Die Biene. Der Dünger. Die Kornähre. 7.

Erzählungen.

Der Nürnberger Sophokles. Von E. Spindler. 1 – 6.
Des Teufels Wallfahrt. Vom Freih. v. Sternberg. 7. 8.
Constance Contarini. Von G. Reinbeck. 14 — 27.

Naturwissenschaftliches.

Eine außerordentliche physikalische Entdeckung. 17.
Ueber Daguerre's Entdeckung. 21.

Aufsätze gemischten Inhalts.

Zur Geschichte der Höflichkeit. 1.
Vergleichende Zusammenstellung der Frauencharaktere in Goethes und Schillers Werken. 2. 3.
Weitgewanderte deutsche Werke. 2.
Ferienwochen. 4 — 13.
Zur Sittengeschichte. 4. 5. 13.
Aerzte als Dichter. 8.
Allerlei von Deutschland und den Deutschen. 9. 10.
Der Lumber-Troop in England. 10 — 15.
Aus dem Leben. Von W. 15.
Unzerstörliche Dinte. 16.
Vom Holzstich als typographischem Schmuck. 18 — 21.
Geschichtliche Notizen. 18. 19.
Die Ahnen der Königin Victoria. 22.
Moden. 23 — 27.

Korrespondenz.

Paris. 1. 2. 3. 4. — 13. 14. 15. 16. — 25. 26. 27. — Prag. 5. 6. 7. — Dresden. 8. 9. 10. — Breslau. 11. 12. — Lissabon. 17. 18. 19. 20. 21. — Rom. 22. 23. — Berlin. 23. 24. 25. 26.

Kunst-Blatt.

Nro. 1.

Kunstgeschichte und Periegese. — Archäologie. 1) Archemoros und die Hesperiden ꝛc. — 2) Lettre à Mr. L. de Klenze sur une statue de héros attique récemment découverte a Athènes etc. — 3) Argos Panoptes etc. — 4) Ueber die Metallspiegel der Etrusker ꝛc. — Museen und Sammlungen. — Bauwerke. — Sculptur.

Nro. 2.

Archäologie. 1) Archemoros und die Hesperiden ꝛc. (Fortsetzung.) — Kunstgeschichte und Periegese. (Fortsetzung.)

Nro. 3.

Mailand. — Archäologie. 2) Lettre à M. L. de Klenze sur une statue de héros attique récemment découverte à Athènes etc. — 3) Argos Panoptes etc. — 4) Ueber die Metallspiegel der Etrusker. (Beschluß.) — Sculptur. — Denkmäler.

Nro. 4.

Burgschmidts Erzguß der Statue Albrecht Dürers. — Kunstnachrichten aus Florenz. November 1838. — Denkmäler. — Medaillenkunde. — Malerei. — Neue Stiche und Lithographien. — Kupferwerke.

Digitized by Google

Nro. 5.

Kunstausstellung in München 1838. (Fortsetzung.) — Kunst-Nachrichten aus Florenz. November 1838. (Beschluß.) — Alterthümer.

Nro. 6.

Deutsche Bildhauer in Rom. — Karlsruher Kunstausstellung. September 1838. — Alterthümer. — Technisches. — Statistik der Kunst. — Persönliches.

Nro. 7.

Germanische Archäologie. Das königliche Museum vaterländischer Alterthümer im Schlosse Monbijou zu Berlin ꝛc. — Karlsruher Kunstausstellung. September 1838. (Fortsetzung.) — Persönliches. — Nekrolog.

Nro. 8.

Malertechnik. Die Harzmalerei der Alten ꝛc. — Karlsruher Kunstausstellung. September 1838. (Fortsetzung.) — Nekrolog. — Literatur.

Nro. 9.

Kunstgeschichte und Periegese. — Neue Kupferstiche. La Vierge de la maison d'Orléans. Raphaël pinx. B Desnoyers del. F. Forster sculpt. 1838 etc. — Persönliches. — Preisbewerbung. — Akademien und Vereine.

Nro. 10.

Ueber die zu Dresden den 1. Oktober 1838 gehaltene Versteigerung der 2ten Abtheilung der gräflich Sternbergschen Kupferstichsammlung, die deutsche Schule enthaltend. — Kunstgeschichte und Periegese. (Fortsetzung.) — Akademien und Vereine.

Literatur-Blatt.

Nro. 1.

Ueber die belgische Frage. Die Interessen Deutschlands in der belgischen Frage. Mit Dokumenten über Stand und Bedeutung der Industrie und der Eisenbahnen in Belgien. von W. A. Arndt, Prof.

Nro. 2.

Ueber die belgische Frage. (Fortsetzung.)

Nro. 3.

Ueber die belgische Frage. (Fortsetzung.)

Nro. 4.

Ueber die belgische Frage. (Schluß.) — Sprachkunde. Die schweizer Mundart im Verhältniß zur hochdeutschen Schriftsprache.

Nro. 5.

Neue Reisen. 1) Der Vorläufer. Vom Verfasser der Briefe eines Verstorbenen.

Nro. 6.

Neue Reisen. 1) Der Vorläufer. Vom Verfasser der Briefe eines Verstorbenen. (Schluß.) — Kriegsgeschichte. 1) Erinnerungen aus Spanien. Aus den Papieren des Verfassers des 7jährigen Kampfes auf der pyrenäischen Halbinsel von 1807—1814, F. X. Rigel. — Deutsche Geschichte. Beiträge zur Geschichte der Provinz Oesell. Von P. Baron v. Buxhöwden.

Nro. 7.

Kriegsgeschichte. 2) Geschichte der Feldzüge des Herzogl. Sachsen-Weimarischen Scharfschützenbataillons im Jahr 1806 und des Infanterie-Regiments der Herzoge von Sachsen in den Jahren 1807—1811. Von Ludwig Freiherrn von Seebach. — Schädellehre. Das Wesen des Menschen und sein Verhältniß zu der Außenwelt. Aus dem Engl. des G. Combe von Dr. E. Hirschfeld. Mit Holzschnitten. — Deutsche Geschichte. Geschichte der Stadt Offenbach. Nach Urkunden und Quellen von P. Heber.

Nro. 8.

Neue Reisen. 2) Reisen und Länderbeschreibungen der ältern und neuesten Zeit, herausgegeben von Dr. Widemann und Dr. Hauff. 15te Lieferung. Reise in Abyssinien im Jahr 1836. Von A. v. Katte. Mit einer Karte.

Nro. 9.

Optik. Die neuere Farbenlehre mit andern chromatischen Theorien verglichen von H. W. Dove.

Nro. 10.

Vermischte Schriften. Ernst und Laune aus meinen alten Papieren. Von W. Reinhard, ehemaligem Staatsrath. — Neue Reisen. 3) Die Gesellschaft und das sociale Leben in Amerika von Harriet Martineau. Nach dem Englischen von Dr. Brinkmeier. — Optik. Die neuere Farbenlehre mit andern chromatischen Theorien verglichen von H. W. Dove. (Schluß.)

Nro. 11.

Russische Literatur. 1) Literarische Bilder aus Rußland. Herausgegeben von H. Koenig. — 2) Historische und romantische Erzählungen, Begebenheiten und Skizzen. Nach dem Russischen von Tietz. — 3) Der Eis-Pallast von Lagetschnikoff. Aus dem Russischen von Dr. C. J. Schultz.

Digitized by Google

№ 1.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Dienstag, den 1. Januar 1839.

Singe, singe den Menschen, du der Völker
Einziger Hülfsgott,
Harmonieen des allgemeinen Wohllauts,
Die des niedrigen Neides, der an sich nagt,
Und der tollen Begier, die nie genießet,
Schändliche Töchter,
Hafsucht, Sucht zu gebieten, in den Orkus
Bannen. —

Herder.

An den Genius des Friedens.

In der Willkommnacht des Jahres,
Bei der Sterne Dämmerlicht,
Seh', o Genius, ich dein klares,
Segensheitres Angesicht!

Der du auf dem Silberwagen
Dein Gespann durch's Nachtblau lenkst,
Leichten Schwungs dahingetragen
Deine weiße Fahne schwenkst;

Der, des Friedens milder Spender,
Du am Menschenglück dich freust,
Schwebend auf Europa's Länder
Deine Palmen niederstreust!

Nur die Pyrenäen thürmen
Sich als Hemmniß deinem Flug;
Von der Zwietracht blut'gen Stürmen
Wendest ruckwärts du den Zug,

Wo das Volk, das sinnverwirrte,
Taucht in Brüderblut die Hand;
Wo zum Räuber jeder Hirte
Und Ein Schlachtfeld ward das Land;

Wo so vieler tausend Krieger
Stimme keinen Helden weckt;
Wo den heut bekränzten Sieger
Morgen Henkerthat befleckt!

Schaudernd fliehst du; edle Britten
Regst du auf; dem Königsrath
Sind mit männlich ernsten Bitten
Sie, in deinem Geist, genaht. —

Nirgends sonst siehst du im Kampfe
Heere gegen Heere stehn,
Und, umstort vom Pulverdampfe,
Völkerblüthen untergehn.

Siehst du Städte gleich von Zelten,
Männer, Waffen, Rosse viel —
Soll's doch ernstem Kampf nicht gelten;
Uebung ist's, Gepräng und Spiel.

Allwärts prangt das Feld mit Garben,
Ungestört ihr Gold gereift;
Kunst blüht auf in heitern Farben;
Hand in Hand, glückfördernd, greift;

Digitized by Google

Brück' und Bahn von Stein und Eisen
Zwischen Volk und Volk sich bau'n;
Vögel, die in Lüften reisen,
Staunend nach der Eilfahrt schau'n.

Weil nicht Todeswunden klaffen,
Nicht das Schwert Europa pflügt:
Bist, weil feiern jetzt die Waffen,
Holder Genius, du begnügt?

Stets doch les' ich leiser Sorgen
Spur in deinem Angesicht;
Ahnst du Kampf, der halbverborgen
Anderswo die Bahn sich bricht?

Ahnst du, wie in Geisteskriegen
Klirrend Kling' auf Klinge trifft,
Wie des Worts Brandpfeile fliegen
Und die Zungen schleudern Gift?

Schaust du, wie im Musentempel
Selbst der Zwietracht Fackel sprüht?
Wie den Ketzerbrandmalstempel
Am Altar der Eifer glüht?

Wie so Viele nur verhehlen,
Daß ihr Herz an Feindschaft siecht,
Wie das Mißtraun durch die Seelen,
Eine ries'ge Schlange, kriecht?

Könnt'st wegbauchen du die Hülle,
Die der Seelen Innres deckt:
Schautest wohl du, welche Fülle
Haß die Kunst der Welt versteckt!

Ach du weißt's! — drum leis're Trauer
Lauscht hervor aus deinem Blick;
Ahnst du, daß nur kurze Dauer
Deinem Reich gönnt das Geschick?

Daß den Rossen, die dein Zügel
Fromm gelenkt mit sanfter Macht,
Plötzlich wachsen schwarze Flügel,
Und ein wilder Grimm erwacht?

Daß du ihrem tollen Jagen
Nicht mit Schmeichelruf mehr wehrst,
Und, wuthangestreckt, im Wagen
Selbst als Zwietrachtsdämon fährst? —

Lächle, Genius, mir Verneinung!
Bessre Hoffnung stärke du!
Wirk' in deiner Hulderscheinung
Eintracht überall und Ruh!

Aehr' und Oelblatt mahnend schutte
In der Herrschenden Pallast!
Durch des ärmsten Pflügers Hütte
Schweb' als unsichtbarer Gast!

In der Weisheit Marmorhalle
Reinige die dumpfe Luft!
Laß Apollos Jünger alle
Athmen deinen Palmenduft!

Für ein frommes Herz bewahre
Deines höchsten Segens Lohn!
Nicht vertreiben vom Altare
Laß durch Unbill dich und Hohn!

In der Scheidenacht des Jahres,
Dessen Ring uns jetzt umflicht,
Zeig', o Genius, uns ein klares,
Ganz entwölktes Angesicht!

Der Nürnberger Sophokles.

Von E. Spindler.

Es kam eines Tags ein bejahrter Bürger von Nürnberg vor den Richter und stellte an denselben die Bitte, er möchte ihn in den Thurm sperren lassen, damit er einige Zeit seinen Gedanken ungestört obliegen könne. — Dieses Ansuchen wunderte den Richter nicht wenig, und er fragte den Bürger, den er kannte, mit Glimpf nach der Ursache seines Begehrens. — „Mein Weib und meine Söhne plagen mich zu heftig," erwiderte der Bürgersmann; „es gehen mit wichtige Spekulationen durch den Kopf, die ich für jetzt noch Niemand entdecken will. Ein wackerer Mann spricht nur von der allbereits verrichteten That. Nun aber peinigen mich die Neugierigen mit ihren Fragen, Zweifeln und Vorwürfen, daß ich keines Augenblicks froh werden mag. Wenn ich simulire oder in meiner kleinen Werkstätte schaffe, stören sie mich allezeit und lassen mir nicht den Frieden. Dennoch brauche ich ein paar Wochen Ruhe, oder ich muß mich vor innerlicher Angst und Unruhe selbst um's Leben bringen."

Diese Aeußerungen machten den Richter noch mehr staunen. Er versetzte: „Lieber Meister, Eurer Söhne Geschäft, das Ihr noch heute selber leitet, ist allerdings ein lärmendes. Rothgießer und dergleichen thun und reden nicht fein, nicht leise. Doch werdet Ihr einen Winkel im Hause haben, wo Euch zu stören Niemand berechtigt ist?" — „Sie stören mich doch, brechen mir die Thüre auf, stöbern Alles durcheinander, verschleppen

Digitized by Google

mir die angefangene Arbeit. Ich kann's nicht aushalten." — „Ich werde Nachfrage thun," entgegnete der Richter nach einigem Besinnen; „aber schlagt Euch den Kerker aus dem Sinne. Laßt die dunkeln Gemächer denen, die eine Strafe verwirkt haben. Der Platz der Biederleute ist in ihrem Hause." — Der Meister machte ein betrübt Gesicht zu dieser Eröffnung und rief aus: „So werde ich nie vollenden können, was mir im Sinne schwebt! Mein Leben wird eine ewige Plage seyn, und mittlerweile flieht die Zeit, die unersetzliche! Ach, Niemand weiß, wie mir gerade die Zeit am Herzen liegt!" — Der Richter vermahnte ihn nun ernstlicher und rieth ihm, den Aderlässer zu besuchen, der ihn ohne Zweifel zu beruhigen Mittel genug haben würde. — Kopfschüttelnd ging Meister Peter heim.

Weil indessen der Richter sein Wort hielt, und die Frau, auch die Söhne des Meisters vor sich laden ließ, erhob sich ein großes Geschrei in des Rothgießers Hause, und der Alte leugnete den Seinigen nicht, was er beim Richter verlangt und angegeben. — Hierauf traten Mutter und Söhne trutzig vor die Schranken und erklärten, mit dem Vater sey es nicht mehr auszuhalten seit geraumer Frist. Es sagte Frau Grete aus: „Nicht genug, daß der Mann hinterstnnig worden und stets von leeren Dingen murmelt, statt ein vernünftig Wort vorzubringen, so wird er bös und tobsüchtig bei der geringsten Ansprache von meiner Seite, und dräut mir nicht selten mit Schlägen. Item, so verrichtet er keine Arbeit mehr, wiewohl unsere Söhne gar junge Bursche sind und keiner von ihnen noch in der Fremde gewesen. Also geht das Handwerk schief und der Alte ißt doch täglich sein unverdientes Brod." — „Ihr redet nicht gar christlich," bemerkte der Richter. Worauf die Frau: „Christlich bin, christlich der. Das schwere Hauswesen liegt mir auf den Schultern, daß ich stets in Sorg und Kummer bin. Ich habe aber gebeirathet, daß ich Frieden möge haben und nicht Ueberlast. Ihr seyd ein reicher Mann und wißt gar nicht, wie armen Handwerkern sauer wird, ihr Brod zu verdienen, namentlich wenn der Meister die Hände in den Schoß legt, nach den Spatzen guckt und Gesellen und Buben das Exempel des Müssiggangs gibt." — „So viel ich mich erinnere," unterbrach der Richter die Frau, „ist Meister Peter, Euer Herr, stets ein fleißiger, frommer Hausvater gewesen?" — „Ja, vor Zeiten freilich, gestrenger Herr, aber seit einem halben Jahre ungefähr" — Die ausbrechenden Thränen hinderten das Weib, zu vollenden.

Der Richter wendete sich nun an den ältesten Sohn und erhielt von ihm die Auskunft: der Vater habe schon seit länger als einem halben Jahre Spuren von Blödsinn und thörichter Unruhe gezeigt. Er habe vor sich hin geredet, als wie im Traume, während er am Schmelzen und Gießen stand, und nach und nach alle Arbeit verdorben. Endlich sey er ganz von der Hanthierung abgewichen, die Tage, auch wohl die Nächte hindurch in seiner Kammer eingeriegelt geblieben. Er habe oft laut gerechnet, man wisse aber nicht was. Er habe zu Zeiten in seiner Kammer gebosselt, man wisse aber nicht woran. Da er nun stets unwirscher geworden und alle Fragen und Vorstellungen nicht mehr gelitten, seyen die Söhne zum Oestern in seine Kammer gefallen, um sein Geheimniß zu entdecken. Sie haben aber nichts gefunden, als unbrauchbare Holz- und Metallstücke, und eine Art von Instrumenten, die ihnen unbekannt, grob vom Vater selbst gearbeitet, und nach Aller Dafürhalten zu nichts in der Welt nütze. Er — der Sohn Peter — sey der Meinung, sein Vater sey unrichtig im Kopfe worden, und allerdings die höchste Zeit, ihm die Schlüssel zu Haus und Habe abzunehmen, auch deren Verwaltung der Mutter und den Söhnen zu vertrauen.

Nach geschehener Anfrage bei dem zweiten Sohne, Jost, der eben so kalten Temperaments war, als sein Bruder eines gallichten, und eben so schlaftig, als der Andere hitzig und frech, gab Jost die Aussage von sich: „Es ist mir bewußt, daß unser Vater seit Lichtmeß dieses Jahrs schellig und schwarzblütig geworden. Er schläft und ißt und trinkt gar wenig, thut, wie schon Mutter und Bruder berichtet haben, und sucht nach den Sternen, oder liest in Büchern, die von Planeten und Theuerung, Mißwachs und Pestilenz handeln. Ich glaube jedoch, daß es an ihn gebracht ist worden durch Hexerei; denn an jener Lichtmeß ist ein Italiener aus der Stadt Florenz bei ihm gewesen, und hat mehrere Tage im Hause innegelegen und mit dem Vater viel insgeheim geschwatzt; dann ist er plötzlich fort gewesen und des Vaters wunderliches Treiben angegangen. Die Italiener sind aber nicht selten Hexenmeister, wenn nicht der Vater selber sich der schwarzen Kunst ergeben hat. Denn sehr oft hat er zu uns gesagt: Schweigt mit euern zudringlichen Fragen; ich sage euch nichts von meiner Heimlichkeit, und wenn's mir das Leben kostete. Aber so ihr euch gedultet, will ich euch zu reichen Prassern machen. Ich will und muß das vollbringen."

(Fortsetzung folgt.)

Zur Geschichte der Höflichkeit.

Unter den deutschen Fürsten haben sich gerade die mächtigsten, die österreichischen, vor allen andern durch Höflichkeit und feine Lebensart auffallend ausgezeichnet. Unsere ältern Reichsbeherrscher nannten ihre Landpfleger, wie ihre Bauern nicht anders als Du; aber schon Kaiser Siegmund, † 1457,

Digitized by Google

machte eine Ausnahme. Sein Lebensbeschreiber meldet als eine Besonderheit von ihm, daß er Geringe, wie Vornehme selten mit Du, sondern fast immer mit Ihr anredete habe. * Auch von Kaiser Maximilian II. erzählte der Bretanzler Weber, „er tauge niemand um reden, wer der auch sey." ** Wie sehr endlich Joseph II. in diesem Punkte der Wohlanständigkeit seine fürstlichen Zeitgenossen übergängt hat, kann noch nicht vergessen seyn. Er war, so zu sagen, der Gründer und Stifter des guten Tones und der Humanität, die seit etwa einem halben Jahrhundert den Fürsten in Deutschland nicht mehr so ganz fremd sind. Um Josephs Verzug in dieser Beziehung gehörig schätzen zu können, muß man wissen, daß er zu jedem seiner Jahrbriefe Sie sagte, ungeachtet seine Mutter Maria Theresia, wie Friedrich II. von Preußen, ihre Feldmarschälle und obersten Staatsbeamten nicht anders als mit Er anredete, oder, um einen Lausitzer Ausdruck zu gebrauchen, dieselben niemals siezte. Auch muß man bedenken, daß noch der gleichzeitige Kurfürst von Baiern seine getreuen Räthe und vornehmsten Hofdiener selten anders begrüßte, als mit einem nicht sehr feinen baierischen Idiotismus.

Bei den Kaisernamen Siegmund und Joseph wird überall gegen den Geschichtkenner die Bemerkung beigefallen, daß beide Herrscher vielgewanderte Männer waren, von denen galt, was Homer am Eingang der Odyssee von Odysseus sagt.

Diese Bemerkungen mögen auch als Beitrag dienen zu „Suntinagers (vormaligletter) Darstellung der Cultur und Humanität des österreichischen Kaiserhauses." Wien 1807. 8.

Die in Deutschland so lange vernachlässigte Höflichkeit griff kurz vor dem Ausbruch der französischen Revolution ein wenig um sich. So fand man im Jahr 1788 die Sitte, daß Ehelente Sie zu einander sagten, in Ober- und Niedersachsen sein immer mehr Verbreitung und Befolger. Man behauptete, die Sprache des geselligen Umgangs müsse auch im Ehestande beibehalten werden. In Süddeutschland fand diese Sitte nur wenig Eingang, und jetzt ist sie, etwa mit Ausnahme der höchsten Stände, wieder verschwunden.

* „Nu möchte man sprechen, warumb der konig den Herzogen vrlaget, oder Zu Jr heis. Nu merket gemeichen, das derselbe konig so ein weiser gütiger herre was, das er selten ymand Du hies, er war arm oder reich." S. Windeck Cap. 51. in Menken, Script. Rer. Germ. T. 1. col. 1116 f.

** Gerlach, Tagebuch der an die Pforte abgeordneten Gesandtschaft. S. 47.

Korrespondenz-Nachrichten.

Paris, December.

Marschall Lobau.

Ein großes Leichenbegängniß war die Hauptbegebenheit der letzten Wochen. Die Beerdigung des Marschalls Lobau. Commandanten der Pariser Nationalgarde, fand mit außerordentlichem Gepränge statt; ein König hätte kaum mit mehr Feierlichkeit zu seiner letzten Ruhestätte gebracht werden können. Erbaulich war indessen dieses Gepränge keineswegs, so prächtige Beschreibungen auch die Zeitungen davon gemacht und so ungeheure Summen es mag gekostet haben. Die Nationalgarde ist nun einmal ein schwer zu disciplinirendes Heer: es fühlt seine Freiheit, und läßt sich auch bei einer Beerdigung nicht zu dem nöthigen Ernste zwingen. Die leichtsertige Fröhlichkeit der Pariser blickt bei allen Gelegenheiten durch, wo die Nationalgarde zusammenkommt. Sie hat das Bewußtseyn ihrer Stärke und ihres Einflusses, und vergißt nicht, daß sie die bewaffnete Hauptstadt eines großen Reichs vorstellt, oder vielmehr, daß sie selbst diese Hauptstadt ist. Eben weil sie dem Staate wichtige Dienste leistet oder geleistet hat (denn in gegenwärtiger Zeit bedarf man ihrer nicht sehr), läßt sie sich nicht wie ein besoldetes Heer befehlen. Ihre Befehlshaber reden sie mit „meine Herren!" an, und müssen oft mehr bitten, als commandiren. Auf einem Karrikaturblatte, wo ein exerzirender Nationalgardist dargestellt wird, hat man dem Offizier folgende Worte in den Mund gelegt: „Nun exerzirgen Sie mir die Gefälligkeit und belieben Sie das Gewehr zu präsentiren!" Wenn diese Worte auch nicht ausgesprochen werden, so liegt doch in den commandirenden Tone der Befehlshaber etwas so Höfliches, als ob sie dergestalt sprächen. Der alte Marschall wußte so gutmüthig, wie man die Pariser Bürger zu behandeln habe. Alle Morgen erschien er mit zwei Adjudanten auf der Parade und nahm dann mit der aufziehenden Wachtparade ein halbes Stündchen Exerzitium vor, das einzige, wozu man in jetziger Zeit die Nationalgarde bringen kann. Da hatte er denn erstlich viele Mühe, die nöthige Stille zu bewirken; denn unter den Waffen ist der Pariser eben so geschwätzig, als zu Hause, und es ist ihm nicht wohl möglich, seine Gedanken zu verbergen; er kann nicht anders, sie müssen heraus. Beim Exerziren ging es ferner zuweilen etwas verkehrt zu; wenn der Marschall eine Schwenkung links gebot, so drehten sich die Compagnien rechts, und umgekehrt, oder blieben stehen, wenn vorwärts commandirt wurde, und rückten vor, wenn sie stehen bleiben sollten. Der Marschall hatte einen etwas grämlichen Ton, aber doch keinen überwallenden oder gebieterischen, und wenn ihm eine derbe und triviale Aeußerung entfuhr, so lachten die Bürger und bielten es ihm zu Gute. So rief er einmal, als sich wider das Commando eine Compagnie dem Gittterthore zuwendete: „Entsetzt das Thor, sonst gehen sie durch!" Oder wenn die Voltigeurs, welche gelbe Epauletten und Federbüsche haben, gegen das Schloß marschirten, wenn es nicht commandirt war, so rief er: „He! die Kanarienvögel wollen die Mauer einrennen!" Marschall Lobau war zwar nicht sehr beliebt; man achtete ihn aber als einen der tapfern Generale Napoleons. Seit dem Aufstande auf dem Vendomeplatze, wo er, um einem Aufruhr vorzubeugen und die Volksmenge auseinander zu sprengen, eine Brandspritze in Bewegung setzen ließ, bekam er einen lächerlichen Anstrich in Karrikaturblättern und kleinen Journalen. Man stellte ihn mit Kanonen dar, die nichts Anderes waren, als große Kinderspritzen, und er wurde auch wohl mit dem Beinamen der Apotheker bezeichnet. Man hätte es ihm Dank wissen sollen, daß er, anstatt Truppen in Bewegung zu setzen und zur Vergießung von Bürgerblut Anlaß zu geben, ein so unschädliches Mittel gebrauchte; in Paris aber ist es gefährlich, den Spöttern zu lächerlichen Anspielungen Gelegenheit zu geben. Unaufhörlich wurden die Brandspritzen wieder in Erinnerung gebracht, und sogar bei seinem Tode unterließen die kleinen Tageblätter nicht, darauf anzuspielen, indem sie bemerkten, die Leichenfeier eines solchen Mannes müsse nothwendig avec pompe begangen werden. Sein Nachfolger, Marschall Gerard, ist beliebter, als Graf Lobau, hauptsächlich wegen seines entscheidenden Auftretens bei und nach der Julirevolution.

(Fortsetzung folgt.)

Beilage: Kunstblatt Nr. 1.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

№ 2.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Mittwoch, den 2. Januar 1839.

— Du kennest nicht
Bei meinen Freuden grollen, hast'ge Worte
Entgegenwerfen, die Gebühr mir schmälern,
Und endlich gegen meinen Einlaß gar
Die Thüre verriegeln: nein, du kennest besser
Die Pflichten der Natur, das Band der Kindschaft,
Der Höflichkeit Gesetz, des Dankes Forderung.

Shakespeare.
König Lear.

Der Nürnberger Sophokles.

(Fortsetzung.)

„Ja, so sagte er oft," bestätigten Mutter und Bruder; „derweilen geht aber unser Haushalt den Krebsgang und zu Grunde gar, wenn nicht der hochweise Rath ein Abkommen trifft."

„Sind Eure Kinder Alle hier beisammen?" fragte der Richter die Ehefrau. Grete antwortete gleichgültig: „Ich habe noch eins, eine Tochter. Sie ist an den Schneider Willibald verheirathet. Weil sie schon im dritten Jahr von uns gezogen, kann sie von des Vaters Zustand nur wenig wissen."

Hierauf entließ der Richter Grete und ihre Söhne mit der Ermahnung, ihren Herrn und Vater ehrfurchtsvoll und geduldig zu behandeln, und ließ des Schneiders Ehefrau citiren. Das junge Weib kam blöde und schüchtern, der Ladung Folge zu leisten, und hatte kaum vernommen, daß es sich um des Vaters vorgeblichen Irrsinn handle, als sie schon zu weinen begann. Erst nach wiederholter Aufmunterung sprach die Schneiderin so klar und ohne Falsch, wie ihr Antlitz anzuschauen war: „Mir ist weniger bekannt, was mein Vater zu Hause treibt und vornimmt — ich komme selten hin, weil die Mutter mir nicht hold ist — als vielmehr, wie der arme Mann daheim mißhandelt wird. Was habt Ihr denn nur, Vater? sagen sie ihm von Morgens früh bis Abends spät: Ihr seyd mondsüchtig, faullenzt und verzehrt, statt zu ernähren, bessert unser Erbe nicht, wohl aber verschwendet Ihr's; wenn's so fortgeht, mußt Ihr in's Spital! und was dergleichen Reden mehr. Wie oft hat sich der Vater zu mir geschlichen im Zwielicht, um bitterlich seinen Kummer auszuweinen! Wie oft hat er mir erzählt, wie sie ihm, dem Trägen, nur die schlechtesten Bissen spärlich reichen, den Wein abbrechen bis zum letzten Tropfen, und wie gerne er alle diese Entbehrungen ertragen würde, wenn sie ihm nur Ruhe ließen mit ihren ungestümen Fragen, mit ihrem Spott und den diebischen Besuchen in seiner Kammer, wo sie mit frecher Lust zerstören, was des Vaters Hände kaum begonnen haben aufzurichten." — „Ist Euch bekannt, was er schafft, der wunderliche Meister?" — „Nein, Herr Richter. Ich bin ein unerfahren Weib. Der Vater redet nur geheimnißvoll von seinem Forschen und Arbeiten; doch prophezeit er stets uns Allen ein großes Glück, wenn ihm gelingt, woran er arbeitet. Ich weiß nicht, ob eine gerechte Zuversicht oder ein bedauerlicher Irrwahn ihn beseelt. Aber ich wollte gerne meine Hand in's Feuer stecken, wenn ich ihn aus der Hölle des Unverstands und der Unbarmherzigkeit erlösen könnte, worinnen er jetzo

Digitized by Google

schmachtet." — „Würdet Ihr den Vater zu Euch in Euer Haus aufnehmen, wenn's Euch geboten würde?" — „Ich müßte es dann, aber auch ungeboten sollte es meine erste Pflicht seyn." — „Wenn ich Euch den Vater zusprächte, auf einige Wochen nur, bis man in Güte und Liebe ermittelt hätte, ob seine Sinne gesund oder nicht?" — „Es würde schmale Bissen absetzen, denn wir sind arme Leute; aber willkommen wäre mir der Vater doch, und an Ruhe und Muße, sich zu sammeln, sollte es ihm in unserm stillen Häuschen nicht mangeln. Ich will Gott auf meinen Knieen inbrünstig bitten, daß er den frommen Mann vor Schwermuth und Hirnsucht bewahre." — „Würde Euer Mann mit dieser Anordnung zufrieden seyn?" fragte der Richter lächelnd. Aber auch die Schneiderin lächelte im stolzen Gefühl ihres Uebergewichts im Hause und erwiderte: „Wenn ich etwas verspreche, Herr, so ist's, als ob mein Ehgemahl einen Eid darauf geleistet hätte. Doch, fürchte ich, wird der Vater selber nicht einwilligen. Er wird sein Haus nicht verlassen wollen."

Der Richter bemerkte dem jungen Weibe, daß Meister Peter doch wohl lieber seiner Tochter Haus als das Gefängniß beziehen würde, und befahl, den geheimnißvollen Dietler herbeizurufen. Peter stand aber bereits in der Vorkammer, ein kleines Säcklein in der Hand, und sprach, vor den Richter kommend: „Sebt, Herr, was Eure Vermahnung gefruchtet hat. Sie haben mich aus dem Hause geschickt, aus meinem eigenen Hause. Ich möge in's Spital oder in's Gefängniß gehen, haben sie mir gesagt. Ich sey närrisch und boshaft zugleich, denn ich hätte sie beim Richter verschwärzt und angegeben, sie seyen nicht als Christen mit mir umgegangen. Sie würden mich vor dem Rath verklagen, entmündigen und eintürmen lassen. — Da habe ich nun mit mir genommen, was sie mir von meinem neuen Arbeitszeuge gelassen, und stelle mich frohen Muths vor meine Herren zum Gewahrsam. — Was wisst aber du hier, meine Tochter?" — „Sie will Euch aufnehmen, bis ich Alles vermittelt haben werde," sagte der Richter. „Du?" fragte der Vater wieder, indem dicke Thränentropfen aus seinen Augen fielen. „Aufnehmen in dein armes Häuslein? Bedenkst du auch, daß dein Schneider zehntausend Stiche mehr machen muß, Woche für Woche, um einen Gast, wie ich bin, zu erhalten?" — „Das geht Euch nichts an, Vater; Ihr werdet bei Euern getreuen Kindern seyn!" erwiderte die Frau herzhaft und nahm den Alten beim Arm: „kommt, kommt! Ihr sollt nicht gestört werden und auch nicht Hunger leiden; das versprech' ich dem edlen Herrn und Euch."

„Wie konntet Ihr aber," sprach noch der Richter zum Meister, „wie konntet Ihr Eure Habe den Händen der Gurigen ohne Weigerung und Aufsicht überlassen, und statt dessen dieses Gerumpel mit Euch nehmen?" Er zeigte auf das Säcklein. Des Meisters Thränen versiegten plötzlich, und mit halb zornigem Blicke versetzte er: „Gerumpel? Ei, geehrter Herr, es wird eine goldene Saat daraus erwachsen, wenn ich nur die Zeit benützen kann und darf. Die Zeit ist der Schatz, mit dem ich arbeite. Bald ist die Stunde vor der Thüre, da die Zeit abgelaufen seyn wird. Getrost, meine Tochter; die Gewißheit, unser Glück zu machen, erlaubt mir einzuwilligen, dein Gast zu seyn. Ich werde dir Alles vergelten, Alles ersetzen können, und jener goldnen Zukunft Gewißheit ist Schuld, daß ich mit Freuden in meinem eigenen Hause Alles stehen und liegen lassen, Alles den räuberischen Händen meiner Söhne preisgegeben."

Als der Meister am Arm der Tochter mit lebhaften Geberden und prahlerischen Versprechungen von dannen ging, schüttelte der Richter das Haupt und sagte zu sich selber: „Wie stelle ich's an, in's Klare zu kommen? Nach der Reihe werde ich an seinem Verstand und an seiner Thorheit irre."

(Fortsetzung folgt.)

Vergleichende Zusammenstellung der Frauencharaktere in Goethes und Schillers Werken.

Zweiter Abschnitt.

(s. Nr. 505 — 508 1858.)

Nachdem wir im vorigen Abschnitt betrachtet, wie unsere zwei großen Dichter in der Schilderung heroisch-idealer Frauencharaktere zusammengetroffen, gehen wir zu den rein sentimentalen Frauen über.

Hier treffen wir gleich auf Marie Beaumarchais im Clavigo und Louise in Kabale und Liebe. Diese beiden Stücke, welche mit so großer Wirkung über die Bühne gegangen und noch gehen, zeigen uns beide eine Fülle edler Weiblichkeit und Liebesglut im Kampf gegen äußere Hemmnisse. „Kabale und Liebe" kann man die in moderne Verhältnisse gebrachte Tragödie: „Romeo und Julie" nennen. Es thut sich eine dramatische Kraft der Situationen darin kund, die auf's Lebhafteste an Shakespeare mahnt, nur Schade, daß neben dieser Kraft nicht eine eben so heilige und keusche Milde waltet. Die Liebesscenen sind weichlich, zerfließend und im veralteten Geschmack sentimental. Auch Clavigo ähnelt besonders in der Schlußscene Romeo und Julie; es ist dasselbe Thema — das ewige, durch alle Zeiten und Jahrhunderte forttönende Liebeslied und Liebesleid; allein

Digitized by Google

wenn wir Marien Beaumarchais betrachten, so ist lange nicht jenes weichliche, überbildete Gefühl bei ihr zu finden, wie bei der Musikantentochter. Louise führt eine pathetische Sprache, die sich mit der derben Natur und dem ungebildeten Stande ihrer Eltern nicht recht vereint. Man kann anführen, daß Ferdinand sie gebildet, ihr diese Formen der Deklamation und Rhetorik unbewußt beigebracht habe, allein diese Rechtfertigung reicht nicht aus. Ein so empfindsames, mit ihrer Empfindung spielendes Mädchen ist weit entfernt von der Glut und naiven Aufopferung einer so grenzenlosen und reinen Leidenschaft, wie sie Louise Miller empfindet. Hier wünschen wir Natur, unmittelbare Natur, keine Deklamation der Empfindung, wenn es auch die zarteste, reichste und beredteste wäre. Ein Seufzer, ein Blick, ein halbes Wort, aber in diesem die Seele ausgeströmt, sagt mehr als die schönste Metapher, die rührendste Schilderung. Auch sind manche Auftritte für's Gefühl wahrhaft beleidigend, so die berühmte Limonadenscene. Hier vermißt man die über seinem Werke in ruhigem, heiterm Selbstbewußtseyn schwebende Seele des Dichters; die Leidenschaft ist in's Kleinliche ausgemalt, und trotz der großen Wirkung dieser Scene, nimmt der Zuschauer ein unangenehmes Gefühl nach Hause. Es ist hier nicht der Ort, das Stück selbst und die Motive der Handlung zu zergliedern, wir halten uns lediglich an die Situation der beiden Liebenden. Schiller wußte sehr wohl, was auf der Bühne Wirkung machte; seine glänzende und mit den schönsten poetischen Gefühlsformen erfüllte Sprache schmeichelt sich unwiderstehlich dem Zuhörer ein, erhebt und begeistert ihn. An erster glücklicher Wirkung ist wohl noch nie ein dramatischer Dichter so reich gewesen, und besonders ist es die sinnliche Leidenschaft der Liebe, die er immerdar zu vergeistigen und zu veredeln weiß. Sie wird bei ihm zum Cultus, er duldet nicht, daß an ihrem glänzenden Gewand das mindeste Stäubchen hafte, er macht die Liebe zum Schiedsrichter über die verderbte Welt, und immer ist sie es, die triumphirt. So spricht denn auch Louise Miller das Verdammungsurtheil über die Lady aus. Gegen ihren Stolz und ihre Reinheit sinkt die ganze Umgebung in Schatten, und es bleibt Niemand, für den wir wagen dürften, Interesse zu fassen. Zeigte Louise mehr Sterbliches, so fiele auch auf die andern Personen einiges Licht und das Gleichgewicht wäre nicht so gänzlich aufgehoben.

Marie Beaumarchais ist nicht so vollkommen; sie blendet daher auch nicht so sehr, und so kann Clavigo neben ihr bestehen. Sein wirklicher Wankelmuth erscheint hier lange nicht so beleidigend und unerhört, als der nur gewohnte Louisens. Deßhalb erschüttert Mariens Tod uns noch mehr, und die grenzenlose Schwäche Clavigo's bekleidet sich mit einem verhüllenden, wohlthätigen Trauerflor, während wir auf Ferdinand erzürnt bleiben, daß er an ein so reines Gebilde nur den Gedanken eines so unwahrscheinlichen und elenden Argwohns hatte heften können. Wenn wir Marien an die Stelle von Louisen versetzen, so hätte es für eine so innige und reine Natur das einfachste und erste Rettungsmittel seyn müssen, den eifersüchtigen, verblendeten Geliebten auf die Unmöglichkeit aufmerksam zu machen, ein Zerrbild wie den Hofmarschall zu lieben, und trotz dessen, daß ein Eid ihre Zunge band und der Vorfall mit dem erzwungenen Liebesbriefe verschwiegen bleiben mußte, wäre Ferdinand auf die Vermuthung des wahren Zusammenhangs gekommen. Allein Louise, im Bewußtseyn ihrer Reinheit und Größe, stirbt lieber, als daß sie mit weiblicher Schwachheit dem nach Aufschluß des Räthsels ringenden Geliebten entgegenkommt. Wir müssen bedenken, daß dieses Charakterbild in Schillers Jugendperiode fällt, und daher das Talent bewundern, welches, bei noch mangelnder Erfahrung, dennoch eine so mächtige Wirkung hervorzuzaubern wußte. — Louise ist in den ersten Scenen ein wahrhaft geniales Bild der Jugendgluth und Liebesschwärmerei; Marie dagegen steigert ihre Empfindung erst gegen das Ende zum Hochtragischen; sie ist am Anfang nur das natürliche, schüchterne und liebende Mädchen.

(Schluß folgt.)

Weitgewanderte deutsche Werke.

Unter andern lateinischen, italienischen, spanischen Büchern waren schon i. J. 1587 Luthers und Melanchthons Schriften in Pera, der Vorstadt von Konstantinopel, käuflich zu haben. Griechische Kaufleute handelten damit. *

°

Keinem deutschen Schriftsteller ist noch die Ehre widerfahren, in eine morgenländische Sprache übersetzt worden zu seyn, als Sonnenfels. Seine sehr einseitigen „Grundsätze der Polizei, Handlung" u. s. w. übersetzte der berufene Dr. Reinegas, † 1795, in's Persische, und aus diesem Prinz Heraclius in's Georgische. Gedruckt wurde das Buch zu Tiflis.

Ein Engländer, Williamson, wollte einige Werke Wielands in das Malayische übersetzen und in Calcutta drucken lassen. Ist es wirklich geschehen?

°

Das deutsche Volkslied: „Freut euch des Lebens," hörten Reisende nicht nur tief in Norwegen, sondern auch in den südafrikanischen Kolonien singen und spielen. ** Der Text ist von Usteri aus Zürich, die Melodie von Hans Nägeli.

°

Ums Jahr 1795 schickten die Holländer von Batavia aus eine Gesandtschaft an den Kaiser von China. Dieser

* Hoberr, Aegypt. servitus, p. 560.

** Lichtenstein's Reise im südl. Afrika. T. II. 110.

Digitized by Google

wünschte europäische Musik zu hören, denn die Gesandtschaft hatte einen Theil der Musikbande des würtembergischen Cap. regiments bei sich, und diese spielte Schubart's Capelle.

Korrespondenz-Nachrichten.

Paris, December.

(Fortsetzung.)

Tod an Vergnügen. Concerte. Theater.

Dem Hinscheiden des alten Marschalls war der Tod zweier jungen Frauen aus den höchsten Kreisen, gleichsam als Warnung für die weibliche sodme Welt, vorhergegangen. Die Marquisin v. Talaru, eine liebenswürdige Dame in der Blüthe ihrer Jahre, hatte vor zwei Jahren ihren Großoheim geheirathet; dieser hatte sich bemüht, seiner jungen Lebensgefährtin alle mögliche Zerstreuung zu verschaffen. Er hatte sie zur Krönung der Königin von England geführt, dann zur Krönung des Kaisers von Oesterreich. Die junge Marquisin hatte bei allen Festen geglänzt, alle Bälle und andere Lustbarkeiten mitgemacht, und kaum fing sie an, in Paris wieder einiger Ruhe zu geniessen, als der Tod sie plötzlich wegraffte. Man vermuthet nicht ohne Grund, daß die Erschöpfung durch die vielen Feste ihren Tod, wo nicht bewirkt, doch beschleunigt hat. Eben so unerwartet kam der Tod der 17jährigen Dlle. v. St. Aldegonde, aus der Montemartischen Familie, welche eben mit ihren Verwandten von einer Lustreise nach Petersburg zurückgekehrt war, wo sie ebenfalls eine vielleicht allzugroße Masse von Vergnügen genossen hatte. Für die zartgebildeten, lebhaften Pariserinnen aus der reichen Welt wird ein Uebermaß in dieser Beziehung oft gefährlich, und fast jedes Jahr erlebt man Todesfälle in Folge des allzu starken Genusses der gesellschaftlichen Wintervergnügungen. Man vergißt aber diese Beispiele sehr bald, und überläßt sich nach wie vor dem Taumel der vielen Feste, welche das genußsüchtige Paris den ganzen Winter hindurch darbietet, und welche für junge und schöne Damen einen unwiderstehlichen Reiz haben; denn sie sind gleichsam die Königinnen der Feste; ihnen huldigt Alt und Jung, und die französische Galanterie weiß ihnen auf die feinste Art zu schmeicheln. — Bei Hofe wird der diesjährige Winter sowerlich durch Feste gefeiert werden. Die gefährliche Krankheit der Herzogin von Würtemberg, welche, wie es heißt, sich durch zu frühes Ausgehen nach ihrer Niederkunft erkältet hat, macht die königliche Familie äußerst besorgt, und es ist von gar keinem Feste die Rede. Desto lebhafter sieht es in der Stadt aus, die sich schon lange nicht mehr nach dem Hofe richtet. Die öffentlichen Bälle haben schon begonnen, und die Privatbälle pflegen sogleich nach Neujahr ihren Anfang zu nehmen. Schauspiele und Concerte wechseln schon seit Beginn des Winters mit einander ab, oder halten vielmehr gleichen Schritt; zwar fehlen einige ausgezeichnete Virtuosen, wie Liszt, welcher sich in Italien aufhalten soll, und Chopin, der mit dem Pseudo-Georges-Sand eine Lustreise nach Spanien macht; aber Berlini, der geschickte Componist, läßt sich zu Paris in Concerten hören; eben so Beriot, und der excentrische Berlioz, der mit seinem Benvenuto Cellini an der großen Oper durchgefallen ist, läßt sich dadurch nicht abschrecken und gibt sonderbare Concerte mit abenteuerlichen Symphonien und phantastischen Concerto's. Es fehlt ihm nie an enthusiastischen Bewunderern, welche ihn in den Zeitschriften als ein verkanntes, verspottetes Originalgenie schildern, welches sich dennoch einmal zu unsterblichem Ruhme emporschwingen werde. Allein das große Publikum kann aus seinen wunderlichen Compositionen nicht recht klug werden, und findet sie keineswegs belustigend oder angenehm. — An der komischen Oper, wo eine Zeitlang Auber fast ausschließlich regierte, ist nun Adam sein entschiedener Nebenbuhler. Dieser Adam ist freilich eben so wenig als Voltaire's Hausgenosse, Pater Adam, der premier homme du monde; aber was er componirt, gefällt der großen Menge, es ist faßlich und anmuthig. Sein Brasseur de Preston wird häufig gegeben und ist eine der beliebtesten Operetten geworden; diese und sein Postillon de Longjumeau haben ihn berühmt gemacht. — Das neue Theater de la Renaissance hat bisher noch keine Opern gegeben, wohl aber ein Stück mit Arien, die von dem bisher durch mehrere Gesangsstücke bekannten Grisac in Musik gesetzt worden sind. Außer einer Engländerin, Namens Thillon, hat dieses neue Theater noch keine Sängerinnen; sie ist prima und einzige donna. Die komische Oper hat schon Mühe, nur die seit mehreren Monaten krank liegende Madame Cinti-Damoreau durch eine ähnliche Virtuosin zu ersetzen; aber dem neuen Theater fehlt es an ersten Tenori und ersten Bonne; wo es Beides beisammen wird, sieht man nicht ein; denn mit Sängern und Sängerinnen gewöhnlichen Schlags macht ein Pariser Theater, besonders ein neues, welches noch ein Publikum sich zu erwerben hat, kein Glück. — An der großen Oper war das Auftreten Candia's der, um höflicher zu reden, des Herrn v. Candia eine Todesgeschichte. Man wird sich aus den Zeitungen erinnern, was allen von diesem piemontesischen Edelmann erzählt wurde, den die Natur mit einer ganz vorzüglichen Stimme begabt, der aber keineswegs die Absicht gehabt habe, jemals auf einer Bühne aufzutreten und für Geld zu singen; den man aber doch endlich dazu bereden und den es viele Mühe gekostet, vor einem großen Publikum zu singen, welchbalb man genöthigt gewesen, ihn allmählig an das öffentliche Auftreten zu gewöhnen, von einigen Zuhörern zu bis zu Tausenden. Es hieß endlich, er habe sich jetzt gehörig ermuthigt und werde in Meyerbeers Robert dit diable auftreten, und um das erste Erscheinen noch merkwürdiger zu machen, hatte der Tonkünstler eine neue große Arie für ihn besonders eingelegt. Er wurde unter dem Namen Mario auf dem Theaterzettel angekündigt. Nach Allem, was man von seiner außerordentlichen Stimme erzählte, läßt sich denken, daß die Neugierde des Publikums auf's Höchste gespannt, und daß der große Opernsaal das erste Mal ganz voll war. Aber Mario's Gesang entsprach der großen von ihm gehegten Erwartung keineswegs. Anfangs war er nicht beherzt genug; später fehlte er Muth, aber die große für ihn gesetzte Arie war so gezwungen, so nach Effekt haschend, daß sie gar nicht behagte, und daß man einstimmig den Wunsch hegte, Meyerbeer möchte sie gar nicht gesetzt haben, indem sie seine große Composition eher verderbe, als verschönere. Dann meinte man auch, Candia oder Mario besitze allerdings eine vortreffliche Stimme, er habe aber noch viel an sich zu bilden, wolle er sich derselben bedienen, wie Nourrit in derselben Rolle. Ein Naturwunder war also Candia in der Meinung der Pariser nicht mehr, sondern bloß ein Sänger, der nach lange fortgesetzter Uebung ein Stern erster Größe an der Oper werden kann. Vielleicht wird er es einmal beweisen, nicht ein bloßer Edelmann geblieben zu seyn.

(Fortsetzung folgt.)

Beilage: Literaturblatt Nr. 1.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

№ 3.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Donnerstag, den 3. Januar 1839.

I love to cope him in these sullen fits,
For then he's full of matter.

Shakespeare.
As you like it.

Verse von Justinus Kerner.

1.

Poesie ist tiefes Schmerzen,
Und es kommt das echte Lied
Einzig aus dem Menschenherzen,
Das ein schweres Leid durchglüht.

Doch die höchsten Poesien
Schweigen wie der höchste Schmerz;
Nur wie Geisterschatten ziehen
Stumm sie durch's gebrochne Herz.

2.

Wenn der Wald im Winde rauscht,
Blatt mit Blatt wie Rede tauscht,
Möcht' ich gern die Blätter fragen:
Tönt ihr Wonnen, tönt ihr Klagen?

Springt der Waldbach Thal entlang
Mit melodischem Gesang,
Frag' ich still in meinem Herzen:
Singt er Wonnen, singt er Schmerzen?

Lausch' der Aeolsharfe nur:
Schmerz ist Grundton der Natur,
Schmerz des Waldes rauschend Singen,
Schmerz des Waldbachs murmelnd Springen,
Und selbst aus des Menschen Scherz
Tönt, als Grundton, Schmerz, nur Schmerz.

3.

Wenn Schmerz mit Lust des Sängers Brust durchglüht,
Entspringt aus ihr das farbenreichste Lied:
Wenn Regen in den Glanz der Sonne quillt,
Entsteht des Regenbogens buntes Bild.

4.

Liegt dein Herz gedrückt an meines,
Kann ich wahrlich niemals sagen:
Sind's die Wellen meines? deines?
Die in solcher Liebe schlagen.

Wollte nur, ich könnte legen
In dein Herz mein Herz, zu fühlen
Schmerz und Lust in gleichen Schlägen,
Gleiches Lieben, gleiches Zielen.

Daß, wenn Frieden meines fände,
Frieden dann auch fände deines;
Daß, wenn dein's im Tode stände,
Auch im Tode stände meines.

Digitized by Google

5.

Herz! ging ein Glück dir unter,
Werd' nicht durch Gram zum Spott,
Auftrasse dich nur munter:
Noch lebt der alte Gott.

Hab' dir's schon oft gesungen,
Sang dir's noch nicht genug:
Ist auch das Glas zersprungen,
Blieb nur noch ganz der Krug.

Vergleichende Zusammenstellung der Frauencharaktere in Goethes und Schillers Werken.

(Schluß.)

Es bleiben uns jezt noch die naiven Charaktere, Bilder idyllischer Zustände unter einfachen, meist glücklichen Verhältnissen. Hier fällt die Zusammenstellung am dürftigsten aus; denn so reich die eigenthumliche Schöpfungsgabe und Weltauffassung Goethes an Gestalten dieser heitern Gattung ist, in eben dem Maße vermeidet sie Schillers Dichtergenius. Beide große Dichter suchten das echt Weibliche, Liebenswurdige auf durchaus verschiedenem Wege: der Eine in dem anipruchlos sich Hingeben, der Andere im Dienste einer Idee. Schillers Frauen lieben nicht der Liebe wegen, sondern hingerissen durch besondere große Eigenschaften des Helden; sie verhalten sich immer handelnd, die Goethe'schen leidend. Die unbeschreibliche Anmuth und Liebenswürdigkeit der leztern besteht gerade in dieiem unbewußten Pulsschlag des Herzens, und dieses ist es, was sie zu naiven Charakteren macht.

Thekla, um sich ihre Stellung deutlich zu machen, enthüllt in einem schönen Monologe den innern Zusammenhang ihrer Gefühle, sie anatomirt gleichsam ihre Unerfahrenheit und Unschuld; allein man könnte sagen, ein Mädchen, das über seine Unerfahrenheit spricht, ist nicht mehr unerfahren. Es liegt zu viel Selbstbewußtseon in dem Verse:

— — Du standst am Eingang dieser Welt,
Die ich betrat mit tibtterlichem Zagen u. s. w.

Es ist dies die Ansicht des Dichters über den Gemüthszustand eines Mädchens, das er zur Thekla schaffen will; es scheint aber, daß Thekla selbst dieses nicht deklamiren dürfe, ohne gerade das Gegentheil kund zu geben von dem, was der Zuschauer fühlen soll. Allein nach Schillers Ansicht raubte ein solches Selbstbewußtseon der Liebe und Unschuld nichts von ihrem Reize und Adel. Die philosophische sittliche Größe einer Leidenschaft schien ihm der bloß sinnlichen bei weitem vorzuziehen, während Goethe mit feinem, gebildetem Ohre auf die unmittelbaren Naturlaute lauschte. Clärchen im „Egmont" ist ein ganz glückliches, liebeberauschtes Kind; es ist die süßeste Offenbarung der sich jezt vergessenden Liebe. Sie liegt zu des Geliebten Füßen, sie freut sich an seinem prächtigen Kleide, sie stammelt in einzelnen, kurzen Sätzen das reizende Kindermährchen der Liebe her, voll heiliger Bedeutung, und doch in so einfachen, Unschuld athmenden Worten. Als sie später zum unmittelbaren Handeln berufen wird, wie stürzt sie da außer Athem auf die Gasse; sie, das schüchterne Mädchen, fällt mit wilder Rede die einzelnen Gruppen der Bürger an, sie zur That treibend, und das rechte, gewaltige Wort zur rechten Zeit findend. Auch sie war unerfahren, auch sie war unschuldig und verliert nun, wie Thekla, diese Unerfahrenheit, indem die Welt auf sie eindringt, und eine verworrene politische Frage sie in ihrem Heiligthum angreift. Wenn es in Goethes Plane gelegen hätte, auf die Lippen der Liebe die sittlichen und philosophischen Entscheidungen seiner Tragödie zu legen, so hätte Clärchen ihres Egmonts Charakterlosigkeit und Schwäche aufdecken, die ränkevolle Politik seiner Gegner in ihrer vollen Grausamkeit enthüllen müssen, um so auf ähnliche Weise, wie Thekla über die zweideutige List ihres Vaters, über die Klugheit eines Machiavell zu singen; allein unser großer Dichter hat ihr die einfache, rührende Mädchenrolle gelassen. Nur am Schlusse der Tragödie, im Traum, wird angedeutet, daß sie der Glanzpunkt des Ganzen sey. Sie im Stücke selbst zur personifizirten Idee der ewigen Freiheit, der höhern Gerechtigkeit zu machen, hätte ihr die Natur und die köstliche Frische der unbefangenen Liebe geraubt, mit der sie als einfaches Bürgermädchen unser Interesse fesselt.

In Wilhelm Tell endlich fand sich Schiller unmittelbar genöthigt, einen naiven Charakter zu schaffen. Das Weib Tells konnte unmöglich eine Thekla seon; sie mußte im Stücke nothwendig als Trägerin des Einfachen, Idyllischen, Häuslichen erscheinen. Es wird auch viel davon gesprochen, daß sie eine gute Hausfrau, eine zärtliche Mutter ihrer Knaben sey, aber außer der rührenden, erschütternden Scene nach dem Apfelschuß ist sie uns nicht sehr gemüthlich nahe gebracht, ebenso wenig die andern Landfrauen im Tell. Das große Talent des Dichters ist zu bewundern, daß bei dieser fehlenden Naivetät doch das Stück kein merkbares Interesse eingebüßt. Die Farben des Gemäldes sind so richtig vertheilt, so glänzend aufgetragen, daß die vollkommenste Wirkung erscheint und dem Auge nichts zu wünschen übrig bleibt. Wäre die Frau naiver, das Kind natürlicher gehalten, so würden Beide gegen diese Umgebung abstechen und der ganze

Digitized by Google

prächtige Monolog Tells erschiene dann ebenfalls erkünstelt, die redneriſche Freiheitsliebe Brutus berechnet. Der idylliſche Anfang, der Geſang des Fiſcherknaben läßt allerdings erwarten, daß ein Gemälde der Schweiz, in dem einfachen Gewande der damaligen Sitten uns vorgeführt werde, allein gleich die folgenden Scenen widerſprechen dem. Es iſt vielleicht kühn, hier ein Urtheil ausſprechen zu wollen, aber es ſcheint, Schiller habe, ſeiner Unfähigkeit, rein idylliſche Zuſtände zu malen, ſich bewußt, mit Abſicht die häuslichen Scenen unter den Bauern, die den Gegenſatz gegen die heroiſchen bilden ſollen, in den Schatten geſtellt. Darum erfahren wir faſt alles, was hieher gehört, nur durch die Erzählung. Wie reizend wäre hier eine Gruppe, wie z. B. Jery und Bätely ſie bieten, im Vordergrunde angebracht. Gegen die ſchalkhafte, reine Fröhlichkeit dieſer Naturzuſtände würde der ernſte Gang des Gedichts ſpäter deſto mehr hervortreten. Allein bei ſo viel Herrlichem, das gegeben iſt, iſt es Unrecht, mehr und Anderes zu wünſchen. Schiller hat ſelbſt eine Abhandlung über das Naive und Sentimentale geſchrieben, doch ſetzt er darin das Antike als Erkennungselement des Naiven, während das moderne, chriſtliche Element von ihm das ſentimentale genannt wird. Es läßt ſich gegen dieſe Theorie nichts einwenden, wenn ſie, wie hier bei Schiller, aus der Individualität des Dichtergenius ſelbſt hervorgegangen iſt; doch objektiv betrachtet, wäre dem Begriff des Sentimentalen, wie unſer Poet es bezeichnet, durchaus etwas Krankhaftes beigemiſcht, es wäre ein Zuſtand, der die höhere Sokratiſche Ironie ausſchließt und den Schöpfer mit ſeinen Geſtalten identiſch macht. Es gehört nicht in das Bereich dieſer flüchtigen Skizze, zu unterſuchen, in wie fern das Modern-ſentimentale auf alle Schöpfungen Schillers einwirkte; der größte Theil der Nation, deſſen entſchiedener Liebling gerade dieſer Dichter iſt, würde auch ſchwerlich dieſer, wie eine Anklage ausſehenden Behauptung Raum verſtatten, und am Ende wäre auch mit der Beweisführung nichts anderes gezeigt, als das Daſeyn jenes „Charakteriſtiſchen," wie wir es am Anfang geſchildert haben, als eine zeitgemäße Bekleidung, von der kein Dichter, ſelbſt der größte nicht, ſeine Geſtalten frei erhalten kann, vielleicht bei ihm in einem höhern Grade als bei andern ſich kund gebend. Die Werke beider Nationaldichter liegen in trefflichen Geſammtausgaben vor uns; ihr Leben und ihr Wirken iſt uns damit von Neuem zu näherer Beachtung vorgelegt, und jede Prüfung, jede nähere Beleuchtung erſcheint uns nicht als vermeſſen, ſondern nur gemacht, uns zur genauern Kenntniß deſſen zu führen, was wir beſitzen. Aus dieſem Geſichtspunkte müſſen auch dieſe flüchtigen Bemerkungen betrachtet werden.

Der Nürnberger Sophokles.

(Fortſetzung.)

Der zweite Sonntag war noch nicht herangekommen, als ſchon der Hauptmann am Lauferſchlagthurm mit dem Meiſter Peter vor dem Richtee erſchien und ſprach: „Sehet, dieſer Mann hat ſeines Eidams Lehrbuben ſchwer geſchlagen, und ohn' Urſach, mit allem Unrecht. Ich klage ihn muthwilligen Frevels an und bitte, daß Ihr den Thäter auf etwelche Tage in die Bürgerſtube ſetzen laſſen wollet, damit ſein Koller gedämpft werde." — Da ſtand der Meiſter abermals mit dem Säcklein am Arme auf, und verſetzte auf die ſtrengen Fragen des Richters mit ſchwermüthigem Lächeln: „Sehr, Herr, was Eure Vermittlung gefruchtet hat! Kein Mann auf Erden iſt gutherziger, als mein Schwiegerſohn; aber keiner auf Erden iſt neugieriger, als ein Schneider, wie bekannt. Er hat mich belauert und behorcht, iſt in mein Fenſter geſtiegen wie eine Katze, um mein Bischen Fahrniß zu muſtern und meine heimlichkeit herauszubringen, und ſchwört darauf, daß ich ein Zauberer ſey. Meine Tochter bietet ihm freilich ſteten Widerpart und hätte mich gelitten, daß ich ihr Haus verließe; allein des Schneiders Neugier, Mißtrauen und täglicher Verdruß, da er mich nicht aus dem Hauſe zu bringen vermochte, waren mir widerwärtige Dinge. Dem ehelichen Unfrieden ein Ziel zu ſetzen und ſelber Frieden zu erlangen, wollte ich den Buben, der ſeines Meiſters Liebling iſt, mit Vorbedacht, ohne allen Grund. Es thut mir leid, daß er die Schläge haben mußte; aber es fiel mir gerade kein beſſeres Mittel bei, auf einige Zeit ein ſtilles, koſtenfreies Quartier zu erhalten. Auch iſt der Bube jung und hat die Schläge verſchmerzt, ehe ihn morgen nach dem Veſperbrod hungert."

Der Richter ſchüttelte wieder den Kopf und ſprach: „Ei, ei, Peter, Ihr ſeyd wahrlich nicht bei Troſte. Ihr ſollt jedoch diesmal den erſehnten Kerker genießen, wenn Ihr nicht eine Geldſtrafe zu erlegen vermögend ſeyd." — „Bin ein armer Schelm," erwiderte Peter freundlich; „bitte nur um gerechte Haft in einem hellen und ganz einſamen Stüblein, mit der Erlaubniß, darinnen zu boſſeln nach Gefallen mit dieſer meiner Spielerei." Er zeigte den Sack mit ſeinem Geräthe. — „Es ſey Euch gewährt," ſagte der Richter. „Bis zum Neumond mögt Ihr inneliegen und einſam behrlich ſeyn. Mein Wort darauf: kein Beſuch als des Gefangenwärters ſoll Euch läſtig fallen."

Der Meiſter ging mit großer Zufriedenheit, wohin Andere nur mit Kummer zu gehen pflegen. Der Richter verordnete, daß man Niemanden zu ihm laſſe, aber ihm Alles reiche, was er zu ſeiner heimlichen Arbeit brauchen werde. Die hellſte Kammer wurde ihm eingeräumt und

Digitized by Google

für jeden andern Gefangenen verboten. Inzwischen brachte es auch der Richter dahin, daß der Gerichtstag, an dem der ganze Rath das Vorbringen und die Rechtfertigung der Frau und Söhne des Meisters anzuhören beschlossen hatte, hinausgeschoben wurde, bis zum Verlauf von Peters Gefängnißstrafe.

Und als die ehrwürdigen alten Männer, die Väter der Stadt versammelt saßen im hohen Rathsaale, um Meister Peters Familie klagen zu hören, wiederholte des Meisters Frau ihr erstes Aufringen Wort für Wort, und ihr ältester im Namen des jüngern Bruders und in seinem eigenen hielt eine heftige Anrede, die mit der Bitte schloß, daß ein weiser Rath den verklagten Vater seiner Rechte entsetzen möchte, wie der Meister sich schon seiner Pflichten und seines Verstandes entäußert habe. „Wahrlich!“ setzte der ungestüme Sohn hinzu, „wenn Ihr noch nicht genug habt an seinem närrischen Lebenswandel, an seiner thörichten Geheimnißkrämerei, deren Räthsel er nicht enthüllen mag, weil überhaupt eine Auflösung desselben unmöglich, und an seiner Vernachlässigung aller Gebote, die ihm Gott der Herr als einem Hausvater auferlegt hat: so bedenkt, daß er sich mit Ernst und Fleiß in's Gefängniß brachte, welches nur die Handlung eines thörichten Mannes seyn kann, und wir haben nichts weiter zu sagen.“

(Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Paris, December.

(Fortsetzung.)

Das gerettete Théâtre français. Victor Hugo.

Zu gleicher Zeit hat das Pariser Publikum mit seinem gewöhnlich richtigen Takte erkannt, daß Candia's Singtalent mehr zu ballotmäßigen Rollen paßt, als zu ernsthaften und tragischen, und daher äußerte man sogleich in den Tageblättern den Wunsch, ihn in der Oper Rossini's: „Graf Orry,“ auftreten zu sehen. Bestätigt sich die Richtigkeit dieser Bemerkung, so wäre vollends seine Stellung an der großen Oper sehr zweifelhaft, da sie ja meistens mit ernsthaften Stücken zu thun hat, und in ihrem neuen Repertoire nur wenige heitere Stücke wie Graf Orry besitzt. — Einen weit sicherern und lebhaftern Beifall erhält Rachel am Théâtre français. Mit diesem Mädchen ist die ehemalige glänzende Zeit dieses Theaters wieder erschienen, und so oft sie auftritt, kann die Theaterkasse auf eine Einnahme von 4000 Franken rechnen. Man sollte den ungeheuern Schweif sehen, der sich schon zwei Stunden vor Oeffnung der Thüren des Theaters am Eingang bildet. Eigentlich sieht man das Ende des selben gar nicht, denn er verlängert sich durch einen dunkeln Gang des Palaisroyal bis zum Ausgang in die Straße St. Honoré; ja es bildet sich ein Schweif von fünfzig bis siebzig Personen, ehe des Morgens das Büreau geöffnet wird, in welchem die Logen auf den kommenden Abend gemiethet werden. Solche ungeheure Schweife sind der Triumph der Schauspielerin. Man erinnert sich der Zeit gar nicht mehr, da so plötzlich Queues den Theaterkassier entzückten. Seit vielen Jahren war man gewohnt, ganz bequem in's Schauspielhaus zu gehen und sich einen Platz anzuweisen. Wenn Rachel spielt, so ist man nicht gewiß, ob man nur hineine kommt; denn häufig bringt der Kassier das Ende des Schweifs durch die Aeußerung in Verzweiflung, es seyen keine Eintrittsbillette mehr vorhanden, und schließt seine volle Kasse, indeß sich die Leute angaffen und auch wohl aus Verzweiflung in das nahegelegene kleine Palais-royal-Theater wandern, wo ihnen keine Racine'schen Trauerspiele, wohl aber Possen und Zoten vorgetragen werden. Rachel ist eine wahre Deus ex machina, welche die Vorstellung des Klassikern vorbehalten hatte, um sie auf einmal auf ihrer Vorliebenheit zu retten und das klassische Theater wieder in seinen vollen Glanze herzustellen. Bekannt sind die klüglichen Briefe, welche Alexander Dumal und andere alten Dichter an den Minister des Innern, an die Journalisten, an das Publikum richteten, um sie mit Thränen in den Augen zu bitten, von dem abscheulichen Zeuge, das ihnen die romantische Partei aufstische, abzulassen und zu den nach den alten Regeln des gout classique gedichteten Stücken zurückzukehren, und wie wenig sie mit allen ihren Bitten und Vorstellungen ausrichteten. Die Abgeschmacktheit der Exzromantiker gefiel nun einmal, des Contrastes wegen, und es erschienen beständig neue Produkte ihrer zügellosen Phantasie, die letzten immer ärger, als die vorigen. Die alten Klassiker jammerten, daß es mit dem guten Geschmack in Frankreich vorbei und die dramatische Kunst so gut als verschwunden sey. Als diese Herrn eben alle Hoffnung aufgegeben hatten, weil sie das Théâtre de la Renaissance öffnen sahen, tritt unverhofft das Judenmädchen auf; das Publikum ist erstaunt und entzückt, die klassischen Tiraden so anspruchslos und doch so energisch vortragen zu hören, wovon man bisher keinen Begriff gehabt hatte, und wovon auch die Traditionen des alten Théâtre français kein Beispiel liefern; und nun kommen Racine und Corneille wieder empor, und gegen ihren Glanz erbleichen alle übertriebenen und unnatürlichen Machwerke der sogenannten Romantiker. Diese gehen sich jedoch nicht überwunden, und in einer Zeitschrift gestellt einer derselben, Rachel habe allerdings das klassische Theater wieder gehoben, aber bloß weil sie nicht klassisch spiele, sondern das natürliche, ungezwungene Wesen der neuern Schule angenommen habe. In dieser Behauptung liegt in der That viel Wahres. — Victor Hugo, den man als das Oberhaupt der dramatischen Neuerer ansieht, und welcher nicht allein Schauspiele in einem freundartigen Geschmack geschrieben, sondern auch in seinem ersten dramatischen Versuche, Cromwell, eine neue Dramaturgie aufgestellt hat, welcher er in den folgenden Stücken treu geblieben ist, hat nun sein berüchtigtes Schauspiel Ruy-Blas drucken lassen, und demselben wieder eine didaktische Vorrede zur Rechtfertigung seiner dramatischen Grundsätze vorangesetzt. Das Stück erscheint beim Lesen noch abgeschmackter, als bei der Darstellung, während welcher manches Ungereimte durch das geschickte Spiel einiger Schauspieler beschönigt wird. Beim Lesen stellt sich das Häßliche in seiner ganzen Nacktheit dar und wird unausstehlich. Wie gewöhnlich, ist Rache die Triebfeder der Handlungen der Hauptpersonen des Stücks. Ein Kritiker hat diese Triebfeder in allen Stücken Victor Hugo's nachgewiesen; in manchen kommt sogar eine Doppelrache vor. Hiewon sagt die vom Dichter aufgestellte Dramaturgie nichts; der Dichter gehorcht also, ohne es zu wissen, einem geheimen Triebe, der ihm leider statt aller Erfindungskraft dient.

(Schluß folgt.)

Beilage: Kunstblatt Nr. 2.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

№ 4.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Freitag, den 4. Januar 1839.

— Durch die zerstörten Zinnen
Sieht eine Mache man, einen Zauber schreiten.
Mit heutiger Pallast' ihn erst gewinnen,
Wenn über ihrem Haupt Jahrhunderte verrinnen.

Byron.

Ferienwochen.

Dritter Abschnitt.

Ich fahre fort, die Beobachtungen, welche ich in Lyon gesammelt, Ihren Lesern mitzutheilen, und damit einen Beitrag zur Kenntniß einer Stadt zu liefern, welche in Deutschland noch lange nicht so bekannt ist, wie sie es nach ihrer Bedeutung verdient.

Mitten in der stillen Saone, welche hier ein grünes Becken mit einer Menge schöner Landhäuser einfaßt, liegt die Insel Barbe, ein liebliches, idyllisches Eiland. — Sie hängt durch elegante Drahtbrücken, die ersten in Frankreich, mit beiden Ufern zusammen, und hieher strömen die Lyoner am Sonntag in großen Haufen und ergehen sich unter den herrlichen Lindenbäumen. Es bilden sich in ihrem Schatten liebliche Gruppen spielender und tanzender Mädchen, junger Frauen und Kinder. Dergleichen hat hier weit mehr Reiz als in Paris, denn dort ist weniger Natur und einfache Anmuth bei denen, die jedem Feste seinen besten Schmuck geben. Auch sieht man in Lyon viel mehr blühende Jugend als in der Hauptstadt, und diese Jugend bleibt länger jung, ist anspruchsloser und will weniger bemerkt seyn. An der Seine ist Alles auf Effekt berechnet, von der Salonsdame, der Schauspielerin und Tänzerin an bis auf das kleine, mit dem Reif spielende, oder aufklug im Gras sitzende Mädchen. Besonders an Ostern und Pfingsten wird die Insel sehr besucht. Da ziehen sich auf dem ganzen langen Sonntag eine Menge Equipagen in langer Reihe hin, und der Fluß selbst ist bedeckt mit Dampfschiffen, Ruder- und Segelbarken. Es ist das Lyoner Longchamp, das überdies mehr vom Wetter begünstigt wird als das Pariser, wo gar oft Schnee um die Modeblumen herumflockt und rauher Nordostwind die Federn der Damen peitscht, als wäre er ungehalten und übellaunig, daß die Damen durchaus im Pariser März im offenen Wagen fahren wollen. Wer auf der Insel Barbe die jungen, lieblichen Gruppen sieht und überall Musik, Tanz, Rundgesang und Gläserklang mit Lachen und Scherz tönen hört, der glaubt wohl nicht, daß diese Kiosks, chinesischen Häuschen, Boudoirs, Cabinets, Cafés, Tanzsäle, Billards und Bauthalls ehemals eine ganz andere Gestalt und Bestimmung hatten; denn hieher flüchteten sich bei den ersten Christenverfolgungen in Lyon im Jahr 203 die Christen dieser Stadt und nannten die Insel insula barbara, weil sie damals rauh, voll Felsen, Klüfte und Dornen war. Sie wurden deren erste Bewohner; bald aber kamen immer mehr Ansiedler, und am Ende entstand hier durch große Beisteuer eine berühmte und reiche Abtei, die Abtei des heiligen Andreas. Longin stiftete

Digitized by Google

sie, Stephan und Peregrin liegen hier begraben; auch St. Martin zog sich hieher zurück. Durch diese heiligen Männer hatte die Abtei zu Karls des Großen Zeit einen großen Ruf erhalten. Der Kaiser wollte sie sehen, kam auf seinem Zug nach Spanien hieher, war von der Lage, von der Natur und der ganzen Einrichtung entzückt, so daß er beschloß, sich in Ruhe hieher zurückzuziehen, sobald es ihm die Reichsgeschäfte erlauben; es wäre sein St. Just geworden. Des Kaisers Beschluß war so fest, daß er sich hier ein kleines Haus bauen und eine herrliche Bibliothek anlegen ließ, die in damaliger Zeit wegen ihrer seltenen Manuscripte unter dem Namen libraria Caroli Magni berühmt war. Der große Kaiser starb aber, bevor er hier zur Ruhe kam. Der Bibliothek standen die Mönche der Abtei vor, bis Abtei und Bibliothek in der Reformationszeit 1562 von den Calvinisten geplündert und verbrannt wurden. Nur Karls des Großen Haus blieb stehen und steht noch als ein ehrwürdiges und seltenes Alterthum aus jener Zeit. Der jetzige Besitzer ist ein reicher Parfumeur, der es gut unterhält. Auf der Stelle jener berühmten Abtei, von der noch Pforten, Mauern mit Inschriften und manche andere Architekturfragmente übrig sind, haben die jetzigen Besitzer ihre modernen Bauten anlegen lassen. Eine alte byzantinische Klosterpforte führt zu einem chinesischen Kaffeehaus, in dem gerade bemermelige Jeune-France mit Bocksbärten Billard spielten und flotte Schönen aus der Gegend der Célestins mit Guitarre, Gesang und Mienenspiel starken Verkehr trieben. Aehnliches Schicksal haben die im Jahr 801 erbauten Kirchen Saint-Loup und Notre-Dame gehabt, denn in ihren, zu Tanzsälen, Café's, Cabinets, Boudoirs und dergleichen verwandelten Räumen treibt die Menge ihr lautes Wesen. Es wurde gerade darin ein wilder Gallop getanzt, während trauliche Pärchen in den alten Kirchenfenstern sicherten und sich mit Eis labten. Ich dachte mir einen Augenblick: wenn jetzt Longin, Stephan und Peregrin wieder kämen und Ruhe über ihren Gräbern verlangten, und der große Karl unter diese Menschen träte?

Wir hatten noch etwas Schönes in der Ferne zu sehen, konnten also nicht lange auf der Insel bleiben, sondern gingen über die Kettenbrücke hinüber auf das rechte Saoneufer, um den Mont-Cindre zu besteigen. Nach einer guten Stunde waren wir oben und sahen uns wirklich für die kleine Mühe reichlich belohnt. Es ist unstreitig ein schöner Punkt, von dem man eine anmuthige Aussicht auf einige Nachbardepartements hat. Die Bresse, das Bugey, das Beaujolais, die Berge von Forez und Grenoble bilden einen reichen, schönen Garten, durch den Rhone und Saone fluthen. Ein herrliches, fruchtbares Land. Mit Recht heißt dieser Mont-Cindre auch Mont-d'or und ist unter diesem Namen durch seinen Wein und sein Getreide, durch Rahm und Käse berühmt, die weit und breit verführt werden.

(Fortsetzung folgt.)

Der Nürnberger Sophokles.

(Fortsetzung.)

Die meisten der Rathsherrn nickten mit den Köpfen und meinten, die Sache sey erhoben und der übergeschnappte Meister für das Tollhaus reif. — Denn es war die Zeit der Weihnachtsferien vor der Thüre und die weisen Herren begehrten ihrer Verrichtungen ledig zu seyn. Der vorsitzende Bürgermeister wollte abstimmen lassen, als der Stadtrichter, der mit im Rathe saß, das Wort nahm und die ebenfalls anwesende Frau Willibald fragte, ob auch sie das Begehren der Brüder unterstühe. Lebhaft sträubte sich die gute Tochter dagegen und rief: „Behütet euer Gewissen, ihr Herren! Ich fürchte, ihr seyd im Begriff, einen eurer besten Bürger für diese Zeitlichkeit todt zu machen. Ich leugne des Vaters Wahnsinn heute, wie beim jüngsten Gericht. Wäre mein Ehemann nicht furchtsam-abergläubischer Natur, und wäre er nicht von seinen bösen Schwägern, die leider Gottes meine Brüder sind, verhext worden, das Unwesen wäre sicherlich nicht so weit gediehen, der gute Meister nicht im Gefängniß, wohl aber hier, unterstützt von uns, zugegen, um seine Anklager verstummen zu machen und zur Buße zu fordern wegen des teuflischen Undants, womit sie ihn zum Hause hinaus in's Elend gestoßen haben."

„Du lügst, ungetreue Schwester!" brausten die Söhne auf. „Du gibst falsch Zeugniß!" zeterte die Mutter. „Ist's unsere Schuld, daß er, geschreckt von unserer billigen Vorhaltung, wie schwarz er uns verläumdet, aus dem Hause lief, uns schnöde verlassend, um sich einzunisten bei der Ungerathenen, die ihn aufgestiftet hatte gegen sein und ihr eigen Fleisch und Blut?" — „Aber Gott ließ nicht mit sich scherzen," fügten die Söhne bei. „Die böse Schwester hat gedroht, des Vaters Erbe und seinen vorgeblichen zukünftigen Reichthum an sich allein zu bringen, und siehe, es bleiben nur taube Nüsse! Man höre unsern Schwager Willibald."

Der Aufgerufene, ein schmächtiges Männlein mit furcht'amer Stimme, versuchte, die Schwäger zu unterstützen, von der Unverträglichkeit und thörichten Lebensweise seines Schwiegervaters zu reden, und behauptete am Ende, indem er sich segnete, er habe, da er einst in des Vaters Stube eingestiegen, den leibhaftigen Satan

Digitized by Google

zwar nicht gesehen, aber doch gehört. „Den Satan, den leibhaftigen!“ riefen die Rathsherren, und das Getümmel wurde groß. Die Schneiderin warf ihrem Manne einen Blick zu, vor dem er erschrack; dennoch fuhr er zitternd fort: „Ja, schau mich nur an, Weib, schau mich an, wie du willst — es muß doch heraus, wenn du mir gleich verboten hast, es zu sagen. Aber gewiß und wahrhaftig ist, daß auf des Vaters Tische unter einem Wust von messingnen Stiften und Rädeln und Darmsaiten eine hölzerne Kugel oder dergleichen lag, worinnen es schnalzte und klapperte, als ob ein Thier darinnen arbeitete, wie ein Heber am Baum. Mich überfiel ein Grausen, als ich daran dachte, denn mir fiel ein, daß der Teufel alle Gestalten annehmen darf, und ich schlenderte, entspringend, die Kugel an die Wand. Ob sie zerbrochen oder nicht, ich weiß es nicht; hab' mich nicht umgesehen. Wohl aber ist, da ich mir ein andermal, nachdem mich mein Weib brav ausgescholten, ein frisches Herz gefaßt hatte und abermals in des Vaters Kammer gestiegen war, von der Kugel keine Spur mehr vorhanden gewesen.“

Die Schwäger des Schneiders versuchten, in dem Unsinn, den Letzterer vorgebracht, eine neue Bekräftigung ihrer Angaben aufzustellen, und eine große Anzahl der Rathsherren war nicht ungeneigt, dieselbe ebenfalls gelten zu lassen. Peters Tochter aber, vor Aerger und Betrübniß weinend, zürnte ihrem Ehevern entgegen: „O du ehr- und gottvergessener Mann! willst du nicht etwa gar den besten aller Väter an die Folter oder auf den Scheiterhaufen bringen? Ach, weh mir und allen Biedersleuten, daß der arme Unschuldige so viel Schmach auf sein Haupt häufen lassen muß, ohne sich mit einem geringen Wörtlein rechtfertigen zu dürfen!“ — „Wer sagt Euch das, junge Frau?“ begann der Richter, indem er die Glocke an der Wand zog; „die Herren von Nürnberg sind allzugerecht, als daß sie einen ihrer Burger ungehört verdammen sollten!“ — Ob dieser scharf gemeinten Rede schämten sich die Wohlweisen sammt und sonders ihrer ungestümen Voreiligkeit, die Sache im Hui abthun zu wollen, was sich für Richter und graue Häupter gar wenig geziemt. — Indessen ging eine der Seitenthuren auf und Meister Peter trat daraus hervor, eine abgehärmte, erschöpfte Gestalt, mit heiterer Unschuldsstirne und frommergebenen Augen. Doch spielte ein Zug schmerzlicher Bekümmernitz um seinen feingeschnittenen Mund. — Seine Tochter stieß einen Schrei der Freude aus; die Ehefrau, die Söhne, der Eidam schauten erschreckt zu Boden.

(Fortsetzung folgt.)

Zur Sittengeschichte.

Kellermädchen.

In Frankreich waren ehemals Barischerinnen (barbières, barbistonstrices) ganz gewöhnlich; auf dem Lande kommen sie noch vor. Wie viel weniger wird es also dort von Alters her an Aufwartemädchen gefehlt haben! Wenn dies auch sonst nicht bekannt wäre, so erfahren wir es von Erasmus von Rotterdam, da, wo er in seinen Gesprächen, betn „goldenen Werk,“ französische und deutsche Gasthäuser so launigt mit einander vergleicht. Wie köstlich stellt er die flinken, glatten Lyoner Aufwärterinnen, welche den Fremdling wie einen geliebten Bruder behandeln, den kümmerhaften deutschen Hausknechten gegenüber, deren Refrain immer lautet: „wenn's Euch so nicht behagt, fehrt Euch nach einem andern Wirthshaus um!“ Dieses Bild deutscher und französischer Wirthschaft im sechzehnten Jahrhundert mahnt einen an ein Tizianisches Porträt: es muß getroffen seyn. Auch in diesem Punkt, wie in so vielen andern, hat sich das Kostüm in beiden Ländern uniformirt; aber aus dieser, von der Kultur hergewehrenen Hülle spricht einen der beiderseitige Nationalcharakter noch immer eben so deutlich an, als aus jenem derben Gemälde. Wenn man das Gespräch des Erasmus liest, von dem hier die Rede ist (diversoria), fühlt man deutlich, wie Unrecht die jetzige Welt hat, uns um wie viel Genuß und um wie manches Förderungsmittel sie sich bringt, indem sie die Literatur einer Zeit so ganz vernachlässigt, mit deren Kunst sie so viel, oft unnütze Spielerei treibt.

Zu Ende des sechzehnten Jahrhunderts war weibliche Aufwartung in deutschen Gasthöfen und Schenken noch ganz unbekannt. Ausdrücklich bemerkt dies der vielgewanderte Heberer,* wenn er von Böhmen meldet: „wie dann im ganzen Königreich brauchlich, daß auffralt der Hausknecht und Schenken, die die Wärth in Teutschland brauchen, in Bochmen Mägd zu dem auftragen an Wein, Bier und Essen geordnet und gedinget werden, denen man auch von dem Wein und Bierschenken den Namen gibt und sie Schenkirschaka nennt.“ — Die Gewohnheit weiblicher Bedienung in den Schenken scheint von Böhmen zuerst nach Oesterreich gewandert zu seyn, und von da nach Bayern, Schwaben und andern deutschen Ländern. So häufig als in Tyrol findet man jetzt die Kellnerinnen wohl nirgends; dagegen hat Italien dieser Sitte am längsten widerstanden.

* Servitus negyptica. 1610. S. 333. Heberer war 1592 in Böhmen.

Korrelpondenz-Nachrichten.

Paris, December.

(Schluß.)

Theater. Neue epische Gedichte.

Darin bleibt V. Hugo den von ihm selbst vorgeschriebenen Regeln getreu, daß er die schneidendsten Contraste mit einander vereinigt, weil, seiner Behauptung nach, die Natur dergleichen Contraste immer zusammenwürfelt. In Hernani stand ein Straßenräuber dem mächtigen Kaiser Karl V. gegenüber; hier in Ruy-Blas zündet der Dichter eine Liebe

Digitized by Google

zwischen einem Lakaien und einer Königin an. Nach eben diesem Grundsatze soll sich das Groteske immer mit dem Ernsthaften, sogar Tragischen vereint finden, und so hat sich denn der Dichter die größte Mühe gegeben, ein grotesques Element in die bis zum Tragischen ernsthafte Handlung zu bringen. Aus dieser falschen Theorie ist nun ein Stück entstanden, bei welchem das hochpoetische Talent V. Hugo's nothwendig scheitern mußte. Ein Theaterkritiker macht die Bemerkung, bisher habe man glauben können, V. Hugo verirre sich nur, jetzt aber müsse man ihn für verloren halten. In der That hat er in dem letzten Stücke seine ganze dichterische Kraft aufgeboten, und doch nur eine Mißgeburt hervorgebracht. Man kann nicht mehr annehmen, es sey ein einzelner Irrer ihnen das Dichten; er selbst gestehet, daß er nach gewissen Grundsätzen handle. — Als ein Vermittler zwischen der alten klassischen und der neuromantischen Dichterschule war bisher Casimir Delavigne aufgetreten. Er hatte einiges Gute von der neuern Schule angenommen, war sonst aber im Style und in der Anlage seiner Theaterstücke den klassischen Regeln treu geblieben. Nun ihm wurde kurz nach Erscheinung des V. Hugo'schen Ruy-Blas ein neues Schauspiel auf der Bühne des Théâtre français gegeben: „la Popularité," das schon lange angekündigt gewesen war und das man begierig erwartet hatte. Dieses Stück, in welchem Dlle. Mars eine Hauptrolle übernommen hat, ist politischen Inhalts und soll die Neigungen der politischen Parteien in Frankreich darstellen, wiewohl der Dichter die Handlung nach England verlegt hat und sie unter der Regierung Georgs III. vorgehen läßt. Eine politische Komödie ist selten sehr belustigend, auf der Bühne sowohl, als außerhalb derselben. Sheridans „Lästerschule" enthält auch viel Politisches, aber der Dichter hat doch auch andere Elemente hineingelegt. Dazu kommt, daß Cas. Delavigne, der früher vom Herzoge von Orleans, dem jetzigen Könige, eine Stelle bekommen hatte, dem Hofe treu geblieben ist, und daher sich zur politique du juste milieu zu bekennen scheint, was wieder Vielen nicht behagt. Dieses Stück ist daher auch in den unabhängigen Tagesblättern streng beurtheilt worden, und einige haben zu gleicher Zeit in allen Stücken des Dichters seinen Mangel an Erfindung nachzuweisen gesucht. Jedoch gesteht man allgemein dem Dichter die Gabe einer sodnen Sprache und einen sehr gelänterten Geschmack zu, zwei Eigenschaften, welche V. Hugo fehlen, obschon dieser in seinen lyrischen Gedichten sich als einen großern Dichter gezeigt hat. — Einige andere neue Stücke, wie Ancelots Maria Padilla, haben eine Zeitlang auf der Bühne des Théâtre français einigen Beifall erhalten, scheinen jedoch den Winter nicht überleben zu können. Wahrscheinlich geben sich nun die Klassiker alte Mühe, ihre Stücke anzubringen und Rachel zu bewegen, eine Rolle in denselben anzunehmen. Bisher hat sie sich nur in den ältern Stücken gezeigt, und kein lebender Dichter ist noch so glücklich gewesen, sie in einem seiner Stücke auftreten zu sehen. Wenigstens wird sie wohl thun, wenn sie sich an das ältere Repertoire hält und die Stücke der klassischen Nachbeter desselben bei Seite läßt. — Die beiden Boulevardtheater, Ambigu comique und Gaité, obschon sie nachmainder banteroit geworden sind, leben noch immer von Melodramen; manche jungen Dichter, welche ihre Stücke am Théâtre français nicht anbringen, wenden sich an diese Theater und schreiben Melodramen, um doch „gespielt" zu werden. So hat ein Dichter, Namens Boucharday, einen „Glöckner von St. Paul" geschrieben, welcher den Habitués des Gaitétheaters sehr zu behagen scheint, denn man hat ihn wenigstens schon fünfzigmal gegeben und gibt ihn noch immer fort. Dagegen hat das Ambigu comique seine „Hunde auf dem St. Bernard," die auch nicht zu mißfallen scheinen. Das arme Vaudeville sucht noch immer einen Platz, um statt des abgebrannten Theaters ein neues zu errichten. Im Innern der Stadt stehen die Häuser so gedrängt, daß der zu einem Schauspielhause erforderliche Raum nicht zu finden ist. Auch sind schon mehrere Schauspieler zu andern Theatern, auf welchen ebenfalls Vaudevilles aufgeführt werden, übergegangen. Es heißt nun, das Vaudeville werde sich einstweilen in dem Gymnase musical auf den Boulevards aufsedeln; dieses Gymnase war vor einigen Jahren mit der Absicht errichtet worden, daselbst beständige Abendconcerte zu geben. Die Spekulation schlug aber fehl, und seitdem steht dieses Haus leer. Es könnte also sehr wohl dem abgebrannten Vaudeville dienen. Es ist zwar klein, als kein das Publikum, das so viele andere Schauspiele hat, wird auch nicht groß seyn, zumal das Gymnase dramatique, ein Nachbar des Gymnase musical, auch nichts als Vaudevilles aufführt. Wenn das Pariser Volk bloß von Schauspielen leben könnte, so wäre es glücklich; denn in allen Gegenden der Stadt und in der sogenannten Banlieue wird es mit Schauspielen bewirthet, und obschon die französische und italienische Oper nur dreimal in der Woche zu spielen pflegen, so geben sie den Winter hindurch an andern Tagen noch außerordentliche Vorstellungen. So daß es wahrlich eine mühsame Sache ist, keine merkwürdige Vorstellung auf irgend einem Theater zu versäumen. Die Theaterkritik ist hier keineswegs schonend, und zeigt oft das Leere und Nichtige so vieler neuen Theaterprodukte, die Schlag auf Schlag erscheinen und zum Theil eben so schnell wieder verschwinden. Zuweilen bewirken zwölf Zeitungen an einem und demselben Tage, daß ein neues Stück schlecht ist, und dennoch hat es seine Zuschauer, wenigstens eine Zeitlang; ein Beweis, daß bei den Parisern das Bedürfniß, Schauspiele zu sehen, alle andern Betrachtungen überwiegt. Freilich ist die Theaterkritik nicht immer gerecht und lobt oder tadelt zur Unzeit; auch fehlt es selten den Theaterdichtern an Freunden, welche in einem Blatte herausstreichen, was in einem andern herunter gemacht wird. Somit heben die entgegengesetzten Wirkungen der Theaterkritik einander auf. — Ungeachtet des allgemeinen Hanges zum Positiven, Rechten und Materiellen behauptet doch die Dichtkunst ihr Recht, und es fehlt so wenig an neuen epischen Gedichten, als an lyrischen, satirischen und scherzhaften. Der alte General Dupon, den Napoleon nach der Kapitulation von Baylen einsperren ließ und den Ludwig XVIII. zum Kriegsminister machte, hat ein furchtbar dickes Epos: die Kriegskunst, bei Didot drucken lassen; der arme Mann ist schon seit Jahr und Tag an den Folgen der von ihm besungenen Kunst hettlägerig; das heißt doch wahrlich seinen Sieger verherrlichen! Ein anderes Epos: Ferdinand Cortez, von dem ehemaligen Gesandten Roux de Rochelle, besingt auch ein großes Uebel; der Dichter ist jedoch für seinen Helden und dessen Nation nicht so eingenommen, daß er nicht auch deren Uebelthaten angeben sollte. In diesem gut geschriebenen Gedichte kommen schöne Stellen vor. Eine sonderbare Erscheinung ist die Némesis medicale, eine Reihe von vier-und-zwanzig Satiren, worin der ungenannte Dichter die Aerzte und Apotheker geißelt, und wovon bereits eins und-zwanzig erschienen sind. Vierundzwanzig Satiren auf zwei Klassen von Menschen mag wohl Manchen zu viel scheinen. Es gibt aber in einer Stadt wie Paris so manchen Charlatanismus in der Heilkunde, daß dem Satiriker bisher der Stoff nicht ausgegangen ist. Vielleicht komme ich auf diese Satiren ein andermal zurück. Dg.

Beilage: Literaturblatt Nr. 2.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

№ 5.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Sonnabend, den 5. Januar 1839.

— At this hour
Lie at my mercy all mine enemies;
Shortly shall all my labours end. —
Shakespeare.

Der Nürnberger Sophokles.

(Fortsetzung.)

„Habt Ihr gehört, Meister Peter Hele, was Eure Angehörigen gegen Euch als Klagearticul aufgestellt haben?" fragte der Bürgermeister. — „Ich wollte, ich hätte es nicht hören müssen," antwortete der ehrliche Vater und hustete verlegen, um seine Thränen zurückzuhalten; „doch weiß ich, daß ihnen Alles, was sie gesagt haben, leid thun wird, und bin dann gern bereit, Alles zu vergessen. Unverdiente Beleidigungen werden leichter verziehen, als verschuldete, und wenn mir, dem Vater und Bürger, irgend eine Kränkung davon im Herzen zurückbleiben könnte, so wäre es nur das Bedauern, daß ein fünfzigjähriges Leben voll Einfalt, Berufstreue, Gottesfurcht und Liebe zu Weib und Kindern keine Bürgschaft für meinen redlichen Willen und nüchternen Verstand zu leisten im Stande gewesen sind. — Nun aber, liebe Herren, will ich euch, da endlich die Zeit gekommen, frei und redlich bekennen, was mir im Sinn gelegen und Anlaß zu argem Mißverständniß gegeben."

„Es ist euch nicht unbekannt, daß ich von Jugend auf neben meinem vom seligen Vater ererbten Handwerk die Mechanik, die wundervolle Kunst, fleißig gelernt und betrieben habe. Ich bin ihr sogar auf meiner langen Wanderschaft in deutschen und welschen Landen treu verblieben, so gut es seyn mochte. In Florenz habe ich dazumal den geschickten Silberschmied Jessada kennen gelernt und manche Heimlichkeit, die meinem Handwerk förderlich, von ihm erfahren, bin auch sein rechter Freund geworden und geblieben bis auf diese Stunde. Nachdem ich nun schon seit vielen Jahren daheim mich gesetzt, ein Weib genommen, Kinder erzielt und in den Mühen des Lebens Welschlands schier ganz vergessen hatte, ist besagter Jessada auf einmal in dieser Stadt und in meinem Hause erschienen; es mag allerdings gerade vor oder gleich nach der Lichtmeß gewesen seyn; hat mich im Vertrauen begrüßt und gesagt, er käme, mir als einem wackern deutschen Künstler, den er genau kenne, einen Vorschlag zu machen. Es sey nämlich in seiner Vaterstadt ein weiser Mann auf den Gedanken gerathen, ein Instrument, das die Zeit anzeige, wie die Schlaguhren thun, im Kleinen zu verfertigen, so zwar, daß ein jeder gute Mann es bei sich in den Kleidern tragen und beständig zu Handen haben möchte, ohne alle Beschwerde. Der weise Künstler habe auch etwelche jener Zeitmesser verfertigt, doch sey er darüber gestorben und sein Werk nur in die Hände von Wenigen gekommen, hauptsächlich weil der Preis dafür gar zu hoch angesetzt worden. Jessada, im Besitz eines solchen Kunstwerks, hatte den

Digitized by Google

Anschlag gemacht, die Erfindung nach Deutschland zu bringen, und zur Verrichtung seines Vorhabens war freilich Nürnberg der beste Ort und meine ihm bekannte, wiewohl geringe Kunst ihm die gelegenste."

„Begierig, diesen Kindern, deren zwei mich als einen Wahnsinnigen angeben —" die Stimme versagte schier dem Biedermann bei diesen Worten, vor Wehmuth und Thränen — „begierig, ihnen eine rechtschaffene Habe zu hinterlassen und der Menschheit einen Dienst zu erweisen, ergriff ich hastig den Vorschlag des guten Florentiners und erbot mich, nachdem ich die kleine tragbare Uhr besehen, so weit es angehen mochte, ohne sie zu verderben, mit frischem Muth und Vertrauen auf Gottes Hulfe die Erfindung nachzumachen und zu bessern, wo dieses vonnöthen. Sodann machten wir zusammen einen Vertrag. Jessada sollte, während ich an die Arbeit ging, mit seinem Uebrlein im Reich und in Holland, Frankreich und England umherziehen und Kundschaft und Abnehmer suchen, nach einem Jahre jedoch wiederkehren und die Waare holen, um sie den Käufern zuzustellen. Ein leichtsinniges Versprechen von meiner Seite! Der ich die Zeit zu meiner Taglöhnerin machen wollte, wurde gar sehr von ihr überflügelt. Manche Proben gelangen nicht, meine Skrupel wuchsen von Tag zu Tag, ob ich denn auch mein Versprechen halten möchte; mit meinen Zweifeln wuchs auch meine Angst riesengroß. Der Termin rückte immer näher heran, und noch war nichts gethan. Diese heimlichen Qualen mögen mich wohl unleidlich und dem Anschein nach zum halben Narren gemacht haben. Die plötzlich erwachenden Peinigungen, Hinterlisten und Vorwürfe der Meinigen hätten mich beinahe im Ernst zum Thoren gemacht."

Der Meister hielt inne und athmete seine beklommene Brust aus. Tröstend umfing ihn seine Tochter, deren Hände und Stirne er streichelte. Die Mutter schlnzte bereuend in ihr Tuch; die Söhne wußten vor bösem Gewissen nicht, wohin sie die Blicke wenden sollten. „Gebt diesem wackern Bürger und Hausvater einen Sitz, daß er ausruhe!" befahl der Richter. Die Rathsherren murmelten durcheinander, die einen Worte der Rührung, neugieriger Verwunderung die andern.

Nach kurzer Unterbrechung erhob sich Peter Heim wieder, die Ruhe stellte sich her, gefaßt und freudig, mit besonnenen Zügen redete der Meister ferner: „Es möchte wohl gefragt werden, warum ich so lange Zeit hindurch mein Herz Niemanden geöffnet, nicht einmal den Meinigen? Hier sey mir nur, und zwar zum Lob und Preis unserer theuern Vaterstadt, erlaubt zu sagen, daß in Nürnberg tausend und aber tausend geschickterte Leute leben, als ich bin, und daß bei ihrem feinen Witz ein einzig Wörtlein des Vertrauens hingereicht, um ein Handwerksgeheimniß zu verrathen und, wie man zu sagen pflegt, die Geis in einen andern Stall zu treiben. Vor meinen Nachbarn und Freunden mußte ich also, mir selbst der Nächste, schweigen. Nicht minder mußte ich's vor den Weibern. Ihr Ohr wackt freilich stets, aber ihre Zunge ruht nimmer. Gleichfalls mußte ich schweigen gegen die Söhne, deren Keiner ein Funklein Lust und Geschick zur Kunst der Mechanik und zur Mathematika besitzt. Sie hätten nicht gefaßt, was ich gewollt; ich kenne sie wie mich selber. Wenn ich erfunden hatte, was ich wollte, war noch immer Zeit, brauchbare Handarbeiter für meinen Zweck aus ihnen zu ziehen, und auch der Ruhm blieb ihnen ein fast unverkümmertes Erbe: die Nachwelt hält sich an die Jungen und vergißt der Alten gar leicht. — Auch meinem gnädigen Herrn und Richter durfte ich nichts plaudern, eben weil ich sogar den Meinigen Alles verschweigen hatte, und weil es eine Schande für einen ehrlichen Hausvater wäre, Fremden zu gestehen, was er seinem eigenen lieben Weibe vorenthielt. Sucht daher in meinem trotzigen Schweigen kein Zeichen der Thorheit, ihr Herren, und da ich einmal hier stehe, um mein bischen Vernunft vor euch zu vertreten, so haltet mich auch nicht für einen Thoren, weil ich von Hause zum Esdam und von diesem in's Gefängniß stob. Warum das Erstere geschah, wißt ihr schon; warum das Zweite, sollt ihr vernehmen. Der neugierige Schneider hat mir die Uhr verdorbt, die ich bereits zusammengesetzt hatte. Ich fand das Werk mühseliger Tage und Nächte zertrummert. Was konnte ich ferner in jenem Hause hoffen? So wie sich die ersten Klausner in die Wüste begeben, so begab ich mich in die stille Haft. Dort — Gottes Name sey gepriesen! — half mir ein unsichtbarer Engel, daß ich nicht nur wieder herstellte, sondern auch namhaft verbesserte, was der Willibald mir verderbt hatte. Um es kurz zu sagen, ihr Herren: meine Zuversicht ist nicht zu Schanden geworden; Gott ließ mich vollbringen, was ich mir vorgenommen hatte. Mein Weib, meine Kinder, meine liebe Stadt, die der Herr stets behuten möge, sie werden mit dem Meister Hele zufrieden seyn, und Jessada mag nun kommen, wann er will. Die Uhr ist fertig, und während die Florentinerwerke nur zwölf Stunden zeigen und dann ablaufen, zeigt und schlägt das meinige vierzig Stunden ohne alle Beschwerde."

(Schluß folgt.)

Ferienwochen.

(Fortsetzung.)

Als wir am Abend am linken Saoneufer nach Lyon gingen, hatten wir Mühe, durch die froh aufgeregte

Digitized by Google

Menge zu kommen. An diesem Tag ist nichts von der Lyoner Seidenindustrie und ihrem Glanz unter den Fabrikanten und ihrem Elend unter den Arbeitern zu finden. Es wohnen da lauter wohlhabende Bürgersleute, die mittel- und unmittelbar mit dem lebhaften Wassertransport auf der Saone zu thun haben und in der Woche viel arbeiten müssen. Daher suchen Groß und Klein Sonntags, bis an den späten Abend, ihres Lebens recht froh zu werden, jedes Geschlecht und Alter auf seine Art. Die bejahrten Leute sitzen in größern und kleinern Kreisen kosend und scherzend vor ihren Thüren, und da sieht man Greise, die den Frauen noch gern Galanterien sagen, wenigstens immer Artiges vorzubringen wissen; ferner runde, dicke Frauen, anständig und modest, die mit Witz und Laune dazwischen reden. Nur in diesem Alter muß man überhaupt in Frankreichs großen Städten die Leute suchen, die an das alte, heitere, lustige, höfliche und galante Volk erinnern, das seit der Revolution ausgestorben scheint. Wer da bis 1804 nicht ein kleines Kind oder aber ganz herangereift war, hat einen zu tiefen und herrschenden Eindruck von jener Zeit erhalten, um ihn nicht für sein ganzes übriges Leben fortzubewahren. Darum sind die Vierziger in Frankreich gewöhnlich so ernst, die Sechziger und Siebziger hingegen altfranzösisch heiter und guter Dinge. Dies war auch hier recht zu bemerken. Die jungen Leute wissen nichts Rechtes anzufangen, wenn nicht ein Geiger kommt, der ihnen zum Tanz aufspielt, wo sie dann Contretänze polterig und steif genug an einander abspringen, als wenn's eine Arbeit wäre, die nun einmal abgethan werden müsse, koste es auch was es wolle. Wir kamen unter andern an einem Tanzkreis vorüber, wo ein kleiner Junge von höchstens zehn Jahren auf einer Bank stand, auf einer schlechten Violine spielte und dabei mit großem Ernst die Tour commandirte, welche Tänzer und Tänzerin mit eben so viel Ernst abhopsten. Heitere junge Leute sahen wir nur in einigen Kreisen vor den Thüren. So viel aber ist gewiß, bei alle dem herrschte viel mehr Anstand und Decenz, als bei uns in Deutschland; nichts Ledernes, Grobes und Gemeines, besonders nichts Zweideutiges. Die Mamas gingen verständig ab und zu, um nachzusehen, ob auch Alles hübsch in Ordnung vor sich gehe, warfen auch manchmal ein Wort darein, und ihnen wurde immer mit Respekt begegnet.

Uns gegenüber auf dem rechten Saoneufer lag ernst und düster die Pierre-Scize (vom Lateinischen Petra scissa), ein Felsen, von dem Agrippa die großen Steine zu seinen vier mächtigen Heerstraßen brechen ließ, die bei Lyon, dem römischen Hauptsitz in Gallien, zusammenliefen. Eine führte von hier durch das Vivarais über die Cevennen nach den Pyrenäen, eine andere nach dem Rhein, die dritte durch das Beauvoisis und die Picardie nach dem Ocean, die vierte endlich in das Narbonensische Gallien, nach Massilia und an die mittelländische Meeresküste. Ueber diesem malerischen, den Strom beherrschenden Felsen lag, wie früher gesagt, ein festes Schloß, wo lange die Erzbischöfe von Lyon wohnten. Zur Zeit der Liga hielten hier deren Anhänger viele angesehene Einwohner der Stadt gefangen, unter dem Vorwand, sie seyen Royalisten, eigentlich aber nur, um Geld von ihnen zu erpressen. Einer derselben entkam mit Hülfe der seidenen Strickleiter, die ihm seine Frau in einer großen Weinflasche in's Gefängniß gebracht hatte. Der Herzog von Nemours saß lange hier, weil er einen Versuch gemacht hatte, sich Lyons und der benachbarten Provinzen gegen die Liga zu bemächtigen. Er stellte sich krank, sein Kammerdiener mußte sich in sein Bett legen, er aber zog dessen Kleider an, setzte seine Perrücke auf und übernahm mehrere Tage die schmutzigsten Dienste des Dieners. So eilte er einmal mit einem Becken, das er schnell leeren zu wollen schien, durch die Wachen und entkam glücklich. Auch andere berühmte Leute saßen hier gefangen; so Ludwig Sforza, Herzog von Mailand, sein Bruder Ascanius, der Baron Adrets, auch der Kanzler de Thou und Cinq-Mars, ehe sie auf Befehl Richelieu's (1642) enthauptet wurden. „Es geht ein düsterer Geist durch dieses Haus." Jetzt ist ein Plan im Werke, die Pierre Scize zu einem der schönsten Punkte in Lyon zu machen, was um so nöthiger ist, da hier der Eingang zur Stadt nichts weniger als anmuthig und des reichen Lyons würdig heißen kann. Da man mit dem Ausbrechen der Steine bis in die Mitte des Felsens gedrungen ist, der hier durchaus sehr hart und aderig scheint, so will man nun nicht mehr in dieser Richtung fortfahren, sondern die Vorderseite des Felsens erhalten und mit dem Steinbrechen Seitenwege einschlagen. Diese Vorderseite aber kann zugehauen und ihr eine monumentale Form gegeben werden, z. B. die Gestalt eines Thurms, einer Pyramide oder eines Felsens, von dem sich Wasser herab in die Saone stürzt. Nördlich in geringer Entfernung sind reichliche Quellen, die im Sommer nicht eingehen, wie die auf der andern Seite von Lyon. Diese sollen nun zu einem Wasserfall von siebzig Fuß Höhe vereint werden. Möge es mit diesem schönen Projekt nicht gehen, wie mit so manchem andern in Lyon, wo persönliche Rücksichten oft der Ausführung der besten Plane in den Weg treten.

(Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

Zur Sittengeschichte.

Moden im Mittelalter.

Von jeher haben bei uns die Länder, welche nächstens ander im Rufe besonderer Raffinerie standen, in den feinen Sitten und Formen des Lebens den Ton angegeben. Das anspruchsvolle Mode-wesen der Vornehmern ist fast so alt, als die Anfänge der christlichen Kultur im Abendlande, und jedes Jahrhundert hat sich selbst verkündet, indem es, mit mehr oder minder billigem Rückblick auf eine vermeintlich bessere und einfachere Zeit, an sich bitter Modesucht und Sittenverderbniß rügte. — Im zehnten Jahrhundert war es in Deutschland sehr stark Mode, zu gekreuzigen. Die griechische Gemahlin Kaisers Otto I., † 975, Theophania, scheint hiezu viel beigetragen zu haben. Sie führte bisher unbekannte griechische Trachten ein und vermehrte überhaupt die Ueppigkeit. Daher die Mönchssage, sie sey einem Raune erschienen und habe gesprochen: „Ich bin Otto's Gemahlin und lebe nun in Qualen, weil ich überflüssige Weiberzierden aus Griechenland eingeführt." * — Im Leben eines Heiligen aus dem genannten Jahrhundert wird bemerkt, daß selbst viele Pilger oder andere Landstreicher in München: „und sogar in griechischer Tracht" in Städten und Klöstern umherzogen. Auch die deutschen Geistlichen hatten bisweilen gottesdienstliche Kleider nach griechischem Schnitt, Bardo, Kurfürst von Mainz, † 1051, schickte noch als Abt einen Bischof „saeculo ex lana graeco factum opere." Besonders suchten auch die Künstler in Allem griechisch zu seyn. Namentlich schrieben sie Alles mit griechischen Buchstaben; so ist das berühmte Kreuz in Bamberg, das von Heinrich II., † 1024, verrühren soll, mit griechischen Buchstaben beschrieben, aber voll der gröbsten Schnitzer. Wurde doch neunhundert Jahre später unter Anderm auch das Byzantinische in der Malerei wieder Mode! — Man hatte auch griechisches Tafelgeschirr; Erzbischof Bruno, Otto's I. Bruder, vermachte dergleichen in seinem Testament.

Schon unter Heinrich III., † 1056, kamen französische Kleider nach Deutschland; man belobnte Kriegsthaten damit, Loricis et palliis, mastrugis (Pelzkleider), renonibus advectis de Gallicis etc. dotatur splendide victrix militia. **

Nach neun Jahrhunderten der christlichen Zeitrechnung war Byzanz die herrschende Hauptstadt der Moden, nach weiteren neun ist es Paris; wo wird nach der gleichen Spanne Zeit Europa seine Muster der feinen Lebenskunst holen?

* Othloni liber visionum, vis. 17.

** Benzo in Panegyr. in Henricum III.

Korrespondenz-Nachrichten.

Prag, December.

Hombopathie und Hydropathie.

Wenn man den Böhmen den Vorwurf macht, daß sie neue Erfindungen erst spät und ungern anzunehmen pflegen, so darf derselbe doch ja nicht auf die Verbreitung medizinischer Systeme angedehnt werden, welche vielleicht in keinem Lande der Welt mit solchem Heißhunger ergriffen werden, als eben bei uns. Die Humoralpathologie und das Brownsche System verschwinden zwar in den Nebeln des vorigen Jahrhunderts, und was wir noch davon wissen, beruht meist, wie die Urgeschichte der Menschheit, auf mündlichen Traditionen, da wir keine umfassenden medizinischen Annalen besitzen; doch erinnere ich mich noch sehr wohl aus meinen Kinderjahren, daß in manchen Familien zu gewissen Jahreszeiten regelmäßig purgirt und Blut gelassen werden mußte, als Präservatio für das ganze Jahr, und ein biesiger Arzt curirte seinen kleinen Sohn mit lauter Weinsuppen vor der Zeit in den Himmel hinein. Minder freundlich wurden die Kuhpocken empfangen, vielleicht, weil sie, als eine medizinisch-polizeiliche Anstalt, von der Regierung ausgingen, wobei nicht zu übersehen ist, daß der erste Direktor der Schutzpockenanstalt ein Prager Arzt von großer Praxis war, der zwei Werke gegen die Kuhpocken geschrieben, und dieselben in seiner Familie bildete, welche seiner ärztlichen Hülfe genoß. Daher mag es wohl kommen, daß Böhmen die Rarität eines pockengrubigen Antlitzes auch noch später als andere Länder aufzuweisen hat. Desto mehr wurden die beiden großen Tendenzen der letzten Jahrzehnte: die Homöopathie und das kalte Wasser, mit offenen Armen empfangen. Die größten Beförderer der erstern sanden sich unter der israelitischen Aristokratie, welche man beschuldigte, der Umstand, daß man bei dem System der Homöopathie nur den Arzt, und nicht auch den Apotheker bezahlen dürfe, trage viel zu der Vorliebe für dieselbe bei. Der erste Apostel Hahnemanns war ein ziemlich wunderlicher Jüngst des Aeskulap, der Feldstabsarzt M., der von jeher gerne Versuche anstellte, und wahrend dessen Anwesenheit als Regimentsarzt in Neuhaus der Friedhof eine Erweiterung erhielt, der man den Namen der „M.schen Anlagen" erhielt hatte. Wenn theils das bizarre Wesen des ersten homöopathischen Hombopathen, theils die pedantische Strenge seiner medizinischen Disciplin Anfangs noch Manchen von ihm und seiner Methode abschreckte, so erhielt er bald zwei tapfere Alliirte an dem Verbot der Regierung und dem damaligen Defizit der medizinischen Fakultät, der jenes Verbot mit aller Strenge geltend machte, für den das homöopathischen Arzt Sportmanen erfann, und sich von seiner Leidenschaft zu Verfolgungen hinreißen ließ, die M's. Anhang von Tag zu Tag vergrößerten, und durchaus zu keinem Ziele führen konnten, weil damals schon Personen aus des Kaisers nächster Umgebung sich mit jenem in Korrespondenz gesetzt und ihre Uebel homöopathisch kuriren ließen. Das Halbdunkel, in dem das neue System waltete, hatte jedoch den Nachtheil, daß manche Unwissende und gewissenlose Skribner in Hygiea's Herrschaar gleich Amphibien in beiden Gebieten wirkten; und da nun viele Kuren verunglückten, dazu das anerzogene Verbot später aufgehoben wurde, so zählen sich zwar noch viele Familien zu den Anhängern des leidem medizinirten Systems, im Durchschnitt aber ist die Homöopathie aus der Mode gekommen und hat der Hydropathie Platz gemacht, die in den letzten Jahren auf eine wahrhaft kolossale Weise um sich griff. Schon vor ungefähr dreißig Jahren hat ein zweiter Doktor Sangrado in Wien die Wunder des kalten Wassers ausposaunt; doch verhallte seine Stimme inmitten der Weinflüsser, und er schaut viel leicht jetzt aus Elysium wonnevoll auf Oertel und die übrigen Apostel des wässerigen Heilsystems herab, welche seine Weisheit erst der Welt begreiflich gemacht haben.

(Fortsetzung folgt.)

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

№ 6.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Montag, den 7. Januar 1839.

Den Lebenswürd'gen soll der Tod erbeuten?
Ach! wie verwirrt solch ein Verlust die Welt!

Goethe.

Chamisso ist todt!

Die Sonne sank, ich stand auf dem Balkone,
Das Herz voll stiller, inn'ger Seligkeit.
Der Abendstrahl lieb schmeichelnd der Citrone
Noch vor der Reife ihr goldschimmernd Kleid;
Der Oleander streute Purpurglocken,
So oft der Wind ihn leisen Hauchs berührt,
Wenn er der Wölkchen duft'ge, ros'ge Flocken,
Die Kinderangeln gleichenden, entführt.

Tief schlummerte der Golf: er glich der Schale
Des purpurdunkeln Weins voll bis zum Rand,
Und wie Demanten blitzte am Pokale
Der dichtverwebten Städte schimmernd Band.
Als ob das Opfer wieder sich bereite,
Und nur gewärtig sey des Priesters Ruf,
Stand auch dem Becher der Altar zur Seite,
Der ewig rauchumhüllte — der Vesuv.

Die Glocken läuteten zum Engelsgruße;
Hin über's Meer schwamm zitternd leis' ihr Schall,
Und weckte jenseits an des Berges Fuße
Der Schwesterklänge matten Wiederhall.

Und gleich den Stimmen südwärts ziehnder Schwäne,
Verworren rauh, und doch voll Melodie,
So tönte von dem Bord der fernen Kähne
Der Schiffer Wechselsang: Ave Marie!

Ich träumte süß. Vergangnes war vergangen,
Spurlos des Leids Erinnerung entrückt;
Des Lebens Zauber hielt mich hold umfangen,
Das Herz verlangte nichts — es war beglückt.
So schaukelt auf des Meeres tiefblauem Spiegel
In sel'ger Sicherheit das schwanke Boot —
Da zuckt der Blitz. — Ein Brief — ein schwarzes Siegel!
Woher? — Von Hause. — Chamisso ist todt! —

So ernst gemeint war also deine Mahnung,
Als jüngst ich reisefreudig von dir schied?
So tief war sie gefühlt die Grabesahnung,
Die oft wie Geisterhauch durchweht dein Lied?
Wahr, wahr! — Die Lippe, die der Kuß der Musen
Geheiligt, ist verstummt. Des Sanges Glut
Verglomm. Das Herz, das stets im siechen Busen
Voll Lieb' und Milde schlug für All' — es ruht! —

Zu Füßen rauschte wild des Volks Gedränge
In roher Lust, in Klag', in gellndem Zank;
Zerrissen wehten Mandolinenklänge,
Nachtfaltern gleich, den stillen Golf entlang;

Digitized by Google

Um des Vesuvs in Schlaf gewiegten Krater
Verschwamm das letzte müde Abendroth —
Ich weinte still: Mein einz'ger Freund, mein Vater,
Mein Chamisso, mein Chamisso ist todt! —

Neapel den 24sten September 1838.

Franz Freiherr Gaudy.

Der Nürnberger Sophokles.

(Schluß.)

Hele langte in den Busen und zog daraus das erste sogenannte Nurnberger Ei hervor. Aller Augen richteten sich staunend auf das kleine Meisterstück, das so eben die Mittagsstunde mit feinen, schwirrenden Schlägen anzeigte, und stetig pochend wie der Holzwurm die fliehende Zeit begleitete. Die Senatoren sprangen von ihren Sitzen auf, die Schranken öffneten sich vor dem Meister. In der Mitte des zusammengetretenen Kreises der Rathsherren zeigte und erklärte er sein kunstvolles Werk. Seine Tochter durfte bei ihm stehen. Das Weib, die Söhne waren ausgeschlossen und Niemand kümmerte sich um sie.

Mit geschwätziger Begeisterung rief der Meister voll Zufriedenheit: „Bewundert nicht, ihr Herren, mein geringes Stückwerk. Laßt mich dem Himmel dafür danken, denn des Herrn der Welt fromme Betrachtungen haben mir bei der Arbeit geholfen. Da ich dieses lebendige Ei fertigte, dachte ich an den Ursprung aller Wesen und an das unsichtbare Ding, ohne welches wir nicht seyn könnten: an die Zeit. Der weise Florentiner und ich nach ihm, wir haben die Stunden gefangen genommen; bald wird ein Jeder Herr und Meister der Zeit seyn können und wissen, wann Sonn' und Mond abwechseln, wann die Planeten auf- und niedersteigen und wie der geheimnißvolle Zodiak unsern Weltlauf regiert. Die Uhr wird seyn eines Jeden Gewissen, das ihm anzeigt die verlornen, die benutzten und die gewonnenen Stunden. Sie wird seyn der Trost eines Jeden, denn er wird zählen können die flüchtigen Stunden des Glücks, und mühig nachrechnen die bleiernen des Unglücks, die zwar unbeweglich scheinen, aber dennoch gottlob fortschreiten, wie die übrigen. Der Leidende wird seine Genesung, der Gefangene seine Erlösung, der Sterbende die Stunde des Paradieses an diesem Zeiger voraussehen können. Der Priester wird nicht der Gebetzeit, der Richter nicht seines Amts vergessen und der vielen bittern Augenblicke, die ein Beklagter erlebt, sein Urtheil erwartend —"

Hier unterbrach den Meister der einstimmige Ruf der Senatoren: „Geh hin, du wackerer Mann, eine Zierde unserer trefflichen Stadt! Geh hin in dein Haus, gesegnet und belobt von deinen Mitbürgern! Lebe lang zu Nutz und Frommen deiner Heimath! Wärst du nicht ein so milder Vater den Deinen, wir wurden deines Kerkers Pforten denjenigen öffnen, welche dich in das Haus der Irren stoßen wollten. Um deinetwillen sey ihnen jedoch verziehen und gerechte Beschämung ihre einzige Strafe."

Der Künstler wurde wie ein Sieger nach Hause geleitet. Dem alten Sophokles zu vergleichen, hatte er, sein Werk vorweisend, die Ehre seines Geistes gerettet. Aber während der griechische Dichter, als er seine Tragödie las vor den Richtern, die Cumeniden in der Brust seiner undankbaren Kinder geweckt haben mag, empfanden Hele's Söhne nur die durftige Reue der Ueberwundenen, und machten sich nur den Vorwurf, einer gewinnreichen Spekulation Erfolg durch eigene Schuld weit hinaus geschoben zu haben. Der Vater vergieb von Herzen, aber die Verläumden liebten ihn nicht mehr, denn zuvor, wenn gleich er ihnen, wie er vorhergesagt, den Ruhm seiner Arbeit hinterließ. Die Nachwelt hat überall den jungen Petrus Hele als den Erfinder der Taschenuhren genannt.

Der Bürgermeister bewahrte eigenhändig das Kunstwerk des Meisters, bis es zu dessen Lob die ersten vierzig Stunden glücklich durchlaufen hatte. Jung und Alt drängte sich herzu, das kleine Wunder zu betrachten. Es ging damit, wie gewöhnlich in der Welt. Die Einen murmelten von Zauberei, die Andern vom unmittelbaren Beistand, den die Engel dem Künstler geleistet. Vornehmthuende Patrizier rumpften die Nasen und meinten, dergleichen Marktschreiergaukelei schon in Venedig oder Bologna gesehen zu haben; die Werkverständigen tadelten und mäkelten und wollten es wohl besser gemacht haben; die stundenkargen Geschäftsleute lobten das neue Kunststück von Herzen; die Weiber, so freigebig mit der Zeit, schalten den unbestechlichen Stundenzeiger. Die Mehrzahl des Volks vereinigte sich endlich dahin, es sey eine Schande, daß diese Uhren nicht schon früher erfunden worden wären; ein Kinderspiel, das Werk eines Tages hätte die Erfindung seyn müssen, und nichts sey natürlicher und einfacher als sie. — Das Nurnberger „lebendige" Ei hatte just dasselbe Schicksal, wie das Ei des Columbus. — Nur die Liebenden waren durchweg damit zufrieden. Leid aus Freuden schöpfend und wieder im Leid der Freuden nicht enthehrend, zählten sie, Peter Hele's beste Kunden, begierig gute und böse Stunden auf den im heißen Busen ruhenden Uhren. Alle mögen dabei, was zu jener Zeit schon der italienische Dichter sang, * auf gut Deutsch empfunden und gedacht haben:

* „Hò certa occulta forza in la secreta
Parte del cor, qual sempre si lavora
De sera a sera, e d'una a l'altra Aurora,
Che non spero la mente aver mai quieta."

„Ich trag' ne stille Unruh im geheimsten
Gemach des Herzens, die da nimmer rastet
Von Nacht zu Nacht, von einem Morgenrot zum andern,
Daß meine Seele nimmer Fried' mag hoffen."

Ferienwochen.

(Fortsetzung.)

Es war über neun Uhr, als wir von unserm langen Spaziergang wieder nach Haus kamen in's Hotel de Milan. Nach einem guten Abendbrod hörten wir es unten noch so lebhaft auf Platz und Straßen hin und herziehen und summen, daß wir Lust bekamen, uns von dem Strom forttragen zu lassen, was für mich in großen Städten immer viel Reiz gehabt hat. Bald merkten wir, wohin der Zug ging, nämlich nach dem Quai des Augustins. Da bekamen wir Lust und wandten uns links die Saone hinunter, bis wir zwischen den zwei schönen gaserleuchteten Brücken du nouveau Palais de Justice und des Archevechés standen und von dem Reiz dieses Anblicks festgehalten wurden. Diese Stelle Lyons, wie noch einige andere, hat wirklich etwas Prächtiges und Grandioses, besonders wenn einmal jenseits des Stroms das einzige Säulengebäude Lyons, der neue Justizpallast, fertig seyn wird, an dem man jetzt eifrig baut. Wie Paris keinen Bellecourplatz aufzuweisen hat, so fehlen ihm auch die drei nahen Brücken über einen breiten Strom, mit dem Platz de Roanne und den herrlichen Kai's des Célestins und von St. Antoine, beherrscht von den maleri'schen Höhen von Fourvières und St. Irenée. — Wir freuten uns noch an dem schönen Anblick, als uns ein lustiger Hause wieder stadteinwärts trieb. Wir kamen schon nach wenigen Schritten auf den eleganten Célestinerplatz, dessen reiche Gaserleuchtung uns nicht weniger gefiel, als die tagehell gelichteten Café's, aus deren offenen Thüren und Fenstern uns etwas grelle Musik entgegenschallte. Ich kann nicht sagen, daß diese Musik nur halb so gut war wie die so mancher in den Straßen herumziehenden deutschen Banden; splendider aber waren die Musicirenden. Da saßen auf einer Tribüne drei bis vier sehr geschmackvoll gekleidete Frauenzimmer, von denen eine nach der andern mit oder ohne Guitarrenbegleitung sang, Chansons, Ba.carolen, Notturnos, Operarien und dergleichen. Nicht Eine war in Stimme und Methode leidlich, dafür aber schrien sie entsetzlich, strengten sich über die Maßen an, und das ist hier zu Land und vor diesem Cafépublikum wesentlich. Außerdem hatten sie noch eine bedeutende Eigenschaft; sie waren nämlich durch Natur und Kunst reizend und vielversprechend.

Die beiden Hauptcafe's sind Café aux mille colonnes, eine Nachahmung des in Paris, ferner Cafe de Paris, beide glänzend eingerichtet, dekorirt und erleuchtet. Zuf bis sechs andere auf dem Platz fallen weniger in die Augen. Außer jenen Cafe's liegen hier noch schöne Lesekabinette, in denen ich die Augsburger allgemeine Zeitung gefunden habe. Dieser lustige, jetzt mit schönen Häusern eingefaßte Cölestinerplatz war vor zwanzig Jahren noch sehr häßlich, traurig und langweilig. Statt der Häuser standen hier eine Menge schmutziger Baracken zu verschiedenem Gebrauch, Ställe, Wagenschuppen, Schenken, Wagner- und Schmiedewerkstätten u. s. w. Dies Alles brannte ungeachtet der Nähe des Flusses an einem heißen Julitag ab. Nachher wurden die hübschen Häuser und das jetzt verwaiste Theater erbaut und der Platz im Viereck mit Bäumen besetzt.

Den folgenden Tag hatten wir bestimmt, um einige vorzügliche öffentliche Anstalten und Gebäude Lyons zu sehen und mehrere Fabriken zu besuchen. Da wir St. Pierre und die Bibliothek schon gesehen hatten, so wandten wir uns weiter zum großen Hospital oder Hotel-Dieu. Ich habe diese Benennung immer sehr gerne gehabt, und sie thut jetzt in Frankreich um so wohler, weil die Leute da den lieben Gott eine traurige Rolle spielen lassen. Dies Hospital hat einen alten, germanischen Ursprung, denn es ward zu Anfang des sechsten Jahrhunderts von Childebert und seiner gothischen Gemahlin gestiftet, in einer Zeit, wo sich an den Franken noch alles Germanische rein erhalten hatte. Aber das Haus hat im Lauf so langer Zeiten viele Veränderungen erlitten, bis es im vorigen Jahrhundert Soufflot mit schöner Kuppel und einer der Rhone zugewendeten Façade in wahrhaft großartigem Styl in bedeutender Ausdehnung ausbaute. Ich halte dies Gebäude für das würdigste Lyons, wozu freilich seine Lage an einem breiten Kay und einem mächtigen Strom zwischen zwei ansehnlichen Brücken nebst stattlichen Nachbargebäuden wesentlich beitragt. In neuester Zeit hat das Hospital sehr durch den verständigen Anbau zweier Verlängerungen gewonnen, die für den innern Dienst nothwendig waren, war aber nahe daran, bei der Insurrektion i. J. 1834 in den Grund geschossen zu werden, weil es den Kanonenkugeln ausgesetzt war, die gegen die Insurgenten in den Nachbarhäusern gerichtet waren. Man fürchtete damals sehr, sie würden auch hier eindringen und aus den großen Fenstern auf die Truppen schießen wollen; es unterblieb aber glücklicherweise, weil die Insurgenten menschlich genug waren, die schreckliche Lage der Kranken bei einem Bombardement ihres Zufluchtshauses zu bedenken. — So viel ich von der innern Einrichtung einer solchen Anstalt verstehe, schien sie mir musterhaft. Das Ganze zieht sich um neun Höfe her. Das Hauptgebäude für die nicht in besondern Abtheilungen

Digitized by Google

und Zimmern geba tenen Kranken ist in Kreuzesform, so daß vier ungebeure Säle in rechten Winkeln zusammenstoßen. In der Mitte, wo sie sich vereinigen, ist der achteiitige Hochaltar, an dem Messe gelesen und täglich zweimal Gebete gehalten werden. Diesem Gottesdienst wohnen alle Kranken in ihren Betten bei, wenn sie auch noch so entfernt sind, denn Alle sehen den Geistlichen. Jeder Saal hat vier Reihen Betten mit eisernen Bettstellen, ist 32' breit und 25' hoch, sehr luftig, anständig und in musterhafter Reinlichkeit gehalten, die in dem schmutzigen Lyon doppelt angenehm auffällt, wo selbst vornehme Häuser höchst unsauber sind und übel riechen. Wohlhabende können hübsche, freundliche Zimmer für ein Geringes mit eigener Bedienung haben. Die großartige Anstalt ist auf achthundert Kranke berechnet.

(Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Prag, December.

(Fortsetzung.)

Wasserkuren. Theater.

Es ist nicht genug, daß Prag von Jahr zu Jahr manche Wasserkästle nach Gräfenberg schickt, und selbst Personen der höhern Stände sich allen Entsagungen der dortigen Lebensart willig unterwerfen, obschon wir noch wenig Preißnitze Wunderwerke erfahren, und meist diejenigen am gesundesten von dort zurückkommen sahen, welchen vor der Abreise nicht viel fehlte, so verwandelt sich auch am Morgen fast jedes Haus in ein kleines Gräfenberg, und ich unsäglte Bände füllen, wenn ich all die verschiedenen Schattirungen beschreiben wollte, in welchen die Hydropathie sich in Waschungen und Begießungen, Lokal-, Sitz-, Sieb-, Spritz-, Staub-, Regen-, Douches und andern Bädern ausspricht, und nur der kann sich einen Begriff davon machen, welcher einmal ein halb Dutzend eifrige Wasserkurdilettanten aufsuhr, die einander mit unermüdlicher Zungenfertigkeit die Art und Weise, wie sie dieselbe gebrauchen, die Maschinen und Vorrichtungen, deren sie sich dazu bedienen, wechselseitig beschreiben, und über die Vorzüglichkeit jener, die gebbere oder geringere Zweckmäßigkeit der letztern bis zur heftigsten Ereiferung in Streit geriethen, bis endlich in der Hitze des Wortgefechts Niemand mehr weiß, was er spricht. Schon seit dem vorigen Jahr ist die Rede von zwei hydropathischen Anstalten, die nach dem Muster Gräfenbergs im Knchelbade und zu Prag errichtet werden sollen. Dem Vernehmen nach hat sowohl der Fürst von Oettingen-Wallerstein, der Besitzer des ersteru, als der Eigenthümer des St. Wenzelsbades, Hofchirurg, jeder einen Arzt zu Priesnitz gesandt, um das komplette Heilverfahren zu erlernen. Im Knchelbade sind sogar im laufenden Jahr die gewöhnlichen warmen Quellbäder eingerichtet worden; doch ist bis jetzt unser neues Gräfenberg weder dort, noch hier erstanden. Mittlerweile hat der Besitzer der Färberinsel, Rosmony, das hatbe Erdgeschoß seines großen Badehauses zu einigen russischeuglischen Dampfbädern eingerichtet, die häufig besucht werden, wenn auch nicht von den eigentlichen Anhängern der Wasserheilkunde. — Nicht minder vielfach variirt sind die verschiedenen Trinkmethoden, da Viele sich begnügen, bloß Wasser zum täglichen Getränke allen andern Flüssigkeiten vorzuziehen. Andere am Morgen, theils nüchtern, theils nach dem Frühstück, von vier bis zu zwölf und fünfzehn Gläsern eistaues Wasser zu sich nehmen. Die Meisten machen sich dabei mäßige, mitunter aber auch heftige Bewegung. Manche aber bleiben ganz bei ihrer gewöhnlichen Tagsordnung, und verschlingen bloß, während ihrer täglichen Geschäfte, nach Maßgabe ihres Vertrauens oder Eifers für die genussfeindliche Sache eine mehr oder minder beträchtliche Wassermasse. Der Brunnen des Zdenauerschen Gartens war den ganzen Sommer hindurch dermaßen von Wassertrinkern belagert, daß sie oft haufenweise und geraume Zeit mit ihren Gläsern auf einander warteten, wie ehemals am Mühlbrunn zu Karlsbad, und als im Herbst das St. Wenzelsbadhaus eröffnet wurde, in dessen Garten eine sehr reine Quelle von homöopathischem Mineralgehalt zu Tage kommt, frohlockten auch dahin Hunderte von Menschen, und setzten diese Brunnenkur fort, so lange es bei dem heurigen schönen Spätherbste nur immer möglich war; seit jedoch der Winter vollkommen ein getreten ist, wird in den Wohnstuben fortgetrunken gewaschen, gerieben, gebadet und getrunken, als wäre Prag ein Brunnenort mit einer continuirlichen Kursaison. Da die meisten Wasserpatienten — deren größtem Theil wenig oder nichts fehlt — sich dabei sehr diät halten, vor geistigen Getränken, insbesondere vor gebrannten Wassern sich in Acht nehmen, wie die Mitglieder eines Mäßigkeitsvereins in den Vereinigten Staaten von Nordamerika, so hat das Ganze sein Gutes, und nur Jene leiden dabei, deren Magen diese Stundkur von Wasser nicht gewöhnt ist, oder nicht gewöhnen kann, und welche sich daher oft ein Uebel zuziehen, das sie durch das Wasser abwehren wollten. Uebrigens dürfte diese wohlfeile Heilmethode sich bei dem jährlichen ökonomischen Theil der Prager lange Zeit in Gunst erhalten.

Ich weiß nicht, ob es ein Sprung zu nennen ist, oder auch noch zu den Idenassociationen gezählt werden kann, wenn ich von dem kalten Wasser auf unsere Bühne komme, die seit meinem letzten Berichte eine Menge Novitäten — alte und neue — gebracht hat. Opern sahen wir in der letzern Zeit zwar nur zwei: „die Braut von Lammermoor“ und Spohrs „Alchymisten.“ Donizetti's „Braut“ (Lucia di Lammermoor) hat mit ihren melodiösen, wenn auch nichts weniger als originellen Gesangsnummern den Publikum ziemlich gefallen, wenn gleich die Urtheile der Referenten (von den Musikkennern gar nicht zu sprechen, die mit einer solchen Compositiun höchstens durch italienische Sänger versöhnt werden können) so sehr differiren, daß zwei derselben in einem und demselben Blatt in eine Art Federkrieg gerathen sind. Was den „Alchymisten“ betrifft, so ist unter allen deutschen Compositen Spohr unstreitig der comfortabelste. Ohne ihm Gefühl abzusprechen, kann man doch behaupten, dieses schreite niemals aus gewissen Grenzen, und die wildeste Leidenschaft, die ungeheuersten Calamitäten seiner Helden bringen den deutschen Meister nie aus seiner gemüthlichen Behaglichkeit, in der er hinzuleben scheint. Das merkwürdigste Beispiel bieten wohl die inhaltschweren Worte der „Zeffonda:“ „Leben will ich, ich muß leben!“ her; doch auch sein „Faust,“ der „Berggeist“ und dieser „Alchymist“ sind reich an Stellen, wo der Ausdruck des Gefühls und der Leidenschaft weit hinter der Situation und dem notwendigen Affekt der handelnden Personen zurückbleibt. Die Aufführung war schwach, die Ausstattung sehr lau.

(Schluß folgt.)

Beilage: Literaturblatt Nr. 3.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

№ 7.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Dienstag, den 8. Januar 1839.

Ich möcht' mich gleich dem Teufel übergeben,
Wenn ich nur selbst kein Teufel wär'!

Goethe.

Des Teufels Meerfahrt.

Eine nordische Volkssage.

Vom Freiherrn von Sternberg.

Wie der Teufel und seine Großmutter sich im Walde verirren und zu einem alten Köhlerweibe kommen.

Jedermann weiß, daß der Teufel sich nicht aufs Wasser getraut. Er wird dazu seine Gründe haben. Einmal jedoch hat er eine Meerfahrt unternommen. Glaubwürdige Leute, die es wissen können, erzählen, daß es dabei folgendermaßen hergegangen.

Es ereignete sich, daß in einer besonders dunkeln Nacht der Teufel und seine Großmutter irre gingen und nach langem Suchen eine Waldherberge antrafen, die von einem alten Köhlerweibe bewohnt wurde. Diese gute Frau war fromm und eines solchen Besuches durchaus nicht gewärtig. So sehr sich der Ritter und seine Dame auch zu verstellen suchten, erkannte die Alte sie doch; aber da sie klug war, verbarg sie ihre Entdeckung und behandelte ihre Gäste aufs Beste. Im Gespräch fragte der Teufel, wer denn wohl vorhin gesungen habe, er habe singen hören, als sie sich der Hütte genähert. „Das war ich," entgegnete die Alte. — „Ihr?" sagte der Teufel; „aber nehmt mir nicht übel, Ihr habt wenig Ursache zu singen; Ihr seid ja alt und zusammengeschlagen wie ein Barbierbecken." — „Gleichwohl singe ich," rief sie dagegen, „denn ich bin in meinem Elende vergnügt. Ueberdies kann mein Herr und Meister noch größere Dinge zu Stande bringen, als alte Weiber singen machen." Der Teufel hörte diese Worte und warf im Aerger einen Topf mit Milch um, der am Feuer stand. „Was werdet Ihr nun essen?" rief die Alte, „Ihr habt Euer Abendbrod in's Feuer geworfen." — „Und was werdet Ihr essen?" fragte jener. — „Ich bedarf wenig und bin schon gesättigt," erwiderte sie; „überdies kann mein Herr und Meister noch größere Dinge zu Stande bringen als alte Weiber sättigen." Der Teufel bückte sich nieder und verschlang einige Kohlen heimlich, um doch bei seinem Aerger etwas Warmes im Leibe zu haben.

Als die Zeit kam, zu Bette zu gehen, verwunderte sich jener über die harten Holzbänke, die ihm und seiner Gefährtin zur Schlafstätte angewiesen wurden. „Ich habe keine bessere," entgegnete sie, „und wer ein gutes Gewissen hat, schläft auf ihnen besser als auf Eiderdunen. Uebrigens —" — „Halt!" rief der Teufel, „ich weiß, was du sagen willst, alte Hexe. Aber sprich, was kann dein Herr und Meister, was der Teufel nicht auch könnte?" Die Alte erschrack über diese frechen Worte,

Digitized by Google

antwortete jedoch schnell: „O Vieles und Großes! Ich will Euch aber nur eine Kleinigkeit nennen, die meinem Herrn nachzumachen er wohl bleiben lassen soll: das ist, auf dem Wasser zu wandeln. Der Teufel getraut sich nicht auf's Wasser, wie Jedermann bekannt, weil es ihm dazu an Muth fehlt."

Als der Ritter und seine Dame dieses hörten, ärgerten sie sich gewaltig. Die Alte nahm ihren Sohn bei Seite, und nachdem sie lange Zeit heimlich mit einander gesprochen hatten, gaben sie sich dem Köhlerweibe zu erkennen. Der Teufel sagte: „Damit du meine Macht kennen lernest, so will ich vor deinen Augen auf's Wasser gehen. Soll es in einem Schiffe oder in einem Nachen seyn?" — „Das ist gleichviel," entgegnete die Köhlerin. Es wurde nun abgemacht, daß der Teufel nächstens zu Schiff gehen und daß die Alte dabei zugegen seyn sollte.

Die Großmutter zeigt ihm ein Mittel, mit dessen Hülfe er aller Gefahr entrinnen kann.

Als der schwarze Herr aus der Köhlerhütte heraus war, gereute ihn sein Versprechen, und er hatte Lust, es zurückzunehmen. Allein die Großmutter ließ es nicht zu. „Mein Sohn," sagte sie, indem sie ihn bei Seite nahm, „es wird nöthig seyn, daß wir dieser guten Frau zeigen, was wir vermögen, sonst erzählt sie in der Fremde überall deine Schwachheit. Du mußt dich also entschließen, die Meerfahrt zu unternehmen." — „Das geht durchaus nicht, Großmutter," entgegnete er, indem er sich dabei hinter dem Ohr kraute. „Ihr wißt selbst, überall bin kann ich, nur nicht auf's Wasser, weil ich ein feuriger Geist bin." — „Ich will dir ein Geheimniß sagen," rief die Alte. „Gib wohl Achtung: das Wasser kann dir nichts anthun, so lange du die Spitze deines Schweifs davor in Acht nimmst; wird die aber naß, so droht dir Gefahr." — „Wenn es weiter nichts ist," entgegnete der Schwarze, „so will ich guten Muth fassen. Meinen Schweif will ich schon wahren."

Als es dieses gesprochen, traten alle drei ihre Reise an. Die Großmutter jedoch, weil sie schlecht zu Fuß war, ließ ihren Tragsessel kommen. Alsbald trat aus den Gebüschen eine große schwarze Spinne hervor, die war wie ein kleines Haus so groß. In der Mitte öffnete sich eine Thüre, die Großmutter stieg ein und die sechs Beine der Spinne wurden zu sechs Trägern, die die Kutsche eilends durch die Nacht forttrugen. Die beiden andern folgten zu Fuße nach.

Sie langen in einer großen Seestadt an.

In dieser Stadt, die zugleich die Residenz eines mächtigen Königs war, wurde gerade eine Flotte ausgerüstet, um die Tochter des Königs zu einem fremden Könige zu bringen, mit dem sie verlobt war. Man hatte deßhalb keinen gewöhnlichen Aufwand gemacht, um diese Sendung so prächtig als möglich auszustatten. Es fehlte nicht an purpurnen Decken, die auf die Schiffe gebreitet wurden, an kostbaren Gefäßen, aus denen das Schiffsvolk trank und aß, und endlich waren eine Menge goldener und silberner Stoffe eingepackt worden, um damit dem Könige ein Geschenk zu machen.

Der Teufel und seine Großmutter fanden am Hofe eine sehr gute Aufnahme. Man hielt sie für große Herrschaften, die zu ihrem Vergnügen reisen. Der Schwarze hatte sich als ein vornehmer Junker gekleidet, in schönem hellrothen Damast mit einer glänzenden rothen Feder auf dem Hute. Seinen Schweif trug er sauber eingewickelt in der Tasche und an den Fingern kostbare Ringe. Die Großmutter galt für eine Dame von Stande und unermeßlichen Reichthümern. Sie trug einen ungeheuer weiten Rock von Goldbamast, hielt eine reife Pomeranze in der Rechten und in der Linken ein Meerschweinchen. Wegen ihrer großen funkelnden Augen und ihrer rothen Nase wurde sie gefürchtet und vom König und allen Leuten mit großer Achtung behandelt. Als es bekannt wurde, daß die beiden Fremden die Reise mitmachen wollten, waren alle höchlich erfreut und Jedermann bewarb sich um ihre Freundschaft. Man führte sie an den Strand, um ihnen die Schiffe zu zeigen und die sämmtlichen Reisevorkehrungen, die man getroffen hatte. Somit rückte der Tag zur Abfahrt heran.

(Schluß folgt.)

Ferienwochen.

(Fortsetzung.)

Am meisten gefiel mir die ungeheure, reinlich und luftig wie ein Salon gehaltene Küche mit ihrem hellglänzenden Geschirr, mit den gewaltigen Kesseln, die durch eine sinnreiche Mechanik leicht wie kleine Rahmtöpfchen bewegt und ihrer gewichtigen Deckel entledigt werden können. Dies trefflich unterhaltene Hospital ist glücklicherweise sehr reich, und unter den Säulengängen des großen Hofs stehen auf schwarzen marmornen Tafeln die Namen und Stiftungen der Wohlthäter, deren mehrere mit hunderttausend Franken vorkommen. Der Seelsorge und der körperlichen Pflege stehen neben Geistlichen und Aerzten hundertsechzig barmherzige Schwestern vor. Unter diesen sind reiche Mädchen aus den besten Ständen, die sich leicht und nach Wunsch verheirathen könnten,

Digitized by Google

oder hier lieber in mühsamem, oft ekelhaftem Dienst unter Entbehrung aller früher gewohnten Bequemlichkeit und Lebensgenüsse arbeiten, weil ihnen ihr edler Sinn sagt, daß durch diese, dem menschlichen Leiden gewidmeten Mühen, Prüfungen und Versagungen der Weg zu dem geht, den sie lebendig im Herzen tragen. Wenn sie nicht mehr gesund und kräftig sind, kehren sie entweder in ihre Familien zurück, um da einsam zu leben, oder treten in eines der vielen Frauenklöster in Lyon.

Der Gang durch die langen Reihen derer, die mit oder ohne Hoffnung leiden, hat einen tiefen Eindruck auf mich und meine jungen Engländer gemacht. Wir sahen da so Manches, was man so leicht nicht vergißt und was wohlthuend für das ganze Leben nachwirkt. Verhältnißmäßig sahen wir viele Sterbende oder dem Tode Nahe, was der Administrator aus der gerade herrschenden großen Julihitze erklärte. Bei Manchen war es ein leichtes Hinaus- und Heimgehen, ja die bedenkliche Farbe, die tief eingefallenen Schläfe und die umflorten Augen waren das Einzige, was ihren Zustand verrieth. Andern ward es schwerer, Angst und Schmerz drückten wie Alpe auf sie; noch Andere hörten den lateinischen Worten des Priesters mit sichtlicher Spannung zu und erwarteten Alles von dieser letzten irdischen Unverständlichkeit. Ich sah einen jungen, furchtbar magern und bleichen Menschen, der seiner weinenden Mutter mit großer Heiterkeit Trost zusprach, denn Hoffnung konnte er ihr wohl nicht geben; es war ein schöner Anblick. Große Hospitäler haben manche Aehnlichkeit mit Schlachtfeldern, nur geht dort Alles rascher, entschiedener und schneidender vorwärts. Hier und da sahen wir Verwandte, die am Bett ihrer Lieben saßen und ihnen Beruhigendes, Erhebendes oder Zerstreuendes vorlasen. Andere hatten den Ihrigen frische Blumen gebracht, und ich bemerkte unter andern ein schönes bleiches Mädchen mit einigen weißen Lilien in der Hand, ein Bild, das Fra Angelico nicht hätte ergreifender malen können.

Vom Hotel-Dieu gingen wir die Rhone hinunter zur Charité. Diese schöne Anstalt besitzt ein Vermögen von mehreren Millionen und bildet einen Pallast mit zwölf Höfen. Hier sahen wir auf der Seite nach der Charitésstraße den jetzt in Frankreich so viel besprochenen und so viel bestrittenen Tour, oder die Drehlade mit Klingel — beide sehr abgegriffen — an deren Abschaffung hier nicht gedacht wird. Das Morgenblatt hat schon vor einigen Jahren weitläufig über die Erspießlichkeit dieser Drehlade in Lyon gesprochen, und wir können also hier darauf verweisen. Auch hier weiß man, daß viele Mütter vom Lande und aus der nächsten Umgebung der Stadt ihre ehelichen Kinder Nachts in der Drehlade der Charité aussetzen, am andern Morgen aber in die Anstalt gehen, sich als Ammen anbieten und so oft ihr eigenes Kind zu ernähren bekommen, wofür sie dann die ausgesetzten Unterhaltungskosten beziehen. Bei unehelichen Geburten wurde diese Industrie früher schon häufig getrieben. Dieser Uebelstand würde doch wohl durch Abschaffung der Drehlade und durch vorgängige Erklärung der Mutter gesteuert.

Die dritte Anstalt Lyons, die dem Hospital und der Charité als Supplement dient, ist das Hospital der Antiquaille auf Fourvières, nahe beim Observatorium, von dem wir früher sprachen. Wie wunderlich hat doch da Alles gewechselt! Dies Gebäude liegt gerade auf der Stelle, wo vor fast zweitausend Jahren der Pallast des römischen Praefectus Praetorio oder des Gouverneurs von Gallien stand. Mehrere römische Kaiser haben ihn bewohnt; Claudius, Caligula und Germanicus wurden hier geboren. Durch die zerstörenden und umgestaltenden Ereignisse der folgenden Jahrhunderte, durch völkerwandernde Burgunder, Westgothen, Franken und Mauren fiel der Pallast ganz in Trümmer. Auf seinen Ruinen wurden später Gärten und gute Weinberge angelegt, wie in Rom über den Kaiserpallästen, auch andere Häuser erbaut. So blieb es lange über tausend Jahre, und der römische Pallast war rein vergessen, als Peter Sala, aus einer der vornehmsten Familien Lyons, den ganzen Platz kaufte, und 1500 darauf ein großes und für die damalige Zeit kostbares Haus errichten ließ. Bei der Ausgrabung der Keller kam man bald auf die Vermuthung, wo man eigentlich arbeite. Es wurde eine so große Menge römischer Statuen, Büsten, Inschriften und andere Alterthümer gefunden, daß Sala es der Mühe werth hielt, sie eigens in seinem Hause aufzustellen; darum nannte er es Antiquaille. Diesen Namen hat es auch bis auf den heutigen Tag behalten, ungeachtet seiner ganz verschiedenen Bestimmung; denn hundert-und-dreißig Jahre nachher erlaubten es die Nonnen der Heimsuchung und errichteten da ihr Kloster und eine Kirche, die dem Andenken der Lyoner christlichen Märtyrer geweiht wurde. Unter ihr ist ein Gefängniß, wo der heilige Photin gesessen haben und gemartert worden seyn soll. Außerdem sind hier noch eine Menge unterirdischer Gänge und Gewölbe, theils aus alter Zeit wieder aufgefunden und ausgeräumt, theils in neuerer Zeit angelegt, um Wasser für das Haus zu gewinnen. In der Revolution wurden natürlich die Nonnen schimpflich fortgejagt und ihr Kloster verwüstet. Es blieb zehn Jahre lang in diesem traurigen Zustand, wurde aber dann zum Hospiz eingerichtet, so daß jetzt die Antiquaille jeder guten Anstalt dieser Art in Frankreich zur Seite gestellt werden kann.

(Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

Distichen

von Ph. H. Welcker.

Spazierfahrt.

Schaukle mich jetzt, Hexameter- und Pentameter-Barke,
Trag im melodischen Tanz mich auf der silbernen Flut.
Schwebe, wohin du magst, nur nimm vollwichtige Ruder.
So! — Nun rüstig! Indeß seh ich am Ufer mich um.

Das Mädchen am Fenster.

Jungfrau, lächle noch jetzt; denn jährlich aus anderem Fenster
Anders mit anderem Blick siehst du die Straße der Welt.

Römergewalt.

Hin durch Germanien flog dein Freiheit errettender Schwertblitz;
Aber, Arminius, noch heut' beugt uns das römische Joch!
Siebzehn nun Jahrhunderte sind's, und im deutschen Gerichtssaal
Spukt noch des Prätors Gewalt, spukt noch das römische Recht.

Du, nicht unseres Bodens Gewächs und unser Geschichte,
Fremd unsrer Denkart, fort, freiheiterdrückender Schutt!
Doch Hohn spricht mir der Römer auf Deutschlands Aetengebirgen,
Fester und höher als sein siebengehügeltes Rom.

Korrespondenz-Nachrichten.

Prag, December.

(Schluß.)

Theater.

Rettlabs „Venetianer" bilden einen sonderbaren Gegensatz zu den meisten neuen Dramen; wenn diese an Inhaltsmangel leiden, so stirbt jenes an Ueberfülle des Stoffes, der, in den dramatischen Dreistundenkessel eingezwängt, überall überquillt und schäumt, und sich endlich in ein etwas chaotisches Ganzes auflöst. Die Darstellung war nicht geeignet, das Publikum mit jenen Fehlern zu versöhnen. — „Das Abenteuer in Venedig" oder „der Deutsche in Mostau," vom Direktor Carl nach dem Französischen der Familie Moreval bearbeitet, ist eines der schlechtesten Spektakelstücke, welche Paris uns geliefert hat. Die Anlage mit einer wunderbaren Aehnlichkeit, hinter welcher eine feindliche Brüderschaft verlauscht, die fast an die Hoffmannschen „Elixire des Teufels" — wenn gleich ohne eigentlichen Wahnsinn — erinnert, ein Attschuß, wo ein Zwilling den andern in den Kanal wirft, und eine Reise von Venedig nach Mostau im Zwischenakt ließen wenigstens einen Genuß für die Freunde der „drei Tage" oder des „Irrenhaus von Dijon" erwarten; aber auch diese fanden sich getäuscht, und die Schlußentdeckung, daß ein russischer Graf, weil er die Treue seiner Gemahlin bezweifelte, ihren neugeborenen Sohn mit sich fortnimmt, damit er seine Güter nicht erbe, ihn aber sorgfältig erziehet, bis er ihm dasselbige, und gar nichts davon erzählet, daß seine Gemahlin nach seiner Abreise noch einen Sohn zur Welt brachte, grenzt schon an die Parodie. Nicht minder drollig ist der Anwalt der gesammten Menschheit, welcher in ganz Europa herumreist, um Processe zu schlichten, und nebenbei den bösen Zwilling aus eigener Machtvollkommenheit nach Amerika verbannt, wie ein Mitglied der giovine Italia, wahrscheinlich der dramatischen Rothwendigkeit wegen, daß sich der Verfasser auf keine andere Art aus der Verlegenheit zu ziehen wußte, die beiden Brüder am Schlusse noch einmal zusammen erscheinen lassen zu müssen. — Ein neues Lustspiel, dem Vernehmen nach der erste Versuch eines angehenden Theaterdichters, Heinr. Löhl aus Berlin, führet den vielversprechenden Titel: „Emancipation." (den zweiten: oder „die Mittwochsfrauen." hätte sich in Prag der Verfasser und die Direktion ersparen können) hat aber hier keine ermunternde Aufnahme gefunden. Die Idee wäre (gut aufgefaßt) allerdings recht glücklich und zeitgemäß für ein Lustspiel; doch hat es sich der Verfasser in Erfindung und Durchführung gar zu leicht gemacht; ein Gran Handlung schwimmt in einem See von Gesprächen, von Situationen und Zuständen, die er, ohne sorgsame Wahl, aus Journalanekdoten u. s. w. zusammengelesen hat, und so wie das Lustspiel jetzt dasteht, konnte ihm auch die fleißige Auffährung, die es hier fand, keine beifällige Aufnahme verschaffen. — B. A. Herrmann, von dem wir in einer Woche drei Stücke zu sehen bekamen, scheint nach den öffentlichen Blättern gegenwärtig einer der rüstigsten Ueberseger aus dem Französischen zu seyn, unter die gewandtesten möchten wir ihn nicht zählen. Die drei Herrmannschen Pieces waren: „Drei Stunden vor der Hochzeit," nach einer Erzählung aus Oettingers „Eau de mille fleurs," dann: „Der Maler." Schaustiel nach Scribe's „Clermont ou une femme d'artiste," und: „Der Vierzehnte," Schwank ohne Nationale. Das erste Stückchen scheint wohl keine andere Prätension zu machen, als etwa einem nicht zu wählerigen Publikum dreiviertel Stündchen wegzuscherzen, und dieses Ziel wurde sogar bei einer nur zum Theil zweckmäßigen Besetzung erreicht. Was den „Maler" betrifft, so haben wir schon manche traurige Erfahrung an dem geistreichen Scribe gemacht, sobald er sich aus seinem eigenthümlichen Gebiete, dem Witz und Esprit, in das Labyrinth der Gefühlstiefe verirrt, und hier scheint er es auf ein paar Experimente ganz eigener Art angelegt zu haben. Er hat die Sentimentalen in seiner „Valerie" durch eine Augenoperation so gewaltig gepackt, daß er ihrer den Gegensatz verfuchte und seinen Clermont vor unsern Augen erblinden ließ. Ferner machte er und andere französische Theaterdichter im Lustspiel große Effekte damit, wenn irgend eine Grisette oder ein liederlicher Student dem Bräutigam, Vater oder Onkel in einem entscheidenden Moment auf eine recht pfiffige Art entschlüpft; das wollte er hier in ein larmoyantes Drama übertragen. Die Fabel des Stücks ist Ihnen aus Pariser Berichten bekannt; die Moral desselben scheint zu seyn: „Talent ist eine große Gabe Gottes, denn man kann Geld damit verdienen." Das Stück wurde gut gespielt und gefiel. „Der Vierzehnte" und eine zweite Posse: „Was den Einen ödtet, gibt dem Andern Leben," von Albini, sind ganz ohne Gehalt und gingen spurlos vorüber. — „Die Gleichheit der Jahre." Posse von Restroy, fiel verdientermaßen durch; etwas günstiger wurde eine Posse von Hopp: „Der glücklichste Mensch, der größte Narr, das beste Weib" aufgenommen. — Ein paar ältere Werke, welche die Direktion neu in die Scene gesetzt hat, waren — „Rodrigo Pamperniekel" und — „Hans Klachel!" Beide stehen unserer Zeit und ihrem Geiste (wenn sie einen hat) so ferne, daß sie uns, wenn nicht neu, doch sehr fremdartig vorkommen müssen.

Beilage: Kunstblatt Nr. 3.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

№ 8.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Mittwoch, den 9. Januar 1839.

— Bad. Tempel, Halle.

Wer nennt's? Wie sehr sich Forscher auch drum kümmern,
Das Mauern hier, das einzig wissen Alle.
Beschaut den hohen Berg! So kommt die Macht zu Falle!

Byron.

Ferienwochen.

(Fortsetzung.)

Bei der Antiquaille ist man, wie gesagt, ganz auf römischem Boden, denn wenige Schritte hinaufwärts, bei der kleinen Kirche Notre-Dame des Fourvières, stand einst das auf Trajans Befehl erbaute forum vetus, von dem wir schon gesprochen haben. Ueberall finden sich unter den umliegenden Häusern Substruktionen, Mauern, Reste von Aquädukten, Wasserbehälter mit Stufen und bleiernen Röhren. Geht man südwestlich etwas weiter, so zeigen sich auf der noch fortlaufenden Höhe häufige Spuren des Lugdunum subterraneum; denn die jetzige Vorstadt St. Irénée gehörte auch mit zu der alten Stadt, die unter Nero eine furchtbare Feuersbrunst verzehrte. Pater Colonia, einer der ältesten Geschichtschreiber Lyons, sagt: „In St. Irénée können wir uns noch alle öffentlichen und Privatgebäude aus der römischen Zeit vorstellen; so den prachtvollen Pallast, wo die Kaiser Augustus und Severus gewohnt haben. Eine hundert-fünf-und-vierzig Fuß lange und fünf-und-vierzig Fuß hohe Mauer steht noch jetzt von Augusts Pallast und scheint nach der Festigkeit ihres Mörtels für ewig gebaut. An dem Pallast, den Severus als Gouverneur von Gallien bewohnte, hat man seinen Namen gefunden. Hier sehen wir noch die Reste der Aquädukten, die gutes Trinkwasser neun Stunden weit herführten und an dieser Stelle zusammenliefen. Hier kreuzten sich auch Agrippas vier große Heerstraßen und durchschnitten hernach Gallien in verschiedenen Richtungen. Noch finden wir römische Bäder, Wasserbehälter und unterirdische Gewölbe, wodurch die Stadtquartiere mit einander zusammenhingen, Gefängnisse, wo des Nachts die Sklaven eingesperrt wurden. Alles dies ist noch in deutlichen Spuren vorhanden. In dem Garten der Minimen sehen wir noch Trümmer des alten Theaters; das im zweiten Jahrhundert durch das Blut unserer Märtyrer geheiligt ward. Noch erkennen wir daran den Halbcirkel, das Orchester, die Stufen und einige andere Theile. Hier fand man bis tief in die Erde Haufen von Kohlen, verbrannte Balken, geschmolzene Bronze und Blei; anderwärts Skulpturstücke, antike, durch des Feuers Gewalt halb verkalkte Lampen, was alles von einer furchtbaren Feuersbrunst zeugt." Hier wurden unter dem Kaiser Severus neunzehntausend Christen niedergemetzelt und dann in der Nähe begraben. In der unterirdischen Kirche von St. Irénée wird ein Brunnen gezeigt, wo die blutigen Reste vieler dieser Märtyrer hineingeworfen worden seyn sollen. Deßhalb wird in der heiligen Woche stark hieher gewallfahrtet.

Digitized by Google

Wenn der Consul Lucius Munatius Plancus, der bekanntlich Lugdunum vor achtzehnhundert und sechzig Jahren gründete, jetzt wieder käme, so würde er nicht wenig staunen, daß indessen seine Stadt von der Höhe in die ehemals von zwei Strömen verheerte Ebene herabgestiegen ist, daß sich da die Einwohner verzehnfacht haben, reich, frei und unabhängig leben, Jeder für sich, fern von Prätorenwillkühr und militärischer Herrschaft, daß die Armen und Kranken zu Tausenden in Häusern wohnen, deren jedes größer und schöner ist als sein consularischer Pallast. Ebenso würde Lucius staunen, wenn er in eine Fabrik träte und sähe, mit welcher Leichtigkeit, Schnelle und Einfachheit da die schönsten, schwierigsten und künstlichsten Arbeiten vor sich gehen. Sähe er da in farbiger Seide mit reichem, bald glänzendem, bald mattem Gold und Silber Stoffe weben, die kunstvollen Prachtgemälden gleichen, sähe er, wie der Arbeiter das Herrliche entstehen läßt, ohne selbst im Geringsten Künstler zu seyn, ja wie er dabei fast nichts zu thun hat, als ein Schiffchen an einem Faden wie Knabenspiel hin und her zu werfen, und daß daraus reiche, glanzvolle und wunderbereitete Zeuge entstehen, von denen selbst die üppigsten asiatischen Höfe, Rom und Byzanz in ihrem höchsten Luxus keinen Begriff hatten: sähe Lucius dies Alles, so würde er wohl auf den Gedanken kommen, es gebe etwas noch Besseres als Römerstun und Römerherrschaft.

Die mildthätigen Anstalten der Stadt führen mich auf einen deutschen Wohlthäter Lyons, auf Kleeberger, der aber nur noch wie eine mythische Person aus dunkler Zeit herüberschaut und in dessen Leben uns viel wunderlich und fast unbegreiflich vorkommt. So viel ist gewiß, er war aus Nürnberg und ein Zeitgenosse Albert Dürers. Vielleicht lebt dort noch eine Familie dieses Namens. Er muß aber früh seine Heimath verlassen haben, ausgewandert seyn und großes Vermögen erworben haben, wahrscheinlich in Handelsgeschäften, worin damals Nürnberg so bedeutend war. Zuerst erscheint er aber nicht in seinem Comptoir, nicht in seinem Waarenmagazin, sondern — sonderbar genug — auf dem Schlachtfeld von Pavia, wo er unter Franz I. stritt, und als dieser König gefangen wurde, ihm eine bedeutende Summe anbot, um sich loszukaufen. Später finden wir ihn als Burger von Bern, wo es ihm aber nicht gefallen haben muß, denn kurz darauf tritt er in Genf auf, wo er in der Chronik des Staatsraths als Jean Clébergue qui est grand riche vorkommt, im Jahr 1527 verschiedene Besitzungen kauft, im Stadtviertel St. Gervais mehrere Häuser anlegt, dem Hospital bedeutende Schenkungen macht, in der Pestzeit 1542 den Armen ein Haus einräumt, ihnen zweihundert Ellen Tuch zu warmen Kleidern gibt, zur Steuerung der Hungersnoth Getreide aus Bayern kommen läßt und bis 1545 fast jährlich als großer Wohlthäter des Hospitals und Quartiers St. Gervais genannt wird, dem er abermals mehrere ansehnliche Gebäude mit Scheunen und Gärten schenkt. Diese Genfer Stadtgegend hat neuerdings wieder den Namen des Gebers bekommen, wiewohl sie verkürzt „Bergues“ heißt und nur eine Straße derselben Kleberg genannt wird.

(Fortsetzung folgt.)

Des Teufels Meerfahrt.

(Schluß.)

Wie der Teufel mit seiner Großmutter französisch spricht, damit sie das Volk nicht verstehe.

Den Teufel gereute sein Versprechen abermals, und er versuchte wiederum, sich davon loszumachen. Als alles Volk zu den Schiffen ging und die Prinzessin mit ihrem Gefolge bereits schon darauf war, trat er zum Köhlerweibe und bot ihr heimlich eine große Summe Geldes, auch eine ganz neue Kleidung von Golddamast, wenn sie ihm sein gegebenes Wort erlassen wolle; allein die Köhlerin wollte von keinem Vergleich etwas wissen und höhnte seiner. Dieses kränkte den schwarzen Herrn bitter. Zu gleicher Zeit zog man die Glocke, weil das Schiff abzustoßen im Begriffe stand. Der Teufel schüttelte sich wie im Fieber; Feuerfunken stoben aus seiner Nase und die schwarzen Haare flogen um sein Haupt; so bangte ihm vor dem Anblick des Wassers. Als die Großmutter dieses sah, kam sie aus dem Gefolge der Damen heraus, faßte den Teufel beim Arm und rief ihm zu, daß die Umstehenden es nicht verstehen sollten: „Ecoutez, mon fils, vous êtes un lâche, un misérable!“ — „Madame,“ entgegnete er, „que diable voulez vous que je fasse? Montez sur votre chien de vaisseau et partez seule!“ Und damit wollte er die Flucht ergreifen, aber die Großmutter rief zwei derbe Packknechte herbei, die mußten den Teufel auf den Arm nehmen und auf das Schiff tragen. So kam er endlich darauf und die Schiffer lichteten beim Jubelruf der Menge die Anker.

Wie der Teufel sich auf dem Schiffe gebehrdet, wie er die Seekrankheit bekommt und errinkt.

Anfangs ging es besser, als er gefürchtet hatte. Auf dem Schiffe herrschte eine lustige Stimmung; man sang, spielte, lachte und trieb Liebeshändel bunt durcheinander, so daß bei den vielen jungen Frauen und edlen Rittern der Mann mit dem feuerfarbnen Kleide sich ganz wohl befand. Er ließ sich sogar herab, der Gesellschaft einige

Digitized by Google

besondere Kunststückchen vorzumachen, die Niemand so gut produciren konnte wie er. Als zum Beispiel der Mond aufging, nahm er ein langes Messer, schnitt von der glänzenden gelben Scheibe einige Stücke ab und reichte der Prinzessin und jeder der Hofdamen auf einem silbernen Teller ein Stück ganz frischen Mond, so kalt, daß den meisten die Zähne schmerzten. Dennoch versicherten die Damen, daß keine eingemachte Frucht, sie mochte heißen wie sie wollte, ihnen so gut geschmeckt habe.

Jetzt kam aber ein Sturm. Das Schiff schwankte sehr und viele Leute bekamen eine ausnehmende Schwachheit in den Gedärmen. Man hörte Wehklagen, wo man früher lustige Liedchen gehört hatte, und Verwünschungen tönten, wo früher Küsse gerauscht hatten. Der Sturm heulte, die Nacht wurde überaus finster und von ferne ließ sich der Donner hören. Es gab Niemanden auf dem Schiffe, der jetzt nicht gerne auf dem Trockenen gewesen wäre, der Teufel am liebsten. Es überkam ihn eine solche Schwachheit, daß er sich der Länge nach auf's Verdeck niederlegte und anfing bitterlich zu weinen. Er bereute in diesem Zustande alle seine früheren Sünden, ging in sich und gelobte Besserung, so erbärmlich war ihm zu Muthe. Aber es half alles nichts; das Schiff schwankte immer stärker und die Wellen fingen schon an hereinzudringen. Da erhob er ein so klägliches Geheul, daß alle auf dem Schiffe noch mehr vor seinem Schreien als vor der nahen Todesgefahr erzitterten. Endlich geschah, was nicht zu vermeiden war, das Schiff sprang gegen einen Felsen an, scheiterte und ging unter. Der Teufel und seine Großmutter retteten sich mit großer Noth auf eine Tonne und suchten auf dieser reitend das Ufer zu gewinnen. Die Alte klammerte sich um seinen Leib, der Wind blies in ihren großen Fischbeinrock und trieb diesen wie ein Segel vorwärts. Schon war die Tonne ganz nahe am Ufer, als der Teufel aus Freuden, sich gerettet zu sehen, sein Taschentuch hervorzog, um sich den Angstschweiß abzutrocknen. Bei dieser Gelegenheit zog er auch seinen Schweif aus der Tasche, derselbe fiel in's Meer, und in dem Augenblick mußte auch der Teufel hintendrein. Die Großmutter rettete sich durch einen beherzten Sprung, die Tonne aber wurde in Stein verwandelt, und man kann sie noch sehen an der Küste von Norwegen, oberhalb Bergen in einer Schlucht, die die Teufelswiege genannt wird, ohne Zweifel weil der schwarze Ritter dort auf eine so unangenehme Weise gewiegt wurde. Andere erklären aber den Beinamen aus den Stürmen, die in dieser Bucht beständig brausen und manches arme Schiffleiu zu Tode gewiegt haben.

Dieses erzählen die guten Leute zu Drotningsoer, um damit zu beweisen, daß der alte Fürst der Lüge immerdar zu kurz kommt, wenn er in seiner abscheulichen Frechheit es wagt, unserm Herrn und Meister etwas nachzumachen. Sie erzählen noch ferner, daß der Teufel lange Jahre auf dem Grunde des Meeres gelegen habe, weßhalb es denn auch sonderbar auf Erden zugegangen, bis ihn zufällig Fischer im Netze an die Oberwelt gebracht, worauf Alles alsbald wieder in's Geleise gekommen.

Aerzte als Dichter.

Eine literarische Erscheinung.

Die geistige Thätigkeit des Dichters und des Arztes erscheint äußerlich von sehr verschiedener, meistens sogar entgegengesetzter Art. Faßt man aber im Aerzte den Naturforscher in's Auge, so offenbart sich schon dem gemeinen Gefühl eine gewisse innere Verwandtschaft zwischen beiden Thätigkeiten, und der Mythus, nach welchem Apoll zugleich der Gott der Poesie und der Heilkunde war, erscheint als der natürliche Ausdruck dieses Gefühls. Wie man nun aber dieses Verhältniß auffassen mag, so bleibt die Thatsache merkwürdig, daß keiner unter allen gelehrten Ständen, keine aller wissenschaftlichen Innungen so viele und so treffliche Dichter aufzuweisen hat, als eben die der Aerzte und ihrer Genossen, der Naturforscher. Diese Erscheinung wiederholt sich bei allen neuern Völkern, die hiebei in Betracht kommen. Selbst aus dem Alterthum läßt sich ein Beispiel aufführen: Jesaias, vor dem sich Pindar beugen muß, war in der Heilkunst erfahren. — Wenn überhaupt jede wahre Naturforschung aus zwei Elementen besteht, aus dem sinnlich bemerkenden und sondernden, der Analyse, und aus dem geistig zusammenfassenden, der Synthese, so fällt letzteres mit dem poetischen Organ der Seele zusammen, und der alte Zusammenhang zwischen Arzt, Naturkundiger, Seher und Dichter ist tief in unserer Natur gegründet, wie sich denn auch im Somnambulismus gleich die Fernsicht mit dem Heiltriebe paart. Was sind unsere Naturphilosophen und Mystiker anders als Seher, Propheten, deren Orakelworten dieselbe, aber auch nur dieselbe relative Wahrheit zukommt, wie den Inspirationen wahrer Dichter? Man vergleiche Buffon mit ihnen: auch er war ein Poet, aber in der Weise seiner Nation, rhetorisch und mit Einbildungskraft begabt auf Kosten der Phantasie.

Die folgende Liste kann keineswegs auf Vollständigkeit Anspruch machen.

Italiener. — Hieronymus Fracastore, † 1555 in Verona. Nach dem Urtheil Maffeis gebührt ihm eine aus gezeichnete Stelle unter den italienischen Dichtern. Sein Hauptgedicht (de morbo gallico) ist ein oft gedrucktes und oft übersetztes, sehr sonderes Werk.

Hieron. Amalthe o, † in Oderzo 1574. Muret, ein Kenner, hielt ihn für den ersten aller lateinisch dichtenden Italiener.

Franz Redi, von Arezzo, † 1694 zu Pisa. Er war Leibarzt beim Großherzog von Toskana und ein gründlicher Naturbeobachter. Selbst neuere italienische Literarhistoriker stellen ihn als Dichter sehr hoch und preisen namentlich seinen „Bacco in Toscana."

Franzosen. — Franz Rabelais, † 1585 in Paris. Sein rother Mantel ward ehemals in Montpellier allen Studenten, welche die höchste Würde in der Arzneikunst empfingen, umgehängt.

Digitized by Google

Claudius Quillet, † 1661 zu Paris. Er übte die Heilkunst in seiner Vaterstadt Chinon in der Tourraine mit Glück aus.

Demetrius de la Croix. Sein Hauptgedicht ist: Connubia florum carmine demonstrata.

Holländer. — Gottfried Bidloo, Leibarzt Königs Wilhelm, † 1715. Seine Gedichte in holländischer Sprache erschienen zu Leyden 1719.

Engländer. — Akenside, † 1770. Sein treffliches Werk: The pleasures of imagination, dichtete er im 23sten Jahre. Den großen, hiedurch erregten Erwartungen entsprach die Folge nicht. Wir haben zwei deutsche Uebersetzungen seines Gedichts; die beste von Rode, Berlin 1804.

Tobias Smollet, † 1771.

Woolcott, gewöhnlich Peter Pindar genannt.

Erasmus Darwin, † 1802. Sein Hauptgedicht ist der botanical-garden.

Deutsche. — Envicius Cordus, eigentlich Heinrich Urban, † 1538 in Bremen.

Peter Lotichius (Lottich), geboren zu Schlüchtern im Hanauschen, Lehrer der Arzneikunst in Heidelberg, † 1560. Heinsius und Denis behaupten, er sey der beste lateinische Elegiendichter der Deutschen.

Paul Flemming, † 1640. Viele halten ihn für den größten deutschen Dichter des 17ten Jahrhunderts.

Joh. Christ. Günther, ein Schlesier, † 1723. Nach Goethe's Ausdruck: „ein Poet im vollen Sinn des Worts;" nur etwas roh und incorrect.

Paul Gottl. Werlhof, † 1767.

Albrecht Haller, der Große genannt, † 1777 in Bern.

J. P. L. Withof, † 1789 in Duisburg, didaktischer Dichter, etwas ungeschmeidig, aber stark und gedankenvoll.

Friedrich Schiller, † 1805. Er übte die Heilkunst nur vom December 1780 bis September 1782 aus.

J. C. Unzer, Arzt in Altona, geb. 1746, † 1809.

Valer. Wilh. Neubeck, geb. 1765 zu Arnstadt in Thüringen. Sein Gedicht: „Der Gesundbrunnen," erlebte die verdiente zweite Auflage, Leipzig 1809.

Justinus Andreas Christian Kerner, Oberamtsarzt in Weinsperg, geb. zu Ludwigsburg den 18ten September 1786.

Korrespondenz-Nachrichten.

Dresden, December.

Neue Kunsthandlung. Concerte.

Der hauptsächlich durch die so weise, als wohlthätige Wirksamkeit und die freundlichen, gegenseitigen Handreichungen der Kunstvereine neuerlich vielfach geförderten bildenden Kunst gereichen unter Andern die Kunsthandlungen zu großem Vortheil. Auch in Dresden ist ihre Anzahl im Verhältniß zu der sich hebenden Bedeutung der Kunst selbst immer mehr angewachsen, und es gibt deren, die, wie z. B. die Arnoldsche (vormals Rittnersche) und die Sterlsche, schon seit längerer Zeit sich einer wohlverdienten, allgemeinen Anerkennung erfreuen. Läßt sich daher auch nicht sagen, daß eine neuerrichtete Handlung dieser Art zu den nothwendigen Bedürfnissen gehörte, so kann man doch eben so wenig verkennen, daß die eben erst hier eröffnete Kunsthandlung des Herrn Weiß als ein so schöner, wie nützlicher Schmuck der Stadt zu betrachten ist. Schon früher, wo der Unternehmer noch seinen Wohnsitz und Kreis der Betriebsamkeit in Berlin hatte, hielt er eine Zeitlang hier ein Filialinstitut, das aber, ohne Zweifel besonders auch wegen der durch diese Theilung erschwerten Uebersicht des Ganzen und der Verdoppelung des Aufwandes, wieder aufhörte. Jezt hat er sich völlig hieher gewendet und seine ganze köstliche Sammlung, vorzüglich alter Gemälde der größten Künstler, im ersten Stockwerk des die Ecke des Altmarkts und der Seegasse bildenden, ansehnlichen Hauses aufgestellt, welches Lokal auch die übrigen Gegenstände seines Handels in sich faßt. Versäume ja kein durch Dresden reisender, gebildeter Kunstfreund, das großartige, einladende Lokal zu besuchen. In mannigfachster Gestaltung wird jeden dort die Kunst freundlich ansprechen, und schwerlich einer den Zweig, der seine Aufmerksamkeit zunächst an sich zieht, nicht berücksichtigt finden. Nur Eines zu gedenken, so sieht man dort zwei, schon der Größe wegen sehr seltene Oelgemälde von David Teniers, von denen das eine, Bauern beim Kegelspiele im Freien darstellend, nicht nur dieses großen Charakteristikers ausgezeichnetes Talent für Individualisirung seiner Figuren in das glänzendste Licht sezt, sondern auch als Landschaft, hinsichtlich der leichten, genialen Ausführung und des harmonischen Tons, einen Platz in der besten Gemäldegalerie mit Ehren ausfüllen würde. — Die Wellen der Tonkunst gaben sich diesmal ungewöhnliche Mühe, uns durch einen November, der mit seinen Eiszapfen und viel zu vielen Graden unter dem Gefrierpunkte die unhöfliche Geberde des Januars anticipirte, recht angenehm zu tragen. Etwas einseitig allerdings, denn sie stammten großentheils aus dem fast allzureichlich bebauten Felde des Piano's her. Die Concerte auf diesem Instrument hörten gar nicht auf. Nach Fräulein Girschner aus Berlin erfreute uns die mit Recht bewunderte Clara Wieck durch ihre hohe Virtuosität, und nach ihr wußte die ausgezeichnete Pianistin Kathinka von Tietz aus München uns durch die gefühlvolle Zartheit in ihren Alleinleistungen ungemein zu fesseln. Dazwischen gelang es auch der so kraftvollen, als sichern Hand Willmers aus Kopenhagen, demselben Instrumente gewaltige Harmonien zu entlocken. Der geschickte Guitarrespieler Piane aus Prag that ebenfalls das Seinige, unsern schleichenden Winterabenden Flügel anzuheften. Sein durch eine eigenthümliche Construction vervollkommnetes, und mehr als die gewöhnliche Guitarre besaiteles Instrument macht auch auf größere Selbstständigkeit als diese Anspruch, die sich meistentheils mit der untergeordneten Stellung einer Begleiterin des Gesangs begnügt. An der so kraftvollen, als delikaten Hand des jungen Meisters wird es gewiß nicht liegen, wenn es seiner Guitarre gleichwohl mißlingen sollte, die beabsichtigte Emancipation durchzusetzen. — Ein Concert der königlichen Kapelle zum Besten der Armen zeichnete sich als eine köstliche Leistung, besonders auch durch die überaus ansprechende Composition eines Psalms vom wackern Kapellmeister Reißiger aus. — Ferner griff ein musikalisches Quartett, aus vorzüglichen Tonkünstlern der Kapelle bestehend, ebenfalls freundlich ein, das famöse Uebel der „Europamüdigkeit" von uns abzuwehren, welches bekanntlich erst vor Kurzem eine nicht unbedeutende Zahl unserer Mitbürger zu Schiffe trieb. Wie gesagt also, die Tonkunst war durchaus nicht der Trägheit zu bezüchtigen, wenn Einer oder der Andere an der Langeweile gekränkelt haben sollte.

(Fortsetzung folgt.)

Beilage: Literaturblatt Nr. 4.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

№ 9.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Donnerstag, den 10. Januar 1839.

Ich will diese Stadt wüste machen und zum Spott, daß Alle, die vorübergehen, werden sich verwundern über alle ihre Plage und ihrer spotten.

Jeremias.

Balbekan. *

Von A. Freiherrn von Sternberg.

Von Balbekan, der Wüstenstadt, soll ich
Die graus'e Kunde deinem Ohr enthüllen? —
So hör' und beug' vor Allahs Größe dich.
Es prangt ein Weib in stolzer Jugend Füllen,
Sie scherzt in heitrer Lust, da faßt im Nu
Der Tod sie an, zwingt sie zu seinem Willen,
Und deckt das schöne Bild mit Grausen zu.
Noch glänzt das Lächeln auf der kalten Lippe,
Noch starrt das offne Auge ohne Ruh,
Es winkt und lächelt selbst noch das Gerippe! —
Ein solches Schicksal mußt' die Stadt gewinnen,
Von der wir dort auf schroffer Felsenklippe
Herragen sehen die gewalt'gen Zinnen.

In stolzer Folge Schlösser und Paläste
Erblickt das Aug', das Ohr hört Brunnen rinnen
Und nahen Jubelklang bacchant'scher Feste.
Nur kurzen Wegs glaubt sich der Fuß geschieden,
Und frohen Muths bricht auf der Zug der Gäste;
Doch wie er vorwärts strebt, ohn' zu ermüden,
Stets weiter flieht das gastlich offne Thor
Und Keinem war der Einzug je beschieden.
Das Meer der Wüste rollt die Wogen vor,
In Schrecken wandelt sich die üpp'ge Küste,
Der Armen Hilferuf erreicht kein Ohr
Und ihres Blutes Ströme trinkt die Wüste.
Solch Grausen ist im Zorne des Gerichts
Dort aufgethürmt, damit sich Niemand rüste,
Den Ort zu schauen, welchen, Allah spricht's,
Im schweren Grimme ich verflucht habe. —
In Folge wohl prophetischen Gesichts
Hat dennoch einst ein Derwisch, wohl zur Labe
Der frommen Seelen, die zum Heil sich's merken,
Den Weg gefunden zum lebend'gen Grabe.
Laßt auch in euch den frommen Muth sich stärken,
Vernehmet, was der Derwisch hat berichtet
Von jener Stadt und ihren Wunderwerken,
So schön, wie noch kein Dichter sie gedichtet,
Wie noch kein sterblich Aug' sie je geschauet.
Paläste auf Paläste aufgeschichtet

* Die Morgenländer haben eine Sage von einer Stadt mitten in der Wüste, von einem ungeheuren Umfange; allein den Weg zu ihr findet Niemand, obgleich jede Caravane, die die Wüste durchzieht, die prächtigen Zinnen und Paläste am Horizonte schimmern sieht. Nur an einem Tage im Jahre, und an diesem Tage in einer Stunde, und von dieser Stunde in einer Minute steht der Weg offen, und wer so begünstigt vom Geschick ist, gerade diesen einzig günstigen Moment zu erfassen, gelangt in die Wüstenstadt und zum Anschauen ihrer Wunder.

Digitized by Google

Erheben ſich, bis wo die Wolke thauet,
Von Edelſtein die Pfeiler und die Stützen,
Die Mauern von gediegnem Gold erbauet;
Kaum trägt das Aug' der vielen Flammen Blitzen.
Und Gärten prangen ſtolz mit rieſ'gen Bäumen,
Darunter Bronnen farb'ge Strahlen ſprutzen,
In Marmorbecken goldne Fluthen ſchäumen.
Und druber iſt ein Himmel ausgebreitet,
Der, ſelbſt ein Traum, ruht über üpp'gen Träumen,
So frühlingshelle iſt er ausgeweitet,
So ſchimmernd klar ſchlägt er die ew'gen Wellen,
Durch die auch nicht der ſchwächſte Schatten gleitet.
Doch ach, beim Glanze all der tauſend Quellen,
Der hohen Bäume, die ſo ſchlank ſich biegen,
Der Menſchenmaſſen, die ſtets höher ſchwellen,
Sich toll zu drängen ſcheinen auf den Stiegen,
Erreicht auch nicht der ſchwächſte Laut das Ohr,
Still iſt es rings und wie das Grab verſchwiegen.
Obgleich du mitten ſtehſt im dichſten Chor
Der Straßentäufer, die die Mäuler weiten,
Dich anzubrüllen, tönt kein Laut hervor,
Stets aufgehoben bleibt ihr Fuß im Schreiten.
So ſtehen ſie ſchon hunderttauſend Jahr,
So werden ſtehn ſie bis an's End' der Zeiten. —
Verſteinert iſt des Baums beweglich Haar,
Verſteint des Silberquelles lieblich Koſen,
Verſteint im Buſch das Turteltaubenpaar,
Verſteint ſelbſt an der Mädchenbruſt die Roſen!
O Graus, der muß lebend'ge Seelen faſſen,
Die ſo in's Todtenreich ſich ſehn geſtoßen,
Sich ſo umringt ſehn von erſtarrten Maſſen,
Die mit des Lebens glühnden Reizen prangen,
Indeß kein Herz die hohlen Brüſte faſſen,
Und Staub der Wüſte liegt auf Marmorwangen!
O gingen in ſich, die von Adam ſtammen,
Die Sünder alle, eh da kommt gegangen
Das Chor Propheten, die die Welt verdammen!
Denn ſchreck'ich ſind Propheten, wenn ſie wettern,
Und doppelt furchtbar ſind Prophetenſtammen.
Ich habe oft gehört Poſaunen ſchmettern,
Und Donnerseile im Gebirge fallen,
Und Waſſerſchäume auf gen Himmel klettern;
Doch von den zornerfullten Stimmen allen
Iſt ſtets die laut'ſte die Prophetenſtimme,
Wenn, um zu ſtürzen die Palläſt' und Hallen,
Sie ſich erhebt in ihrem ganzen Grimme.
Solch ein Prophetenſchrei war hier erklungen. —
Doch gönnt der Sage, daß ſie weiter ſchwimme
Auf finſtern Wogen. Langſam vorgedrungen
Iſt unſer Fuß bis in der Häuſer Mitte,
Nachdem mit dichtem Staub er hat gerungen,
Der Trepp' und Vorſaal deckt bei jedem Tritte.

Jetzt öffnet ſich der Saal, der Gäſte Menge
Sieht überraſcht das Aug in heitrer Sitte
Vertheilet an den Wänden; ein Gedränge
Umſteht der Tänzerinnen Schweſterpaar,
Das ſich bewegt im Takte der Geſänge.
Noch flattert hoch der Einen goldnes Haar,
Der Andern Fuß hebt eben leis die Spitze,
Bewundrung lächelt rings die frohe Schaar,
Die Fernſten ſtehen auf von ihrem Sitze;
Da durch die Luft gellt der Prophetenſchrei —
Und ſchnell zu Stein erſtarrn die farb'gen Blitze,
Der laute Saal erſtirbt zur Wüſtenei; —
Gehoben bleibt der Fuß, das Haar bleibt fliegend. —
Ich eile fort. — Da winkt ein Greis herbei
Die Enkelſchaar, die an ſein Knie ſich ſchmiegend,
Von ſeinen Lippen lauſcht ein holdes Mährchen.
Grad kommt zum Schluß er, kluge Worte fügend,
Und wendet ſich zum allerjüngſten Pärchen —
Da bleibt die Lippe ſtumm und redet nimmer.
Am Silberbarte rührt ſich nicht ein Härchen,
Und aufwärts ſchaut der Kleinen Blick noch immer,
Als wollt' er ſagen: „Wirſt das End' nicht machen,
O Vater? Mütterchen harrt ſchon im Zimmer;
Du weißt, ſie zürnt, wenn wir zu lange wachen.“
Doch ach! Großväterchen beſinnt ſich lange. —
Dort iſt ein Bild, das reizte wohl zum Lachen,
Wenn Lachen keimte je im Schreckensgrange.
Die Alte handelt am Limonenladen;
Sie will, erſchöpft vom langen Käufergange,
Den dürren Gaum im friſchen Safte baden.
Schon ſchlürfen offen weit die Lippenfalten,
Schon ſchmiegt die Zung' ſich an, mit eingeladen —
Da Zung' und Frucht ſich wandeln zu Baſalten,
Und alſo muß, ein Bildniß der Begier,
Auf offnem Markt ſie ſchaugeſtellt, erkalten. —
Mit ſeinem Ball ergötzt ein Knab' ſich hier,
Er wirft in Luft ihn mit Wohlgefallen;
Doch Wunder! im azurnenen Revier
Bleibt ſchwebend er, ohn' wieder rückzufallen,
Und immer bleibt des Knaben Hand gehoben.
Allein das Bild, das ſchrecklichſte von allen,
Droht unſerm Blick im Königsſchloß dort oben,
Von dem die Zinnen ſchimmernd niederleuchten,
Als hätt' aus Sonnenglut man ſie gewoben.
Hier iſt es, wo des Herrſchers Ohr erreichten
Des Fluches Donner in dem Augenblicke,
Als ſeine Sünden jede Gnade ſcheuchten.
Von hier aus ſank das grauſige Geſchicke
Rings auf die Stadt, die nun im Zauberbanne
Ruht, durch des Herrſchers wie durch eigne Tücke.
Dort ſchläft er noch auf üpp'ger Ottomanne,
Zur Seit' ihm ſchmiegt ſich das geliebte Weib,

Digitized by Google

Im Tod ſich einend dem bedrohten Manne,
Zu Stein verwandelt auch ihr Götterleib! —

O herber Schmerz, der meine Bruſt durchwühlte!
Nicht eh' war ich genesen, bis ferndh
Ein dunkler Schattennachen ſtumme Grab,
Und wieder Tönerus mein Ohr umſpielte,
Und wiederum Bewegung mich umgab.
Da warf ich nieder mich in Baumes Schatten
Und rief zu Allah: Nimmſt du einſt mich fort —
Inmitten deiner Welt laß mich erwatten!
So ſchloß der Derwiſch jezt mit frommem Wort.

Ferienwochen.

(Fortſetzung.)

Kleeberger war zwar Genfer Bürger und kam oft dahin, lebte aber gewöhnlich in Lyon, wo er auch das Bürgerrecht hatte und große Fabrik- und Handelsgeſchäfte trieb, die ſeinen Reichthum ſehr vermehrten. Selten haben ſeitdem Lyoner Kaufleute einen ſo würdigen und ſchönen Gebrauch von ihrem Reichthum gemacht, als dieſer Deutſche in Lyon. Er wohnte im Bourg-neuf am rechten Saoneufer, nahe bei der Pierre-Seize, und hatte da große Gebäude, wahrſcheinlich ſchon für Seidenfabrikation, denn König Franz I. zeigte nach ſeiner Befreiung aus der Gefangenſchaft für die Emporbringung der Seidenfabrikation in Lyon durch venetianiſche und genueſiſche Auswanderer große Sorgfalt, wobei ihn Kleeberger, ſein alter Freund, mit Rath und That unterſtüzte. So ward er ein großer Wohlthäter Lyons; er wurde es auch bald nicht bloß für ſeine zahlreichen Arbeiter, ſondern für das ganze Quartier. Darum trägt noch jezt in der Vorſtadt St. Jrénée eine Straße und bei der Croix-Rouſſe ein Platz ſeinen Namen. Kleeberger hieß nur le bon Allemand. Wo mit Rath, Hülfe und Unterſtüzung etwas Gutes zu üben war, da half gewiß der Kleeberger. Die Mädchen ſeines Quartiers hatten beſonders an ihm einen Vater, denn er verheirathete deren jährlich ſieben an ſieben junge Männer des Viertels und ſtattete ſie aus, ſtand ſelbſt Gevatter bei ihren Kindern, half auf allen ſchweren Stellen mit Rath und That und war einer der angeſehenſten Schöffen Lyons. Ja, als er 1546 ſtarb, hatte ſich ſein Bild ſo tief in die Gemüther gedrückt, daß die Leute ein grobes Holzbild von ihm machten, mit dem bezeichneten Geldbeutel in der Hand. Sie ſtellten es auf Pierre-Seize auf, und wenn die Mütter mit ihren kleinen Mädchen vorübergingen, ſo mußten dieſe den homme de la Roche (ſo hieß das Holzbild) grüßen; wenn ſie groß wurden, thaten ſie es von ſelbſt und mit gutem Grund; denn Kleeberger hatte auch nach ſeinem Tod für ihre Verheirathung geſorgt. Bis auf den heutigen Tag ziehen die Leute jenes Quartiers muſiziren mit dem Holzbild durch Lyon. Zwar iſt es jezt verſtümmelt, denn die Revolution hat auch an ihm mit ihrer Rohheit gewüthet; aber das Volk weiß doch, daß es den alten bon Allemand, den homme de la Roche vorſtellt. Jezt denkt die Stadt darauf, an die Stelle jenes Holzbildes — das den älteſten griechiſchen Götterbildern gleicht — eine Statue Kleebergers von weißem Marmor machen zu laſſen. Es iſt aber ſehr zu fürchten, daß ſie die Mädchen nicht grüßen werden, wie das alte, verehrte Holzbild.

So lebt in Lyon die Erinnerung an den bon Allemand fort. Aber auch eine belle Allemande iſt noch im Munde des Volks, wiewohl es ſie nicht als ſeine Wohlthäterin anſehen kann. Was die Volksſage von ihr berichtet, wenn ſie auf den Thurm zeigt, der noch jezt la tour de la belle Allemande heißt, iſt nicht ohne Intereſſe. Ein junger Lyoner ging vor mehreren Jahrhunderten nach Deutſchland, machte da in irgend einem Land gute Geſchäfte, war dem Fürſten in ſeinen Finanzverlegenheiten dienlich und wurde daher bei Hofe ſehr angeſehen, erhielt Titel, Rang und Ehrenzeichen, wie das unter ähnlichen Umſtänden noch heutzutage zu gehen pflegt. Man wollte ihn dort an eine vornehme Dame verheirathen, er aber hatte ein ſchönes Bürgermädchen geſehen, die mit ihrer Hände Arbeit die Eltern ernährte; denn ſie war im Sticken und Verfertigen von Gold- und Silberbanden und ähnlichem Kunſtwerk ſehr gewandt. Er liebte ſie leidenſchaftlich, und da er auf ſeinen Reichthum und vornehmen Stand vertraute, ſo wunderte er ſich nicht wenig, als das Mädchen gar nicht über den Heirathsantrag entzückt war, mit dem er ſie einmal bei ihren Eltern überraſchte. Dieſe freilich waren darüber ſehr erfreut, denn ſie ſahen in dieſer Verbindung ihres Goetchens das ſicherſte und ehrenvollſte Mittel, aus ihrer peinlichen Lage zu kommen und ein glückliches Alter im Ueberfluß zu leben. Wenn Gretchen nicht auch froh darüber war, ſo hatte dies ſeinen guten Grund; denn ſie liebte einen jungen Menſchen, der gleichfalls knapp von ſeiner Hände Arbeit lebte, und mit dem ſie gar keine Ausſicht hatte. Sie war aber eine gute Tochter, die Eltern mögen auch nicht wenig gebeten und zugeredet haben, kurz, ſie ſagte dem Franzmann ihre Hand zu und ward ſeine Frau. Darüber entſtand bei Hof ein entſetzlicher Lärm. Weil man da den Fremden nicht mehr brauchte, ſo begegnete man ihm vornehm, wozu beſonders die Hofleute mit ihren heirathsfähigen Töchtern halfen. Die Franzoſen haben bekanntlich viel Ehrgefühl,

Digitized by Google

so auch unser Lyoner. Er beschloß also, den deutschen Hof zu verlassen und mit seiner jungen Frau in seine Heimath Lyon zu ziehen. Hier kaufte er ein großes Besitzthum und baute ein schönes Haus auf der Anhöhe am linken Saoneufer, dem malerischen Felsen Pierre-Scize gegenüber, auf dem damals ein festes Schloß stand. Das schöne Haus war bald fertig, ihm fehlte innen und außen fast nichts, was das Leben angenehm machen konnte. Nur Eines fehlte: der frohe Sinn des Hausherrn; denn an das glänzende Hofleben, seine Feste und vielfachen Zerstreuungen gewöhnt, gefiel es ihm nicht in der Fabrikstadt. Kinder hatte er nicht, und seine Frau litt bei dem Uebelgelauten große Langeweile, wenn nicht manchmal Fremde kamen, die sehr gut und gastlich von dem Hausherrn aufgenommen wurden, wenn sie etwas Neues und Zerstreuendes brachten, oder wenn sie aus dem Lande kamen, wo er früher so angenehm gelebt hatte und an dem er deßhalb immer noch sehr hing.

(Fortsetzung folgt.)

Allerlei von Deutschland und den Deutschen.

Im Jahr 1588 waren schon viele deutsche Handwerker in Pera, der Vorstadt von Konstantinopel, angesiedelt: Goldschmiede, Awcrmacher (Uhrmacher), Bäckermacher, Messerschmiede. *

— Die deutschen Juden in Konstantinopel hatten schon i. J. 1574 eine Schule daselbst. „Da lasen und singen sie allzumal, jung und alte.“ **

— Schweigers, *** der 1676 in Columbo war, erzählt, ein altes Singsalesenweib habe etwas deutsch verstanden, weßhalb er die Kost bei ihr genommen.

— Die erste Glashütte in China wurde zu Anfang des achtzehnten Jahrhunderts von einem Deutschen, dem Missionär Kilian Stumpf, angelegt.

— Die erste Papiermühle in England ward i. J. 1588 von einem Deutschen angelegt.

— In den Wüsteneien der Sierra Morena ließ König Karl III. Kolonien von Deutschen anlegen.

(Wird fortgesetzt.)

* Heberer, Beschrb. einer dreijährigen Dienstbarkeit. S. 171.

** Gerlachs Tagebuch. 171.

*** Journal einer ostindischen Reise. Tübingen 1698.

Korrespondenz-Nachrichten.

Dresden, December.

(Fortsetzung.)

Theater. Stockungen im Verkehr.

Unserer Schaubühne ist die Schuld von dergleichen eben so wenig beizumessen. Denn erstens kommt da, wo das alte invalide Schauspielthum unsere gerechten Kunstwünsche und Bedürfnisse völlig im Stiche läßt, das immer lebendiger aus der Erde Grund emporsteigende neue ans mit der Hoffnung auf eine Zukunft zu Hülfe, in der wir alles seither schmerzlich Erfehnte und Vermißte in überreichem Maße erhalten werden. Und die Schauspieler anlangend, so fehlt es unter ihnen nicht an männlichen und weiblichen wahrhaften Edelsteinen, auch kann man, ohne ungerecht zu seyn, kaum bezweifeln, daß außer diesen eine bedeutende Zahl recht wackerer Künstler und Künstlerinnen hier vorhanden ist, und daß die große Mehrheit der Gesellschaft überhaupt gemeiniglich ihre volle Kraft anwendet, etwas Gutes und Tüchtiges hervorzubringen. Zweitens bestrebt sich die Direktion immer sichtbarer, durch ein recht buntes Durcheinander von Stücken Jedermann gerecht zu werden, und heute dem feinsinnigen Publikum, morgen dem mittelseinen zu genügen, übermorgen und in den folgenden Abenden aber die zahlreichen Fraktionen und Nüancen des ganz ordinären Publikums möglichst zufriedenzustellen. Hiezu unterläßt man auch nicht, wie sich gebührt, ausländische sowohl, als ursprünglich deutsche Neuigkeiten anzuwenden. Zu diesen gehörten in der letzten Zeit das Drama: „Ein Duell unter Richelieu,“ nach dem Französischen von Lockroy und Baden, so wie die Lustspiele: „Bruno und Balthasar,“ nach dem Italienischen von C. Blum, „Vater und Vormund,“ nach dem Französischen von Herrmann, und „Nichte und Tante.“ Die ersten drei Stücke wurden nicht ohne Beifall gegeben. Das letzte erwarb sich, besonders auch durch sehr lebendiges Zusammenspiel, ein vorzügliches Wohlgefallen. Noch ist anzumerken, daß der berühmte musikalische Virtuos Lipinski bei hiesiger königlicher Kapelle als Concertmeister, dem Vernehmen nach vor der Hand auf zwei Jahre, angestellt worden.

Viele Gewerbtreibende, und unter diesen sogar solche, die sich in der Regel eines recht lobsalten Verkehrs zu erfreuen haben, erheben Klagen über merkliche Verminderung ihres Absatzes und auffallende Stockungen im Geldumlauf. Ohne Zweifel rühren die zahlreichen Aktienunternehmungen und die fast täglich sich mehrenden Einzahlungen auf dieselben zu diesen Beschwerden das Meiste bei. Auf den Stand der Aktien selbst wirken natürlich die dadurch entstehenden Verlegenheiten nachtheilig zurück. Sogar Aktien, deren gänstiges Resultat kaum noch einem Zweifel unterliegt, wie z. B. die der Leipzig-Dresdener Eisenbahn, leiden darunter. Ihr momentan etwas gedrückter Stand wird sich jedoch bei dem raschen Fortschreiten des Werkes zuverlässig bald wieder erheben. Geht doch seit dem 1sten v. M. die Bahn schon von Leipzig aus bis zur Elbe in der Nähe von Riesa. Gegen Ende des Mai t. J. hofft man mit Zuversicht das Ganze zu Stande gebracht zu sehen. Ein Hindeuten auf diese nicht mehr in Zweifel zu stellende baldige Vollendung scheint bei den Hemmungen, welche so eben ähnlichen Entreprisen in Frankreich entgegentreten, überall an ihrem Platze zu seyn. Diese (zum Theil wohl durch künstliche Manöcers absichtlich erregten) Hemmungen bewirken sowerlich mehr, als die Verspätung einer schon längst als ein Zeitbedürfniß betrachteten Sache. Der Mensch hat sich bereits mit dem Gedanken der Unentbehrlichkeit der Eisenbahnen und mit den Vortheilen des durch sie zu bewirkenden innigern Vereins der Länder und Völker zu viel beschäftigt, um durch Hindernisse ganz von ihnen abgebracht werden zu können. Obschon die Folgen des Eisenbahnsystems sich noch durchaus nicht vollständig übersehen lassen, so scheint doch ein Hinterstreben der Ausführung außer den Grenzen des Möglichen zu liegen. Vielmehr dürfte derjenige Staat, dem es gelingt, sich des, jedenfalls überaus wichtigen, neuen Gewerbszweiges sofort zu versichern, vor den darin erst nachfolgenden Staaten sehr im Vortheil seyn. Unter den hiesigen Aktienunternehmungen steht die Bierbrauerei des Waldschlößchens in Hinsicht des darauf gesetzten Vertrauens unstreitig oben an.

(Schluß folgt.)

Beilage: Kunstblatt Nr. 4.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

№ 10.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Freitag, den 11. Januar 1839.

Was treibt ihr hier? — Ein namenloses Werk.

Shakespeare.

Der Lumber-Troop in London.

Ich gedenke heute Ihre Leser mit einem sonderbaren Verein bekannt zu machen, von dem bisher auf dem Continente schwerlich viel die Rede gewesen ist, der aber den englischen Humor und überhaupt manche gute Seite des Nationalcharakters in sehr liebenswürdigem Lichte erscheinen läßt.

Seltsam ist schon der Name des Vereins, und nicht wohl zu übersetzen. Lumber bedeutet hölzernen Hausrath, Plunder, Gerümpel, Stabholz, Bauholz u. dergl.; troop heißt Trupp, Schaar u. s. w., also etwa: Gerümpelschaar. Die Mitglieder nennen sich Troopers, entsprechend dem französischen Troupier, Soldat.

Der ancient and honourable, dies ist sein offizieller Titel, der alte und achtbare Lumber-Troop versammelt sich in bald größerer, bald geringerer Zahl ordnungsmäßig jeden Mittwoch, unregelmäßig jeden Tag zwischen sieben und acht Uhr Abends im sogenannten Hauptquartier, der Troop-halle, einem geräumigen Lokale im Bolthof auf der Fleetstraße, gegenüber die Doktor-Johnson-Taverne gelegen, weil dieser ebenso witzige als grobe Gelehrte hier viele Jahre gewohnt und mehrere seiner gefeiertsten Werke geschrieben hat. Weder die Zeit, wo der Lumber-Troop in's Daseyn getreten, noch die Veranlassung des Namens kann genau nachgewiesen werden, und dies bringt vielleicht die Sittengeschichte um einen interessanten Beitrag. Fragt man einzelne Mitglieder, so lautet die Antwort meist: der Ursprung unseres Vereins verliert sich in den dunkelsten Zeiten, und was den Namen betrifft, so geht die Sage, er habe einen tiefgeheimen Sinn. Das kann dem Forscher nicht genügen. Manche datiren das Entstehen des Vereins in die Zeit der Königin Elisabeth zurück, und meinen, er sey zum Gedächtniß der Vernichtung der spanischen Armada gestiftet worden; aber für diese Annahme ist auch nicht ein einziger Grund beizubringen. Andere setzen seinen Ursprung in die Regierung der Königin Anna; allein mehrere Schriftsteller dieser Zeit sprechen vom achtbaren Lumber-Troop als von einem alten Institute. Am wahrscheinlichsten ist die Annahme, die ihn auf die Zeit Karls II. zurückführt, nicht, weil mit diesem ein lustiges Leben nach London zurückkehrte und die „Lumberer" von jeher lustige Leute gewesen sind, sondern weil in Druck und Schrift eine frühere Erwähnung des Vereins nirgends anzutreffen ist, weil seit den Tagen Karls II. kein humoristischer Schriftsteller in London geblüht hat, der nicht dem Lumber-Troop einen Kranz aus Rosen oder Disteln geflochten, ihm ein Lorbeer- oder ein Besenreis gereicht hätte, weil die älteste Urkunde im Archive des Vereins den 2ten Februar 1685 gezeichnet und folglich vier Tage vor Karls

Digitized by Google

Ableben vollzogen worden, obſchon ihrem Inhalte nach nicht die erſte iſt, die vorhanden ſeyn könnte, und endlich, weil die Reihe von Abbildungen ausgezeichneter Lumberer, welche rings an den Wänden der Halle aufgehangen ſind, ſich mit einem Bildniſſe eröffnet, deſſen Styl und Coſtüm der Regierung Karls II. angehören.

Der Urſprung des ſonderbaren Namens iſt nicht auszumitteln, doch darf man mit Recht bezweifeln, daß ein geheimer Sinn in demſelben verborgen liegt. Nicht der entfernteſten Andeutung, worin wohl das tiefe Geheimniß beſtehe, bin ich irgendwo begegnet, keinem verſtohlenen Winke bei den Schriftſtellern, keinem wichtigthuenden Blicke bei vielen befragten Lumberern. Sey alſo das urſprüngliche Geheimniß verloren oder ſo tief begraben, daß Niemand es aufzuſcharren vermag, jedenfalls hat es aufgehört zu ſeyn, und das Sonderbare dieſes Umſtandes bei einer Geſellſchaft, die keinen politiſchen Charakter trägt und nie einen andern Wechſel erfahren als den der geſammten Menſchheit, wo Ein- und Austretende ſich abſtiften, rechtfertigt gewiß die Vermuthung, daß ein ſolches Geheimniß gar nie exiſtirt. Ich denke mir, daß in den luſtigen Tagen Karls II. eine Anzahl luſtiger Geſellen dieſelbe Taverne beſuchte und daſelbſt ihre Abende zubrachte, daß dies die Idee anregte, ſich in einen Verein zuſammenzuthun, und ſo der Verein geboren wurde. Dem Kinde einen Namen zu geben, war das nächſte Bedürfniß, und dieſer fand ſich bald. Wer Coopers John Gilpin kennt, weiß von der damaligen Einrichtung einer Londoner Burgerſchaar, von ihren Uebungen und von dem vielfachen Spotte, dem ſie zur Zielſcheibe diente. Lag nun wohl der Gedanke fern, zur Verſpottung jenes Inſtituts dadurch beizutragen, daß man einem unkriegeriſchen Vereine einen lächerlichen kriegeriſchen Namen gab? Der Einfall paßt vollkommen zum Geiſte jener Zeit.

Kein Lumberer weiß von einem geheimen Zwecke des Vereins, und ſelbſt ohne ſolche Verſicherung wäre die Abweſenheit jedes ſolchen Zweckes ſchon daraus zu folgern, daß der Verein nie eine geheime Sitzung hält. Der Zutritt zu ſeinen Verſammlungen iſt für Jedermann an eine ſo leichte Bedingung geknüpft, daß ſie faſt im vollſten Sinne des Wortes öffentlich heißen können. Ferner enthält auch die Aufnahme neuer Mitglieder nicht die geringſte Myſterie. Die zu Einführung neuer Mitglieder beſtimmten Tage gehören zu den hohen Feſten des Vereins; ihnen gehen die minder ſolennen der eigentlichen Aufnahme voraus, und um der Mitgliedſchaft würdig befunden zu werden, iſt in der Regel weiter nichts erforderlich, als daß ein Lumberer darauf anträgt, Herrn N. N. zum Mitgliede des alten und achtbaren Lumber-Troops anzunehmen, und daß ein Zweiter den Antrag unterſtützt. Darauf fragt der Präſident, der mit dem Oberſtenkitel und der höchſten Autorität bekleidet iſt, ob Jemand ein Bedenken dawider vorzubringen habe. Dies kommt höchſt ſelten vor. Geſchieht es aber, ſo ſteht bloß dem, der den Antrag geſtellt, und dem, der ihn unterſtützt hat, das Recht der Gegenrede zu, und nach Beendigung der auf ſolche Art in enge Schranken gewieſenen Debatte erſucht der Oberſt die Anweſenden, durch Aufheben oder Nichtaufheben der rechten Hände über das Für oder Wider der Aufnahme zu entſcheiden. Entſcheidet die Mehrheit gegen die Aufnahme, ſo bindert nichts, daß daſſelbe Individuum am nächſten Aufnahmetage abermals in Vorſchlag komme. Erfolgt die Annahme, ſo wird der Aufgenommene von ſeinen beiden Freunden dem Oberſten vorgeſtellt, der ihm den Tag ſeiner feierlichen Einführung nennt. Am anberaumten Tage iſt die Halle feſtlich geſchmückt. Zwar ſteht, wie Jahr aus, Jahr ein, auch heute die Haupttafel gerüſtet, mit erhöhten Sitzen am oberſten und unterſten Ende, dort für den Präſidenten, hier für den Vicepräſidenten — den jedesmaligen letzten Ex-Oberſten — und beide Seiten entlang mit Bänken und Stühlen zu beliebigem Gebrauche für die Vereinsmitglieder; wie immer, ſind zwei Mörſer vor dem derzeitigen Oberſten aufgepflanzt, hinter ihnen liegt auf einer Art Schreibepult ein gewichtiger eherner Hammer, im Rücken des Oberſten ragen einund-zwanzig Kanonenläufe aus der Wand hervor, darüber hängt ein ſieben bis acht Fuß langes Schwert und höher kreuzen ſich zwei durchlöcherte Panière. Aber an den hohen Feſten des Vereins tragen die Fahnen grüne Eichenlaubkränze, dem ſtählernen Schwerte fehlt die lederne Scheide, und die Kanonenläufe, der Hammer und die Mörſer ſind hell polirt. Auch die Tafel, die Stühle und die Bänke zeigen eine mehr als gewöhnliche Sauberkeit.

(Fortſetzung folgt.)

Ferienwochen.

(Fortſetzung.)

So kam auch einmal ein Fremder mit einem Empfehlungsbrief aus jener deutſchen Stadt, wohl angethan und einnehmend in ſeinem Weſen. Es war Friedrich, der ehemalige Geliebte Gretchens, der indeſſen ein wohlhabender Kaufmann geworden war, den ihr Mann nicht kannte und dringend zu längerem Bleiben einlud. Ich mag den Stein nicht auf die alte Liebe werfen, daß ſie mit neuer Glut aufflammte. Bald war dies Gretchens Mann kein Geheimniß mehr, und er rächte ſich grauſam dafür. Zuerſt brachte er es durch ſeine Verhältniſſe und

Digitized by Google

durch viel Geld dahin, daß Friedrich ergriffen und in dem Schloß auf Pierre-Scize verwahrt wurde; für seine Frau aber ließ er einen Thurm neben seinem Haus bauen, wo sie von aller Welt abgeschieden leben sollte, denn nur einmal des Tages brachte man ihr Nahrung. Das kleine Fenster ging nach dem Strom heraus und durch einen glücklichen Umstand auch Friedrichs Gefängniß, so daß sich Beide manchmal sehen konnten. Friedrich hatte wohl nie von Leander gehört, aber er fühlte in sich etwas von dessen Liebesmuth. Darum stürzte er sich einst aus seinem Fenster in die Saone und wollte hinüberschwimmen zu Gretchen, als die Wachen sein Entkommen gewahr wurden, nach ihm schossen und ihn tödtlich verwundeten. Gretchen, die ihm von ihrem Thurm Muth zugewinkt hatte, sah es — dann aber schweigt die Sage und berichtet nicht, was ferner aus der Armen geworden. Der Thurm aber steht noch und heißt la tour de la belle Allemande.

Wir besuchten die interessantesten Fabriken, sahen einfache, façonnirte, bunte, mit Gold und Silber durchwirkte Seidenstoffe, Sammt, Gaze, Wollenshawls und Gasebänder unter unsern Augen weben. Dann gingen wir in Gold- und Silberdrahtfabriken und zuletzt in die Krystallfabrik der Guillotière. Ueberall fanden wir viel Höflichkeit und Bereitwilligkeit, uns Alles zu zeigen, zu erklären und begreiflich zu machen, was besonders bei einem meiner jungen Engländer seine kleine Arbeit war. Er that die unbegreiflichsten Fragen an die Arbeiter, faßte nichts von ihren oft sehr klaren Antworten, war aber dabei weit entfernt, sich selbst die Schuld zuzuschreiben. Er hatte früher gemeint, ich bezahle die Leute dafür, es sey also ihre Pflicht und Schuldigkeit, ihm Alles zu erklären. Als er aber mehrmals sah, daß ganz unscheinbare Arbeiter nichts von mir annahmen, war er sehr erstaunt, noch mehr in einer Wollenshawlfabrik, wo nicht allein der Arbeiter am Stuhl nach langer Bemühung und Erklärung, sondern auch der kleine Lehrbursche nichts nehmen wollte, weil's der Arbeiter ausgeschlagen. Wenn man die Lyoner Arbeiter in ihren Werkstätten sieht und hört, bekommt man eine sehr günstige Idee von französischer Politur und Civilisation, von französischem Ehrgefühl. In glänzenden Pariser Salons und in den Bureaux der dortigen Beamten findet man nicht dasselbe.

Unter Cäsar und Augustus, als Lugdunum noch in naher Verbindung mit der Phocäercolonie Massilia stand, für dessen Handel es ein Emporium im Binnenlande war, wurde hier viel griechische Sprache und Literatur getrieben, mehr als römische; ein Jahrhundert später aber war hier viel römische Literatur im Schwung, und dem jüngern Plinius schmeichelte es sogar, daß man bei den dortigen Buchhändlern seine Schriften fand. Dies ist nun auch anders geworden. Von griechischer Sprache und Literatur zeigt sich hier fast gar nichts mehr, von römischer wenig und von französischer nicht viel Gutes. In diesem Sinn lehren auch die höhern Schulen, wo man, wie gesagt, nur die Spezialitäten der Medicin, der Naturwissenschaften und der Mechanik mit Auszeichnung treibt. Höhere Literatur wie höhere Kunst haben hier keinen guten Boden. Lyon ist entschieden eine Industrie- und Handelsstadt, und was nicht mittelbar oder unmittelbar darauf Bezug hat, wird nicht geachtet. Darin hat Paris einen entschiedenen Vorzug, und es zeigt, daß es keine Landstadt mit provinziellen und lokalen Interessen, sondern eine Reichsstadt ist. In Lyon will man dies freilich nicht gelten lassen.

Sehr auffallend ist, daß Lyon, diese Wiege des gallischen Christenthums, so nahe bei dem erzpriesterlichen Vienne, keine bedeutenden und schönen gothischen Kirchen hat. Zwar sind mehrere alt genug, reichen selbst weit über die Zeit Karls des Großen hinauf oder entstanden bald nach ihm, aber keine einzige kann nur entfernt mit dem herrlichen Dom von Vienne oder mit andern guten gothischen Kirchen in Frankreich verglichen werden. Die Cathedrale von St. Jean ist eine wahre architektonische Vogelscheuche, zusammengestoppelt aus allen Zeiten, aus dem neunten Jahrhundert, aus Ludwig des Heiligen Zeit, und entstellt durch die antikisirende Façade. Nur das Innere und einige Kapellen sind schön, besonders die Kapelle Bourbon gleich rechts beim Eingang der Kirche. Sie wurde im fünfzehnten Jahrhundert mit allem Luxus der damals ihre schöne Einfalt verlierenden gothischen Architektur erbaut, und gleicht einem kleinen, aus Spitzen gewebten Haus. Ueberall steht die Devise des Cardinals Bourbon, ein flammendes Schwert mit den Worten: N'espoir, ne peur, und die seines Bruders Peter, der diese Kapelle vollenden ließ: ein geflügelter Hirsch mit gleicher Beischrift. Das P. ist mit einem A. verschlungen, um damit den Namen des Herzogs und seiner Gemahlin Anna von Frankreich, einer Tochter Ludwigs XI. zu bezeichnen. Umher sind Disteln (Chardon) angebracht, um nach einer damals sehr im Schwung gehenden Wortspielmode etwas Feines auszudrücken. Der Fürst wollte nämlich damit sagen, seine Gemahlin sey ein Cher don vom König.

(Fortsetzung folgt.)

Allerlei von Deutschland und den Deutschen.

König Gustav III. von Schweden war, nach seiner eigenen Aeußerung, nichts so sehr zuwider, als deutsch und Tabak. *

---

* Werke Gustavs III. übers. v. Rühs. 3 B. 256 S.

Digitized by Google

— In Moskau sollen i. J. 1798, wo die Stadt gegen 250,000 Seelen zählte, alle Aerzte Deutsche gewesen seyn. *

— Paciccelli, ** Auditor bei dem päbstlichen Nuntius in Kön. sowie von Boppard aus i. J. 1675 von den deutschen Provinzen: sie glühten einem zweiten Lande der Verheißung, wenn sie nur nicht von Luthers Gift und Calvins Geifer angesteckt wären. — Von unserer Sprache aber sagt er, so müsse die gewesen seyn, in der Gott Adam aus dem Paradiese gejagt. — Nach seiner Meinung sind die Baiern von den übrigen Deutschen sehr bedeutend verschieden; namentlich vermißt er an ihnen die charakteristische Reiselust und Abenteuerlust.

— Das Oratorium: die sieben Worte am Kreuz, setzte Haydn auf Bestellung der Domherrn in Cadix. Alle Jahre wurde am Charfreitag in der Domkirche daselbst das schöne Stück aufgeführt.

— Der Jesuit, Caspar Castner, † 1709, der in Ingolstadt studirt hatte, ward vom chinesischen Kaiser zum Vorsteher des mathematischen Tribunals und zum Lehrer des Kronprinzen ernannt.

— Der Verfasser der sehr oft gedruckten „medizinischen Blumenlese," deren sich die spanischen Missionäre in Paraguay und andern südamerikanischen Ländern bedienten, war Johann Steinhoffer aus Schlesien, Jesuitenlaienbruder. Das Werk war wegen seiner Gemeinnützigkeit allgemein gepriesen.

— Die hohen Schulen Deutschlands wurden im 16ten und 17ten Jahrhundert von Schweden, Dänen, Polen, Ungarn, Russen, Spaniern, Franzosen und Engelländern, zum Theil in bedeutender Anzahl besucht. — Im Jahr 1551 stuhr diese sogar ein junger Mann von den ortadischen Inseln in Ingolstadt: Joa. Torpinus, diocesios Archadiensis in insulis Orcadibus. ***

(Wird fortgesetzt.)

---

* Bemerkungen über Rußland, Fürth 1805.

** Memorie de' Viaggi, Napoli 1685.

*** Mederer, Annal. acad. Ingolst.

Korrespondenz-Nachrichten.

Dresden, December.

(Schluß.)

Neue Gemälde. A. Hughes.

Der hiesige Kunstverein stellt eben wieder eine bedeutende Zahl vortrefflicher Gegenstände zur Schau. Der verlorene Sohn, von Wiesmann, für jetzt in München, ist ein großes, sehr verdienstliches Oelgemälde. Der greise Vater, eben von den Stufen seines Hauses herabsteigend, neigt sich liebgerührt zu dem vor ihm reuevoll hingesunkenen Sohne, um ihn zu sich emporzuheben. Das Ganze wird durch Einfachheit, Wahrheit und einen sodiuen Ton vorzüglich empfehlen. Daß man in dem wieder Aufgenommenen gerade den verlorenen Sohn vor sich habe, macht freilich ein Gewand um so zweifelhafter, das während seiner mannigfachen Drangsale nicht einmal an der, doch sonst so wenig haltbaren blaßgelben Farbe etwas gelitten zu haben scheint. Von dem talentreichen Mater Bähr gewann eine sehr gut gedachte und geordnete Darstellung der biblischen Geschichte vom barmherzigen Samariter viel Theilnahme. Unter Dietrich's aus Rom eingesendeten, interessanten Oelgemälden zog vorzüglich die Darstellung Abrahams an, wie er die sodme Hagar mit ihrem Knaben hinwegweist und seine Gattin, ein kleines Kind auf dem Arme, aus der Thüre des Hauses dieses ihr gebrachte Opfer mit aufnimmt. Einige Incorrectheit der Zeichnung, welche ein Mitanwesender bemerken wollte, gab, bei dem Ansprechenden des Ganzen, wenig Anstoß. Auch der anmuthigen Gestalt einer Jupiters Adler tränkenden Hebe von Schmidt fehlte der Beifall nicht. Unter diesen und manchen andern, der Landschaft, dem Seeleben und der Architektur angehörigen, reizenden Tableaux schien ein Oelgemälde von Thrmer in Rom die allgemeine Aufmerksamkeit der eben recht zahlreichen Beschauer besonders in Anspruch zu nehmen. Nicht durch die ihm zum Grunde liegende Idee; Viele wollten sogar, nach langem Sinnen, einer solchen Idee nicht auf die Spur gekommen seyn. Das Bild hatte einen noch jugendlichen Mann zum Gegenstande, der zweien mit alterthümlicher Pracht costümirten jungen Damen einen erlegten Hasen präsentirt. Daß er ein Jäger war, davon zeugte das Attribut des Jagdhorns und ein Hund, den er an der Leine hielt; durchaus aber keine Handlung in dem Bilde, die sich genügend aussprach. Desto ansprechender war die Wahrheit im Ganzen. Auf dem Antlitz beider Jungfrauen prägte sich ein schalkhafter Sinn eigenthümlich aus. Der kräftigen, rüstschlossen nach außen hinstrebenden Schelmerei der schwarzäugigen Brünette war gar pikant die Laune zur Seite gestellt, die aus den blauen Auge bot, und der Farbe des Haars etwas stark in das Aschbraune sich schimmernden, lieblichen Blondine leise hervorlauschte. Beide Gesichter verkündeten eine Jugend voll Seele, Blut und Leben. Auch auf die Gewande und andere Nebendinge hat der Künstler eine rühmliche Sorgfalt verwendet. Sein Pinsel hat alle Zeuge wie im klaren Krystallspiegel zurückgegeben, den dunkelrothen Sammt der Brünette und den lichtblauen Atlas der Blondine. Was der Handlung vielleicht an Interesse abgeht, das vergißt sich leicht über der Jugend, Frische und Anmuth der Darstellung, wie im Leben vor dem üppigen Reize sodner Jungfrauen keine andere Frage zum Worte zu kommen pflegt. Kurz, das Bild macht durch Kraft und Grazie des Kolorits und eine unwiderstehlich schöne Naturwahrheit einen recht erfreulichen Eindruck. Es würde daher jedem heiterer Geselligkeit gewidmeten Salon zu besonderer Zierde gereichen.

Große Theilnahme that sich kund bei dem frühen Ableben des talentbegabten Malers der Königin von England, Arthur Hughes. Der seiner Kunst mit Eifer sich Widmende wünschte, während seines hiesigen Aufenthalts die Gemäldegalerie und hauptsächlich Wouwermans Meisterwerke zu benutzen. Mit Eintritt der Winternonate wurde aber, wie gewöhnlich, die Galerie für das Publikum geschlossen. Auf sein Ansuchen erhielt er indeß, wie man Andere von ihm, Erlaubniß, in dem nun ganz verödeten Lokal zu dieser Jahreszeit arbeiten zu dürfen. Er ließ sich auch von der diesmal sehr zeitig eintretenden Kälte nicht zurückschrecken; aber die Folge zeigte, daß er in den ungeheizten Räumen der Kraft seiner Jugend doch zu viel verirrant hatte. Der lange Aufenthalt daselbst bis zu der Zeit, wo er den Wiederaufschluß der Thüre bei dem Aufwärter bestellt, wurde ihm zuletzt überaus empfindlich, und die Folge war ein Nervenfieber, welchem er erlag. Der Fall war um so betrübender, da er auch als Mensch sich das Wohlwollen Aller, die ihn kannten, zu erwerben gewußt. Sein 55ster Geburtstag wurde auch der Tag seines Todes.

Beilage: Literaturblatt Nr. 5.

Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Digitized by Google

№ 11.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Sonnabend, den 12. Januar 1839.

— Ich wüßt' es nicht zu preisen,
Es sollte plump und überlästig heißen.
Roh nennt man edel, unbehülflich groß.
Goethe.

Ferienwochen.

(Fortsetzung.)

Unter allen Kirchen Lyons gefällt mir bloß die kleine Kirche von Ainay im byzantinischen Styl aus Karls des Großen Zeit. Zwar ist an ihr nur der Kirchthurm alt, aber dieser hat, wie das Innere der Kirche, schöne Formen und Verhältnisse. Ganz in der neuesten Zeit wurden von einem verständigen Architekten rechts und links in gleichem Styl Seitengebäude und Kapellen hinzugefügt, die mit dem alten Thurm ein gutes und harmonisches Ganze bilden. Im Innern ist viel Römisches, besonders vier Granitpfeiler, welche die Kuppel tragen und dem Tempel angehörten, den hier sechzig gallische Völkerschaften dem August widmeten. Die Kirchen von St. Nizier, St. Pierre, St. Paul, St. George und St. Just stammen auch aus der Zeit des vierten bis neunten Jahrhunderts.

Die Lyoner legen großen Werth auf ihr Stadthaus und wiederholen immer, daß es nur dem in Amsterdam an die Seite gesetzt werden könne. Allerdings ist es eine große, imposante, im Innern mit schönen Höfen, Vestibulen, Galerien, Treppen, Sälen u. s. w. versehene Masse, und auch in ihren Hauptverhältnissen gut, aber durch große Ueberladung von Widersprechendem, Unpassendem und Geschnörkeltem entstellt, wozu in neuester Zeit noch wahrhaft Geschmackloses und Lächerliches gekommen ist. Es kommt mir vor wie eine Matrone aus dem Jahrhundert der Regentschaft, an der noch Spuren ehemaliger Schönheit zu bemerken sind, die sich aber weiß und roth schminkt und das Gesicht mit Schönpflästerchen beklebt, auch eine Menge Dormösen, Fichüs, bunter Fontangen, Bänder, Garnituren und anderer Lappalien umgehängt hat, und in diesem Zustand Bewunderung verlangt. Zu das große Feld unter dem Glockenthurm hat der Lyoner Hauptbildhauer, Legendre-Herald, ein kolossales Hautrelief gesetzt, das Heinrich IV. zu Pferd vorstellt, entschiedene Fehler hat und sich sehr geschmacklos ausnimmt, zumal die grelle weiße Farbe des Marmors vom schmutzigen Schwarz des übrigen Gebäudes sehr absticht. Es ist aber, als hätte man das Grelle noch schreiender machen wollen, und darum hat man unten am Haupteingang zwei Säulen aus hochrothem Marmor angebracht, deren Farbe furchtbar schreit. Warum streicht man nun nicht das ganze Gebäude blau an? dann wäre das französische Trikolor fertig. Das Vestibül zieren rechts und links gute liegende kolossale Statuen, welche die Rhone und die Saone, diese beiden Flüsse der Stadt, vorstellen, die ihr so viel Leben und Reichthum geben. Die schöne Haupttreppe ist geschmückt mit einem Gemälde, welches das alte römische Lugdunum in Flammen nach

Digitized by Google

der Beschreibung Senecas vorstellt. Auch des Archivsaals muß rühmend gedacht werden.

Auf der rechten Seite des Gebäudes im ersten Hof liegen die Bureaux der Municipalität und des Civilstandes. Beim Heruntersommen sah ich da eine Menge schön gepuzter, weiß angethaner, mit Blumen geschmückter Mädchen hineingehen, Jede von einem Mann, mit einem Blumenstrauß vor der Brust, geführt. Ich dachte gleich an die Civilehen, die hier geschlossen werden müssen, bevor man in die Kirche zur Trauung geht. Ich wartete, bis die Leute wieder herauskamen. Da versammelten sich alle in dem schönen, salonartigen Hof, die jungen Civilfrauen umarmten sich und die Männer schüttelten sich die Hände. Dann traten sie nach einigem Gespräch, Fragen, Erkundigungen wieder in Paare zusammen, und die Civilmänner führten ihre jungen Frauen zu den wartenden Wagen.

Die nach der Schlacht von Poitiers versprengten fürchterlichen Mauren zerstörten das alte römische Theater zwischen Fourvières und St. Irenée, und darum nannte man die Trümmer lange grottes des Sarrasins. Für die Theater des neuen Lyons brauchte es keine Mauren, denn sie haben sich immer selbst zerstört, und eines ist nach dem andern, man könnte sagen um die Wette abgebrannt. 1731 erbaute der Architekt Soufflot ein großes Theater hinter dem Stadthaus, das nach der Beschreibung immer viel besser und zweckmäßiger gewesen seyn muß als alle jetzigen. Zu den ersten zehn Jahren nach der Restauration hatte sich Lyons Wohlstand und Reichthum so gehoben und schien so fest für ewige Zeiten gegründet, daß die Municipalität ein prächtiges Baufieber befam und auf einmal mehrere große und kostspielige Bauten unternahm, Salzhallen, Kasernen, städtische Douanen u. s. w. Unter diesen großen, überdies auf heutige französische Art, d. h. mit ungeheurer Verschwendung und mit Verunreinigungen geführten Unternehmungen, welche Lyons Stadtvermögen auf lange Jahre hinaus verschulden, war auch ein Theater; denn das Soufflotsche sollte nun auf einmal für unsere Zeit, für eine so große und reiche Stadt nicht mehr würdig und hinreichend seyn. Man wollte etwas Neues, Imposantes und Frappantes haben, von dem laut gesprochen werde, gerade wie es bei den Staatsverbesserungen in Frankreich seit 1789 gegangen ist. Das Soufflot'sche Theater wurde niedergerissen; was aber nach drei Jahren an dessen Stelle stand, zeigte im Aeußern und Innern von entschiedener Schülerhaftigkeit. Man hatte ein großartiges, imposantes und monumentales Gebäude haben wollen, aber das neue, große Theater ist weder das eine noch das andere. Durch seine unverhältnißmäßig lästig breiten und hohen, dicht aneinander gereihten Fenster, die keinen andern Zweck haben, als einen am Tag hell erleuchteten Foyer zu gewinnen, gleicht das Gebäude einem Gewächshaus oder einer eleganten Fabrik weit mehr als einem Theater, und diese architektonische Trivialität wird nur durch zwei über einander weglaufende Attiken etwas versteckt. Auch das Innere hat unzählige Fehler.

(Fortsetzung folgt.)

Der Lumber-Troop in London.

(Fortsetzung.)

Sobald der Oberst und der Eroberst ihre Stuhle eingenommen, die Lumberer längs der Haupt- und Nebentafeln sich gereiht und diese mit Getränk besetzt worden, ergreift der Oberst den ehernen Hammer, läßt ihn in kurzen Pausen auf das, mit einem Resonanzboden versehene Pult dreimal schwer niederfallen, und wie der letzte Schall verklungen, schweigen Alle. Die Einführung der neuen Mitglieder beginnt. Jedes wird einzeln dem Obersten von einem Sergeanten vorgeführt und von jenem vom Kopf bis zur Zehe gemustert. Nun winkt der Oberst dem ihm zur Rechten stehenden Zahlmeister, der sofort, soldatisch steif, ein paar Schritte vorrückt und das neue Mitglied folgendermaßen anredet: „Erlauben Sie mir, mein Herr, Sie mit dem Sterne und Bande zu beileiden, welches der erste König Englands getragen, als er noch Prinz von Wallis war.“ Hiezauf befestigt er ihm ein breites blauseidenes Band an der rechten Schulter und der linken Hüfte, drückt ihm einen gewaltigen Stern von unechten Steinen auf die linke Brust und tritt mit einer tiefen Verbeugung zurück. Während jetzt der Kellermeister dem Obersten einen mit Ale gefüllten Becher reicht, stehen sämmtliche Lumberer auf, und wie der Oberst den Becher zum Munde führt, setzen jene ihre Gläser an die Lippen und leeren sie unter dreimaligem Hurrah. Den ausgetrunkenen Becher gibt der Oberst dem Zahlmeister, und nachdem der Kellermeister ihn bis an den Rand gefüllt, bietet ihn ersterer dem neuen Mitgliede, sprechend: „Nehmen Sie dies in Ihre rechte Hand und sprechen Sie mir nach: dem Obersten, den Offizieren und allen Kameraden, und Wohlergehen dem alten und achtbaren Lumber-Troop! Trinken Sie diese Gesundheit, es ist das Einzige, was wir von Ihnen begehren.“ Jener thut, wie ihm geboten, worauf der Oberst zu ihm spricht: „Tretet ab, doch entfernt Euch nicht.“ Demgemäß tritt der Dekorirte zurück, hält Stern und Band ab und übergibt beides dem Zahlmeister, der nun auf gleiche Weise sämmtliche Vorgestellte einen nach dem andern dekorirt. Das beschriebene Ceremoniel wird bei

Digitized by Google

jedem wiederholt. Wenn der Letzte abgetreten iſt, ruft der Oberſt: „Richtet euch!“ und hält hierauf die herkömmliche muntere, gereimte Rede, welche die Charge heißt. Ich wurde ſie herſetzen, wenn ſie nicht zu lang wäre. Dafür mag das Lied hier ſtehen, das gleich darauf von der Verſammlung geſungen wird, und das für den Text jener Rede gelten kann, welche vollends allen Verdacht entfernt, als ob dem Verein irgend ein geheimer Zweck zum Grunde läge.

Song.

We are full ten thousand brave boys,
Content with a competent wealth;
And we make an agreable noise,
When we drink to our Colonel's good health.

We scorn to accept any pay,
Each man keeps himself and his steed;
We frequently moisten our clay,
And fight for the king when there's need.

Our Troop is of excellent blood,
Each man has a generous soul;
I'm sure it will do your heart good,
To go and join the jolly Troop bowl.

Mit dieſem Liede ſchließt der Akt der feierlichen Einführung. Die nunmehr zu Sitz- und Stimmrecht Befugten geben dem Oberſten, dem Zahlmeiſter und dem Kellermeiſter die Hand, oder ſchütteln ſich ſolche vielmehr gegenſeitig auf derb engliſch, und nehmen dann unter ihren jubelnden Freunden Platz.

Die Lumberer behaupten, Rede und Lied rühren von einem der geiſtreichſten Dichter Englands, von Pope, her, der Mitglied des Vereins geweſen. Eine Tradition will ſogar wiſſen, er ſey Oberſt der Schaar geweſen und habe als ſolcher erſt die Rede, dann das Lied improviſirt. Es findet ſich aber dafür, daß Pope Oberſt oder auch nur Mitglied des Vereins geweſen, nirgends der geringſte Beweis, und jene ſtolze Behauptung der Lumberer verträgt ſich mit ihren frommen Wünſchen beſſer, als mit der unerbittlichen Wahrheit. Können indeſſen die Lumberer keinen Anſpruch auf Pope erweiſen, ſo muß ihnen dagegen der auf eine andere Zierde Englands, auf Hogarth, unbedingt eingeräumt werden. Hogarth war wirklich Mitglied des Vereins. Dies bezeugt das Aufnahmeregiſter und ſeine eigenhändige Namensunterſchrift. Was ihn dem Vereine zuführte und zu einem fleißigen Beſucher machte, iſt bei einem Manne wie Hogarth nicht ſchwer zu errathen. Die Originale, die er dort traf, wußte ſein Pinſel zu benutzen. Die Vorbilder zu mehreren ſeiner beſten Charaktere hat er in der Halle aufgegriffen, ſo die Figur, die ſich in ſeiner modern midnight converſation über den Pfarrherrn lehnt. Das Original derſelben war ein Mann Namens John Harriſon, ein Tabakshändler und eifriger Lumberer, der dem Verein nie anders beiwohnte, als mit allen Taſchen voll Tabak.

Wie noch heute, war es von jeher Gebrauch, daß jedes Mitglied nach erfolgter Einführung ein Art Diplom in Form einer Eintrittskarte erhielt, vom Oberſten vollzogen und mit dem Geſellſchaftswappen beſiegelt. Bis auf Hogarth beſtand letzteres in einer einfältigen Trophäe von Kanonen, Säbeln und Piſtolen. Der Künſtler beantragte die Fertigung eines neuen angemeſſenen Wappenſchilds und legte auf Verlangen eine Zeichnung vor, die mit allgemeinem Beifall aufgenommen wurde und noch gegenwärtig das Vereinswappen bildet. Das Schild enthält eine Pfuſchbowle, eine Laterne und oben den Halbmond und einen Stern. Die Stelle des Helms vertritt eine Tonne, auf der eine Eule ſitzt. Die Schildhalter ſind Bacchus und Ceres. Der Wahlſpruch lautet: in nocte lucemur.

Hogarth iſt keineswegs der einzige berühmte Lumberer. Ich müßte eine lange Liſte geben, wollte ich alle die großen Namen aufzeichnen, deren Inhaber Mitglieder geweſen und noch ſind. Aus der Zahl der Todten will ich nur zwei nennen, den Einen zum Beweis, daß ſelbſt fürſtliche Perſonen den Eintritt nicht verſchmäht haben, den Andern als deutſchen Landsmann. Jener iſt Prinz Georg von Dänemark, Gemahl der Königin Anna, dieſer Fürſt Blücher. Der Marſchall Vorwärts beſuchte während ſeines Aufenthalts in London bei einer ſeiner nächtlichen Streifereien unter anderm auch die Halle, und fühlte ſich hier ſo behaglich, daß die davon in Kenntniß geſetzten Lumberer ſofort eine außerordentliche Verſammlung beriefen, in welcher ſie einmüthig beſchloſſen, dem alten Soldaten durch Ueberreichung eines in Gold geſtochenen Mitgliedsdiploms und eines Paars erleſener Piſtolen die Hochachtung „der Kameraden“ zu bezeugen. Er nahm beides mit gerührtem Herzen auf und brachte dem entzückten Vereine ſchon am folgenden Abend ſeinen perſönlichen Dank. Unter den lebenden Lumberern beſchränke ich mich auf Nennung von vier Männern, in denen, da ſie die City von London im Parlamente repräſentiren, präſumtiv Alles ſich vereinigen muß, was die einflußreichſte Stadt der Welt — und der Lumber-Troop iſt ein City-Inſtitut — an innerm und äußerm Werthe beſitzt; es ſind die vier Parlamentsglieder Wood, Cranford, Pattiſon und Grote.

(Fortſetzung folgt.)

Diſtichen

von Ph. H. Welcker.

Natürliche Koſt.

Erde du, laß nur hinfort uns Baid und Wieſen und Waſſer,
Und dein reiches Geſchenk! laß uns, dein köſtliches Salz.

Digitized by Google

Wahre du, thüringer Land, dein altes, dein heiliges Salzfaß,
Rühmlicher Sitte getreu bleibe dein wirthlicher Herd!

Vor einem Notenfolianten.

An die Ausleger eines alten Dichters.

Welchen entsetzlichen Brei bringt ihr statt Speise der Götter!
Weg, ihr Bedienten! Ich bin lieber allein mit dem Herrn.

Die prosaische Stadt.

Nimmer den Pegasus siehst du; doch bringt dir das nährende Karrnpferd
Nützliches Kaufmannsgut täglich, du ruhige Stadt.

Korrespondenz-Nachrichten.

Breslau, December.

Baugeist. Der Maler Willmann.

Der gewaltige Baugeist, der seit länger als zwei Jahrzehnten Breslau nach außen hin verjüngt und ausdehnt, hat in dem eben ablaufenden Jahre sich besonders nach innen gewendet, und zerstörend und neu schaffend uns von dem Anblick mancher alten Bauschade befreit. Eine Menge heites rer, räumlicher, zum Theil großartiger Gebäude sind erstanden, meist in Schinkelschem Geschmack; insbesondere die ans posante Bierbrauerei von Webersauer, gewiß eines der bedeutendsten Etablissements des Continents, das uns die Hoffnung eröffnet, die alte gute Bierzeit des Mittelalters werde für unsern Norden wiederkehren und die leidige Herrschaft des Braunweins beim Volke verdrängen. Dafür ist durch die neuere Industrie schon Manches geschehen. Schon seit Jahren brauen wir unser Stettiner Bier selbst in Zonnhausen bei Schweidnitz, und um unser Geld bei der großen Epoche des bairischen Biers dem Lande zu erhalten, errichtete der jetzt verstorbene Präsident v. Lüttwitz in seinem Dorfe Gorkau am Zobtenberge eine baierische Brauerei, wie der Gründungsherr mit patriotischem Bewußtsein als Peritbirgunus der, selbst die Rebhühnerangen der Champagne fabrizirten wir in Hirschberg und befinden uns wohl dabei. — Der regsame Baugeist, von dem ich ausging, that übrigens dem überströmenden Bevölkerungszuwachs unserer alten Stadt Noth. Die spekulativ errichteten neuern Gebäude wollen das für so wenig mehr antreichen, als die alten engen und tiefen Giebelhäuser, die nur für einzelne, wenn auch zahlreiche Familien berechnet waren, und zu Michaelis d. J. konnte bei dem Wohnungswechsel eine große Menge Menschen kein Obdach finden. Die Trottoirs, zu denen der fünf Meilen entfernte Zobten die Granitplatten liefert, sind nun auch in der Neustadt gelegt worden, die, beiläufig gesagt, im Ganzen noch das älteste und armseligste Ansehen der Stadt bewahrt. Wir haben diese Behaglichkeit vor vielen bedeutenden, belebten Städten voraus, z. B. vor dem regsamen Leipzig, von dessen Pflaster Heriodotos irgendwo mutzisch sagte, er wisse nicht, ob es durch die Füße der Leipziger Damen, oder diese durch jenes verdorben worden. Im Ostober kam auch eine alte hübsche Fontane auf dem Neumarkte wieder in Gang: ein Neptun, dessen Dreizack das Volk für eine Dämgergabel ansah, und den es seit 1592, wo er errichtet wurde, nais genug den Gabelfürge nannte. Dies den in Europa gepriesenen Breslauern zur Nachricht, denen der Gabelfürge nächst den drei goldenen Eichen am Rathhause, als Wahrzeichen der Vaterstadt gilt. Kurz, wir leben in baulicher Hinsicht in einer erfreulichen Schöpfungs- und Restaurationsperiode, wie nicht minder in den wissenschaftlichen, industriellen und socialen Verhältnissen, und das alte, waffenstarre Breslau, viele Jahrhunderte lang eingeengt hinter Wall und Mauern, strebt wie mit Polypenarmen sehnsüchtig nach der Ferne. Sonde, daß die Kunst noch nicht erfunden, krumme Straßen gerade zu biegen! Wir hätten dann an der Friedrichs Wilhelmstraße, wenn sie in gerader Richtung und gleicher Breite von der rothen Brücke vor dem Nikolathor bis zu der vor dem Oderthore fortliefe, eine Berliner Friedrichsstraße von 1115 Ruthen Länge. Gerade in diesem jüngsten, schönsten Theile der Stadt, in der Nikolavorstadt — durch welche die Straße nach Deutschland geht, und wo auch ein großartiger Volksfanzsaal das Hauptschild „zum deutschen Kaiser" führt — sieht man noch eine traurige Ruine aus dem Schreckensjahr 1806, wo während der Belagerung durch die Franzosen diese Vorstadt größtentheils in Asche gelegt wurde. Es ist die uralte Nikolaikirche. Die Kunstfreunde bedauern mit der Zerstörung dieser Kirche viele Meisterwerke Willmanns, des schlesischen Raphaels, der in der Kunstgeschichte Deutschlands nicht so bekannt zu sein scheint, wie er es verdient. Wenigstens finde ich ihn in dem Brockhausschen „Conversations-lexikon" nicht aufgeführt, das von manchen geringern Künstlernotabilitäten Notiz genommen. Dies veranlaßt mich, Einiges über den trefflichen Maler zu sagen.

Michael Willmann wurde 1630 in Königsberg in Preußen geboren, wo sein Vater, Peter Willmann, ein nicht unbedeutender Maler war, bei dem er seine ersten Lehrjahre verbrachte. Schon im zwanzigsten Jahre überrascht er weit als Künstler seinen Vaterstadt, und begab sich zu weiterer Ausbildung nach Amsterdam in Jakob de Backers Schule, wo er nach diesem und Rembrandt arbeitete. Bei seinem geringen Mitteln war er frühzeitig mehr auf's Verdienen, als Lernen verwiesen, und statt Italien, wie er wünschte, konnte er nur die Galerien Deutschlands besuchen, die er zur Vermehrung seiner niederländischen Copiensammlung fleißig benutzte. Von Prag, wo er der damals noch vorhandenen Galerie Rudolphs II. wegen lange verweilte, begab er sich nach Berlin, wo der Kurfürst Friedrich Wilhelm ihn zu seinem Hofmaler ernannte. Sodann durchreiste er Polen und kam nach Schlesien, das zu dem eigentlichen Schauplatz seiner Künstlerthätigkeit wurde. Viele schlesischen Kirchen, hier besonders aber die der ehemaligen Klöster Grüssau und Leubus, haben jahrelange Werke seines Pinsels aufzuweisen, und er starb 1706 als Mitglied der Confraternität des letztern Stifts und wurde in dessen Gruft beigesetzt. Wie sehr er schon von seinen Zeitgenossen geachtet wurde, bezeugen die Epitheta: „der zweite Apelles", der schlesische Raphael." Inwiefern er sie verdiente, haben Kunstkenner zu entscheiden, die indeß darin übereinstimmen, daß Willmann den vorzüglichsten Meistern, die Italiener nicht ausgenommen, beizuzählen sei. Sie rühmen seine unerschöpflich reiche Erfindungsgabe, die Lebhaftigkeit, das Feuer und die Naturgemäßheit seiner Composition, die Schönheit des Colorits, die Festigkeit der Zeichnung und die ausgezeichnete Kenntniß der Architektur, eine Frucht seiner Studien in Amsterdam. Charakteristisch ist besonders seine Behandlung von Licht und Schatten.

(Schluß folgt.)

Beilage: Literarische Anzeige von J. Scheible's Buchhandlung in Stuttgart.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

№ 12.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Montag, den 14. Januar 1839.

Natur hegt Alles, was sich widerspricht,
In ihrem Schooß, drum widerspricht sich's nicht:
Des Feuers Gluth, des Eises Frost, und neben
Dem blassen Tod das farbenreiche Leben.

Young.

Auf einen Nachtschmetterling,

das rothe Ordensband genannt.

Geborgen hängt am Sims der Gartenmauer,
Betäubt und schwer ein Schmetterling;
Die grauen Flügel, ein Gewand der Trauer,
Gelegt in einen halben Ring.

O, wie Apoll und Pfaunaug' ihn beschämen
Mit ihrer Schillerfarben Pracht,
Ihn, den sein trüb Asceetenkleid den Schemen,
Den dämmernden, zuweist der Nacht!

Doch ha! die Oberflügel hebt, die grauen,
Er aus der Starrsucht Schlaf empor,
Und welch ein plötzlich Wunder ist zu schauen?
Was drängt so schimmernd sich hervor?

Es leuchten auf, befreit von dunkler Decke,
Die Unterflügel, purpurroth;
So, triumphirend, bricht aus dem Verstecke
Das Leben, lauschend hinter'm Tod!

Hier ahn' ich, wie, gesichert unter'm Schilde
Der Armuth, stilles Feuer ruht;
Vereinigt seh' in dieser Flügel Bilde
Die Nacht ich und die Morgengluth.

Doch weil ich sinn', hat er sich aufgeschwungen,
Von Luna's Strahlenwink erwacht;
Noch eine Welle durch die Dämmerungen
Schau' ich der Flügel Flammenpracht.

Zurück von dem entschwundnen Schmetterlinge
Versinkt mein Geist in stillen Traum:
Schön ist sie, die rothseidne zarte Schwinge,
Doch trägt sie einen schwarzen Saum!

Der Lumber-Troop in London.

(Fortsetzung.)

Wenn, wie seit Jahren, die Repräsentanten der City oder auch andere Parlamentsglieder Lumberer sind, so vermehrt dies die ordentlichen Feste des Vereins um einige außerordentliche. Jene bestehen statutenmäßig in den Tagen, an welchen aufgenommene Mitglieder eingeführt oder neue Offiziere eingesetzt werden. Diese beruhen auf Zufälligkeiten, und dahin gehört ganz besonders, wenn Lumberer zu Vertretern im Parlamente gewählt worden sind oder wenn es sich um die Aufnahme und Einführung ausgezeichneter Fremden handelt. Ehe ich

Digitized by Google

indessen auf die außergewöhnlichen Feste übergehe, muß ich das Capitel von den gewöhnlichen schließen und habe demgemäß noch von der Einsetzung neuer Offiziere und deren Dienststellung im Allgemeinen zu sprechen.

Der Totalbestand des gesammten Offizierscorps ist: ein Oberst, zwei Majore, acht Hauptleute, sechzehn Lieutenants, ein Zahlmeister und ein Kellermeister. Zwanzig Sergeanten, worunter zwei Fahnenträger, machen die Zahl der Chargen voll. Sämmtliche werden nur auf ein Jahr verliehen; nach Ablauf desselben treten die Chargirten in die Reihen der Gemeinen zurück, der Oberst ausgenommen, der für das nächste Jahr unter dem Titel Exoberst — wie früher bemerkt — als Vicepräsident fungirt. Jeder Chargirte kann sofort wieder gewählt werden, sey es zu seiner bisherigen oder zu einer andern Stelle. Jedes Mitglied hat eine Wahlstimme und ist zu jeder Stelle wählbar. Die Wahlen finden stets am ersten Mittwoch des Januar statt. Die Pflichten und Vorrechte des Obersten sind die gewöhnlichen eines Gesellschaftsdirektors, und die Offiziere, gleichsam Ausschußpersonen des Vereins, sind seine Räthe. Ihr gemeinsamer Beschluß bringt außerordentliche Feste und sonst Neues in Vorschlag. Die Entscheidung hingegen über Alles, was das Interesse des Vereins berührt, steht ohne Ausnahme dem Ganzen zu. Der Zahlmeister, der die Kasse zu verwalten, Einnahme und Ausgabe zu besorgen hat, legt seine Rechnung dem Offizierscorps und der Oberst trägt sie in der Versammlung vor. Der Kellermeister soll dem Offizierscorps Anzeige erstatten, wenn er gegen die Güte der Getränke Bedenken findet. Der Oberst bringt solche zur Kenntniß des Vereins und unterwirft sie dem Ausspruche der Mehrheit. Für Niederlegung der Stimmzettel zu den Wahlen ist ein achttägiger Termin anberaumt. Sobald das Resultat feststeht, zeigt der Oberst solches an und fordert die Gewählten zur Erklärung auf, ob sie die Wahl annehmen. Wenn ein Aufgerufener abwesend ist und nicht zwei Lumberer die Annahme des übertragenen Postens in seinem Namen verbürgen, so wird er für nicht gewählt erachtet und der Name desjenigen aufgerufen, der nach ihm die meisten Stimmen zählt.

Als Veranlassung zu außerordentlichen Festen nannte ich besonders die Wahl von Lumberern zu Parlamentsgliedern. Es ist altes Herkommen, daß der Oberst in seinem und des gesammten Offizierscorps Namen den Verein fragt, ob es ihm genehm sey, zu Ehren des oder der Gewählten ein außerordentliches Fest zu veranstalten. Dasselbe geschieht in der Regel nach Prorogation des Parlaments und bisweilen auch dann, wenn während der Sitzung desselben ein Lumberer durch eine Rede, durch eine Motion oder sonst auf eclatante Weise sich hervorgethan hat. Und nichts spricht wohl entschiedener für die Richtigkeit der oben gemachten Bemerkung, daß der Verein keinen politischen Charakter trage, als der sehr merkwürdige Umstand, daß die Anfrage des Obersten stets, ohne Ausnahme, einhellig bejaht worden ist, mögen die zur Schaar gehörigen Volksrepräsentanten Tories oder Whigs, Radikale oder Reformers gewesen seyn. Nie hat bei solcher Gelegenheit sich die leiseste Spur politischen Parteigeistes gezeigt. Es ist ehrenvoll, im Parlamente zu sitzen, ja, in den Augen des Engländers ist es die höchste Ehrenstufe, die ein Staatsbürger erreichen kann, und dies allein ist der Gesichtspunkt, aus welchem der Verein die Ernennung eines der Seinigen zum Parlamentsgliede von jeher betrachtet hat. Jeder Lumberer fühlt sich geehrt durch die seinem Kameraden widerfahrene Ehre. Sein eigenes politisches Glaubensbekenntniß vermag wohl dieses Gefühl zu fesseln, nicht es zu unterdrücken, und der Tory wie der Whig wurde sich und den Verein zu beschimpfen glauben, wenn er einen Antrag verneinte, der schlechterdings keine politische Beziehung, sondern lediglich den Zweck hat, dem betreffenden Parlamentsgliede den freudigen Stolz des Vereins daraber auszudrücken, daß ein so hoch gestellter Mann ihm angehört. Aber mit der einmüthigen Bewilligung des Festes und mit einer bald mehr, bald minder lauten Jubelbegrüßung des Geladenen hat der Gemeingeist seine Gebühr empfangen. Kein Einfluß wird ihm auf die Beifalls- oder Mißfallszeichen zugestanden, welche während der Rede des Volksrepräsentanten zischend oder klatschend in der Halle laut werden. Es ist jetzt nicht der Kamerad, es ist der Politiker, der spricht, und nicht Kameraden, sondern Politiker hören ihn. Nicht seiner Persönlichkeit, die Alle achten, seinen politischen Grundsätzen und Aeußerungen, über welche Jeder ein freies Urtheil hat, gilt der Beifall oder Mißfall der Versammlung.

Das letzte Fest dieser Art wurde kurz vor der Eröffnung des gegenwärtigen Parlaments begangen. Es fand ausschließend zu Ehren der vier Männer statt, welche abermals von der City zu ihren Vertretern gewählt worden und, wie bereits bemerkt, sämmtlich Mitglieder des Lumbers-Troops sind. Die Halle war gedrängt voll, und obgleich mancher Anwesende wider die vier liberalen Candidaten gestimmt haben mochte, sprach doch aus allen Gesichtern ein gewisses Wohlgefallen, daß es Lumberer waren, für welche die Mehrheit der fünfzehntausend Wähler sich entschieden. Zur Rechten des Obersten, der an der langen Haupttafel präsidirte, vor ihm das Pult mit dem ehernen Hammer und die funkelnden Mörser, stand auf gleicher Fläche mit seinem Sitze, ein paar Fuß über den Boden des Saals erhöht, eine Tafel nebst vier Stühlen für die Geladenen. Wenige Minuten nach acht Uhr erhielt der Oberst Meldung, daß die Herren Wood, Crawford, Pattison und Grote sich näherten. Ein donnernder Fall des Hammers gebot Ruhe. Die

Digitized by Google

Flügelthüren gingen auf, die Erwarteten traten ein, alle Anwesenden standen, „Willkommen!“ rief der Oberst, ein dreimal wiederholtes Hurrah erschütterte den Saal, und rechts und links grüßend, gingen die vier Parlamentsglieder langsam nach der Plattform, schüttelten hier dem Obersten die Hand, verbeugten sich gegen die Versammlung und nahmen Platz.

(Fortsetzung folgt.)

Ferienwochen.

(Fortsetzung.)

Besser als bei dem Theaterbau ist es den Lyonern mit ihren neuen Brücken geglückt, die bei so tückischen Strömen wie die Saone und Rhone doppelt nöthig sind. Vor dreihundert Jahren hatte Lyon deren nur zwei, die Guillotièrebrücke über die Rhone und den Pont du Change über die Saone. Jene erbaute 1244 der sieben Jahre lang im Kloster St. Just wohnende Pabst Innocenz IV., erst Freund, dann Feind unseres Friedrichs II. von Hohenstaufen, um den aus Italien zum Concil von Lyon heranziehenden Kardinälen, Erzbischöfen, Bischöfen, Prälaten und andern Geistlichen den Uebergang über die wilde Rhone unbedenklich zu machen. Der Pont du Change aber ist noch älter, stammt wahrscheinlich aus dem eilften Jahrhundert und wurde aus den Trümmern ehemaliger römischer Gebäude errichtet, was die unordentlich eingemauerten römischen Inschriften beweisen. Jetzt hat Lyon eilf Brücken, und wird deren in einigen Jahren wohl vierzehn bis fünfzehn besitzen. Freilich werden nicht alle die Wasserprobe des hölzernen Pont Morand aushalten, der dem furchtbaren Eisgang von 1789 widerstand und auf den man daher zur Anerkennung seines Verdienstes einen Lorbeerkranz mit der Inschrift setzte: Impavidum ferient ruinae; aber immer sind es große und nützliche Zierden der immer ausgedehnter und lebhafter werdenden Stadt. Der Pont du Palais de Justice ist erst seit einigen Jahren fertig und gehört gewiß zu den schönsten Brücken Europas. Der benachbarte Pont de l'Archevêché heißt auch, nach Napoleonischer Manier, Pont de Tilsit und wurde 1808 vollendet.

Die Landzunge zwischen der Saone und Rhone, auf der, wenn nicht der älteste, doch der bedeutendste Theil Lyons und seine nichtigsten öffentlichen Anstalten und Gebäude liegen, dieser Isthmus war vor siebzig Jahren lange nicht so groß als jetzt. Damals vereinigten sich noch die beiden Ströme wie zu der Römer Zeit südlich von der Archevechebrücke beim Quartier Ainay fast im rechten Winkel, der bei ihrem häufigen Austreten und den dadurch verursachten Ueberschwemmungen sehr gefährlich war. Der Bildhauer Perrache faßte den kühnen Plan, der Rhone ein anderes Bett zu graben, dadurch die Gefahr von der Stadt zu entfernen, und überdies ein herrliches Terrain für neue Anlagen und Bauten zu gewinnen. Man hielt dies nicht für möglich, Perrache aber ließ sich nicht irre machen, grub der Rhone ein nach Südwesten verlängertes Bett, und siehe! sie verließ ohne Schwierigkeit ihr altes, um in's neue hinüber zu fließen, wodurch sie sich viel weiter unten und nicht in drohendem Winkel mit der Saone vereinigte. Das gewonnene Terrain und das alte Rhonebett wurden nun aufgefüllt und ausgetrocknet, eine Arbeit, die noch zur Stunde nicht ganz vollendet ist, aber rüstig vorrückt. Dadurch ist der Stadttheil gewonnen, welcher nach seinem Gründer Perrache heißt, und durch seine Lage unstreitig zu den schönsten Lyons gehört. Perrache ist zu großen industriellen und commerziellen Anstalten, Fabriken, Magazinen u. s. w. bestimmt, und dazu in regelmäßige Viertel, Plätze und Straßen eingetheilt, die nach allen Richtungen von Baumgängen durchschnitten werden. Bereits ist da viel Grund und Boden verkauft, Hochöfen, Eisenschmelzen, Dampfmühlen u. s. w. sind angelegt, dazwischen Gärten, Rutschberge, Cafe's zum Gebrauch der Arbeitsklasse. Ueberdies dient ein weiter Platz zu militärischen Uebungen und Revüen, der eine Zeitlang Platz Charles X. genannt wurde, nun aber Champ de Mars heißt. Die Lage dieses ganzen Stadttheils an zwei sich einander nähernden Strömen, an ihrem imposanten Zusammenfluß mit der Aussicht auf die malerische Höhe von Fourvières, auf St. Just und St. Irenée im Nordwesten und jenseits der Saone, und auf die weiten Ebenen des Dauphiné über der Rhone ist wahrhaft anmuthig, und es wäre zu wünschen, daß der Kern der Stadt hier läge.

Eine Art von Neustadt hat sich auch auf dem linken Rhoneufer, jenseits des Pont Morand gebildet; ich meine die Brotteaur. Schon der Architekt Morand, der jene merkwürdige Holzbrücke baute, hatte vorgeschlagen, Lyon hier durch regelmäßige Straßen, Plätze, Alleen und Spaziergänge zu erweitern. Dies Projekt blieb aber ohne Ausführung, bis die Bourbons bei der Rückkehr des Friedens, des Handels, und bei der in Lyon zunehmenden Bevölkerung neben dem vielen Guten, das ihnen die Stadt verdankt, auch ernstlich die Anlage der Brotteaur betrieben. Zunächst an der Brücke ist der weite Platz Ludwigs XVI., von dem schnurgerade Häuserquartiere, Straßen und Avenüen ausgehen, die, wie ich schon früher bemerkte, alle Bourbonsche Namen tragen, so daß man sich auf einmal in eine altfranzösische Kolonie des Mittelalters und des vorigen Jahrhunderts versetzt

Digitized by Google

glaubt, wo einem Karl der Große und Duguesclin, Gottfried von Bouillon und Boileau, die Herzoge von Grammont, von Noailles, von Vendome und Karl X., der Marschall von Sachsen, der Herzog von Enghien und Madame, Tronchet und Monsieur, de Sade und Malesherbes begegnen und Alles mit einem legitimen Pathos durchdringen, was gar komisch mit der Armuth, dem radikalen und revolutionären Schmutz und der gemeinen Sitte contrastirt, die in diesem Stadttheil und der benachbarten Guillotière herrschen, wo nur unbemittelte und arme Leute, großentheils Arbeiter aller Art wohnen und sich umtreiben, daher auch die Lyoner Insurrektionen das lauteste Wort mitgesprochen haben.

(Schluß folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Breslau, December.

(Schluß.)

Willmann. Musik. Schillerfest. Saison auf dem Gräfenberg.

Die Masse von Bestellungen, womit Willmann stets überhäuft war, vermochte auch sein rastloser, kaum glaublicher Fleiß nicht zu gewältigen, und dennoch rechnet man die Zahl seiner Arbeiten auf ein volles Tausend. Seine spätern Arbeiten sehen freilich mitunter einem bloßen Entwurfe ähnlich, waren auch wohl zum Theil von seinen Schülern, deren Hülfe er bei den vielfachen Anforderungen an seinen Pinsel in Anspruch nahm. Er zeigte sich eben so groß in Oels, wie in Kaltmalerei, und leistete daneben auch Vorzügliches in radiren und geätzten Blättern. Daß er im Auslande weniger bekannt ist, mag daher rühren, daß er in seiner bessern Zeit meist nur für Schlesiens Kirchen und Klöster malte, und daß man seine Werke schon bei Lebzeiten zu hoch schätzte, um sie ausländischen Kunstfreunden zu überlassen. Indeß wurden nach seinem Tode viele derselben in's Ausland zerstreut, und manches seiner Bilder ziert Galerien in Deutschland, England, Holland und Frankreich als ein Rembrand und Rubens, deren Styl und Charakter Willmann sich am meisten näherte. Es ist schade, daß er offenbar zu viel malte, daher allen seinen Werken die sorgfältigere Ausführung fehlt. Aber er mußte malen, und seine Phantasie war dabei meist eine Sklavin seiner Verhältnisse. Die Kbstertlinge hatten ihn vorausbezahlt und machten ihren Geschmack geltend, und dieser war in der Regel herzlich schlecht.

Zu Breslau blühte übrigens in der Mitte des 15ten Jahrhunderts eine Malerschule, älter als die Nürnberger, und neben den Werken der ältern einheimischen Künstler zieren unsere Kirchen Bilder von Titian, Paul Veronese und Lukas Kranach. Die Gemäldesammlung eines Herrn v. Sabisch, der in Breslau ungefähr für die Kunst that, was der gelehrte Thomas v. Rivedier früher für die Literatur, * enthält zahlreiche Werke der größten Maler: Originale von Rubens, Rembrandt, Vermeyen, Kranach, Grisser, von der Werff, Tintoretto, Sreti, Cagnacci, l'Orient, Annibale Caracci, Guido Rni, Agricola, Schmoser, Wouverman, Paul Veronese, van Dyk, Rugendas, Brand, Bendler, und besonders viel von dem Tyroler Plapper, dem Sentenmaler, überreich an Compositionen, groß im Kleinen. Diese Sammlung, in welcher sich noch eine Menge Kunstsachen in Wachs und Elfenbein, so wie 56 Bände Kupferstiche befinden, erbte von dem spätern Besitzer der Magistrat zu Breslau 1787 unter der Bedingung, daß auch nicht das kleinste Stück davon jemals verkauft werde. Der Maler Felser und der verstorbene Professor Vogel am Magdalenengymnasium, in welchem die Sammlung aufgestellt ist, erwarben sich um diese durch Anfertigung eines Katalogs ein großes Verdienst; Ersterer noch durch die Ausmittelung vieler Meister, deren Echtheit früher in Zweifel gezogen wurde.

Aloys Tausig, Pianist aus Wien, den wir vor zwei Jahren schon kennen lernten, gab im vergangenen Monat hier mehrere Concerte, und die Kritik kam darin überein, daß er seitdem an Kunstfertigkeit außerordentlich gewonnen. Seine Art, Klavier zu spielen, ist höchst glänzend. Die Rapidität des Vortrags, die große Leichtigkeit des Staccato's, kurz, was man zur sogenannten Bravour rechnet, erweckt an ihm Staunen und Bewunderung; doch ist dem jungen Künstler im Allgemeinen eine Mäßigung seines Feuers, das ihn oft zu weit reißt, anzuempfehlen. — Kürzlich gab auch Karl Kloß, der hier als Musiklehrer sich niederzulassen denkt, ein historisches Concert, wenn man ein solches so nennen darf, wo Musikstücke verschiedener Zeitalter in chronologischer Ordnung vorgetragen werden. — Auch dieses Jahr, wie bisher, wurde das Schillerfest, von dem Rathssekretär Wagner gestiftet, von den Meisten, die am Breslauer Parnaß etwas sind oder zu sein glauben, durch ein gemeinschaftliches Mahl, durch angemessene Vorträge und Lieder gefeiert. Es präsentirte dabei der Redakteur der „schlesischen Zeitung," Professor Dr. Schön, Auch in Neisse beging man auf übliche Weise das Geburtsfest des poetischen Heraklithen. — Ein Verein schlesischer Geistlicher wird mit dem neuen Jahr eine neue Zeitschrift unter dem Titel: „Der evangelische Kirchenfreund" bei Karl Schwarz in Brieg herausgeben. Es soll damit dem Landmann ein religiöses Mittel zu selbstthätiger geistiger Fortbildung gegeben werden, die bei der religiösen Gährung und Verwirrung der Zeit um so dringender als sonst erscheine. — Vom hydropathischen Gräfenberg berichtete man über den Glanz der letzten Saison, und wie sogenannt auch medizinische Genie von Vincenz Priesnitz dabei mitwirkte auf das nahe Städtchen Freiwaldau wirke. Die Badeliste vom 20sten August wies mit sechshundert Nummern die bunteste und anschnlichste Gesellschaft nach, die stehend aus Deutschen aller Mundarten, Sarmaten und Magyaren; selbst ein geborner Amerikaner hatte sich einges funden. Neben einer Menge Fürsten, Grafen, Baronen und deren Gemahlinnen, so wie hiesigen Aerzten, sah man die Generale Stgrnneckl, Krasinski, Klopicki, Klick, Szymanowski und andere Notabilitäten der polnischen Revolution. Geht es von Jahr zu Jahr so fort, so wird der Gräfenberg einst vielleicht wie Karlsbad ein Rendezvous und Bäder für die Agenten der laufenden Weltgeschichte. — Unter den hydropathischen Laienschriften ist die klerikal bei Julius Schiefelbecker in Zeitz erschienene: „Geist der Gräfenberger Wasserkur," von dem geistreichen Rausse, gewiß die bedeutsamste. X.

* Ich erwähnte seiner bereits in meinem ersten Bericht dieses Jahres.

Beilage: Literaturblatt Nr. 6.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

№ 13.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Dienstag, den 15. Januar 1839.

Könige, Schaaren aus Völkern vollführeten viele, nicht kleine
Greuel in Jahrhunderten. Frankreichs
Freyer, die Herrscher, das Volk zu Schaaren vollführeten größre,
Mehr, eh Ein Mondhundert entflohn war.

Klopstock.

Ferienwochen.

(Schluß.)

In der Gegend der Brotteaux, die Part de Dieu heißt, ist ein Baumgang, genannt Avenue des Martyrs. Hier wurden 1793 nach der Belagerung und Uebergabe der Stadt in der Revolution zweihundert und zehn angesehene Bürger von den Revolutionärs erschossen. Schon waren deren fünfzehnhundert auf dem Platz Terreaux in der Stadt gefallen. Die Vorstädte wollten aber auch ihren Antheil an der Hekatombe haben. Delandine, ein Augenzeuge, erzählt davon Folgendes: „Gensdarmen führten zweihundert nach den Brotteaux, wo sie niedergeschossen werden sollten. Auf dem Pont Morand furchtet man, nicht mehr diese Zahl zu haben. Es wird also mit dem Zug gehalten und sie werden gezählt. Da finden sich aber zwei mehr. Was ist nun zu thun? Sollen sie zurückbehalten werden, und wer? Deßhalb schickt man zu dem blutdürstigen Collot d'Herbois, um Entscheidung zu haben. Der aber antwortet: Was thut's, daß zwei mehr sind? wenn sie heute fortkommen, so ist's geschehen und sie brauchen es morgen nicht. Caligula hatte in einem ähnlichen Fall eine ähnliche Antwort gegeben. Als man endlich in Brotteaux auf der Wahlstatt ankam, waren ihrer zweihundert und zehn, also wieder acht mehr. Es war, als wenn sich die Gutdenkenden zum Tod drängten. Die Hände werden ihnen nun auf den Rücken gebunden, und dann reiht man sie an ein starkes Seil, das, um Bäume geschlungen, sie festhalten soll. Ihnen gegenüber stellen sich die Conventssoldaten auf, die sie erschießen sollen, desgleichen zwei Kanonen. Auf das gegebene Zeichen fliegen mit der ersten Salve gleich abgerissene Glieder herum. Manchen sind die Hände abgeschossen, sie sind also von dem Seil los und fliehen. Da fezt ihnen die Cavallerie nach und haut sie nieder. Die Glücklichen! Andere hatten sich beim Schuß unwillkührlich gebückt und waren also nicht getroffen worden. Die Meisten aber waren nur verwundet; nicht getödtet; verstümmelt und blutend riefen sie: schießt noch einmal, schont uns nicht! Die Soldaten aber wollten das Pulver nicht daran wenden, sondern fielen einzeln über die Unglücklichen her, um sie mit dem Bajonet, dem Säbel oder mit Flintenkolben zu tödten. Dies dauerte aber bei der großen Zahl natürlich sehr lange, die Soldaten wurden darüber müde, hatten bald das Metzeln satt und ließen gar Manchen halb lebend liegen. Mehrere lebten sogar am folgenden Tag noch, als Conventstodtengräber kamen, ihnen die Kleider vom Leib rissen, sie mit Hacken und Schaufeln vollends todt schlugen, dann die Röchelnden in eine Grube zusammenwarfen und über sie Erde und

Digitized by Google

Kalk schütteten." — Einige Zeit darauf, als der Convent gestürzt war, errichtete man diesen Unglücklichen ein Monument mit einer passenden und ehrenden Inschrift. Die Einweihung desselben war ein großes Volksfest für die wahren Lyoner. Wie es aber in Frankreich geht, dies Monument war bald einer andern politischen Partei ärgerlich und wurde von ihr zerstört. Erst als die Bourbons 1814 nach Frankreich und auf ihren Thron zurückgekehrt waren, dachte man an ein neues Denkmal. Durch Subscription, an deren Spitze Monsieur, nachher Charles X. stand, kam es auch bald zu Stand, und es ward 1815 vollendet. Es hat die Gestalt eines großen Grabmonuments in Pyramidenform. Daneben steht eine Kapelle mit schönem Vestibul und bezeichnender Inschrift. Die Kuppel ist von oben erleuchtet und Kapuziner verrichten darin den Gottesdienst. Das Ganze macht einen sehr guten, versöhnenden Eindruck.

Man muß es der jetzigen französischen Regierung Dank wissen, daß sie seit der letzten blutigen Insurrektion (1834) die Rückkehr ähnlicher Revolutionsgreuel unmöglich gemacht hat; denn diese armen, immer unruhigen und aufgeregten Arbeitsquartiere werden jetzt auf allen Seiten von den neuen forts détachés oder Blockhäusern bedroht und nach allen Richtungen von ihren Kanonen bestrichen. Diese Forts umgeben jetzt Lyon überall und beherrschen mit ihrem Geschütz nicht nur jene Handwerksquartiere, sondern auch alle Brücken, Kai's und öffentlichen Plätze, wo sich Volk versammeln und zum Angriff fertig machen könnte. So liegt eines dieser Forts wie ein ungeheurer Bullenbeißer hinter den Brotteaux und der Guillotière, und seine Kanonen bestreichen von Nordwest alle Gassen und Plätze dieser emeutenlustigen Quartiere, während andere Forts sie von Norden und Nordosten in den Grund schießen können. Das stärkste Fort ist Montessuy bei der Croix-Rousse, die es ganz beherrscht, ebenso die Stadt, ihre Brücken und Kai's und die Brotteaux. Die Mauern desselben haben nach allen Richtungen Schießscharten für die Kanonen, die jetzt zwar leicht mit Bachsteinen zugemauert sind, aber in einigen Minuten wieder eingeschlagen und für die Lautsprecher geöffnet werden können. Das alte Fort la Mothe ist vergrößert und verstärkt. Außerdem stehen noch dergleichen bei St. Irénée, Calaire, in Villeurbanne u. s. w. Diese Forts sind jedoch nur stark und bedeutend gegen Insurgenten in Lyon, selbst wenn sie einige Artillerie haben. Gegen einen von Außen kommenden starken und kriegsgeübten Feind, der mit bedeutender Artillerie und mit allen Künsten der Belagerung anrückte, würden sie sich nicht lange halten können.

Dr. Chr. M.

Der Lumber-Troop in London.

(Fortsetzung.)

Jetzt erhob sich der Oberst und hielt eine kurze Rede, in welcher er die Veranlassung des heutigen Festes erwähnte und ohne die geringste Einmischung in Politik bloß vom Privatcharakter der Herren und von dem vermehrten Ruhme sprach, welcher dem Verein daraus erwachse, solche Männer zu Kameraden zu haben. Unter donnerndem Beifall setzte er sich nieder und Wood stand auf, er, der älteste der vier, nicht an Jahren allein, auch als Mitglied des Parlaments und des Vereins, damals noch nicht der Baronet Sir Mathew, zu welchem die Dankbarkeit der Königin Victoria für die ihrem Vater geleisteten pecuniären Dienste ihn seitdem gemacht, sondern der achtbare Alderman, der zweimal Lord Mayor gewesen. Während des fortdauernden Jubels zupfte er den Halskragen und den Busenstreif gerade, und als er sich stark genug glaubte, die Lärmenden zu überschreien, richtete er sich hoch auf, stemmte beide Hände auf die Tafel und begann: „Herr Oberst, meine Herrn Offiziere, und meine theuren, werthgeschätzten Kameraden!" Der Versicherung seines tiefgefühlten Dankes für die schmeichelhaften Beweise fortdauernden Wohlwollens und seiner gänzlichen Unfähigkeit, seinem Gefühle Worte zu geben, folgte das wortreichste Bedauern, daß seine vielfachen Obliegenheiten ihm nur selten einen Genuß erlaubten, nach welchem sein Herz sich täglich sehne, den der Theilnahme an allen Versammlungen in der Halle. „Kann ich aber auch nur selten bei euch sein," sagte er, „so bin ich doch stets mit euch, und ich führe nicht das müssige Leben eines Soldaten in Friedenszeit, sondern mein Leben ist ein steter Feldzug, ein beständiges Kämpfen für euch und unser Vaterland. Es ist wahr, die Schlachten, in denen ich gefochten, seit ich zum letzten Mal in eurem Kreise mich befand, sind blutlose Schlachten gewesen, doch deßhalb nicht minder wichtig, nicht minder entscheidend. Muß ich euch an die Kämpfe erinnern, in denen ich die Hand mit angelegt, den gemeinsamen Feind unseres Vaterlandes und des gesammten Menschengeschlechts niederzuringen? Oder muß ich euch den Namen dieses Feindes nennen?" — Wood ließ die Stimme fallen und schwieg. Das war die Aufforderung, seine Frage zu beantworten. „Nein, nein!" riefen die Einen, „die Tories sind es, die Tories!" — „So bellen die Whigs!" riefen Andere. — „Nieder mit den Tories!" „Nieder mit den Whigs!" brauste es durch die Halle, und dem Anscheine nach mußte diese in wenigen Minuten ein blutiges Schlachtfeld werden. Aber der Oberst gebrauchte den Hammer und die Lunte er schwiegen, jedoch wie schlecht exercirte Soldaten beim Feuern, wenn einige Gewehre nachknattern.

Digitized by Google

Vorstehendes ist zwar nicht der hundertste Theil von der geharnischten Rede des gewappneten Alderman, und die flizigirte Zwischenspielerei nur eine von den vielen, die gefahrlich anfahen und gefahrlos waren, mit Geschrei anfingen und mit Ruhe endigten; doch dürften das Bruchstück und die Skizze dem Zweck der Mittheilung genügen. In gleichem politischen Sinne sprachen die andern drei Abgeordneten. Je nachdem ihre Reden kürzer oder länger, bald mehr, bald weniger mit Kernphrasen durchspikt waren, todten auch die Zuhörer bald mehr, bald weniger, verlürzten oder verlängerten sich die Zwischenspiele. Crawfords Fahne trug die Aufschrift: Dreijährige Parlamente, Pattisons Corps forderte Ausdehnung des Wahlrechts, und Grotes Adler hatte eine Wahllügel im Schnabel. Seitenblicke blieben bei keinem aus. Im Ganzen manövrirte jeder Einzelne gewandt und glücklich; aber weder an militärischer Haltung noch im Gebrauche militärischer Ausdrücke waren sie einander gleich. Wood bewies sich in beidem Meister. Crawford fiel gewaltig gegen ihn ab. „Herr Oberst, meine Herrn Offiziere und meine theuren, werthgeschätzten Kameraden!" — diese martialische Anrede erschöpfte seinen kriegerischen Sprachschatz. Dabei war er an Haltung und Geberde der unsoldatischste Mensch, der je existirt hat. Pattison machte seine Sache besser; es war dem Ergouverneur der Bank von England allerdings anzusehen, daß er sich als Kriegsmann nicht ganz behaglich fühlte, und es ihm Anstrengung kostete, seine Zahlen militärisch aufmarschiren zu lassen; allein es gelang ihm doch, seine Unbehaglichkeit zu bemeistern und bisweilen eine glückliche Metapher zu erwischen. So sagte er unter Anderm: „Die jetzigen Wahlcompagnien müssen zu Wahlregimentern, die Wahlberechtigten dürfen nicht nach dem Willen der Tories decimirt, nein — und ehe das nicht geschehen, stecke ich das Schwert nicht in die Scheide — sie müssen multiplizirt werden." Auch electrisirte dies seine Partie zu einem Enthusiasmus, vor welchem selbst die Stimme des homerischen Mars verstummt sein würde. Woods militärischem Geschicke am nächsten kam Grote. Vom ersten bis zum letzten Momente seiner Rede hielt er sich kerzengerade, und wenn vielleicht sein Körper etwas zu steif war, so vergütete er das durch die Beweglichkeit seines Kopfes. Die militärische Phraseologie war ihm außerordentlich geläufig, wobei freilich nicht zu vergessen ist, daß das Thema von Wahlkugeln eine Menge kriegerischer Anspielungen an die Hand gab. Den meisten Beifall gewannen ihm die Worte: „Und so glaubt mir, Freunde und Kriegsgefährten, die Wahlkugeln, die bereits gegossen im Arsenal liegen, werden, von unserm groben Geschütz in die Reihen der Feinde geschleudert, ihnen Tod und Verderben bringen, die Fliehenden in Verzweiflung jagen, die Bleibenden pulverisiren!" Nach gehaltenen Reden stiegen die vier Parlamentsglieder von der Plattform in den Saal, mischten sich unter die Kameraden und schüttelten Freund und Feind die Hände. Fand ja in ihrem Wohlwollen gegen Alle eine Abstufung statt, so konnte es seyn, daß ihre aufmerksamere Beachtung denjenigen galt, in welchen sie stimmberechtigte Mitburger erkannten.

(Fortsetzung folgt.)

Zur Sittengeschichte.

Regen- und Sonnenschirme.

Es ist wirklich seltsam, daß ein tragbares, leicht handthierbares Schutzmittel gegen Regen und Sonne erst so spät aufgekommen ist. Fast in allen Schriften über die Geschichte der Erfindungen steht übereinstimmend, daß die Regenschirme im Abendland nicht viel über hundert Jahre alt seyen. Von frühern Zeiten nicht zu reden, so halten die Portugiesen vom 16ten Jahrhundert an die Sonnen- und Regenschirme der Orientalen vor Augen. Ihre Reisebeschreiber sprechen auch von diesen Schirmen als von etwas ganz Besonderem: daß sie geöffnet und wieder zugemacht werden können, von Seide seyen u. dgl. Und wie lange dauerte es noch, bis diese scheinbar so leichte Erfindung nicht etwa gemacht, sondern auch mit nachgeahmt wurde! — In Nürnberg, dieser witzigen, erfindungsreichen Stadt, nahm man bei einfallendem Regen einer Getrauten noch um's Jahr 1725 den Kopfschmuck in der Kirche ab. * Ja Cramer in seinem italienisch-deutschen Wörterbuch (Nürnberg 1724) hat das Wort Regenschirm noch nicht, wohl aber Regentuch, das er parapioggia übersetzt. — Das Schutzmittel gegen den Regen, das die Frauen trugen, hieß zu Anfang des 17ten Jahrhunderts Engel, ohne Zweifel von Cucullus. Noch jetzt heißt der Regenschirm in den meisten Strichen Süddeutschlands und in Deutsch-Lothringen „Regenbach" oder auch bloß „Dach." In Wien, wo jetzt der Ausdruck „Parapluie" eingebürgert ist, hieß er früher Umbrel, vom Römischen Umbrella, das nichts ist als das Lateinische Umbraculum und Umbella.

In der Hofordnung Königs Jakob II. von Majorka aus dem 14ten Jahrhundert werden Regenhüte aufgeführt (sacis Sanctor.). Sie waren sehr hoch, spitz und hatten keinen besonders breiten Rand. Die Schildknappen mußten sie dem König nachtragen. Diese Hüte hatten wohl Aehnlichkeit mit dem Reisehut, dem Petasus, der Römer. — Ovidius, Dichter von Verona, im zehnten Jahrhundert, erwähnt es als etwas Besonderes, daß die Sachsen Sonnenschirme, oder vielmehr Sonnenhüte getragen, und zwar aus Stroh geflochten. — Als Kaiser Otto sein Heer gegen Hugo von Frankreich führte, hatte jeder Soldat einen Strohhut auf (pileus foeninus). Aber Wittekind, der dieses erzählt, bemerkt, es sey geschehen zur Verhöhnung Hugo's, als sollten Weiber ihn besiegen.

Der älteste Regenschirm, dem man in der Geschichte begegnet, ist allerdings sehr alt; aber man weiß nicht, was man daraus machen soll. — Alcuin, Abt von Tours, schickte i. J. 800 dem Bischof Arno von Salzburg einen solchen Schirm zum Geschenk. „Misi Caritati tuae tentorium, quod

* Keyßlers Reisen, 92ster Brief.

Digitized by Google

venerandum caput tuum defendat ab imbribus." * — Tragisch war an einem Stock war der Schirm wohl gewiß, aber sonst ist über Form und Mechanismus nichts bemerkt. Jedenfalls muß es etwas Besonderes und Seltenes gewesen seyn, sonst hätte der Geber das Kunstwerk gewiß nicht einem Weg von mehr als 150 Meilen machen lassen.

An den Entwicklungen des Schirms seit hundert Jahren läßt sich übrigens recht verfolgen, wie der menschliche Geist auch das scheinbar Einfachste und fast sich von selbst Verstehende nur allmählich findet, und wie er Generationen hindurch an einem Werkzeuge bildet, das gegen andere menschliche Erfindungen eine Kleinigkeit ist.

* Alcuini opera, Ratisbon. T. I. vol. 1. pag. 238.

Korrespondenz-Nachrichten.

Paris, December.

Die legitimistische Presse.

Nun bemächtigt sich die Politik der allgemeinen Aufmerksamkeit, und die Versammlung der gesetzgebenden Kammern bringt wichtigere Dinge auf's Tapet, als Theaterstücke und Anekdoten. Deßhalb gibt sich auch die legitimistische Partei, die mit jedem Jahr ihre Hoffnungen mehr sinken lassen muß, viele Mühe, um wieder etwas emporzukommen. Sie ist aber so wenig in sich selbst einig, als jede andere große Partei. Die Gazette de France liegt im Streite mit der Europe monarchique, und zuweilen auch mit der Quotidienne und der France, obschon sie alle vier feindschaftsund ehrfurchtvoll nach dem kleinen Görzer Hofe blicken. Die Europe monarchique, welche erst neuerdings aus einer ältern und veralteten Europe hervorgegangen ist, gibt sich das Ansehen, als ob sie dem Zeitgeiste etwas nachgebe. Sie wirft den alten Royalisten vor, daß sie in ihrem Winkel schmollen und sich absondern; handeln solle man in der jetzigen Zeit, sich nach den Umständen fügen, mit in's Triebrad der Staatsverwaltung eingreifen, und auf diese Art seinen Zweck zu erreichen suchen. Deßhalb wolle auch Berryer, der Deputirte, der Europe monarchique einen neuen, frischen Geist einhauchen. So etwas ist den altmonarchischen Männern ein Greuel, und deßhalb ziehen sie stark gegen die Anmaßungen der Europe monarchique los. Selbst Berryer leugnet, daß es sich anheischig gemacht habe, daß besagte Tageblatt zu leiten, obwohl man ihn darum angesprochen. Zur Herausgabe eines Tageblattes, wenn es mit den geachteten Journalen in gleicher Linie stehen soll, gehört ein bedeutendes Kapital, um gute Redaktoren zu bekommen und in der ersten Zeit der Abonnenten entbehren zu können. Eine halbe Million ist nicht zu viel, nun ein oder zwei Jahre fort zu rudern. Diese Summe müssen also die Legitimisten aufopfern, wenn sie ein neues Organ ihrer Meinungen, Gesinnungen und Wünsche haben wollen. Berryer, der berühmte legitimistische Deputirte, ist ein Mann, der das Geld liebt und viel Geld braucht. Sicher wird er nicht eher eintreten, als bis er gewiß ist, daß die zur Journalunternehmung bestimmten Gelder so bald nicht ausgehen werden. Nun haben aber die Leute seiner Partei schon so viele Opfer gebracht und doch so wenig damit geschrieben, daß man wohl begreifen kann, warum die Europe monarchique so langsam voranschreitet, und warum Berryer das Steuerruder nicht in seine Hände nimmt, wie wohl es im Blatte wohl zehnmal angekündigt worden ist.

In diesem Blatte hat eine vorgebliche Marquisin de Magneur aristokratische „Causeries" begonnen, wie die „Presse" schon lange dergleichen Feuilletons eines vorgeblichen Vicomte de Launay, unter welchem Namen sich bekanntlich Madame Sophie Gay, Schwiegermutter des berüchtigten Herausgebers des Blattes, Girardin, verbirgt, in ministeriellem Sinne gum Besten gibt. Von beiden Causeries soll hier ein Pröbchen folgen. Es lebt noch eine alte Malerin, Namens Madame Lebrun, welche ehemals wegen ihrer schönen Porträts berühmt und gesucht war, und die neulich in ganz sanften Memoiren, worin sie auch teuer Seele etwas Unangenehmes nachsagt, die Erinnerungen ihrer blühenden Zeit der Nachwelt erzählt hat. Diese Dame nun hatte einstens das Porträt der Königin Marie Antoinette gemalt; während der Schreckenszeit der französischen Revolution war dieses Bildniß versteckt worden, und zwar so gut, daß man es erst vor Kurzem wiedergefunden hat. Natürlich gehörte dieses Gemälde in die Versailler historische Galerie, zu den andern Bildnissen der königlichen Familie und insbesondere der Königin Marie Antoinette. Ludwig Philipp, welcher gerne die Honneurs dieser seiner Anstalt macht, wollte die alte Malerin mit ihrem Gemälde überraschen, und er veranstaltete es so, daß eine Freundin der Madame Lebrun die alte Frau in einem Wagen abholen und nach Versailles bringen mußte, wo dann der König bereit war, die Künstlerin zu empfangen, sie herumzuführen und ihr das Gemälde wieder zu zeigen. Sophie Gay erzählt nun, Madame Lebrun könne gar nicht aussehen, wenn man im Wagen mit ihr spreche, und ein solches Gespräch ängstige sie zum Uebelwerden. Da nun die Dame während der Fahrt nach Versailles der besahrten Künstlerin allerlei verbindliche Sachen über ihr Talent, so wie viel Schönes von den neuen Herrlichkeiten von Versailles vorgetragen hat, so sey Madame Lebrun in einem so übeln Zustande vor dem Schlosse angekommen, daß es ihr unmöglich gewesen sey, die Treppe hinaufzugehen, und sie daher gebeten habe, man möchte sie zurückführen. Zu diesem von Madame Sophie Gay erzählten Geschichtchen haben nun die legitimistischen Blätter einen wichtigen Varianten gegeben. Sie behaupten nämlich, Madame Lebrun sey eine echte Royalistin von altem Schrot und Korn, und nicht ein vorgebliches Uebelwerden auf der Fahrt, sondern die bei der Ankunft gewonnene Ueberzeugung, daß man sie, die Malerin Marie Antoinettes, dem neuen Hofe vorstellen und mit demselben in Verbindung bringen wolle, habe sie bewogen, sogleich wieder umzukehren, um vor dem Vorgehen einer plötzlich entstandenen Uebelkeit. Weis ches ist nun die richtige Lesart? Ich weiß es nicht; das Girardinsche Blatt ist zuweilen verdächtig, aber die legitimistischen Blätter sind es nicht weniger. — Die Causeries des legitimistischen Blattes l'Europe monarchique haben einen gewaltig vornehmen Ton; da wird noch mit der leichtfertigen Geringschätzung eines Marquis des ancien regime von dem Bürgervolke und diesen Anmaßungen gesprochen, und dagegen Alles, was von einem Grafen, Marquis oder Princes (versteht sich Princes der vorrevolutionären Zeit) herrührt, bis in den Himmel erhoben. In einer Gesellschaft habe neulich eine ganz junge Dame sich vermessen, sitzen zu bleiben, indeß eine besahrte Gräfin, welche ihr die Ehre anthat, sich mit ihr zu unterhalten, stand, bis endlich die Gräfin mit einem „unaussprechlich wohlwollenden Lächeln" gesagt habe: „Da Sie einmal gar nicht zu mir sich erheben wollen, so muß ich mich wohl zu Ihnen herablassen."

(Fortsetzung folgt.)

Beilage: Kunstblatt Nr. 5.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

№ 14.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Mittwoch, den 16. Januar 1839.

— They've pretty faces, those Venitians,
Black eyes, arch'd brows and sweet expressions still,
Such as of old were copied from the Grecians,
In ancient arts by moderns mimick'd ill.

Byron.

Constance Contarini.

Eine venetianische Novelle, nach einer Sage, von Georg Reinbeck.

Arnheim, ein junger Deutscher, eine hohe, schlanke und doch kräftige Gestalt, das Haupt reich von blonden Locken umwogt, eine freie, edle Stirn, dunkelblaue Augen voll Seele, aus denen ein feuriges, offenes Gemüth strahlte, eine freie, edle Haltung, von einem sehr sorgfältigen, geschmackvollen Anzuge unterstützt, war in Venedig eine anmuthige Erscheinung, die manchen schönen Blick auf sich zog. Er aber schien dies nicht zu bemerken, sondern lebte nur dem großartigen Eindrucke der Inselkönigin, die, einst die Gebieterin der Meere, noch stolz ihr Haupt daraus zu erheben gewohnt war. — Er beschäftigte sich vorzüglich mit der Architektur und schwelgte in den Werken eines Palladio, eines Sansovino, daher man ihn für einen Architekten hielt, wozu seine gründlichen Studien in dieser edlen Kunst berechtigten. — Doch war er seinen äußern Verhältnissen nach ein Räthsel. Daß er nicht zu der bis zur letzten Zeit der Republik immer in Venedig sehr zahlreichen Classe von Glücksrittern, Spielern, Projektmachern und ähnlichem Gelichter zu rechnen sey, ließ sich bald erkennen, und von einer Verbindung mit irgend einer Regierung, deren geheimer Agent er seyn könnte, war keine Spur. Er hatte Italien durchreist, kam eben von den griechischen Inseln, hatte unsern des Markusplatzes ein geschmackvolles Casino gemiethet, das er mit einem ältlichen Manne, der mehr sein Freund als sein Diener schien, bewohnte; eine zweirudrige Gondel mit einem Barcarol, dem berühmtesten im Gesange, war stets zu seinem Befehle, und er theilte diese und einen ausgesucht bedienten Tisch nicht selten mit einigen Künstlern, deren Bekanntschaft er zufällig oder in dem Café des Markusplatzes, das er zu besuchen pflegte, gemacht hatte. Sein liebster Gesellschafter war aber ein Abbate, ein liebenswürdiger, wohlconservirter Vierziger, gleich ihm ein Liebhaber der Architektur, wie überhaupt der schönen Künste, der für einen Kenner gelten konnte, und dabei auch ein Kenner der Welt war, in welcher er sich sehr frei bewegte; freilich nach einer Lebensansicht, die gerade nicht mit der des Deutschen übereinstimmte, was nur ihre Unterhaltungen um so pikanter machte. Auch er war eine Bekanntschaft vom Café her, und fand Behagen an dem jungen, schönen, geistreichen Deutschen, der ihn als eine ihm neue Erscheinung interessiren mochte und den er, wie es schien, gern zu seiner Lebensansicht bekehrt hätte.

Eines Abends landete Arnheims Gondel unsern des Pallastes Contarini, als er von einer einsamen Spazierfahrt zurückkehrte. Er hatte eben seinen Gondolier

Digitized by Google

abgefertigt, da näherte sich demselben Landungsplatze eine Gondel mit zwei in ihre Zendalen gehüllten Frauen und einem reichgekleideten Mohren. Der Anstoß der Gondel war heftig, indem der Hacken der Stange, welche den Stoß mildern sollte, abglitt, und eine der Frauen, die bereits im Begriff war, auf die Stufen des Kanals zu hupfen, verlor das Gleichgewicht. Instinktmäßig eilte Aruheim herbei und war so glücklich, sie aufzufangen, als die Gondel unter ihren Füßen weich, und sie auf die Stufe zu stellen; allein sie zitterte vor Schreck, und er hielt sie einige Augenblicke in seinen Armen und fühlte die heftigen Schläge ihres Herzens an seiner Brust, bis sie sich im Stande fühlte, allein zu stehen. Der Zendal öffnete sich und enthüllte ihm das reizendste Antlitz, und ein Rosenmund, aus dem eine blendende Perlenreihe hervorlächelte und den alle Liebesgötter umflatterten, lispelte ihm, während die großgeschnittenen feurigen Augen unter den feingewölbten Braunen, von langen, schwarzen Wimpern beschattet, ihn seelenvoll anblickten, mit der lieblichsten Stimme, die jemals sein Ohr berührt hatte, in den weichsten italienischen Tönen für den Ritterdienst Dank zu. — Er starrte wie verblendet auf die reizenden Züge und hatte noch nicht das Wort gefunden, etwas zu erwidern, als die Gondel anlegte, die andere Dame, die bei dem Unfalle ihrer Gefährtin laut aufgeschrien hatte, zu seiner Gerretteten eilte, sie zu unterstützen, und den Zendal öffnend, ihm nicht geringere Schönheit zeigte, mit Augen voll Glut, und eben so süßtönenden Dank ihm zulispelte; und beide Frauen schwebten auf den zierlichsten Füßen, die je ein weibliches Wesen getragen haben — die Venetianerinnen besonders sind dafür berühmt — von dem Mohren gefolgt, in den Pallast: beide an Gestalt so gleich, daß er seine Gerettete nicht zu unterscheiden vermochte.

Aruheim wußte nicht, wie ihm geschehen. Die Götterbilder eines Praxiteles dünkten ihm in vollem Leben erschienen. Seine Blicke folgten den Hinschwebenden und erhoben sich dann unwillkürlich zum Pallaste. Die beiden Frauen traten auf den Söller, vom goldnen Abendstrahle magisch beleuchtet, und neigten sich gegen ihn, auf die anmuthigste Weise mit dem Schnupftuche winkend. Er erwiderte ihren Gruß ehrerbietig und sie verließen den Söller. Wie angezaubert stand er da.

So fand ihn der Abbate, der zufällig am Kanal vorüberging, und weckte ihn aus seiner Erstarrung durch die Frage, was ihn denn an den Pallast so fessle. „Eine herliche Architektur!“ erwiderte Aruheim, der die Sarkasmen des Abbate furchtete, wenn er ihm den Grund seiner Ekstase verriethe, „großartig, von den edelsten Formen.“ — „Er ist noch bewundernswürdiger in seinem Innern,“ versetzte der Abbate, „und dieses zu sehen, dazu kann ich Ihnen leicht verhelfen, wenn Sie es wünschen.“ — Aruheims Blut glühte. „Sie sind mit allem Schönen bekannt, Abbate,“ sagte er, „und wahrlich, Sie sind ein glücklicher Mensch, daß es Ihnen so leicht wird, sich ihm zu nahen.“ — „Ein Vortheil der Tonsur,“ versetzte jener, „der nicht leicht eine Thüre sich verschließt. Sie werden wirklich viel Schönes nach Ihrem Sinne darin finden, Giacomo. Er gehört gerade in seinem Innern zu den gelungensten Werken des großen Baukunstlers und enthält noch überdies reiche Sammlungen neuer und alter Kunstwerke der Malerei und der Skulptur; und auch manche Merkwürdigkeiten, die dem Besitzer, Nobile Andreas Contarini, kostbarer dünken, als alle jene Kunstschätze,“ fügte er perfidirend hinzu: „eine türkische Admiralsflagge, welche ein Ahnherr des Nobile bei Candia erbeutet, und den Ring, mit welchem sich der erste Doge aus diesem Hause mit dem Meere vermählt hat und der — nicht zwar wie der Ring des Polykrates im Magen, doch — an den Flossen eines großen Seefisches sich fand und mit dem Fische dem Dogen gebracht wurde und seitdem wie ein Heiligthum in der Familie aufbewahrt wird, als ein Pfand, daß die Würde des Dogen dem Hause Contarini nicht fremd werde, und wirklich haben sieben Contarini den Herzogsmantel getragen.“

(Fortsetzung folgt.)

Der Lumber-Troop in London.

(Fortsetzung.)

Alles bisher Gesagte muß, meines Erachtens, die Conjectur unterstützen, welche ich früher hinsichtlich des Ursprungs des Lumber-Troops geäußert, daß der Verein aus dem Zusammentreffen einer Anzahl lustiger Leute in derselben Taverne zum Behuf ihres Abendvergnügens entstanden sey, denn nur dies und dies allein ist noch heute die Tendenz der Gesellschaft. Die Lumberer sitzen heiter beisammen, „trinken und singen, sind lustig und fechten nur selten,“ wie es in der oben erwähnten offiziellen Rede heißt. Ein solcher Verein bedarf wenige Gesetze, und der Lumber-Troop hat deren auch wenige. Außer den bereits erwähnten bestehen die zwei Satzungen, daß an den Versammlungsabenden in der Halle weder etwas gegessen, noch das Ale oder der Porter aus zinnernen Krügen getrunken werden darf. Es liegt auf der Hand, das beide Verbote die Absicht haben, zum Anstand der Versammlung beizutragen und das einfache Mittel, ihnen Geltung zu verschaffen, ist die dem Tavernenwirthe oder sogenannten Marketender ein und für allemal

Digitized by Google

gegebene Weisung, an den Gesellschaftsabenden Eßwaaren gar nicht und Getränke nicht anders als in gläsernen Geschirren zu verabreichen. Und das bezieht sich nicht bloß auf die Mitglieder des Vereins, sondern auf Alle, die an solchen Abenden die Doktor-Johnson-Taverne besuchen. Wer, wie es in England Viele gibt, sein Bier nur aus einem Zinnkrug trinken kann, mag sich an Grog, Punsch oder das jetzige Lieblingsgetränk der Engländer, brandy-and-water halten. Ich konnte nicht ermitteln, in wie weit das Verbot der Zinnkrüge seinen Zweck erreicht hat, die Respektabilität der Zusammenkünfte zu vermehren. So viel ist aber gewiß, daß seit Erlassung des Verbots die Zahl derer, die, mit dem Oberst zu reden, „zu viel aufgeschnitten“ und deßhalb aus den Sitzungen des Vereins entfernt worden sind, um ein Fünftel gestiegen ist. Es wäre seltsam, dies dem Verbote beizumessen. Der Umstand erklärt sich wohl einfach daraus, daß in England in den Mittelclassen das Laster der Trunkenheit eben so zu, als in den höhern Classen abnimmt. Bei alle dem bleibt ein solches Aergerniß im Verein nie ungerügt. Die Strafe besteht in unverweilter Entfernung aus der Halle, dictirt vom Obersten als Richter, und executirt vom Marketender als Generalprosoß. Auf erfolgte Meldung an den Obersten, daß N.N. „sein Gewehr überladen, wird derselbe beordert, den Saal hinab auf einer Dielspalte zu marschiren. Thut er das ohne Wanken, so gilt die Anklage für widerlegt und der Ankläger erhält vom Obersten einen kameradschaftlichen Verweis. Wankt jener jedoch oder weigert er sich überhaupt, dem Befehle zu gehorsamen, so läßt der Oberst sofort den Proseß erscheinen und sagt zu ihm: „Mr. Beck, you see that gentleman safely conducted out of the Hall.“ In Uebereinstimmung mit dieser artigen Weisung handelt Herr Beck. Er nähert sich dem zu Geleitenden, bietet ihm freundlich den Arm und ambulirt meist unter vertraulichem Gespräche mit ihm zur Thüre hinaus. Dies ist, Dank der herrschenden Disciplin, der häufigste Fall; doch kommt es auch vor, daß Widersetzlichkeit von der einen Gewalt von der andern Seite nöthig macht.

Gleichzeitig mit dem gegen die Zinnkrüge geschleuderten Bannstrahle wurde eine andere organische Neuerung beschlossen. So weit die Annalen des Lumber-Troops reichen, findet sich bemerkt, daß an den geordneten Versammlungsabenden Niemand, ob Lumberer oder Fremder, anders als gegen Entrichtung von sieben Pence (21 kr. rhein.) in die Halle eingelassen, ihm aber dafür vom Tavernenwirthe so viel Porter, Ale und Tabak — letzterer troop-sand genannt — als er fordere und vertragen könne, unweigerlich verabfolgt werden solle. Allem Anschein nach vertrug sich diese Einrichtung mit dem Interesse des Wirthes, wie mit dem der Gäste. Allein dies mußte aufhören, als der Geschmack der Gäste anfing, sich andern Getränken zuzuwenden, und der Wirth das ungetrunkene Bier für den vielleicht getrunkenen Punsch nicht in Abrechnung bringen wollte. Es erhoben sich Beschwerden und Zänkereien, bis endlich zwischen dem Verein und dem Wirthe ein neuer Vertrag zu Stande kam, Kraft dessen jeder Eintretende zu Erlegung von zwei Pence und der Tavernenwirth bloß zu Anschaffung von Licht und Feuer gehalten seyn sollte. Diese Uebereinkunft gilt noch heutigen Tages und erstreckt sich auch auf Nicht-Lumberer. Die Gesellschaft könnte, wenn sie wollte, den Tavernenwirth bald vermögen, ihr seine Halle an jedem Mittwoch allein zu überlassen oder von Fremden ein Eintrittsgeld zu begehren, dessen Höhe ziemlich dasselbe bewirkte. Statt dessen unterwirft sie Fremde nicht einmal dem Zwange, von einem Mitgliede eingeführt zu werden, und fordert bloß, daß, wer einen Mittwoch Abend in ihrem Kreise zubringen will, dem Wirthe zwei kupferne Pence entrichte, seinen Namen, ohne Prüfung, ob den wahren oder einen falschen, in ein Buch schreibe und sich übrigens so anständig wie ein Mitglied benehme, aus keinem Zinnkruge trinke, keine Eßwaare genieße und sich nicht berausche, oder entgegengesetzten Falls der disciplinarischen Behandlung eines Mitgliedes gewärtige. Aller Unterschied zwischen Lumberern und Fremden verschwindet also, wenn keine eigentlichen Sitzungen gehalten werden. Mir wenigstens ist keine zweite Gesellschaft von gleich liberaler Gesinnung bekannt.

(Schluß folgt.)

Distichen

von Ph. H. Welcker.

Mutterkraft.

Recht so, Mutter am Bett deines todtkrank liegenden Kindes!
Hast drei Wochen durchwacht, auch noch die vierte durchwach.

Weib! nicht Gebot und Pflicht, doch der Lieb' urew'ger Naturtrieb
Lehrt und erleichtert die so Wärter- und Ammengeschäft.

Unrecht.

Jäger, du pfändest den Knaben, der will sein ärmliches Zimmer
Füllen mit Sang, und fängt Vögel, so frei, wie die Luft?
Und du tödtest zum Schmaus viel' Hunderte pilgernder Lerchen
Auf ein Mal und erwürgst — Lieder zu Tausenden mit?

Digitized by Google

Korrespondenz-Nachrichten.

Paris, December.

(Fortsetzung.)

Causeries. Berlioz.

Dies soll überaus witzig gewesen, aber wahrscheinlich von der figenden Dame nicht verstanden worden seyn; denn ces dames ne brillent ni par l'esprit ni par l'instruction, et cela se voit de suite. Nach der Meinung dieser Leute ist Witz und Bildung noch ein Vorrecht der Geburt. Weiter sind sie in diesem Jahrhundert mit ihren Begriffen noch nicht gekommen; und diese Leute wagen sich an, Frankreich lenken und regieren zu wollen! — Noch eine Anekdote aus den Causeries des aristokratischen Blattes. Eine jetzt in Paris spielende, sehr schöne Schauspielerin hielt sich früher in der Provinz auf, und machte dort so viel Aufsehen, daß sich alle Offiziere der Garnison um ihre Gunst bewarben. Ein angesehener und reicher Beamte, welcher glaubte, mit seinem Ansehen und Gelde weiter zu kommen, als die andern Bewerber, schickte ihr folgendes Billet nebst einer Banknote von 1000 Fr.: „Madame, Sie sind sehr schön; Jedermann sagt es Ihnen. Wenn Sie auch nicht den Versicherungen Jedermanns Gehör geben, so werden Sie doch wohl vielleicht zu meinen Gunsten eine Ausnahme machen. Schenken Sie mir einige Stunden Ihrer Zeit, es wird Sie nicht gereuen." Die Schauspielerin ward über dieses leichtsinnige Schreiben so erbost, daß sie sogleich zu ihrem Manne lief und ihn zur Rache aufforderte. Nachdem dieser sich von seiner Frau hatte wiederholen lassen, daß sie Rache und nichts als Rache wolle, setzte er sich hin und schrieb an die Frau des Beamten ein Billet, welches eine bloße Abschrift des erhaltenen war, und legte demselben die Banknote bei. Als die Frau des Beamten die Liebeserklärung mit der Banknote sah, wurde sie wüthend und verlangte von ihrem Manne, er solle ihr Genugthuung für diesen Schimpf verschaffen. Der arme Mann ward verlegen und mußte sein Vergehen bekennen. — Natürlich ist der Verfasser der Causeries höchst unzufrieden mit dem Dichter Victor Hugo wegen seines berüchtigten Ruy-Blas, und noch mehr hat sich sein Gemüth empört, seitdem er von seiner Loge eine Dame, „une espèce de femme atroce et vile," also bloß eine Art Dame, hat ausrufen hören: „Mein Gott! wie geht es du, daß die Königin diesen Bedienten liebt? er ist ja so häßlich!" — Lassen wir nun die legitimistischen Blätter in Ruhe, und gehen wir zu andern Tagesbegebenheiten über. Wer hat nicht von der Großmuth Paganini's reden hören, welcher dem verzweifelnden Berlioz wie ein Hülfsengel erschienen ist und 20,000 Fr. bei ihm zurückgelassen hat? Seit dem Processe wegen des weiland Cassino der Chaussée d'Antin, bei welcher Unternehmung er 60,000 Fr. verloren, hatte man von Paganini nicht mehr reden hören. Er spielte schon lange nicht mehr öffentlich. Sein ganzes Leben blieb so räthselhaft als zuvor, und ihm selbst schien wenig daran gelegen, das Publikum hierüber aufzuklären. Er hatte sich einmal gewegert, zum Besten der Armen ein Concert zu geben, wozu man ihn öffentlich aufgefordert, und seitdem war er nie wieder aufgetreten. Dieser sonderbare Mann nun wohnte dem letzten Concerte des excentrischen Berlioz bei, dessen Compositionen, wie ich in einem frühern Berichte gemeldet, beim großen Publikum wenig Anklang finden. Seine große Oper Benvenuto Cellini hatte keinen Beifall gefunden, und mit seinen ganz sonderbaren Concerto's wollte es nicht besser gehen. Nun ist für einen Künstler, welcher alle seine Hoffnung auf den Erfolg seiner ernsten Geistesprodukte gebaut hat, nichts niederschlagender, als sie mit Gleichgültigkeit aufgenommen zu sehen, indeß leichtfertige Produkte mit Ruhm und Gold belohnt werden. Berlioz verfiel daher in Verzweiflung; er hatte eine Familie zu ernähren, und (was das Publikum wohl nicht wußte) er besaß nichts als sein musikalisches Talent. Vermuthlich hatte Paganini Kunde davon bekommen, und da Berlioz's Genialität wohl mit der seinigen einige Verwandtschaft hat, so mochte er tiefes Mitleiden mit dem Tonkünstler empfunden und den Beschluß gefaßt haben, ihm zu Hülfe zu kommen. Er wohnte also dem Concerte bei, lobte nach demselben den Künstler enthusiastisch, und am folgenden Tage sandte er ihm das durch alle Zeitungen bekannte Billet mit der Anweisung von 20,000 Fr. Jules Janin hat hierüber ein hübsches Feuilleton im Journal des Debats geschrieben, worin Berlioz als eines der größten Genieë unserer Zeit geschildert wird. Es scheint, erst durch Paganini's wohlthätige Handlung ist die Regierung auf Berlioz's seltsame Lage aufmerksam geworden; denn gleich darauf wurde er zum Bibliothecaire-adjoint am Musikconservatorium ernannt, was so viel heißt, als, er solle einen Gehalt bekommen, ohne etwas dafür zu thun zu haben. Denn die Stelle, die man eigends für ihn anordnet, ist völlig unnütz, da ein einziger, längst vorhandener Bibliothekar ganz bequem alle nöthigen Geschäfte verrichten kann. Nun hat Berlioz doch etwas Fested, und kann auf ein beständiges kleines Einkommen rechnen, das besser ist, als alle Vorspiegelungen, die ihm seine Phantasie machte, wenn er Opern oder Concerto's setzte. Die Gesichte dieses Mannes gleicht der manches andern Künstlers, welcher sich von der Kunst mehr versprochen hatte, als sie ihm zu geben vermochte. Berlioz ist der Sohn eines angesehenen und nicht unvermögenden Arztes zu Grenoble. Schon in früher Jugend zeigte er einen unbändigen Hang zur Musik. Der Vater, ein echt prosaischer Familienvater, sah dieses als eine Ausschweifung an, und wollte den Sohn zum Studium der Medizin anhalten. Alle seine Mühe war aber vergebens. Der Sohn trieb nichts als Musik vom Morgen bis zum Abend, und auch wohl die Nacht hindurch. Dadurch wurde der Arzt aufgebracht, und er erklärte seinem Sohne, wenn er seinem unsinnigen Hange folgen und auf den väterlichen Rath und Willen nicht achten wolle, so dürfe er auch nicht länger auf die väterliche Unterstützung rechnen. Dies war dem Jünglinge ziemlich gleichgültig; die Kunst meinte er, werde ihm schon hinlänglichen Lebensunterhalt verschaffen. Er verließ das väterliche Haus und begab sich mit einer kleinen Summe nach Paris, mußte hier kümmerlich leben, trübsten sich aber mit dem Gedanken, daß er doch die Musik, seine einzige Leidenschaft, ohne Unterbrechung treiben könne. Er bekam Unterricht am Musikconservatorium, machte schnelle Fortschritte und erhielt den ersten Preis. Dies gab dem Vater die Ueberzeugung, daß Musik doch wohl der Beruf seines Sohnes seyn möchte, und von nun an ließ er dem jungen Tonkünstler wieder eine jährliche Unterstützung zukommen, bis dieser im Stande seyn würde, durch sein musikalisches Talent sich eine selbstständige Lage zu verschaffen. Aber diese Zeit ist bisher nicht gekommen.

(Fortsetzung folgt.)

Beilage: Intelligenzblatt Nr. 1.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

№ 15.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Donnerstag, den 17. Januar 1839.

Bekannte uns oder unbekannte,
Ein Jeder Bruder uns genannt
Und brüderlich geliebet.

Lavater.

Der Lumber-Troop in London.

(Schluß.)

Die Beiträge zu den Vereinsausgaben sind durch Reglement für jeden Lumberer auf fünf Schillinge — einen Thaler sechzehn Groschen sächsisch — jährlich festgesezt. Das ist wenig und viel, wenig, als gesellschaftliche Beisteuer überhaupt, viel, wegen der geringen Bedürfnisse des Vereins und der bedeutenden Zahl seiner Mitglieder. Sein Effektivbestand ist nicht genau anzugeben. Militärische Listen werden nicht gehalten, und manches Mitglied stirbt, verläßt London und England, oder entsagt der Theilnahme an den Versammlungen, ohne daß der Verein von alle dem das Geringste erfährt oder sich im Geringsten darum bekümmert. We are full ten thousand brave boys, heißt es in dem mitgetheilten Liede. Doch scheint es, daß hier zehntausend nur poetisch für eine große Menge überhaupt zu nehmen ist. Nach einem zehnjährigen Durchschnitte sind der Eingetretenen eher mehr als weniger geworden; dessen ungeachtet dürfte selbst der jetzige Numerus nur acht- bis neuntausend betragen. Bei dem lezten, zu Ehren der vier Citydeputirten gegebenen, oben beiprochenen Feste berechnete der Wirth die anwesenden Lumberer auf eintausend und zwei-und-fünfzig. Wenn nun jeder der acht oder neun Tausend seine jährlichen fünf Schillinge richtig bezahlte, so wäre die Summe von mehr als 2000 Pfund enorm gegenüber den Ausgaben, die in der Regel nicht über hundert Pfund Sterling steigen. Allein einmal geht es beim Lumber-Troop wie bei allen ähnlichen größeren oder kleineren gesellschaftlichen Vereinen, wo ein beträchtlicher Ausfall nie zu vermeiden ist, und dann ist die Verwendung jedes Kassenüberschusses eine höchst lobenswerthe. Es wäre ein greller Widerspruch mit der charakteristischen Lustigkeit der Lumberer, wollten sie die Mehreinnahme sparen. Schulden hat der Verein nicht zu tilgen, denn er hat keine und kann füglich keine haben, weil seit seiner ersten Begründung die Regel festgehalten worden ist, jede Ausgabe vom Zustande der Kasse abhängig zu machen. Der ganz unentbehrliche Aufwand besteht in wenig mehr als den nöthigen Schreibmaterialien, und bezahlt nur das Offizierscorps seine Beiträge, so reichen diese zur Deckung vollkommen aus. Also wird jedes halbe Jahr der Kassenvorrath ausgeschüttet und — verjubelt? Das würde wohl zur Lustigkeit im Allgemeinen, doch nicht zu der gutherzigen Lustigkeit stimmen, die am Wohlthun Freude findet. Und daß im Lumber-Troop mancher lustige Kamerad dieser Art, zeigt sich fast wöchentlich beim Oeffnen einer Büchse, die in einer Ecke der Halle an die Wand befestigt ist, mit der soldatisch-kurzen Ueberschrift: Troopers! support your benevolent

Fund! und deren Inhalt wöchentlich vom Zahlmeister in Empfang genommen und zu dem Uebrigen gelegt wird. Nein, alles Geld, das beim halbjährigen Kassenüberschuß vorhanden ist, gelangt in möglichst unpartheiischer Vertheilung an solche Mitglieder des Vereins oder deren Hinterlassene, die Noth leiden. Der Tag, an welchem solches geschieht, ist zwar nicht in der Halle, wohl aber außerhalb derselben in mancher Hütte des Kummers ein Festtag. Darin, daß alle Lumberer diese Einrichtung und in ihr die hauptsächliche Verwendung ihrer Beiträge kennen, liegt wahrscheinlich ein Grund, warum solche nie eingefordert, sondern gleich freiwilligen Gaben erwartet werden. Der Verein hegt den Glauben, Wohlthun sey eine Freude und Freude mit Zwang nicht verträglich. Deßhalb vermeidet auch das Statut jede Andeutung einer Verbindlichkeit und sagt wörtlich: „Von jedem Mitglied hofft der Verein eine jährliche Beihulfe von funf Schillingen.“ Und wenn es dann weiter heißt: „die Nichtentrichtung gilt einer Austrittserklärung gleich,“ so enthält dies alle nachtheiligen Folgen, welche den säumigen Zahler treffen.

Ursprung, Name und Zweck des Lumber-Troops führen vielleicht zur Vermuthung, daß seine Artillerie, deren Bestand ich oben auf zwei Mörser und ein-und-zwanzig Kanonenläufe angegeben, ebenfalls bloß ein Scherz, vom Drechsler, nicht vom Geschützgießer gefertigt sey. Allein Kanonen und Mörser sind veritables Geschütz, obgleich allerdings von bescheidenem Caliber. Auch werden sie bisweilen in allem Ernste, zu Freudenbezeigungen, abgefeuert. So beschloß der Lumber-Troop vor Kurzem, sein gesammtes Geschütz aus der Halle auf das Dach zu schaffen und in dem Augenblicke abzufeuern, wo Ihre Majestät die Königin am Lord Mayors Tage auf ihrem Wege nach Guilthall am Bolthofe vorüberfahren würde. Schon hatte der Oberst mit seinen Offizieren das Dach besichtigt und dem Wirthe die nöthige Instruktion ertheilt, als der Lord Mayor, in Erwägung, daß alle Fensterscheiben in der Fleetstraße vom Krachen des Geschützes eingedrückt, Menschenleben gefährdet und, wenn auch nicht die gut dressirten Hofpferde vor dem goldenen Staatswagen der Königin, doch die von den Oberhäuptern der City gerittenen wilden Husarenpferde scheu werden und daraus unermeßliche Unglücksfälle entstehen könnten, das intentirte Kanoniren schlechterdings untersagte.

Constance Contarini.

(Fortsetzung.)

„Um diese Schätze beneide ich ihn nicht,“ versetzte Arnheim lächelnd. „Nun,“ erwiderte der Abbate, „er hat noch ein Kleinod, um welches er sehr beneidet wird.“ — „Und das ist?“ fragte Arnheim gespannt. „Eine Merkwürdigkeit, die nicht zugänglich ist und uns einen Theil des Appartements verschließen wird, und das ist die anerkannt größte Schönheit Venedigs, seine Gemahlin, die er sich aus einem griechischen Fürstenhause geholt hat; aber eine sehr stolze Schönheit.“ — „Sie kennen sie und nennen sie stolz, Abbate? Ist sie es auch gegen Sie?“ fragte Arnheim. — „Sie ist schön,“ erwiderte der Abbate, gereizt durch den Accent dieser Frage, den er wohl verstanden, „sehr schön; allein — so bekannt ich auch im Hause Contarini bin, so gibt es doch Verhältnisse — Aber Stolz, sey es worauf es wolle, ist Eitelkeit, und folglich ist der Hebel da, wenn man ihn in Bewegung setzen wollte.“ — „Vielleicht ist, was Sie Stolz nennen, Frauenwürde,“ bemerkte Arnheim. — „Ein anderer Name bloß,“ versetzte jener, „und ein Ansatz für den zweiten Hebel, Furcht, welche die Wirklichkeit für den Schein leicht hingeben läßt, glauben Sie meiner Erfahrung,“ — „Sie wissen, Abbate, fremde Erfahrung überzeugt nicht,“ sagte Arnheim lächelnd. — „Wären Sie nur der Mann, Giacomo, der sich über kleine Bedenklichkeiten hinwegzusetzen wüßte,“ erwiderte der Abbate gereizt, „die Erfahrung würde Ihnen nicht fehlen. Doch —“ — Er stockte und es schien ein Gedanke ihn zu beschäftigen, während er Arnheim vom Kopfe bis zu den Füßen musterte, der gespannt erwartete, was diesem Doch folgen würde. Es war die Frage: „Wann wollen Sie den Pallast besehen?“ und es wurde verabredet, daß sie sich am Morgen des folgenden Tages im Café treffen und dann mit einander hingehen wollten.

Die Neckereien zwischen Beiden bezogen sich auf mehrere Unterredungen, in welchen der Abbate seine Lebensansicht dargelegt hatte. „Unbegreiflich,“ sagte er oft zu Arnheim, „wie man bei solchen Ansprüchen an's Leben das einzige Gewisse, was der Mensch hat, die Genüsse, die es darbietet, verschmähen mag, und das bei einem so lebendigen Sinn für das Schöne; ja sich wohl gar damit brüstet, oder sich thöricht verblendet, als ob das Schöne etwas Ueberirdisches, Heiliges sey, und die Erkenntniß desselben eine andere Quelle habe, als die im Blute strömt und sich als Leben geltend macht, das vom Leben genossen werden will! — Daher ja die Sehnsucht, die nur das lebendig Schöne zu erregen im Stande ist, und die durch die ganze beseelte Natur geht als von Thoren verschrieene Sinnlichkeit, welche doch zuletzt jeden beherrscht und keiner Prüfung widersteht. — Das weise Alterthum hat das wohl erkannt und der Sinnlichkeit ihr Recht gelassen, und darum ist auch das Schöne lebendiger aus ihm hervorgegangen und war auch die einzige Quelle wahren Lebensgenusses für dasselbe, und zu Prüfungen kam es kaum, denn es war nichts zu

Digitized by Google

prüfen. — Der Mensch aber, der über sich hinaus gewollt, hat sich eine Ideenwelt geschaffen, die sich unter mehreren Formen ausgeprägt hat als Moral, Religion und ähnliche, die alle aus der dem Menschenwesen natürlichen Schwäche, der Furcht, entsprungen sind, ihm eingebildete Gefahren vorspiegeln und ihn dahin bringen, daß er Bedenken trägt, sich dem Zuge der Natur hinzugeben. — Für den, mein junger Freund, der das Leben in seiner Wahrheit erkannt hat, gibt es keinen pikanteren Reiz, als über diese Hirngespinnste zu siegen, was ein Sieg der reinen Menschheit ist. — Am reizendsten ist aber dieser Sieg beim Weibe, bei welchem Furcht und Eitelkeit oft die interessantesten Formen annehmen und innere Schwierigkeiten hervorbringen, durch deren Ueberwindung zugleich die feinere Eitelkeit des Siegers befriedigt wird. Häufig sind dann die Schwierigkeiten auch nichts als Fata Morgana, interessante Lustspiegelbilder, die nur den Unbelehrten täuschen können, die aber von selbst zerrinnen, wenn man ihnen keck entgegentritt oder sie auch wohl als Mittel zum Zweck zu gebrauchen weiß."

Arnheims Behauptung, daß es doch wohl etwas Höheres im Menschen gebe, welches allen Versuchungen zu widerstehen vermöge und ihn bestimmen könne, eher das Glück des Lebens, ja das Leben selbst, als seine Würde, seine Achtung vor sich selbst aufzuopfern, verlachte der Abbate als einen Wahn, für den er gewiß keinen Beweis habe, nämlich einen Beweis aus eigener Erfahrung, was für den Vernünftigen doch nur eigentlich als Beweis gelten könne; was ein Anderer erfahren haben wolle, das sey immer sehr zweifelhaft, da sich niemals bestimmen lasse, ob bei ihm nicht ein Interesse obwalte, dergleichen erfahren haben zu wollen, oder ob er auch zu der Erfahrung die rechten Mittel gebraucht habe und nicht selbst der Betrogene seiner Erfahrung sey, welche die Eitelkeit ihn für Wahrheit annehmen lasse.

Dieses System warf er in einem halb scherzhaften, leichten Tone hin und stutzte es mit Witz und manchem pikanten Zuge aus seiner reichen Erfahrung auf, und wenn Arnheim unverholen seinen Widerwillen dagegen zeigte, so prophezeite er ihm, daß er es noch erleben würde, wie das ganze ideale Gebäude, welches er sich von innerer Menschenwürde so'z aufgebaut habe, bei einer ungewöhnlichern Versuchung, als sich dem Menschen alltäglich darbiete, und auch vielleicht nur bei einer solchen, zusammenstürzen würde. — Uebrigens war der Abbate gutmüthig, dienstfertig und hülfreich, wo er helfen konnte, und edler Empfindungen, ja selbst Aufopferungen fähig, insofern sie ihn nicht im Lebensgenusse störten. Wie verführerisch konnte ein solches System durch eine solche Persönlichkeit werden, und wie gefährlich für ein junges Herz!

Arnheim fühlte sich aber durch dieses System in seinem Innern von einer Seite tief verletzt, von welcher der Abbate keine Ahnung haben konnte. Seine edlere Natur und höchst unglückliche Verhältnisse bei seiner Geburt, die er selbst erst durch Zufall im Jünglingsalter erfahren hatte, und um die außer ihm Niemand wußte, als sein treuer Diener, sein Pfleger und Begleiter von seiner frühesten Kindheit an, hatten einen innern Streit herbeigeführt, der in ihm zum heftigsten Kampfe anwuchs. Das Leben sprach ihn mächtig an; ein feuriges, ja selbst leidenschaftliches Temperament machte ihn nur zu geneigt, sich ihm hinzugeben, da ihm die Mittel dazu in nicht geringem Grade zu Gebot standen; allein eine innere Stimme, ein edles Selbstgefühl warnten ihn, und legten ihm die Pflicht auf, sich vielmehr von dem Leben zurückzuziehen, ja sich wohl selbst in die Unmöglichkeit zu setzen, von ihm ergriffen zu werden, und er schwankte in dem Entschlusse, sich ganz der Kirche zu weihen als ein Sühnopfer, und in einen geistlichen Orden zu treten. Selbst seine Liebhaberei für die Architektur stand damit in Verbindung. Er erkannte diese Kunst vor allen als diejenige, welche, jeder Leidenschaft fremd, zum Großen und Erhabenen den Sinn wende, und er glaubte in ihr die Ruhe zu gewinnen, nach welcher er sich sehnte. War nun aber höhere Menschenwürde, wie der welterfahrene Abbate behauptete, ein Wahn der Eitelkeit, so mußte er sich für den belachenswerthesten Thoren erkennen, der einem Nichts Alles zu opfern bereit war, was sich ihm so locend darbot. Dieser innere Zwiespalt, den er jedem fremden Auge zu verbergen strebte, versetzte ihn in einen gereizten Zustand, der nur seinem treuen, besorgten Diener bemerkbar wurde.

(Fortsetzung folgt.)

Aus dem Leben.

Von W.

Der Schlaf.

Jeder Schriftsteller, und wäre er auch nur ein Briefsteller, mag schon die Erfahrung an sich gemacht haben, wie schnell und wunderbar der subjektive Geschmack umschlage. Gedanken, die wir auf dem Lotterbette mit erstaunlicher Leichtigkeit aneinander breiten und an den Himmelwänden des Zimmers im Geiste entwerfen, sobald wir sie auf die Beine bringen, sind sie wie umgestülpt. Am auffallendsten finden wir diesen Wechsel zwischen Abend und Morgen. Ein Einfall, der auf dem kaum erwärmten Lager, unter den seichen Rückerinnerungen eines heitern Gesellschaftsabends, wie der Stern

Digitized by Google

der drei Weisen glänzend über unserm Haupte gestanden, wie schal und übernächtig sieht er des Morgens uns an! Die Nacht bringt die aufgeregte Natur wieder in's Gleiche, und das Mittelding zwischen Wiege und Sarg, das Bett, ist für den gemeinen Verstand der Delphische Dreifuß, auf welchem er in dem dunkeln Gewölbe zwischen Vergangenheit und Zukunft sich selbst weissagt. Die Nacht ist der Gedankenfenstrich zwischen Gestern und Heute, zwischen Heute und Morgen, auf den häufig etwas Unvorbereitetes, etwas Unzusammenhängendes folgt; sie ist die Zeit, wo der Mensch unbewußt in die Natur seine Wurzeln schlägt, wo er sich selbst vermehrt und Dinge mit ihm vorgehen, wie mit Adam im Paradiese. Sobald der Engel des Schlummers, der Zwillingsbruder des Todes, vor unser Lager tritt und über unserm Haupte priesternd seinen Segen gesprochen, treten wir in die Gesellschaft von Geistern ein, in deren Mitte wir so lange verweilen, bis die Prinzenräuberin Aurora, die Arme über unser Lager breitend, uns aus der Umgebung verwandter Seligen entführt. Die Nacht ist die gefügelte Mutter, die über das Chaos der Plane und Entwürfe ihre Fittige ausschlägt und mit zeitigender Wärme den hüpfenden Punkt zum Wesen bestehen macht. Jeder, der seinen Gedanken und Schöpfungen Dauer und Bestand verleihen will, tauche sie, wie Thetis ihren Sohn, in das festmachende stygische Meer der Nacht und Vergessenheit. Selbst im gemeinen Leben ist es von hohem Gewinn, über eine bedenkliche Sache sich beschlafen, oder, wie die Britten sagen, mit seinem Hauptkissen zu Rathe gehen.

Korrespondenz-Nachrichten.

Paris, December.

(Fortsetzung.)

Berlioz. Dichterlos. Der Gitanerische Proceß.

Vor einigen Jahren beging Berlioz wieder einen echten Künstlerstreich, indem er sich in eine englische Schauspielerin verliebte, welche er einigemal in Paris hatte auftreten sehen, und er heirathete sie gerade zu der Zeit, als das Mädchen durch einen unglücklichen Fall das Bein gebrochen hatte, und dadurch unfähig geworden war, als Schauspielerin wieder aufzutreten. Sie hatte nicht mehr Vermögen als er; er legte sich auf's Componiren, aber leider gelang es ihm nicht, den Beifall der Menge zu erringen, der Vater hatte seine mitthätige Hand zurückgezogen und die Kunst brachte wenig ein. Somit befand sich das Künstlerpaar in einer traurigen Lage, als Paganini, der wunderbare Reiter, erschien, und Berlioz nicht allein aus der Noth half, sondern auch Publikum und Regierung aufmerksam auf ihn machte. J. Janin räth seinem Freunde nun, einige Jahre nach Herzenslust zu componiren und herumzureisen, kurz, recht künstlerisch zu leben und auf geniale Weise Paganini's Freigebigkeit zu benutzen, anstatt wie prosaische Leute zu berechnen, wie viel ihm die 20,000 Fr. wohl einbringen würden, wenn er sie auf Zinsen legte. Dies Künstlerleben scheint J. Janin sehr zu behagen, und da seine Freiheiten sehr beliebt sind, so kann er immer auf ein beträchtliches Einkommen rechnen, und das Sparen hat er in seinem leichtlebigen Junggesellenleben nicht nöthig. Aber mit Berlioz ist es anders. Es hat nicht den Anschein, als ob seine Geistesprodukte jemals großes Glück machen würden. Berlioz macht sich auch so wenig aus dem Beifall der Menge, daß er es absichtlich zu vermeiden sucht, nach dem Geschmacke derselben zu componiren. Dieses gesteht selbst sein Freund Janin ein. Einem solchen Künstler ist also sehr zu rathen, nicht länger auf seine Kunst zu rechnen und mit dem Gute, das ihm die Freigebigkeit eines andern genialen Künstlers so unerwartet ertheilt hat, ganz prosaisch haushalten. Denn auch seine Stelle am Musikconservatorium ist nicht die allersicherste; ein Minister hat sie ihm ertheilt, sein Nachfolger kann sie aus Sparsamkeit oder aus einem andern Grunde wieder aufheben. Wie mancher andere Künstler oder Gelehrte mag sich durch die glänzenden Träume seiner Jugend betrogen finden! wie Mancher geht unter, ohne daß man erfährt, daß er für seine künstlerische oder schriftstellerische Zuversicht hart gebüßt hat! Erst vor Kurzem wurde in den Zeitungen gemeldet, ein junger Doktor, Verfasser einer Gesammtung von Gedichten, Myosotis genannt, sey im Hospital aus Gram und in großer Dürftigkeit gestorben. Wie Mancher muß gegen Mangel und Elend kämpfen, obschon er sich bereits einigen Ruf in der Künstlers oder Gelehrtenwelt erworben hat! Sogar Balzac, einer der beliebtesten Schriftsteller jetziger Zeit in Paris, gesteht in der Vorrede seines letzten Geistesproduktes, daß sein elfjähriges Dichten und Schreiben in der Nothwendigkeit, sich dadurch seinen Unterhalt zu sichern, seinen Grund habe. Wie viele häusliche Verlegenheiten unter Künstlern und Gelehrten, ohne daß das sorglose Publikum, welches sich um dergleichen auch wenig kümmert, etwas davon ahnt! Und doch wollen Alle an der Oeffentlichkeit, welche unter dem wohlhabendern Theil der Pariser Volksmenge herrscht, Theil nehmen; auch sie wollen die mannigfaltigen Genüsse, die sich den Verabsgenden hier darbieten, zu ihrer Verfügung haben, und aus diesem Triebe entspringen dann traurige Verirrungen, oder bittere Enttäuschung, und zuweilen Verzweiflung und Tod. Andererseits bedient man sich, um schnell reich zu werden, unerlaubter Mittel, und setzt dadurch seinen guten Namen aufs Spiel. Hievon gibt der eben jetzt vor dem Assisengerichte verhandelte Kriminalproceß zwischen dem Abendblatt le Messager und Gisquet ein merkwürdiges Beispiel. Gisquet ist hier der Anklager, da er sich eigentlich für beleidigt seyn sollte, und ein Journalist ist genöthigt, eine Rolle zu übernehmen, welche der Regierung zur Pflicht gemacht werden könnte. Die moralische Kraft der freien Presse zeigt sich hier im hellsten Lichte. Nur die freie Presse bewirkt hier, daß fast unglaubliche Schändlichkeiten an den Tag kommen, die sich ein hoher Beamte, ein Polizeipräfekt, das heißt, die erste Magistratsperson der Stadt, hat zu Schulden kommen lassen, und wozu die Regierung, welcher dieser Unfug nicht unbekannt bleiben konnte, geschwiegen hat. Nun muß die freie Presse ihre Beschuldigungen beweisen, widrigenfalls sie als Verleumderin behandelt werden soll. So etwas ist vielleicht noch nie vorgekommen.

(Schluß folgt.)

Beilage: Kunstblatt Nr. 6.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

№ 16.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Freitag, den 18. Januar 1839.

O spirit of love, how quick and fresh art thou!
— So full of shapes is fancy,
That it alone is high-fantastical.
Shakespeare.

Liebeleben.

Lyrischer Cyclus von E. Mayerath.

Freudvoll und leidvoll,
Gedankenvoll sein .....
Goethe.

I.

Nicht dieser kühle, fremde Blick,
Nicht diese hochentfaltne Stirne,
Eisklar und streng, wie der Gestirne
Geschliffner Glanz um Winternacht!
Sey stolz dein Auge vor der Welt,
Mir aber gib dein liebreich Wesen;
Mein Herz ist krank: dies kranke Herz
Kann nur in sanfter Hut genesen.

Wie ich dich liebe, weißt du nicht,
Noch weißt du, was ein Mann gelitten,
Der, seit er lebte, stets gestritten,
Der, seit er lebte, nie gesiegt.
Du Reine, deren Glorie nie
Berührt der Erde Schmerz und Fehle,
Mein dunkles Leben lasse ruhn
Im Sonnenabglanz deiner Seele!

II.

Fühlst du, wie jeder Puls im Busen
Sich hoch und sonnenheiter hebt?
Mein Herz, es werden Tage kommen,
Schön, wie du keine noch erlebt!
Ich sah ihr Auge liebefunkeln,
Es glich in träumerischer Pracht,
Gewährend viel, noch mehr verheißend,
Dem Blüthebrüten dieser Nacht.

III.

Du fragst, was so gedankenvoll
Den ernsten Freund bewegt,
Wann Auge tief in Auge ruht,
Wann Herz am Herzen schlägt,
Daß sich die Wimper träumerisch
Verschließet vor dem Tag,
Daß sich kein leises, scheues Wort
Der Brust entwinden mag? —

Das ist der Seele heil'ge Nacht!
Geliebte frage nicht:
Wo sich die Welt des Raumes schließt,
Geht auf das inn're Licht.

Digitized by Google

Wie vor dem Heiland du versinkst
In Gottes hohem Haus,
Ich seh' dich an und lebe stumm
Ein großes Leben aus!

IV.

Im Gewitter.

Ich steh' auf dem Berg wie auf Zinnen des Thurms,
Mit flatterndem Kleid wie der König des Sturms.
Ein Blick in die Thale! Durch Nebelreigen
Angstvoll seh' ich die Wipfel sich neigen.
Plötzlich auf jagenden Wolkenrossen
Kommen die zornigen Geister geschossen,
Schlacht, hallob ein zerschmetternder Schlag,
Fluthen und Flammen und Donner und Schlossen!

Elementarkraft, Gewitterpracht,
Schauerlich schön — o es zieht mich mit Macht.
Tod oder Freiheit! die Elemente
Rufen's, sturmlaufend am Firmamente.
Waldbrand im Thale! nur zu in Gewittern
Stürmende Riesen — ich werde nicht zittern:
Dieser befriedeten herrlichen Welt
Eherne Säulen werden nicht splittern.

Nur der geliebtesten Hütte im Thal
Gehe vorüber verderblicher Strahl!
Schone die blühenden Ranken der Laube,
Wo sie von Liebe träumet die Taube.
Rollende Donner verhallet gelinde,
Wisset, es zittert das Herzchen dem Kinde,
Gleichwie des Vogels, schuchtern und zag,
Gleichwie die Blätter der Espe im Winde.

V.

Geliebte, wie blüht der Himmel so hoch!
O könnt' ich ein Vogel fliegen,
In diesem freien, heiligen Blau
Die weiße Schwinge wiegen!

Weit um die Erde, wie hold, wie grün!
Will nur in dieser Wiegen
Am liebeschlagenden Herzen dir
Du schöne Mutter liegen!

Und du Geliebte, du beuge dein Haupt
Holdselig auf mich hernieder,
Wie der Himmel über die tiefe Welt
Sein leuchtendes Goldgefieder!

Zu Jeanys Claviergesängen.

Zornige Klage, flötende Lust
Wechselnd bewegt ihr mir innig die Brust.
Flötende Klänge ihr tragt wie ein Meer
Herrlich die segelnde Seele daher!

Werdendes Schmettern! soll ich den Speer
Fassen und tragen die Fahne dem Heer,
Siegen und sterben, Mädchen! und fahn
Hoch wie die Sonne in Purpur verglühn?

Soll ich mich sammeln innen in mir,
Schönes erschaffen stille mit dir,
Mitten am Markte heilig allein
Seher und Sänger des Gottlichen seyn?

Woge, die eben mich himmelan trug,
Sinke nicht, halte den steigenden Flug,
Ewiges Leben! — da wie sich verlor
Sterbend der Klang, siehst du lächelnd empor.

VII.

Oft wann auf des Gesanges Flügeln
Du trunkne Liederlerche steigst,
Und dann von hohen Sonnenhügeln
Dich scherzend zu mir niederneigst,
Ich kann nicht folgen, kann nicht jubeln,
Mein Herz ist schwer, mein Herz ist bang,
Ob deine Seele mir entführe
Der letzte Klang! —

Constance Contarini.

(Fortsetzung.)

Arnheim ermangelte nicht, am folgenden Morgen noch vor der verabredeten Stunde sich im Café einzufinden, und erwartete mit Ungeduld den Abbate, der aber, als er endlich kam, seine so große Eile bezeigte, sondern mit seiner gewöhnlichen Behaglichkeit seine Chokolade schlürfte und seinen jungen Freund zum gleichen Genusse aufforderte, während er ihn mit seinem Kunstenthusiasmus neckte. — Endlich machten sie sich auf den Weg. Beim Eintritte in die herrliche, großartige Säulenhalle, die oben eine breite Galerie trug, zu der von beiden Seiten prachtvolle, mit Deckengemälden eines Bassano und reichen Stuckaturen und Statuen verzierte weiße,

Digitized by Google

breite Marmortreppen hinaufführten, verschwand vor Arnheims Geiste alles Uebrige, und er schwelgte im Kunstgenusse. Auf der obern Galerie eröffneten sich die herrlichen hohen Thüren zu den Gemächern, welche an Helle und Größe und Höhe im schönsten Ebenmaße und in der reichen Ausstattung dem großartigen Aeußern entsprachen. Der Abbate wurde von einer reichen Dienerschaft als ein Bekannter des Hauses begrüßt und ihm mit seinem Begleiter der Eingang in die Gemächer, welche mit den herrlichsten Kunstwerken angefüllt waren, ungehindert gestattet. Er war hier ein sehr unterrichteter und belebender Führer. Auch die türkische Trophäe und der Dogenring wurden nicht übergangen.

Der Umgang durch einen Flügel des prachtvollen Pallastes war beendigt und sie kamen an eine Thure, die in den andern Flügel führte. „Hier sind die Zimmer der Signora Contarini," sagte der Abbate, „zu denen der Zugang nicht offen steht, so lange der Nobile in Staatsgeschäften in Rom abwesend ist." Arnheim starrte die Thüre an, welche ihm das Thor des Paradieses dünkte, das von ihm verschlossen war und hinter welchem er die Göttliche vermuthete, die sich aller seiner Empfindung und seiner Einbildungskraft bemeistert hatte, als die Thüre sich öffnete und ein Mohr — er erkannte in ihm den, welcher die beiden Frauen in der Gondel begleitet hatte — heraustrat und dem Abbate sagte, die Signora habe gehört, daß er im Pallaste sey, und lasse ihn bitten, auf einige Augenblicke zu ihr zu kommen, sie habe Briefe von ihrem Gemahl. Arnheim wurde ersucht, einzutreten und die Rückkehr des Abbate abzuwarten, der nicht lange ausbleiben würde.

Arnheim fühlte eine Wallung, wie er sie nie empfunden, als er die Schwelle übertrat zu den seligen Räumen, in welchen das Weib athmete, das in seinen Armen gezittert hatte und in diesem Augenblick in aller der bezaubernden Anmuth, mit welcher ihn das edelste Madonnengesicht angelächelt und ihm Dank zugeflüstert hatte, vor seine glühende Seele trat. Mit welchem Neide sah er den Abbate in die innern Gemächer verschwinden, wohin er ihm nicht folgen durfte. — Das Gemach, in welchem er seines Führers harren mußte, war ein großer, prachtvoller Saal mit weißem Marmorboden, und ging auf den Kanal hinaus mit einem breiten Söller. Er betrat ihn und erblickte die ihm bekannte Gondel, bei welcher mehrere von der Dienerschaft in Contarinischer Livree beschäftigt waren. Nicht lange, so trateu die beiden Frauen in ihrem Zendal, dem schwarzen venetianischen Mantel, der jede Schönheit verräth und jeden Mangel verbirgt, aus dem Pallaste und stiegen, von dem Mohren und einem mohrischen Knaben gefolgt, in die Gondel. Sie wandten den Blick zum Söller empor und verneigten sich gegen Arnheim. Er beugte sich ehrerbietig und fühlte in den Blicken der einen den Dolch, der mit süßen Schmerzen sein Inneres durchbohrte, und sein Auge verfolgte die Gondel den Kanal hinunter, so weit er es vermochte, und starrte noch lange nach der Richtung hin, als sie bereits längst den Blicken entschwunden war. Da fühlte er die Hand des Abbate auf seiner Schulter, der ihn lächelnd fragte, was denn seine Blicke so an das flüchtige Element fessle. Er stehe schon eine ganze Weile neben ihm, um ihn einzuladen, auch diesen Theil des Pallastes zu beschauen, da die Bewohnerin eben zur Messe gefahren sey.

„Warum haben Sie mir denn aber verschwiegen, welch ein schönes Abenteuer Ihnen begegnet ist?" fuhr der Abbate fort. Arnheim bedauerte, daß es nur gar zu flüchtig gewesen, fast wie das Element, auf welchem eben seine Blicke gehaftet — ein Bild des Lebens. — „Für den, der es nicht zu fesseln versteht und nicht in der Flüchtigkeit selbst seinen Reiz empfindet," erwiderte der Abbate. „Aber folgen Sie mir; es ist der ausdrückliche Wunsch der schönen Gebieterin dieser Gemächer, welche Sie bei unserm Eintritt in den Pallast als den hilfreichen Ritter von der Gondel hat erkannt hat, daß Sie den Pallast Contarini ganz kennen lernen sollen. Sie scheint sich für Ihre architektonischen Studien sehr zu interessiren." — „Es waren zwei Frauen, wer ist die zweite?" fragte Arnheim so unbefangen, als ihm möglich war. — „Die Schwägerin der Signora Contarini, welche ihr während der Abwesenheit ihres Gemahls Gesellschaft leistet, die Gräfin Albani, eine fromme junge Wittwe, und nicht minder schön, als Signora Constanze," antwortete der Abbate. — „Und welche von Beiden ist die, welcher ich den Ritterdienst zu leisten so glücklich war?" forschte Arnheim; „ist es Signora Contarini oder die fromme Wittwe?" — „Das ist das Geheimniß der Damen," erwiderte der Abbate, „und es scheint, daß sie dies ungewiß lassen wollen. Aber kommen Sie, es wird bald Mittagszeit."

(Fortsetzung folgt.)

Unzerstörliche Dinte.

Es ist verdrießlich, daß die typographische Dinte, die Druckerschwärze, so gar unzerstörlich und das bedruckte Papier durch kein Mittel wieder zu bleichen ist. Aber die Dinte, womit man Wechsel und Banknoten ausfüllt und unterzeichnet, Testamente und überhaupt wichtige Urkunden schreibt, kann nicht fest genug am Papier haften. Die Regierungen haben sich wiederholt nach einer solchen Dinte umgesehen, und den gelehrten Körperschaften sind in neuerer Zeit vielfache Entdeckungen vorgelegt worden, wodurch angeblich das Problem gelöst seyn sollte, es aber nie vollständig, nach allen Seiten war. — Bei den Alten und in den

Digitized by Google

mittlern Zeiten bestand die Dinte vorzugsweise aus Ruß mit Gummiwasser. Sie hat sich auf den Handschriften in vollem Glanze trefflich erhalten, sie widersteht auch den Säuren und andern chemischen Mitteln, sie läßt sich aber mit Wasser auswaschen, wie man sich selbst an Herkulanischen Handschriften überzeugt hat, und sie ist für unsere heutige Schreibmethode jedenfalls viel zu strengflüssig. Der Hauptbestandtheil unserer heutigen flüssigen Dinte ist bekanntlich ein Eisensalz. Sie blaßt mit der Zeit von selbst ab und ist durch chemische Mittel völlig vom Papier zu entfernen. Durch Zusatz von Kohle wird sie zwar dauerhafter, aber auch dicker, und kann auch in dieser Verbindung keine vollkommene Garantie bieten. Wenn man Kohle mit Gummi verbindet, das in ätherischem Oele aufgelöst ist, so widersteht zwar eine solche Dinte den chemischen Mitteln und dem Wasser; aber einmal ist sie auch bei weitem nicht flüssig genug, und dann — was noch bedenklicher ist — läßt sie sich mit trockener, oder leicht mit Alkohol benezter Leinwand vom Papier reiben. Ein Akademiker hatte eine solche, vorgeblich unzerstörliche Dinte zu untersuchen. Er nahm das Papier, worauf der Erfinder die Worte: onere indelibile geschrieben hatte, und rieb die Sylbe in aus. — Man versuchte eine Auflösung von Kautschuk in Naphta; dies gelang aber nicht besser.

Ein Engländer, Traill, hat nun in neuester Zeit eine Dinte erfunden, die allen Anforderungen entsprechen soll. Nachdem er sich vergebliche Mühe gegeben, eine unzerstörliche metallische Dinte darzustellen, versuchte er eine Menge thierischer und vegetabilischer Flüssigkeiten als Vehikel für die Kohle, und fand endlich ein treffliches in der Auflösung des Klebers in Holzessig. — Der Kleber wird bekanntlich gewonnen, indem man Mehl durch längeres Waschen vom sogenannten Stärkmehl befreit. Dieser klebrigte Stoff löst sich im Holzessig auf und bildet mit demselben eine seifenartige Flüssigkeit. Diese verdünnt man mit Wasser, bis sie nur noch so stark ist wie gemeiner Essig, und versezt sie mit Lampenruß und etwas Indig, mit 8 — 12 Gran von jenem, 1½ Gran von diesem auf die Unze. — Diese Dinte ist wohlfeil, hat eine schöne Farbe, fließt leicht aus der Feder, trocknet schnell, läßt sich weder trocken ausreiben, noch auswaschen. Papierstreifen damit blieben 72 Stunden in Auflösungen von chemischen Substanzen liegen, wodurch die gemeine Dinte sogleich verändert oder zerstört wird, und erlitten nicht die geringste Veränderung, wenn nicht die Mittel das Papier selbst angriffen.

Korrespondenz-Nachrichten.

Paris, December.

(Schluß.)

Der Gisquetsche Proceß.

Zum ersten Male sieht Paris und ganz Frankreich mit dem höchsten Erstaunen einen hohen Beamten vor Gericht, einem Journalisten gegenüber, welcher, mit den schriftlichen Dokumenten in den Händen, ihm beweist, daß er seine hohe Stellung dazu benuzt hat, durch Unterschleife sich, seine Maitresse und seine Freunde zu bereichern. Ein Brief des vormaligen Polizeipräfekten liegt da, mit den deutlichen Geständnissen dieser Unterschleife; dieser Brief ist in den Zeitungen veröffentlicht und bringt das ganze Betragen des Polizeipräfekten an's Tageslicht. Nun gibt es freilich stoische Leute, welche meinen, dergleichen Unterschleife, wie die, welche man dem Gisquet Schuld gibt, seyen zu allen Zeiten vorgekommen; überall, wo große Begünstigungen ertheilt werden, suche man dieselben durch Bestechung zu erhalten, und Paris sey nicht die einzige Hauptstadt, wo Jemand, der bei einer Behörde die Erlaubniß zur Errichtung einer einträglichen Anstalt erhält, sich dafür gegen den Hauptbeamten oder die Unterbeamten dankbar erweist. Zwar kommt nicht immer, wie hier, die Maitresse des Hauptbeamten mit in's Spiel; allein dies, meinen jene Leute, ändere nichts an der Sache; genug, es werden überall dergleichen pots de vin oder Douceurs von den dankbaren Klienten den Ober- oder Unterbeamten in die Hände oder in die Tasche gesteckt, und es sey zu verwundern, wie man sich über einen so uralten und so allgemeinen Gebrauch diesmal so höchlich verwundere. Sey doch erst vor wenigen Jahren handgreiflich bewiesen worden, daß Jemand, um den Einfall, an einem großen Pariser Feste ein Schiff auf der Seine zu errichten, in's Werk setzen zu dürfen, einem Ministerialbeamten einen pot de vin von 20,000 Fr. zugesteckt habe, was noch immer ein guter Handel gewesen, indem das vielbesprochene Schiff vom Minister Thiers mit einigen hunderttausend Franken bezahlt worden sey. Und wolle man andere Länder betrachten, so werde man ähnliche Unterschleife genug finden, nur mit dem Unterschiede, daß sie in Ländern, wo keine Preßfreiheit herrscht, nicht an's Tageslicht kommen, und daß manchmal die Regierung selbst darüber nicht aufgeklärt werde. — Gisquet ist eine seit der Julirevolution emporgekommene Figur am politischen Horizonte. Er ist der Sohn einer armen Fruchthändlerin, welche in der Nähe des Hotels des berühmten Cas. Perier wohnte. Dieser nahm Gisquet, da er noch jung war, als einen Famulus in's Haus, und da er gute Anlagen an ihm bemerkte, sezte er ihn in's Handelscomptoir und gab ihm hernach Mittel an die Hand, selbst Handelsgeschäfte zu machen. Diese schlugen fehl; Cas. Perier verließ aber seinen Klienten nicht, und als die Julirevolution den großen Handelsmann zum Staatsminister gemacht hatte, dachte er, die Zeit sey da, wo man den schlauen Gisquet gebrauchen könne. Somit sandte er ihn nach England, um den berüchtigten und in Zeitungen und Parlamentsdebatten viel besprochenen Handel wegen der Gewehre abzuschließen, wobei Gisquet sich wohl hütete, seinen eigenen Vortheil außer Acht zu lassen, und dann machte Perier ihn zum Polizeipräfekten, in welcher Stelle ihm wieder seine natürliche Schlauheit gut zu statten kam. Aber Schlauheit ohne Redlichkeit ist eine elende Gabe, und obschon man hier nicht gewohnt ist, in den Polizeibeamten Muster von Tugend zu sehen, wie es die Beispiele von Fouché, Mangin u. s. w. beweisen, so darf es doch auch ein Polizeipräfekt nicht zu arg treiben, wenn er auf einige Achtung von Seiten des Publikums Anspruch machen will. Es ist schon schlimm genug, daß die Polizei zu ihren niedrigsten Agenten ehemalige Verbrecher, wie Vidocq und viele Andere, brauchen muß, mit deren Hülfe sie andere Verbrecher aufspürt und einsteckt. Von den Oberbeamten wenigstens hat man das Recht, mehr Redlichkeit und ein gutes Beispiel zu verlangen. Mit welchem Rechte kann man einen armen Schelm wegen eines kleinen Diebstahls bestrafen, wenn Oberbeamte, um die Habsucht einer Maitresse zu befriedigen, ihre Hände mit unrechtlich erworbenem Gelde besudeln? Der Gisquetsche Proceß beweist eine tief eingreifende Verdorbenheit im Staatskörper. Aber hier hat die freie Presse eine schöne und hohe Aufgabe. Ihr liegt es ob, die argen Vergehen, wovon die Beweise handgreiflich sind, wie hier, vor den Richterstuhl des Publikums zu bringen und sie in ihrer ganzen Häßlichkeit darzustellen. Dg.

Beilage: Literaturblatt Nr. 7.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

№ 17.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Sonnabend, den 19. Januar 1839.

— Can such things be,
Without our special wonder?

Shakespeare.

Eine außerordentliche physikalische Entdeckung.

In der Sitzung der Pariser Akademie vom 7ten Januar d. J. kam eine ganz neue Entdeckung oder Erfindung zur Sprache, die so außerordentlich ist, daß es des Zeugnisses von Männern, wie Arago, Biot u. s. w. bedarf, um daran zu glauben. — Wir versuchen es, den Lesern die Sache möglichst deutlich zu machen.

Jedermann kennt die Camera obscura und die Einrichtung derselben. Ein rings um verschlossener Kasten hat ein Loch, in das eine convexe Glaslinse eingesetzt wird, welche die von den äußern Gegenständen ausgehenden Lichtstrahlen sammelt. Auf einer innen im Kasten und im Brennpunkte des Glases angebrachten weißen Fläche bilden sich dabei die äußern Gegenstände sehr deutlich und in ihren natürlichen Farben verkleinert ab. Wer je diese zierlichen Bilder, diese Miniaturlandschaften gesehen, hat wohl bedauert, daß sie so flüchtig und vergänglich sind; keinem wäre es aber eingefallen, daß man sie je festhalten und den wesenlosen Schein an die Fläche, welche das Licht auffängt, bannen könnte. Dies ist es nun eben, was ein Franzose, Namens Daguerre, erfunden hat. Er fixirt das Bild, allerdings nicht in den Naturfarben, aber mit allen Schatten und Lichtern, so vollkommen, wie es der gewandteste Zeichner niemals vermöchte, und in einer Ausführung, die allen Glauben übersteigt. Wenn man, was bei den gemeinen Guckkasten im Handel nicht der Fall ist, eine achromatische Linse nimmt, so ist das Bild in der Camera obscura vollkommen bestimmt und deutlich; ganz ebenso, nur nicht gefärbt, sind die Bilder, welche man durch Daguerres Verfahren erhält, dergestalt, daß die Details, welche dem bloßen Auge entgehen, durch ein Vergrößerungsglas betrachtet, deutlich hervortreten. Dasselbe Licht, welches in der dunkeln Kammer das farbige Bild malt, ist es, was dieses Bild gleichsam abklatscht und auf einer, mit einem besondern Stoff überzogenen Fläche grau in grau schattirt darstellt. Worin dieser Stoff besteht, dies ist noch Geheimniß des Erfinders. — Diese Arbeit verrichtet das Licht in unserem Clima und bei gewöhnlichem Wetter in acht bis zehn Minuten; unter einem reineren, südlicheren Himmel wäre die verwickelteste Zeichnung vielleicht in zwei Minuten fertig.

Die Idee, in der dunkeln Kammer das Bild durch das Licht selbst zeichnen zu lassen, ist allerdings nicht neu. Schon lange versuchte man zu diesem Zweck gewisse chemische Substanzen, welche am Licht ihre Farbe verändern. Der für das Licht empfindlichste Körper, den man bis jetzt kannte, ist das salzsaure Silber oder sogenannte Hornsilber. Frisch bereitet ist es weiß und schwärzt

sich am Licht, nach der Stärke desselben, mehr oder minder. Brachte man nun ein mit diesem Stoff überzogenes Blatt in die dunkle Kammer, so wechselte es stellenweise mehr und weniger die Farbe, je nachdem die entsprechenden Partieen des auf dem Blatte abgeschatteten farbigen Bildes stärker oder schwächer beleuchtet waren; das heißt da, wo reines, weißes Licht hinfiel, wurde das Blatt schwarz, da, wo gar keines hinfiel, blieb es weiß. Dies konnte natürlich kein wahres Bild der äußern Gegenstände ergeben: die Lichter stellten sich schwarz, die Schatten weiß dar, und man erhielt so nur eine Art von Silhouetten. Aber selbst diese Schattenrisse ließen sich nicht aufbewahren, denn sobald man die Zeichnung am Licht besah, schwamm Alles sich schwärzend ineinander.

Daguerre nun hat einen Stoff entdeckt, der noch unendlich empfindlicher für das Licht ist als das Hornsilber und sich umgekehrt färbt; das heißt, auf den den verschiedenen Partieen des Bildes entsprechenden Stellen der Tafel kommen unter den Schatten dunkle Tinten, unter den hellern Tönen Halbschatten zum Vorschein, und die vom vollen Lichte beleuchteten Flecke erscheinen ganz farblos. Hat so das Licht den gewünschten Effekt auf die Tafel hervorgebracht, so benimmt ihm der Erfinder auf einmal, und die Zeichnung, die er sofort aus der dunkeln Kammer nimmt, kann an's Tageslicht gebracht werden, ohne sich im Geringsten zu verändern.

Der Akademiker Biot sagt über diese merkwürdige Entdeckung Folgendes: „Ich habe Daguerre öfters besucht und mich überzeugt, daß er bei den zahlreichen Versuchen, die ihn zu seiner erstaunlichen Copiermethode geführt, zugleich auf mehrere höchst interessante Eigenschaften des Lichts gekommen ist. Was die Hauptentdeckung betrifft, so ist das Resultat das befriedigendste und übe.raschendste; und dies ist nicht etwa bloß mein Urtheil, ich habe einen Gewährsmann an einem berühmten Maler, an Paul Delaroche, mit dem ich mehrere der, nach der neuen Methode in der dunkeln Kammer genommenen Ansichten genau betrachtet habe. Delaroche meint unter Anderm, diese Zeichnungen könnten dem geschicktesten Maler nutzliche Winke daruber geben, wie durch Licht und Schatten nicht nur das Relief der Körper, sondern auch ihre Lokalfarbe wiedergegeben seo. So erscheint dasselbe Basrelief in Marmor und in Gyps auf den zwei Zeichnungen ganz anders, und man erkennt das aus Gyps auf den ersten Blick."

Auf einer dieser Zeichnungen erkennt man beinahe sogar die Tagesstunde. Von demselben Baumerk wurden drei Ansichten genommen, die eine Morgens, die andere Mittags, die dritte Abends: Niemand wird den Effekt am Morgen und den am Abend verwechseln, und doch ist zu beiden Tagesstunden die Sonnenhöhe und somit die Länge der Schatten ungefähr gleich. — Das Licht wirkt nicht augenblicklich auf den eigenthümlichen Stoff; somit ist klar, daß die Körper, welche sich in der dunkeln Kammer abmalen, unbeweglich fest stehen müssen, wenn das vom Lichte hervorgebrachte Bild ganz deutlich ausfallen soll. Es zeigt sich daher nicht selten, daß, wenn sich Bäume auf der Zeichnung befinden, diese nicht so scharf wiedergegeben sind als die andern Partieen; sie brauchen dazu nur leise vom Winde bewegt zu werden. — Auf zweien der Zeichnungen, die Daguerre zeigt, ist dieser Effekt sonderbar auffallend. Auf dem einen sieht man im Vordergrunde ein Pferd an einem stehenden Fuhrwerk. Der Körper des Pferds ist ganz deutlich gezeichnet; aber es senkte jeden Augenblick den Kopf, um am Boden ein Maulvoll Heu zu nehmen; Kopf und Hals sind dahee nicht ausgedruckt, man bemerkt aber zwischen der tiefsten und der höchsten Stellung des Kopfs einen Schattenstrich. Auf dem andern Blatt ist ein Mann, der sich die Stiefeln putzen läßt; er muß sich steif gehalten haben, denn er ist ganz bestimmt gezeichnet; aber der Schuhputzer, der sehr unruhig war, gibt nur ein verschwommenes Bild, besonders an den Armen.

Viele Mitglieder des Instituts haben Daguerres Bilder gesehen, namentlich auch A. v. Humboldt.

Wir begnügen uns hier mit dieser Anzeige einer Entdeckung, welche wirklich fast fabelhaft klingt; es wird nicht an Gelegenheit fehlen, darauf zurückzukommen. Arago hat in der Akademie auf die wissenschaftliche Bedeutung derselben aufmerksam gemacht, und wir theilen hier schließlich seine Bemerkungen mit.

Mittelst eines so empfindlichen Reagens für das Licht, wie das von Daguerre entdeckte, werden sich photometrische Versuche anstellen lassen, die man bis jetzt für unmöglich hielt. Dahin gehören namentlich die Versuche über das Licht des Monds. Das Mondlicht ist bekanntlich 300,000mal schwächer als das Sonnenlicht, und es war nie gelungen, durch Concentrirung der Mondstrahlen irgend einen Effekt der Sonnenstrahlen hervorzubringen. Die Pariser Akademie hatte früher einmal Versuche mit einer ausnehmend großen Linse anstellen lassen; in den Brennpunkt derselben wurde Hornsilber gebracht, damals das empfindlichste Reagens, das man kannte; es zeigte sich aber keine Spur von Färbung. Daguerre nun wiederholte das Experiment mit einer weit schwächern Linse und seinem neuen Stoff, und in zwanzig Minuten erhielt er auf seinem schwarzen Ueberzug ein weißes Bild des Mondes. Bis jetzt kannte man nur Einen Körper, der für das Mondlicht empfindlich ist: das Auge; die Pupille zieht sich zusammen, wenn die Mondstrahlen darauf fallen.

Digitized by Google

Constance Contarini.

(Fortsetzung.)

Mit heimlichem Beben berauschte sich Arnheim in der Luft, welche ihm noch geheimnißvoller schien von dem Athem seiner Geretteten. Mehr als orientalische Pracht und ein feiner, doch großartiger Geschmack herrschte hier, und seine Phantasie erblickte überall sie, besonders in den Gemächern, in welchen er die Wohnung und die Boudoirs eines weiblichen Wesens erkannte. Flügel und Guitarre fehlten nicht, und eben so prangten Heiligenscheine und kostbare Rosenkränze zwischen Tasso und Ariost und andern Dichtern in prachtvollen Ausgaben. „Wie glücklich ist," sagte er zu seinem Führer, „der Besitzer dieses Pallastes mit seinen leblosen und lebenden Kostbarkeiten zu schätzen!" — „Auf eine der lebenden Kostbarkeiten," verletzte der Abbate, „legt der Besitzer den höchsten Werth, weil er einen eben so großen Stolz darein setzt, das schönste Weib ausschließlich sein zu nennen, wie darein, daß der Name Contarini einer der ersten ist, die das goldene Buch eröffnen, und so viele Herzoge auf dem Stuhle des Dogen der Republik bezeichnet. Vor diesem Namen, wähnt er, müsse auch die kühnste Verläumdung ehrerbietig zurückweichen, weil kein Sterblicher es wagen werde, ihm einen Makel anheften zu wollen." — „So denkt er wohl sein lebendes Kleinod mit den Argusaugen der Eifersucht?" fragte Arnheim. „Das nicht," erwiderte der Abbate. „Signora Constance hat alle Freiheit, die sie nur wünschen kann, denn Nobile Contarini ist so innig von seinem hohen Werth überzeugt, daß ihm jede Besorgniß der Art lächerlich dünkt, und Signora Constance hat, so jung sie auch ist, ihm noch nie Ursache zum Mißtrauen gegeben. Sie ist aus dem nicht weniger stolzen Geschlecht der Paläologen. Sie genießt das Leben mit venetianischer Freiheit; allein, ob sie gleich ihren ältern Gemahl wohl nicht aus Zuneigung genommen hat, denn sie war zu jung, als sie aus dem Kloster in seine Arme kam, so schützt sie doch der Stolz und vielleicht ein kaltes Temperament vor einer Leidenschaft, die sie wohl gern entzünden mag, was bei ihrer Schönheit und ihrem sonst freien und anziehenden Umgange nicht selten der Fall ist, die sie aber nicht theilt — vielleicht auch nicht theilt aus Furcht." — „Nun, das wäre denn ein Hebel, der sich nach Ihrem Systeme gebrauchen ließe, Abbate," sagte Arnheim lächelnd. „Gewiß," versetzte der Abbate, „wenn sich Gelegenheit dazu darböte; allein — nur ein glückliches Ungefähr könnte — aber der Versuch, ein solches herbeizuführen, möchte nicht ohne Gefahr seyn. Der geringste Verdacht, dafür kenne ich die Contarini, würde hinreichen, sie zu verderben und den unglücklichen Unglücklichen mit ihr, der diesen Verdacht erregte. Man bespricht in dieser Hinsicht manches unheimliche Geheimniß des Hauses Contarini. — So ist sie geschützt vor jeder Schwachheit, so weit dies ein Weib seyn kann," fügte er spöttisch hinzu. — „Möge sie immer davor geschützt bleiben!" sagte Arnheim mit einem unterdrückten Seufzer und verließ nachdenklich mit dem Abbate den Pallast.

Er konnte sich nicht verhehlen, daß Venedigs größte Schönheit — wenn es die von den beiden Frauen war, die in seinen Armen gelegen, die andere hatte er kaum beachtet — den tiefsten Eindruck auf sein Herz gemacht, und daß er ihre besondere Aufmerksamkeit erregt habe, konnte er nicht bezweifeln. Doch diese konnte sich ja auch bloß auf den Ritterdienst beziehen, den er ihr zu leisten so glücklich gewesen, und berechtigte ihn noch nicht, wozu die männliche Eitelkeit übrigens nur zu geneigt war, ihr eine tiefere Bedeutung zu geben. Und hätte sie diese wirklich, so mußte nach dem Berichte des Abbate, wenn ihn nicht schon der Gedanke an die Heiligkeit ihrer Verhältnisse zurückschreckte, seine Vernunft ihn warnen, ein Abenteuer weiter zu verfolgen, das zwar höchst anlockend, aber so wenig glückverheißend war. Doch seine Gerettete war vielleicht die schöne fromme Wittwe. Dann verschwanden alle Bedenken und alle Gefahren, wenn ihr Herz sich zu ihm neigte. Wie sollte er sich darüber Gewißheit verschaffen? Vielleicht von dem Mohren, oder den Gondolieren, und so fand er sich um die Zeit, zu welcher am vorigen Abend die Gondel gelandet war, wieder an der nämlichen Stelle ein; allein vergebens, sie erschien nicht, und es bemächtigte sich seiner eine unbeschreibliche Unruhe. Es lag ein unwiderstehlicher Zauber in dem Gedanken an sie. Seine Phantasie malte sich das Glück, dem holden Wesen zu nahen, mit den glühendsten Farben aus, und selbst die gedrohten Gefahren erhöhten den Reiz. Nur einmal noch wollte er in ihrem Anblicke sich berauschen. Er umschwärmte den Pallast Contarini, er besuchte den Markusplatz und alle Orte, wo Venedigs stolzer Adel sich wohl zu zeigen pflegte, alle Kirchen, besonders zur Zeit der Messe, musterte alle Andächtigen und störte manche Andacht; allein seine Gerettete wollte sich ihm nirgends zeigen. Er hätte sie auch unter der dichtesten Verhüllung erkannt, dessen war er gewiß.

Der Abbate, welcher einige Tage verreist gewesen, besuchte Arnheim in seinem Casino. Die Veränderung, die mit dem jungen Manne vorgegangen war, konnte ihm nicht entgehen; allein er äußerte sich nicht darüber, und sprach in Hinsicht des Besuches im Pallaste Contarini nur von der Architektur und den Kunstschätzen. „Haben Sie denn aber auch schon alle unsere Kirchen gesehen,

Digitized by Google

Gracomo?" fragte er ihn. „Mehrere auf den entfernteren Inseln, besonders aber die herrliche Kathedrale auf Chioggia, und nicht minder die kleine, ehe Kirche della Navicella auf Lido di Sottomarina sind der Beachtung sehr würdig. Man muß beide jedoch zur Zeit der Abendmette sehen, wo die Werkung ausgezeichnet ist." — „Wir wollen nach dem Essen hin; speisen Sie mit mir, Abbate," sagte Arnheim, der fühlen mochte, wie nothwendig es für ihn sey, sich von der phantastischen Sehnsucht nach einem Traumbilde loszureißen, und in der Beschäftigung mit der Kunst das beste Ableitungsmittel zu finden glaubte. „Ihre Einladung, mit Ihnen zu speisen, nehme ich an," erwiderte der Abbate; „aber nach Chioggia kann ich heute nicht, weil eine dringende Angelegenheit mich nach Padua ruft."

(Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Lissabon, December.

Die Assemblées estrangeira.

Höchst auffallend ist an der portugiesischen Nation der mangelnde Sinn für geselligen Vergnügungen. Sich selbst überlassen, hätte der Portugiese wohl schwerlich diese Seite der modernen Kultur bei sich auch nur einigermaßen ausgebildet. In der ganzen Stadt gab es früher keinen öffentlichen Ball, keine geschlossenen Gesellschaften, keinen Club, keine Assemblees, keine Casino's; es bestand außer den kleinen Privatzirkeln eine völlige Isolirung aller Familien. Auch hierin mußten ihnen die Ausländer erst mit gutem Beispiele voran gehen durch die schon vor mehr als fünfzig Jahren errichtete Freundesassemblee, a assemblée estrangeira, die sich bis jetzt unverändert erhalten hat, worin nach den Statuten kein Portugiese aufgenommen werden kann und kein ausübiger Ausländer Zutritt erhält, der sich nicht aufnehmen läßt und seinen jährlichen Beitrag gibt (66 Thlr.). ein Beitrag, den nicht Alle zu entrichten im Stande sind, daher denn auch in den gegenwärtigen schlechten Zeiten diese Assemblee nur sehr wenig besucht ist. Jeden Abend, besonders Winters, fand man sonst hier eine recht angenehme Gesellschaft zu l'Hombre und Whistpartien, zu Billardspiel u. s. w., englische, französische, deutsche, spanische und portugiesische Zeitungen, so wie mehrere auswärtige Zeitschriften. Man reiche Thee, und auf Verlangen auch andere Erfrischungen. Gegenwärtig geht aber Niemand mehr hin, außer um Zeitungen zu lesen. Im Winter gibt die Gesellschaft alle vierzehn Tage einen Ball, woran nicht nur der weibliche Theil der abonnirten Familien Theil nimmt, sondern wo dann auch portugiesische Familien, die sich ein Billet dazu verschafft haben, zugelassen werden. Familien des Adels sind ein- für allemal eingelas den und brauchen kein Billet. Der Zudrang der portugiesischen höhern Stände, die außerdem ein solches Vergnügen nie genießen, ist außerordentlich, und trotz des großen und geschmackvoll eingerichteten Lokals oft so, daß die Tanzlustigen in dem großen Saale nicht Platz genug haben und dann noch die Nebenzimmer in Anspruch nehmen. Damen und Herrn erscheinen im geschmackvollsten Anzug nach der neuesten französischen und englischen Mode. Die junge Welt tanzt, und im Ganzen genommen tanzt man sehr gut. Die kleinen Füße der Portugiesinnen flechten dabei gewaltig gegen die massiven der Engländerinnen ab. Man tanzt fast bis gegen Schließlich die schönen, beweglichen Françaisen zu zwölf, auch sechzehn Paaren, mit den anmuthigen Balance's, unter Direktion eines französischen Tanzmeisters, welcher die Touren ausschreit. Hie und da wagt man auch den deutschen Walzer und die neuere Galoppade, woran aber nur Wenige und meistens nur Deutsche Theil nehmen; doch in der jüngsten Zeit finden auch die Portugiesen Geschmack daran. Die Musik auf einer Galerie im großen Saale ist vollständig und gut, und man wundert sich nicht wenig, von ihr Straußische Walzer zu vernehmen. Die ältern Männer bringen den Abend am Spieltische zu, Hazardspiele werden aber nicht geduldet; die nicht tanzenden Damen sitzen an den Wänden umher und machen ihre Bemerkungen, höchst froh, wenn sich während der Tanzpausen Herrn über sie erbarmen, welche mit ihnen eine Tour durch die Zimmer machen. Noch vor wenigen Jahren herrschte auf diesen Bällen viele englische Pedanterie; man konnte nur in kurzen Beinkleidern, mit Schuhen und Strümpfen erscheinen, mit dreieckigem Klapphut und weißem Halstuch. Um acht Uhr beginnt der Ball und fahren die Wagen vor. Es soll Damen die mit sostbaren Teppichen belegte Treppe betreten, gibt der Portier ein Zeichen mit der Glocke, worauf sogleich die dienstthuenden Direktoren den Damen auf der Treppe entgegeneilen und sie in den Saal führen. Sobald sich die Säle gefüllt haben, wird von einer Menge wie Gentlemen gekleideter Diener in Schuhen und seidenen Strümpfen, die nur für den Tag gemiethet und gewöhnlich Diener anderer Häuser sind, die sich dazu die Erlaubniß von ihren Herrschaften erbitten, Thee serwirt und als Imbiß dazu auf großen Platten in Bogen aufgehäuftes süßes Backwerk von hundertlei Art und Gestalt. Gegen elf Uhr präsentirt man allerlei Erfrischungen. Punsch, Limonade, Capitaine, Mandelmilch ꝛc., mit der zweiten Auflage von Backwerk, und Punkt zwölf Uhr hat der Ball ein Ende. Alle wollen auf Einmal fort. Jeder schreit nach seinem Kutscher, und doch kann nur immer einer vorfahren, und so muß man oft stundenlang in den untern Zimmern und der Hausflur warten, bevor man seinen Zweck erreicht.

(Fortsetzung folgt.)

Räthsel.

Schwäbisch.

Das beste Holz zimmert man nicht,
Den besten Vogel rupft man nicht,
Das beste Fett ißt man nicht,
Den besten Strauß riecht man nicht.

J. G. M.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

№ 18.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Montag, den 21. Januar 1839.

Man hat verschiedene Ursachen angeführt, warum dergleichen Stöcke gar überflüssig wären; und so mögen die denken, die nicht wissen, was vornämlich bei der Wahl und geschickten Einrichtung der Buchdruckerstöcke, nach Beschaffenheit einer jedweden Schrift und deren wesentlichen Inhalte, zu beobachten, damit die Natur der Sache allenthalben beybehalten und dem Leser ein aufrichtiger Begriff von demjenigen beigebracht werde, wessen er sich zu dieser Schrifft und ihrem Verfasser zu versehen habe.

Rabener.

Vom Holzstich als typographischem Schmuck,

bei Gelegenheit von Herders Cid, mit Randzeichnungen von E. Neureuther.*

Lichtenberg und Jean Paul haben es scherzhaft beklagt, daß Alles ohne Unterschied mit der unverwischbaren Schwärze gedruckt werde. Die Republik der Wissenschaften ist keine Demokratie, sie ist eine Aristokratie, dergestalt, daß sich das Patriciat nicht vererbt, sondern von der launischen Natur als ein freies Leben ertheilt und von der Volksstimme bestätigt wird. Aber dem innern qualitativen Unterschied zwischen den Geistern und ihren Produkten entspricht in der Literatur kein äußerer, sofern Alles, der unnützeste wie der erhabenste Gedanke, mit derselben ewig haftenden Dinte im Durchschnitt auf dasselbe Papier geheftet, und so letzteres noch weit öfter verdorben als veredelt wird. Ist dies recht? Sollte man nicht den angehenden Schriftsteller einer Lehrzeit, einer Wasserprobe unterwerfen, indem man seine Versuche mit einer Farbe druckte, die sich an den Krebsen wieder auswaschen ließe? Gibt es nicht tausend Produkte der Presse, bei denen nutzloser Verschwendung gesteuert, und doch das Interesse der sammelnden und sichtenden Nachwelt nicht verabsäumt würde, wenn man sie zur Hälfte, zu zwei Drittheilen, zu vier Fünftheilen so druckte, daß man sie hinterher wieder bleichen könnte? Dem kann einmal nicht so seyn, und wir sind Alle an die Gleichheit unter dem Preßbengel und an die immerwährende rückgängige Metamorphose von Velin und milchweißem Papier zu Pappe und Packpapier gewöhnt. — In der neuesten Zeit hat nun die Buchdruckerei in ihrer Entwicklung ein Mittel gefunden oder wieder ergriffen, das, sollte man meinen, dazu dienen könnte, der natürlichen Ungleichheit, die in der Schriftstellerwelt, wie in der Menschheit überhaupt herrscht, auch äußerlich ihr Recht widerfahren zu lassen und überwiegendes, namentlich poetisches Verdienst, oder siegreiche Popularität vor dem großen Haufen auszuzeichnen. Wir meinen das enge, unmittelbare Bündniß, das die Typographie wieder mit der zeichnenden Kunst geschlossen hat, durch Vermittlung des vervollkommten Holzstichs. — Es läßt sich aber leicht voraussehen, daß in dieser neuen Phase der Buchdruckerkunst das alte Niveau, wenn es selbst geraume Zeit im eben angedeuteten Sinn gestört werden sollte, sich am Ende wieder herstellen wird.

* Wir legen unsern Blättern eine Probe des oben genannten Werks bei. Sie zeigt einige der mannichfaltigen Formen, welche der Zeichner seinen Randzeichnungen gegeben hat.

Anm. d. Red.

Digitized by Google

Die Buchdruckerkunst ist aus dem Holzschnitt entsprungen, beides deutsche Künste; allein über ein Kleines ward die Mutter die Magd der Tochter. Kaum war das neugeborne Kind der Wiege entsprungen, und weit über die Zeit hinaus, wo man die Produkte der Presse als Incunabeln bezeichnet, wimmeln die Bücher von Holzschnitten, und fast jedes wird zum Bilderbuche: ein beiterer Uebermuth der neuen Kunst in der Erinnerung an die kaum verflossene Zeit, da der Miniator die Initialen in ein bedeutsames Bild einschloß und den Text des mühsam geschriebenen Buchs mit einem bunten sinnlichen Commentar unterbrach. Aber der immer rascher, immer ungeduldiger aus der Presse brechende Strom fand bald keine Weile mehr, um gleichsam in ruhigen Tümpeln behaglich seine Wellen zu kräuseln und die Landschaft sammt Staffage wiederzuspiegeln. Andernseits lähmte der bequemere Kupferstich den Holzschnitt auf der bedeutenden Kunsthöhe, die er schnell erreicht; diese Kunst sank rasch wieder herab, und das originelle, naiv commentirende Holzbild wurde im siebzehnten und achtzehnten Jahrhundert zum albernen, symbolischen Buchdruckerstock, zum stereotypen Prologus und Epilogus je nach den Künsten und Wissenschaften: das offene Auge Gottes und die blinde Gerechtigkeit, Trophäen von Fahnen, Pauken und Kanonen, ungeschlachte Genien, mit Kolben und Retorten, mit Buch und Rolle, mit Schwert und Lanze, mit Globus und Fernrohr hantierend, frisirte Schäferinnen und schalmeiende Schäfer, und im gemeinen Fall die eckige Arabeske und das geschmacklose Blumenstück. — Man kann bemerken, wie diese stehenden Sinnbilder nach und nach zusammenschrumpfen, wie die Zeit sich mehr und mehr dem System zuwendet, das im Namen des geläuterten Geschmacks jedes Buch und seine Kapitel ohne Weiteres mit dem Anfang anfängt und mit dem Ende endigt. Die Holzschneidekunst gerieth darüber vollends ganz in Verfall; ihre unförmlichen Reste wurden endlich völlig aus dem Text der Literatur ausgetrieben und die durch andere Methoden vervielfältigten Produkte der zeichnenden Kunst, wo man sie zu Schmuck oder Verständigung herbeizog, daneben gelegt.

Seit dem allgemeinen Frieden hat die Presse in Deutschland, England, Frankreich einen außerordentlichen Aufschwung genommen. Der Wetteifer in schönen Drucken, der bei uns vollends fast ganz eingeschlummert war, erwachte dabei nach langer Zeit aller Orten in frischer Kraft. Inmitten dieser großen Thätigkeit erhielt die Typographie in zahlreichen Punkten wesentliche Verbesserungen; die Mittel aller Art wurden, die einen vereinfacht, die andern vervielfacht, Beides zum Vortheil des Habitus der Bücher, und dieselbe Entwicklung der Kunst, welche die Produktion beschleunigte und erleichterte, befriedigte auch immer mehr den geweckten Sinn für zierlichen, saubern, geschmackvollen Druck. Bei dieser allgemeinen Rührigkeit ist nun eine der bedeutendsten Erscheinungen, daß die Typographie, in ihrer Richtung auf äußern Schmuck, allen Ernstes zu ihrer Quelle zurückgeht, und im Holzschnitte, der an der Wiege der Presse eine so große Rolle spielte, neue Kraft und frische Wirkungsmittel sucht. Diese Bewegung ging vorzüglich von England aus. Zwar hat Deutschland seit Anfang des Jahrhunderts schätzbare Versuche aufzuweisen, die treffliche, wirkungsreiche Kunst des Holzschnitts wieder aufzunehmen; aber immerhin waren es die Engländer, welche den entscheidenden Schritt thaten, sie wieder als Druckerstock in die Typographie einführten und in dieser Richtung schnell zu einer überraschenden Höhe ausbildeten.

(Fortsetzung folgt.)

Constance Contarini.

(Fortsetzung.)

Ueber Tische war von nichts die Rede, als von der Kirchenarchitektur und ihren verschiedenen Styles, worüber der Abbate die geistreichsten Ansichten anstellte in einer historischen Entwicklung, wogegen Arnheim sich vom idealen Standpunkt darüber aussprach. So war Arnheim ganz von diesem Gegenstande erfüllt, als er die Gondel bestieg und die Lagunen durchschnitt. Ein frischer Seewind milderte die Hitze der Luft; er schiffte an den reizenden Ufern von Malamocco und Palestrina hin, und fühlte sich beruhigter, je mehr er dem Ziele seiner Fahrt sich näherte, das ihm schon aus der Ferne den Gegenstand, der ihn beschäftigen sollte, imposant darbot. Feierlich läutete die Abendglocke zu ihm herüber, welche die Gläubigen zur festlichen Messe rief, denn es war der Festtag des Heiligen, dem die Cathedrale geweiht ist. — Er betrat den Dom, der im Glanze unzähliger Wachskerzen strahlte und dessen majestätischen Gewölbe von den anschwellenden Tönen der Orgel und den Gesängen der Chorknaben und der Geistlichen widerhallten. Viele der reichen Besitzer der nahen Villen an der Brenta, und See- und Landvolk umher waren zusammengeströmt. Sein Blick schweifte durch den gefüllten Raum und erhob sich mit den schönen Säulen, welche das mittlere Schiff von zwei breiten, mit strahlenden Altären besetzten Räumen trennten. Es war ihm, als ob der Friede von diesen hohen Gewölben, in welchen sich der religiöse Geist ihres Schöpfers verkörpert zu haben schien, herab in seine Seele flösse; in seine Kunstbetrachtung mischte sich eine religiöse Rührung, wie er sie nur in seinem

Digitized by Google

Knabenalter empfunden hatte, und sein Knie und sein Geist beugten sich andächtig mit der Gemeinde vor dem gegenwärtigen Gotte. Die Seitenaltäre waren weniger umlagert und lockten ihn zu hohen Kunstgenüssen in den schönen Bildern, mit denen sie geschmückt waren. Er ging leise von einem zum andern, um keines Andächtigen Gebet zu stören. Er war die eine Seite hinuntergewandelt und bog zur andern ein. Hier strahlte ihm eine Madonna mit dem Jesuskinde im reichsten Farbenglanze entgegen. Er näherte sich und sah zwei Frauen davor knien im inbrünstigen Gebete. Seltsam fühlte er sich ergriffen, als er einen flüchtigen Blick auf die feinen Gestalten warf: sie erinnerten ihn lebhaft an die beiden Frauen aus der Gondel. Die Schläge seines Herzens verdoppelten sich, alle seine Pulse bebten, und kaum wagte er, auf das entschleierte Antlitz der einen zu schauen, die am Altare hingegossen, von der heiligen Ampel beleuchtet, das schöne, seelenvolle Auge zur Schmerzensmutter mit Inbrunst erhob. Sie war es, es war seine Geerettete! Hatte ein unwillkührlicher Ausruf von ihm die Betende aufmerksam gemacht, oder war es Zufall, daß ihr Blick ihn streifte: eine sanfte Röthe überflog zauberisch die Lilienwangen. Er sank überwältigt auf seine Knie; er wagte es nicht, sein Auge wieder aufzuschlagen, und als er es that, war sie verschwunden. Er sprang auf, er fühlte sich versucht, ihr zu folgen; allein — was konnte er davon hoffen? Schien sie doch vor ihm zu fliehen, was der Abbate freilich als eines der günstigsten Zeichen würde gedeutet haben. Aber die Stelle, die eben noch von ihrem zarten Knie berührt war, zog ihn unwiderstehlich an; er ließ sich dort auf sein Knie nieder und erhob den glühenden Blick zu der Heiligen, auf welcher ihr schönes Auge voll Inbrunst geweilt hatte, und Wonne und Schmerz durchschütterten seine Seele.

Er konnte lange nicht von der geweihten Stelle sich losreißen, und als er es endlich vermochte, waren die Gesänge verstummt, die Räume waren leer, die Kerzen an den Altären erloschen, und nur das Licht der heiligen Ampeln flatterte durch die hohen Gewölbe, die von seinem einsamen Fußtritte widerhallten. Er traf auf seinen Gondolier, der ihn zu suchen schien. Stumm bestieg er die Gondel, und seine Phantasie wiegte sich, indem er über die bereits im Silber des Mondes wallende Fluth hinglitte, auf Zauberwogen. Sein Barcarol stimmte, um ihn aus seiner Versunkenheit in sich selbst zu erwecken, seinen Lieblingsgesang von Armidens Zaubergärten an. Ihm dünkte dieser Gesang prophetisch, und er versetzte ihn in die süßesten Verhältnisse mit der Geliebten. Ihre Anwesenheit in Chioggia, war sie nicht ein glückliches Vorzeichen für seine Liebe? — Da erzählte ihm der Barcarol, daß der Gondolier der schönen Gräfin Albani, welche in der Messe gewesen, wie es geschienen, nicht ohne Aufstag, ihm gesagt habe, am Abend des folgenden Tages würde auf der Villa Contarini an der Brenta ein Maskenball zur Einweihung der Villeggiatura gegeben, zu welchem der ganze hohe Adel von Venedig geladen sey, und zu dem jeder anständigen Maske der Zutritt offen stehe. — Die Gräfin Albani! nicht Constance Contarini! Welch ein Strahl der Hoffnung für seine Leidenschaft! Von ihr diese Einladung! denn wofür hätte er diesen Wink sonst nehmen sollen? Sie wünschte ihn in ihre Nähe zu bringen! Woher dieser Antheil an ihm, wenn sie sich ihm nicht besonders verpflichtet fühlte? Sie war die Geerettete, und wem ist es unbekannt, wie die Leidenschaft der Jugend bei dem geringsten, günstig zu deutenden Anzeichen über jedes Ziel weit hinausschweift: ihm stand es fest, daß er einen tieferen Eindruck auf ihr Herz gemacht habe, daß er des Glückes sollte gewürdigt werden, den vergötterten Gegenstand seiner glühendsten Gefühle Auge in Auge zu schauen; und dabei schwanden die gedrohten Gefahren, da sie nicht des stolzen Contarini Gattin, nur seine Schwester war, kein Gegenstand seiner Eifersucht; und selbst wenn Gefahren drohten, was waren sie für ihn bei der Wonne der Ueberzeugung, daß er geliebt werde! Einmal versunken in diesem Glutblick, und das süßeste Geständniß der Liebe von diesen Rosenlippen, und dann sterben, dünkte ihm Seligkeit; und er beschloß, seinem Glückssterne zu folgen.

(Fortsetzung folgt.)

Geschichtliche Notizen.

Lederne Nothmünzen, eine Art Assignaten, kommen schon sehr frühe vor. Bei der Belagerung von Faenza i. J. 1240 soll Kaiser Friderich II. die deutschen Kriegsobrister mit Leder ausbezahlt haben, mit dem Versprechen, diese Nothmünze wieder mit Geld einzulösen.

*

In Baiern lebte 1537 ein Edelmann mit einem wahren ritterlichen Räubernamen. Er hieß „der alt Fraß von Wolfsberg.“ Er that in einer Urkunde Verzicht auf Alles, was dem Kloster Steingaden zuständig war; und damit seine Erben nicht glauben möchten, er habe diese Verzichtleistung in der Uebereilung oder in Gedankenlosigkeit gethan, setzt er in seinem Brief hinzu: „do ich gesund und stark was und eben und gan mocht.“ — Mochte heißt konnte, wie noch heute der gemeine Baier sagt: ich mag nicht, statt: ich kann nicht.

*

Ueber die Freiheit und die Freiheiten der alten und ältern Deutschen ist viel Aehnliches gesagt und geschrieben worden. Folgende Züge verdienen indessen bemerkt zu werden.

So oft unsere ältern Kaiser in einer Reichsstadt vor eine Herberge ritten, hatten die Schergen und Stadtknechte das Recht, das kaiserliche Pferd wegzunehmen. Friderich III., † 1493, kam einmal auf seinem Falben in einen solchen Ort. Flugs eilten jene Diener herbei und nahmen das Roß. Des

Digitized by Google

Kaisers Stallmeister widersetzte sich, wurde aber dafür durchgeprügelt. Friderich geriet in Zorn, schrie zum Bürgermeister und verlangte sein Pferd zurück. Dieser aber antwortete: „so mochten, noch dorfften wider des Reichs Satzung nicht, und geyhrt in (ihnen) nicht dawider zu thun.“ Frideh rich mußte seinen Falben ausdhen oder noch ein besseres Roß dafür geben. * — Selbst gegen die Pfalz erlaubte man sich diese Freiheit. Kaum war Johann XXIII. von dem Schisma mel gestiegen, worauf er 1414 seinen Einzug in Constanz gehalten, als die Knechte des Bürgermeisters den Zelter mit sich fortführeten. Alles Widerstreben der päpstlichen Thürhüter, Kämmerlinge und Stallmeister war vergeblich. **

Bei den Krönungsfesten waren die Kaiser nach alter Sitte verbunden, von dem preisgegebenen Brod und dem gebratenen Ochsen Stücke zu schneiden und zu essen, deßgleichen zu trinken von dem Wein, der für Jedermann aus dem Springbrunnen floß. Kaiser Albert II. beobachtete dies noch bei seiner Krönung zu Aachen 1438. — Offenbar deutete dies auf den erinnernden Gedanken, daß in gewissen Dingen zwischen Kaiser und Volk Genossenschaft, ja Gleichheit stattfinde; und daß solche Erinnerungen keineswegs verwerflich sind, bedarf keiner Ausführung.

* Oefele, Script. rer. Boic. Schambachcr Chronik.

** Ulrichs v. Reichenthal Concilium zu Constanz, 1536. Die Begebenheit ist daselbst auf einem Holzschnitt abgebildet.

Korrespondenz-Nachrichten.

Lissabon, December.

(Fortsetzung.)

Geselige Vereine. Mangel an Sinn dafür.

Erst im Jahr 1826 entschlossen sich die portugiesischen ersten Kaufmannsthäuser, eine geschlossene Gesellschaft unter dem Namen der Assemblea portuguesa zu stiften, der man ganz ähnliche Statuten gab, wie die der Assemblea estrangeira; nur Portugiesen konnten Abonnenten seyn, das diplomatische Corps und die Directoren der Fremdenassemblee, so wie die Geistlichen der fremden Gemeinden waren aber eins für allemal zu ihren Festlichkeiten eingeladen, und andere Ausländer erhielten Zutritt mittelst Billets; man revanzirte sich dadurch bei der andern Gesellschaft. Auch diese Anstalt richtete sich auf's Kostbarste in einem großen Lokale ein und suchte es der andern zuvorzuthun; sie hatte auch ein größeres Publikum, und konnte daher mehr verwenden. Trotz dem bestand sie aber nur wenige Jahre; denn zu Don Miguels Zeiten, wo die Spionerie allenthalben eindrang, wo man wirklich sicher war, alle Zusammenkünfte scharf beobachtet wurden und die unschuldigsten Gespräche oft eine schlimme Auslegung erhielten, um Jemanden in's Unglück zu bringen, wo es schon Verbrechen war, wenn sich mehrere Menschen in einem Hause versammelten, so daß einmal die Mitglieder der königlichen Academie der Wissenschaften, als sie aus ihrer gewöhnlichen wöchentlichen Sitzung kamen, sammt und sonders von der an der Thüre auf sie wartenden Polizei in Empfang genommen und auf die Wache gebracht wurden — in diesen bösen Zeiten zogen sich die Meisten zurück, und die Gesellschaft mußte eingehen. Nach der Restauration durch Don Pedro constituirte sie sich wieder neu unter dem Titel Club, ein für die portugiesische Sprache neues Wort, das die Emigranten aus Paris mitgebracht, und in welches sich die unbebildete Klasse noch immer nicht finden kann, daher sie statt Club Clubio sagt, was ihnen portugiesischer klinge. Leider traten in dieser Gesellschaft sehr bald politische Gesinnungen hervor, und die ultraliberale Partei gewann darin die Oberhand, was denn zur Folge hatte, daß bei den Balotirungen viele angesehene Personen, die nicht zu ihrer Fahne geschworen, durchfielen, und diese sich nun veranlaßt sahen, als Opposition unter dem Namen einer Assemblea Lisbonense eine andere Gesellschaft zu stiften, so daß nun drei Gesellschaften bestehen, die alle drei sehr tostspielig und an gewöhnlichen Tagen, mit Ausnahme der Spieler von Profession, die hier l'Hombre, Whist und Ecarté nur um Gold spielen, troz der vielen Theilhaber nur sehr wenig besucht sind; denn der Portugiese versteht es nicht, sich lange auf andere Art angenehm zu unterhalten, als mit dem Spiel. Wer also nicht spielt, bleibt ganz weg, oder kommt nur, um einen flüchtigen Blick in die Zeitungen zu werfen. Man läßt sich eigentlich nur deßhalb aufnehmen, um an den Winterbällen mit seiner Familie Theil nehmen zu können. Wegen der Kostspieligkeit dieser Anstalten können aber nur die wohlhabendsten Familien sich abonniren; alle Andern, z. B. Offiziere und Beamte, die kein eigenes Vermögen besitzen und bloß von ihren Stellen leben, selbst Generale und Desembargadoren, müssen sich selbst davon ausschließen. Gesetzmäßig sind davon ausgeschlossen alle Kaufleute, die öffentliche Laden haben, und wenn sie Millionen hätten, oder Salomo's Weisheit besäßen. Für diese und so viele tausend Andere gibt es schlechterdings keine geschlossenen Vereine zu abendlichen Zusammenkünften, wo sie sich auf wohlfeile und angenehme Art unterhalten könnten. Es fehlt ihnen ganz am Geist der Geselligkeit, und das Bedürfniß der Mittheilung im gemüthlicher ruhigen, geschlossenen Verein ist ihnen ganz unbekannt. Das Wesen des Portugiesen scheint hiemit im Widerspruch zu stehen, denn er spricht gern und viel, Einsamkeit ist ihm in den Tod verhaßt, er geht nur dahin, wo viele Menschen sind, wo Leben herrscht. Aber irgend ein Vergnügen oder eine Unterhaltung darf ihn nichts kosten, oder sie muß ihn, im Gegensatze sehr theuer zu stehen kommen; denn etwas, wobei er wichtig auftreten kann, und wenn er sich auch dabei zum Sterben langweilt, geht ihm über ein größeres und wohlfeileres Vergnügen. Oftentation ist seine schwache Seite; er schämt sich gleichsam, für ein Vergnügen wenig auszugeben, und deßhalb sucht er solche auf, die ihn nichts kosten. Dieß ist der Hauptgrund, weßhalb man keine Vereine bildet, wo man in einem bescheidenen Lokale ohne Prunk zusammenkommen thunte, und mit einem mäßigen Beitrage sich vielleicht besser unterhalten würde, als die Menschen in jenen Prachtsälen. Diese Eigenheit gründet sich mit auf den angeborenen Stolz; denn auch der Geringste hält sich in seinem Eigendünkel dem Höchsten gleich, er glaubte sich herab zuwürdigen, wenn er einen untergeordneten Verein, eine Gesellschaft zweiter Klasse beförderte oder daran Theil nähme, und so beschränkt sich Jeder auf das, was ihm die Gelegenheit in den Weg bringt, und schämt sich nicht, stundenlang in einem deßhalb renommirten offenen Kaufmannsladen, wo am wenigsten verkauft, aber am meisten gesprochen wird, zu sitzen, sich mit andern Schwätzern zu unterhalten, und auf diese Art die schwer lastende Zeit zu verbringen. Fast durchgängig haben die Kaufmannsladen jeder Art, von den ersten Großhändlern an bis zum Krämer herab, ihre Sprechkunden, politischen Kannengießer, Neuigkeitskrämer und Erzähler der Historien vergangener Zeiten.

(Fortsetzung folgt.)

Beilage: Literaturblatt Nr. 8.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

№ 19.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Dienstag, den 22. Januar 1839.

— Glances beget ogles, ogles sighs,
Sighs wishes, wishes words, and words a letter,
Which flies on wings of light-heeled Mercuries —
And then, God knows, what mischief may arise!

Byron.
Beppo.

Constance Contarini.

(Fortsetzung.)

Welch eine Nacht auf diesen Sturm der Gefühle! Endlich aber überwand der Schlaf doch alle Wallungen und ließ ihn erst spät am Morgen erquickt und beruhigt aus seinen Armen. Sein Diener mußte die griechische Kleidung, welche sich Arnheim bei seinem Besuche der griechischen Inseln hatte anfertigen lassen, für den Abend ordnen und auch für die Gondeliere griechische Matrosentracht besorgen.

Bekannt mit dem Leben der vornehmen Kreise Italiens und vor Allem der Sprache in höchster Vollkommenheit mächtig in allen ihren Dialekten, so daß man nur an seinem Aeußern den Ausländer erkannte, bestieg er gegen Abend in reicher griechischer Tracht die Gondel, und folgte dem Schwarme, der durch die Lagunen der Brenta zueilte. Die wackern Ruderschläge seiner Gondeliere ließen manche der vorstrebenden Gondeln hinter sich, und als er in die Brenta einfuhr, wo das Gewühl und Getöse immer mehr zunahm, strahlte ihm die hellerleuchtete Villa Contarini entgegen und der Strom der Tanzmusik ergoß sich daraus. Er trat, die feine Maske vor dem Gesicht, in die von tausend Wachskerzen erleuchteten Säle. Sie waren gefüllt mit tanzenden und wandelnden Masken, welche sich um die von einer reichen Dienerschaft bedienten, von silbernen Prunkgefäßen strahlenden Buffets drängten. In hintern Sälen waren die großen runden grünen Tische mit Goldhaufen bedeckt, umringt von männlichen und weiblichen Masken, die vollen Goldbörsen vor sich, und von den Croupiers bewacht. Seitenzimmer luden zur Conversation ein, und hier sprudelten Witz und Bouffonerie. An Kabinetten zum Umkleiden, mit allen Bequemlichkeiten reich versehen, fehlte es nicht. Alles athmete Reichthum und Lust.

Arnheims Blick schweifte über die Gruppen nach dem Stern, der sein Geschick leitete, und um die Spieltische genauer mustern zu können, trat er hinzu, zog eine goldstrotzende Börse und belegte eine Karte verdeckt mit so viel Goldstücken, als seine Hand faßte. Sie verlor, und er sah gleichgültig sein Gold zum großen Haufen wandern und besetzte die Karte von Neuem. Ein gleiches Loos; der Satz wurde noch stärker zum dritten Male erneut. Da erblickte er zu seiner großen Ueberraschung sich gegenüber eine feine Gestalt in einem reizenden griechischen Anzuge, reich mit orientalischen Perlen erster Größe den Schwanenhals und das glänzend braune Haar umwunden, eine kaum vom Gesicht zu unterscheidende feine Maske vor, unter welcher die schönen Formen hervorzutreten schienen, und das Auge auf ihn mit dem Ausdrucke froher Befriedigung gerichtet. — Ihm war,

Digitized by Google

als ginge die Sonne ſeines Lebens auf. Der Croupier erinnerte ihn an ſein Spiel. Er bog die verdeckte Karte Paroli, und nach wenigen Abzügen Septleva, und endlich ſchlug er ſie um: es war die Coeurdame, und er empfing eine Anweiſung auf tauſend Dukaten.

Die ſchöne Griechin, die ſichtbaren Antheil an ſeinem Spiele genommen, lächelte und ſprach lebhaft mit einigen der Umſtehenden. Alle Anweſenden wurden aufmerkſam auf den kühnen Spieler, der mit wechſelndem Glucke, doch zuletzt immer mit glücklichem Erfolge ſein Spiel fortſetzte und dann gleichgültig den Tiſch verließ, als gerade das Glück ſich ſo für ihn zu erklären ſchien, daß eine Sprengung der Bank in Ausſicht ſtand. Die ſchöne Griechin hatte ſich den Tanzſälen zugewendet und er folgte ihr nach einer kurzen Weile dahin. Man fragte einander, wer der ſtattliche Grieche ſey; man ſprach von einem Fürſtenſohne aus einem hohen Hauſe.

Arnheim folgte dem Magnet, der ihn ſo mächtig anzog und von welchem es ihm bald nicht mehr zweifelhaft war, daß es ſeine Gerettete ſeyn muſſe. Auch ihr Blick ſuchte ihn ſichtbar und wandte ſich zaudernd von ihm, wenn er ſeinem liebeſtrahlenden Blicke begegnete. Er wagte es, ſie zu einem Menuet aufzufordern. Sie folgte ſeiner Aufforderung, und er fühlte die zarte Hand leiſe in der ſeinigen beben. Welch unnennbare Grazie entfaltete hier jede Bewegung des kleinen, ſchmalen Fußes, der ſchönen Arme und des zierlichen ſchlanken Körpers. Es war Anadyomene, die vor ſeinen trunkenen Blicken ſchwebte, und ihrer nicht unwürdig zeigte ſich der unbekannte Fremdling mit der Geſtalt eines Antinous. Ein beifälliges Gemurmel verbreitete ſich im Saale, die Tänzerpaare hielten inne, um das ſchöne Paar zu betrachten, von allen Seiten ſtrömten Bewunderer herbei und ein lauter Jubelruf begleitete ſie, als Arnheim ſeine Tänzerin zu einem Sitze geleitete und ihr mit bewegter Stimme ſein Entzücken und ſeinen Dank ſtammelte, den ſie mit hoher Anmuth erwiderte.

Er wagte es nicht, ſeine Bewerbung zu auffallend zu machen, und begab ſich, manchen Neugierigen, der ſich an ihn drängte, mit feinem Witze abfertigend, in die übrigen Säle, und kehrte erſt nach einiger Zeit in den Saal zurück, wo er ſie verlaſſen hatte. Zu ſeiner großen Verwunderung erblickte er die ſchöne Griechin auf dem nämlichen Sitze, und wie es den Anſchein hatte, ihn erwartend, denn zu ſeiner noch geſteigern Ueberraſchung trat ſie, ſobald ſie ihn erblickt hatte, auf ihn zu und forderte ihn zum griechiſchen Nationaltanze auf. Er war Meiſter in dieſem Tanze, er folgte der Aufforderung mit Entzücken und ſchwelgte im Anblick der ſich ihm bald anmuthig entwindenden, bald zutraulich ſich nähernden oder lockenden Schönen. Noch rauſchenderer Beifall ertönte, als er ſeine erſchöpfte Tänzerin zu ihrem Sitze führte. Ein Glutſtrom ergoß ſich aus dem ſchönen Auge, als er ſein hohes Glück pries, und ein leiſer Druck der ſchönen Hand durchbebte ſein Inneres. — Aber bei aller Glut, von der er ſich entzündet fühlte, wich doch die zarte Scheu der echten Liebe nicht. Auch jetzt wagte er es nicht, in der unmittelbaren Nähe der Zauberin, die ihre Bande unauflöslich, das fühlte er, um ihn geſchlungen hatte, lange zu weilen. — Doch überwog die Leidenſchaft zuletzt alle Bedenklichkeiten, er durchſtrich die gedrängten Säle, ſie aufzuſuchen, und als er ſie nach längerem Suchen in dem Schwarm von Masken erblickte, näherte er ſich ihr ehrerbietig, doch ſchon mit der Zuverſicht eines Bekannten. Wie groß war aber ſeine Ueberraſchung, als er jetzt zwar mit unverkennbarer Milde, jedoch mit einer gewiſſen Zurückhaltung ſeine Huldigung aufgenommen fand und die ſchöne Griechin ſeine Aufforderung zu einem neuen Tanze ablehnte. Der Abſtich vom frühern, ſelbſt zuvorkommenden Betragen der Schönen war zu groß, als daß er nicht ſein Inneres hätte ſchmerzlich zerriſſen fühlen ſollen. Sein Männerſtolz empörte ſich; wollte es ihm doch faſt bedunken, als ſey er ein Spielball weiblicher Laune. Die Leidenſchaft ließ ihn beinahe alle Verhältniſſe vergeſſen. Er wollte der ſchönen Beleidigerin folgen und eine Erklärung der ſo auffallenden, ihn verletzenden Veränderung in ihrem Benehmen gegen ihn erbitten. — Da trat eine Maske ihm in den Weg, ſchlug den Mantel auseinander und ein Carthäuſer ſtand vor ihm, ſprach monoton ſein Memento mori und wandte ſich dann von ihm. Arnheim erbebte; der Zuruf ſtand in zu ſchneidendem Contraſte mit dem vollen Leben, das um ihn und in ihm brauste. Er fühlte ſich tief erſchüttert und ſuchte dem Carthäuſer zu folgen, allein dieſer war unter den übrigen Masken verſchwunden. Dagegen zupfte ein Mohrenknabe an ſeinem Mantel und ſteckte ihm ein Papier zu. Er ſtutzte; der Knabe ſchien eine Antwort zu erwarten und Arnheim trat in ein Seitencabinet und las von einer weiblichen Hand die wenigen Worte: „Kühner Fremdling, fühlt dein Herz, was deine Blicke ſagen, ſo folge dem Ueberbringer!“

(Fortſetzung folgt.)

Vom Holzſtich als typographiſchem Schmuck.

(Fortſetzung.)

Bald füllten ſich die engliſchen Bücher, wo ſich immer „decorative printing“ anbringen ließ, mit eingedruckten Darſtellungen, von der einfachen Vignette zu didaktiſchen oder humoriſtiſchen Zwecken, bis zu völlig ausgeführten Bildern mit den effektreichſten Schatten, Lichtern und Helldunkel, welche bald einer Spitzzeichnung

Digitized by Google

gleichen, bald die Wirkung eines Stahlstichs machen, bald dem Kupferstich in Kraft und Glanz gleichkommen. Die Deutschen und Franzosen säumten nicht, diesem Beispiel zu folgen, wobei sie wohl nur einem allgemein erwachten Triebe gehorchten, und die wiedergeborne Kunst wird gewiß bei uns, in ihrer alten Heimath, hinter keinem Lande zurückbleiben. Die Leistungen unserer Künstler in diesem Fache sind schon jetzt sehr ehrenwerth, namentlich die der Berliner Gubitz und Unzelmann. Aber noch ist die Ausbreitung der Kunst und die Concurrenz bei uns lange nicht so bedeutend wie in England, und wenn es sich davon handelt, eine beträchtliche Anzahl sehr ausgeführter Compositionen in kurzer Zeit stechen zu lassen, so müssen wir bis jetzt noch die Werke unserer Zeichner größtentheils den Engländern anvertrauen. Auch in Paris wird die neue Methode der Holzstecherei zum Dienste der Presse vorzüglich von Engländern ausgeübt.

Bei den besten dieser englischen Meister ist die Sicherheit der Methode, die Virtuosität in Führung des Grabstichels wirklich bewundernswürdig, und an ihren guten Arbeiten zeigt sich augenfällig, wie der Holzstich Wirkungen hat, worin er dem Kupferstich, wie allen andern Methoden, überlegen ist, namentlich in der Kraft der Schatten. Am überraschendsten erscheint aber wohl Ausführung und Effekt bei zarten landschaftlichen Motiven.

Wohin dieser offenbar nachhaltige Anstoß die Buchdruckereien führen, wohin sie sich vielleicht auf diesem neuen Wege verirren mag, wie dieser Trieb zur Verzierung auf das ganze Costum der Literatur und wieder auf ihr inneres Wesen zurückwirken wird — dies läßt sich jetzt noch gar nicht absehen. Manche erblicken darin nur eine vorübergehende Mode; es dünkt ihnen nichts weiter als jedes andere kokette, unnütze Spiel mit alter Kunst und Sitte, wenn der „illustrirende" Künstler, Muster suchend, in die Fußstapfen des alten Miniators tritt, wenn er die Initialen mit seinen Launen umspinnt und durchflicht und der auf der Blattseite schwebenden Gedankenseele am Rande in Spaß und Ernst einen Körper leiht. Die Bedeutung dieser Richtung kann hier nicht erschöpfend besprochen werden; aber Viele sind mit uns überzeugt, daß die Alkapp zwischen den beiden Künsten, unter ganz andern Anspizien geschlossen als im fünfzehnten und sechzehnten Jahrhundert, eine Epoche in der Typographie bezeichnet, und auf geraume Zeit das Geschick der Buchdruckerkunst und des Buchhandels zum Theil bedenklichen, ja auf ganze Zweige der Literatur selbst bedeutenden Einfluß äußern wird.

In der frühern Blüthezeit der Holzschneidekunst war man bald darauf gekommen, zur Hervorbringung der verschiedenen Töne mehrere Holzplatten nacheinander anzuwenden. Dies galt aber vorzugsweise vom selbstständigen, nicht in den Rahmen eines Schriftsatzes eingeschlossenen und zugleich mit diesem reproducirten Holzschnitt. In ihrer neuesten Ausbildung fand nun aber die Kunst Mittel, die verwickeltste Zeichnung zumal auf das Holz überzutragen. Nach dieser Methode enthält der einfache Holzstock das ausgeführteste Bild; dasselbe Holzstück nimmt alle Lichter und Schatten mit und neben einander auf, und derselbe Ruck des Preßbengels ergibt das vollständige Bild zugleich mit der Schrift, neben oder über welche es gesetzt ist.

Der wesentlichen Verschiedenheit, welche zwischen der gegenwärtigen und der frühern Behandlung des Holzes stattfindet, entspricht ein abweichendes Verfahren beim Abdruck solcher Holzschnitte, welche zwischen oder neben den Text eines Buchs gesetzt sind. Wurde früher in diesem Fall nur Ein Stock angewendet, so brauchte der Stecher den Kunstgriff, daß er die Partieen des Holzes, im Maße, als sie lichtern Tinten entsprachen, erniedrigte, so daß die hellsten Stellen der Zeichnung am tiefsten gelegt waren, die schwärzesten sich am meisten erhoben. Auf diese unebene Fläche ließ er sodann einen gleichen Druck wirken, der die hervorragendsten Punkte, die Schatten, am stärksten, die tiefsten, die Lichter, am leichtesten traf. Man konnte dabei ohne weitere Vorrichtung zum Abziehen auf mechanischem Wege schreiten. Nach der heutigen Manier verfährt man gerade umgekehrt. Hier liegen alle die zarten Leisten im Holzstock, welche die Zeichnung bilden, in Einer Ebene, und auf diese ebene Fläche läßt man einen ungleichen Druck wirken. Die lichteren Partieen müssen dabei einen geringern, die dunklern, je nach der Tiefe der Schatten, einen stärkern Druck erleiden. Man sieht, daß dadurch auch das Geschäft des Druckers zu einer wahren Kunst wird. Der ganze Effekt des Abdrucks, die Perspektive, die Abstufung der Schatten hängt davon ab, wie er den Deckel der Presse zuzurichten weiß, wie er es versteht, durch abgestuftes Ueberlegen die korrespondirenden Lichter zu schonen, die Schatten nach ihrer Tiefe kräftig und kräftiger anzusprechen. Nur durch feine Kunstgriffe kann einem guten xylographischen Werke volle Gerechtigkeit widerfahren, und zwischen einem guten und einem schlechten Abdruck ist ein so auffallender, wesentlicher Unterschied, daß der Nichtkenner nimmermehr in beiden denselben Stich auf derselben Stufe der Ausführung erkennen würde. Bedenkt man noch beim Druck die mannigfachen Schwierigkeiten in Behandlung der Farbe und des Papiers, so läßt sich leicht ermessen, daß die Herstellung eines schönen Werkes mit Holzstichen eine sehr schwere und sehr langwierige Arbeit ist, ganz abgesehen von den Schöpfungen des Zeichners und Stechers, und dieselben als vorhanden vorausgesetzt.

(Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

Geschichtliche Notizen.

In einem Zeitalter, das wir für finster und barbarisch halten, wurden frühzeitige große Geistesgaben und Kenntnisse so sehr geschäzt, und gewiß mehr geehrt, als heutzutage. Andreas Cantber, ein deutscher Knabe von zehn Jahren, hatte die sogenannten feinen Künste inne, war in den Schriften des alten und neuen Testaments, in geistlichem und bürgerlichem Rechte bewandert und wußte bei öffentlichen Disputationen auf Fragen aller Art Antwort zu geben. Verwundert hierüber, erließ Kaiser Friderich III. ein Schreiben an das Wunderkind, lud es zu sich auf die hohe Schule zu Wien und meldete: er werde es mit den goldenen Doktors-Ehrenzeichen krönen und ihm, wie billig, den ersten Platz bei Hofe geben.*

Als i. J. 1451 das Mädchen von Orleans seine räthselhafte Rolle ausgespielt hatte, trat eine Pseudo-Jeanne d'Arc auf, und zwar auf deutschem Gebiete. Ihr Beschützer war ein Fürst aus demselben Lande, das später den Dichter der Jungfrau von Orleans hervorbrachte, ein Graf von Wirtemberg. Die Abenteuer, die der Graf mit der männlich gekleideten Taschenspielerin bestanden, waren ohne Zweifel nur kurzweilig, wie denn auch die angebliche Johanna ihre Laufbahn in einem Frauenhause zu Metz endigte.**

* Friderichs Brief ist abgedruckt in Guderus cod. dipl. T. II. p. 638.

** Nider, de Visionib. et Revel. Helmst. 1692.

Korrespondenz-Nachrichten.

Lissabon, December.

(Fortsetzung.)

Spielhäuser. Kaffeehäuser.

Oeffentliche große privilegirte Spielhäuser, worin, wie in manchen andern Ländern, Viele ihr ganzes Vermögen verlieren, gibt es jezt hier nicht, aber kleinere Spielhäuser, Casas de jogo, eine Menge für die niedern Klassen, worin der größte Unfug getrieben und mancher Messerstich versezt wird. Die Portugiesen sind überhaupt ungemein leidenschaftliche Spieler. Spiel gehört zu ihren Hauptvergnügungen, sowohl unter den gebildeten höhern Klassen in Pallästen, als unter dem gemeinen Volke in Kneipen und auf öffentlicher Straße. Der hohe Adel und der gemeinste Bootsknecht sind unstreitig am meisten auf's Spiel versessen; Beide wagen den Verlust ihres ganzen Vermögens, ohne deßhalb in Verzweiflung zu gerathen, wenn sie es verloren. l'Hombre und Whist arten hier ganz zu Hazardspielen aus, meistens aber ist Ecarté an der Tagesordnung. Im Ganzen genommen ist der Portugiese ein gentiler und generöser Spieler, der eben so gleichgültig verliert, wie er gewinnt, sich aber auch nicht entblödet, zuweilen seinen Nachbar auf eine unverschämte Art um Geld anzugehen, wenn er das seinige verloren, oder auch schuldig zu bleiben, um nie zu bezahlen. Auch sehr gute Spieler sind die Portugiesen in beinahe allen Commerzspielen, denn sie spielen mit Leib und Seele. Auch Billardspiel ist sehr beliebt; unzählige Billards gibt's in Lissabon, die Tag und Nacht von Müßiggängern belagert sind. Als noch der gute alte katholische Glaube hier aufrecht gehalten wurde, durfte kein Billardinhaber bei großer Strafe dulden, daß an Sonn- und Festtagen vor Mittag gespielt wurde, selbst in Privathäusern litt man es nicht. Gegenwärtig unterscheiden sich diese Tage von den gewöhnlichen Werkeltagen fast gar nicht mehr. Jeder thut, wozu er Lust hat, und in den Straßen herrscht keine sabbathliche Stille mehr. Das portugiesische Billardspiel zeichnet sich vor dem gewöhnlichen dadurch aus, daß man bloß mit der Schaufel und zwei sehr großen und einem ganz kleinen Ball spielt, den man bei einer Karambolage aus dem Billard hinaussprengen muß, was die Zuschauer oft in Gefahr bringt. — Nun könnte man allenfalls noch, wie in andern Ländern, die Kaffee- und Gasthäuser als öffentliche Vergnügungsorte bezeichnen, wo die verschiedenartigsten Menschen zusammenzukommen pflegen, nicht allein, um ihre leiblichen Bedürfnisse zu befriedigen, sondern auch, um einer angenehmen Conversation zu pflegen, die Tageblätter zu lesen, einige Stunden lang aus dem einförmigen Familienleben herauszutreten und mit andern Menschen zu verkehren. Ein solcher Gesammtzweck ist indessen hier fast gar nicht oder nur höchst unvollkommen zu erreichen, da diese Häuser rein nur zum physischen Genuß und nicht zur geistigen Unterhaltung eingerichtet sind; auch ist ihr Raum zu klein, als daß man Vergnügen daran finden sollte, sich lange in ihnen aufzuhalten. Nächst den Hauptstädten Italiens kann wohl verhältnißmäßig keine Stadt Europa's so viele Kaffeehäuser für alle Stände und von jedem Kaliber aufweisen, als Lissabon; man wird nicht leicht eine Straße finden, selbst in den abgelegensten Theilen der Stadt, wo nicht ein oder mehrere Kaffeehäuser anzutreffen sind, über deren Thüren mit großen Buchstaben Casa de Café angeschrieben steht, und wenn die ganze Casa auch nur so groß ist, daß gerade ein schmales Tischchen darin Raum hat, an welchem zwei Menschen sitzen können. In allen diesen Häusern, selbst den größten und anständigsten, ist der Raum sehr beschränkt, denn es sollen nur augenblickliche Erholungsorte für die Straßenwanderer seyn, worin dieselben ihren Durst stillen und dann weiter gehen. Taubenschläge, wo man aus- und einfliegt, weßhalb sie denn alle Parterre sind und offenstehende Glasthüren haben, um desto bequemer in das Straßenleben mit einzugreifen. Ihre innere Einrichtung ist fast in allen ein und dieselbe, in den größten, wie in den kleinsten, mit dem Unterschiede eines bessern Anstrichs der Wände, so wie anständigerer Möbeln und Trinkgeschirre. Längs der Wände findet man feste Bänke, vor diesen lange, schmale Tische, häufig mit Steinplatten belegt, aus sogenanntem Stinkspath, zur Dolomitbildung gehörig, der bei Cintra bricht. Vor denselben stehen kleine bewegliche Sitze ohne Rücklehne, die gerade so eingerichtet sind, daß man nicht lange auf ihnen aushalten soll; sie sind stumme Mahner, daß man sich wieder entfernen möge, wenn man das Seinige genossen hat, um einem Andern Platz zu machen. Kaffee- und Theeservice, Präsentirteller ꝛc. findet man in den vornehmsten aus Silber, in andern sind sie nur plattirt, und in den gemeinsten wird Thee, Kaffee und Chokolade aus Gläsern getrunken. Die anständigsten und zugleich jezt die besuchtesten Kaffeehäuser sind das des Italieners Marara in der Straße von Chiado, das von Nicola auf dem Rocio, das unter den Arkaden auf dem Ferreiro do Paço und das sogenannte griechische, so wie das Bernhardinische auf dem Caes do Sodré, in welchen allein während der heißen Sommermonate auch Eis zu haben ist.

(Fortsetzung folgt.)

Beilage: Kunstblatt Nr. 7.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

№ 20.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Mittwoch, den 23. Januar 1839.

— Et habent sua fata libelli.
Horat.

Vom Holzstich als typographischem Schmuck.

(Fortsetzung.)

Ein solches Unternehmen ist aber von Anfang an nothwendig auch ein höchst kostspieliges; wie denn, um nur Eines anzuführen, Zeichnung und Stich manches ausgeführteren Stocks auf 3 — 400 fl. zu stehen kommt; und so erscheint ein Schmuck der Art, wozu die besten Künstler in Anspruch genommen sind, bis jezt noch in der Literatur als eine aristokratische Auszeichnung, als eine Huldigung, von Seiten mehrerer vereinten Künste einem Werke dargebracht, das hoch steht im geistigen Schatze eines Volks oder aus irgend einem Grunde sich der allgemeinen Gunst erfreut; und auch Popularität ist eine respektable Macht und hat es mit jeder Macht gemein, daß sie für rechtmäßig gilt, so lange sie sich halten kann. Unter allen Mitteln, die bisher der menschliche Geist aufgefunden, um ein Kunstwerk zu vervielfältigen, ist nur der Holzstich nach demselben Prinzip, nach derselben mechanischen Form gebildet, wie der geschnittene bewegliche Buchstabe. Die ganz unmittelbare Verbindung zwischen der zeichnenden Kunst und der Typographie ist daher nur auf diesem Wege möglich, und sie ist eine höchst liebenswürdige, wenn beide mit Ernst und Liebe an's Werk gehen. Aber diese Vermählung ist auch eine sehr umständliche und theure Ceremonie; vorerst kann es keinem Unternehmer einfallen, bei einem Werk von einigem Umfang den einen Theil mit Aufwand auszustatten, während der andere ein Buch ist, das erst noch seinen Weg zu machen hat. Wird dem aber immer so seyn?

Es wird hier gehen wie bei allen in das Leben eingeführten Verfeinerungen. Anfangs nur Wenigen zugänglich, legen sie vom Rang und Stand derjenigen Zeugniß ab, die sie als kostbare Rarität mit Selbstbewußtseyn zur Schau tragen; aber sie dringen mit beschleunigter Kraft nach unten, und über ein Kleines ist die Mode zur Tracht, die Raffinerie zum Bedürfniß geworden. Man darf sicher darauf rechnen, daß die Sitte der sogenannten Illustration in manchen Zweigen der Literatur sich in der nächsten Zeit fortschreitend entwickelt und mehr und mehr ausbreitet. Noch ist die Ausschmückung mit Holzbildern von künstlerischem Werth ein aristokratischer Luxus, und man sieht wohl zu, welchen Schriftsteller man damit bekleidet. Aber wie lange? Ehe man es sich versieht, wird das, wozu sich der Unternehmer jezt nach guten Gründen entschließt, zu etwas, was er aus weit dringenderen Gründen nicht unterlassen kann; was der Leser jezt dankbar annimmt, weil es seinen geistigen Genuß steigert, wird mit der Zeit zu etwas, das sich von selbst versteht; die Ausnahme schlägt

Digitized by Google

in die Regel um, die Demokratie der Presse, wie sie bisher im Allgemeinen bestand, findet sich auf einer höhern Entwicklungsstufe der Buchdruckerkunst glücklich wieder hergestellt, und die Sonne der Illustration leuchtet über Gute und Böse. Dereinst werden prachtvoll illustrirte Poeten in der ersten Ausgabe todt geboren werden, wie in der verflossenen Epoche manches unnütze und verfehlte Buch in herrlicher Ausstattung, nur ohne Beiziehung des Holzdekorateurs, in den Katakomben der Literatur beigesezt wurde, wo es im schönen Velin, gleich balsamirten Prinzen, von denen die Geschichte schweigt, den ewigen Schlaf schläft.

Die Presse der Engländer und Franzosen ist in voller Thätigkeit, um ihre classischen Werke in einer Form auszuprägen, in der sich die Kunstkräfte des laufenden Tages mit den großen und schönen Gedanken des Nationaldichters und Schriftstellers vermählen. Deutschland kann dieser Bewegung unmöglich fremd bleiben; es muß in dieselbe hingerissen werden und wird bald gleichen Schritt halten mit den Völkern, welche neben ihm die Träger der heutigen Kultur sind. Wo der Deutsche nicht selbst erfindet, ist er wenigstens rascher als Jeder im Aufnehmen und Aneignen. Sein Kosmopolitismus weiß nichts von der Scheu, womit andere Völker fremde Ideen betasten. In seinem Triebe, alles Geistige, wo und wie es auftauche, zu ergreifen, führt er Manches ein, dem es an Lebenskraft gebricht und das er bald als abgenüzte Mode wieder entlassen muß; aber bei dieser Eigenthumlichkeit ist er auch sicher, von keiner entscheidenden, nachhaltigen Bewegung der Zeit überflügelt zu werden, und beständig gerüstet, auf allen Punkten der Wissenschaft und Kunst, wo immer man ihm gegenüber achtunggebietende Massen entwickelt, seine Schlachtordnung herzustellen.

Dies zeigt sich nun auch in der neuesten Entwicklung der Typographie. Den ersten Anstoß dazu gab das im mächtigen Aufschwung des Verkehrs erwachte Bedürfniß des Handels und der Gewerbe, ihre tausend Anerbietungen dem zerstreuten Sinn des Publikums aufzudringen. Der Druckerstock, früher ein barocker Schmuck, der nichts sagte oder etwas, was sich nach dem Titel des Buchs von selbst verstand, wurde in tausendfacher Individualisirung zum lockenden Aushängeschild. Jeder wollte die alte Hand mit dem ausgestreckten Zeigefinger seinem Offerte vorgesezt haben, und da es gleichviel ist, ob man auf Alle deutet oder auf keinen, so mußte Alles in ein sprechendes Bild gebracht werden, vom Dampfschiff bis zur Bretzel. Diese merkantile und industrielle Illustration des fliegenden Papiers war bei uns, im Maße unserer Bedürfnisse, schnell durch eigene Mittel eingeführt. Aber immer mehr und immer anspruchsvoller drängte sich das Holzbild in die eigentliche Literatur ein; es ließ sich bald nicht verkennen, wohin die Zeit ernstlich zielte; aber im Augenblick hatte Deutschland die Mittel nicht beisammen, um an Kunst und Pracht mit denen zu wetteifern, bei welchen im rührigeren Verkehr aus den materiellen Interessen ein ganzer Kunstzweig neu aufgeblüht war und aus der aufdringlichen Handelsvignette der geniale Holzstich, als der verkörperte Gedanke eines Dichters, sich entwickelt hatte. — Unter diesen Umständen besann sich die deutsche Presse nicht lang: gewöhnt, fremden Zeug umzugießen, nahm sie geradezu illustrirte Werke der Fremden, besonders der Franzosen, übertrug den Text und borgte von ihnen die Klatschen der Verzierungen, mit dem Vorbehalt, unverweilt die deutsche Kunst zu originellen Schöpfungen aufzurufen.

Und die deutsche Kunst hat auch bereits ernstlich ihre Probe abgelegt, und die Probe ist gleich ein Werk geworden, das die Vergleichung mit den besten gleichartigen Leistungen der Fremden gewiß nicht zu scheuen hat. — Die J. G. Cotta'sche Buchhandlung ist die erste, welche das Werk eines deutschen Dichters nach den Zeichnungen eines deutschen Künstlers mit den höchsten Mitteln der neueingeführten Kunst auszuschmücken unternahm. Herders Cid mit Randzeichnungen von Eugen Neureuther liegt vor uns und eröffnet die Reihe schöner, von Künstlerhand reich gezierter Ausgaben, welche diese Buchhandlung ohne Zweifel von den Werken der ersten deutschen Dichter veranstalten wird.

Schwerlich kann dem phantasiereichen Zeichner ein schönerer, dankbarerer Stoff geboten werden, als jenes prächtige Stück Mittelalter, das der spanische Geist zu einem wahren Juwel der Poesie geschnitten hat. Ein tapferes, ritterliches Volk, in sich selbst blutig zerrissen und im erbitterten Streit mit dem nicht minder großherzigen und ritterlichen Glaubensfeinde; alle Phasen eines welthistorischen Kampfes in kurzer, aber sicherer und kräftiger Andeutung vor die Einbildung gebracht; alle menschlichen Leidenschaften, die edelsten wie die niedrigsten Triebe im lebendigsten Spiel: die erhabenste Liebe in Freud und Leid, schwärmerische Eifersucht, und unter der Maske der Liebe tückische Hinterlist; Treue und Glauben, Hinterhalt und Verrath, beides im Namen des Kreuzes, wie im Namen des Propheten; Könige, großmüthig, stark und mild, und Könige, kleinherzig, undankbar und schwach; Ritter ohne Furcht und Tadel, und Ritter, denen das falsche Herz bang an den Harnisch pocht. Und Alles beherrschend die herrliche Gestalt des Cid, großartiger vielleicht als irgend eine, welche, gehoben vom mythischen Halbschatten, uns in der Geschichte begegnet.

(Schluß folgt.)

Digitized by Google

Constance Contarini.

(Fortsetzung.)

Wer beschreibt den Aufruhr, den diese Worte in Arnheim erregten! Sie dünkten ihm ein Ruf zum höchsten Glück. Kein Gedanke an Gefahr; er wandte seinen Blick auf den Kleinen, der den Finger auf den Mund legte und voranschritt, nicht zweifelnd, daß Arnheim ihm folgen würde. — Eine Hinterthüre führte unmittelbar in den Park. Hier schimmerte in einem dichten Boskete aus einem Pavillon ein Lichtstrahl. Dahin deutete ihm der Kleine, und er ging mit stürmisch klopfendem Herzen darauf zu. — Er öffnet die Thüre, tritt in einen schönen Salon und stürzt überwältigt zu den Füßen der reizenden Griechin, die, noch die Maske vor, in anmuthiger Stellung auf dem Divan hingelehnt, ihm die schöne Hand überläßt, die er mit glühenden Küssen bedeckt.

„Signor," hob sie nach einer Weile in den weichsten venetianischen Tönen lispelnd an, „Ihre Erscheinung hier hat mir die Verbindlichkeit zurückgerufen, die Sie den Contarini auferlegt haben bei dem Unfalle am Kanal, und ich konnte dem Wunsche nicht widerstehen, Ihnen an meinem Theile dafür meinen Dank zu bezeugen." — „Sie mir danken, Signora?" erwiderte Arnheim feurig, „danken für den glücklichsten Augenblick meines Lebens? Wäre es nicht das Opfer eines Lebens werth, Ihnen auch nur den mindesten Dienst leisten zu können? — Und wie unendlich reich wird mir ein glücklicher Zufall gelohnt! Sie würdigen mich, daß ich mich dem Götterbilde nahen darf, welches seit jenem glücklichen Augenblick mein ganzes Wesen erfüllt, in welchem allein ich lebe, und — Sie haben meiner gedacht, mein Bild ist Ihnen nicht entschwunden!" — „Vielleicht wär's ein Glück für mich, wenn ich's hätte vergessen können," versetzte sie mit einem Seufzer. „Aber kommen Sie, Chevalier, setzen Sie sich neben mich, lassen Sie uns gegenseitig uns verständigen, ob ich mich dem Gefühle unbefangen hingeben darf, das mich — ich gestehe es Ihnen — im ersten Augenblicke, als ich Sie erblickte, so mächtig zu Ihnen hinzog." — „O, dieses süße Geständniß!" rief Arnheim entzückt. „Angebetetes Weib, laß mich in den Götterzügen mich berauschen, die mich bezaubert haben!" und er wollte die Maske lösen.

Sie aber wehrte es ihm. „Nicht so ungestüm," Chevalier!" sagte sie mit liebevollem Tone. „Wer bürgt mir, daß der Zauber, wenn Sie diese vielleicht leidlichen Züge erblicken, sich nicht löst und ich schamvoll erröthen muß?" — „Dein Zauberreiz, der mich auf ewig gefesselt, der eine unlöschbare Glut in meinem Innern entzündet hat, in der ich verschmachten muß, wenn du grausam dich mir entziehst!" rief er, und sie fühlte seine Hand in der ihrigen beben. — „Nur die eine Frage noch," erwiderte die schöne Griechin: „für wen halten Sie mich, Signor?" — „Für das göttlichste Wesen, das jemals mein Auge schaute!" rief Arnheim eifrig. — „Dies göttlichste Wesen muß aber doch einen irdischen Namen tragen," versetzte sie lächelnd mit sanftem Händedruck. — „Die Erde nennt es Maria Albani," erwiderte Arnheim. — „Und wissen Sie gewiß," fragte die schöne Griechin mit unsicherem Tone, „wissen Sie gewiß, wer von den beiden Frauen in der Gondel Maria Albani ist?" — „Nein," erwiderte Arnheim, „ich vermuthe es nur. Aber was thut der Name! Mein Herz sagt es mir: die, deren Knie ich umfasse und die ein grausames Spiel mit meinem Herzen treibt, ist die Zauberin, die ich anbete!" — „Nun wohlan!" sagte sie in den weichsten Tönen der hingebenden Liebe, und nahm die Maske vom Gesichte, „bin ich es, die du meinst?"

Arnheim erstarrte. Es waren wirklich Züge von höchster Schönheit, allein — die Züge, die sein Herz entflammt hatten, waren es nicht. „Unseliger Irrthum!" stammelte er bestürzt und bebte zurück. — „Irrthum!" rief die flammende Schöne, „ein Irrthum? Wär's möglich!" und die glühenden Augen starrten ihn an und eine dunkle Gluth überflog ihre Wangen. — „Zürnen Sie nicht, schöne Frau!" rief Arnheim und sank zu ihren Füßen, als sie sich vom Divan rasch erhob. „Werth der höchsten Anbetung eines Glücklichen, bedauern Sie einen Unglücklichen, der von einem Zauber geblendet ist." — „Und dieser Zauber weicht nicht der Wirklichkeit? Haben nicht deine verrätherischen Blicke mich gesucht? hat nicht deine Hand in der meinigen gebebt? Du verschmähst ein Herz, das sich dir voll Liebe darbietet, für eines — ich errathe, welches — das nichts für dich fühlt? Für so thöricht kann ich dich nicht halten. Ich liebe dich unendlich!" rief sie und schlang den Arm um seinen Nacken und drückte den glühendsten Kuß auf seine Lippen.

Arnheim fühlte den Zauber dieses Kusses; aber das Bild der Geliebten trat vor seinen berauschten Sinn, und er entzog sich ihren Armen. „Signora," stammelte er, „ich fühle, wie gerecht Sie über den Unglücklichen zürnen, der solcher Huld nicht würdig ist, einer Huld, die ihn zum seligsten der Sterblichen erheben sollte!" — „Ist es möglich!" rief die Schöne, und ihr Auge sprühte tödtende Flammen, und mit der vollen Heftigkeit einer Italienerin brach sie aus: „Ha, diese Schmach! — Nur dein Leben kann sie mir bezahlen! Zittere für dich und das Wahnbild, dem du mich opferst! — Hinweg! Nie erblicke dich mein Auge wieder! Hinweg! Ich hasse dich, wie ich dich geliebt habe! — Laß keinen Laut meiner Schmach über deine Lippen kommen! — Fliehe!" — und sie verschwand durch eine Tapetenthüre, ehe Arnheim

Digitized by Google

auch nur einen Versuch machen konnte, den Zorn der leidenschaftlichen Schönen wenigstens zu mildern.

Er war aus allen seinen Himmeln gestürzt. Ohne in den Pallast zurückzukehren, suchte er einen Ausgang aus dem Park und eilte zur Brenta, wo seine Gondel ihn erwartete. Nur einer der Ruderer war da und wollte seinen Kameraden suchen; Arnheim aber gebot dem Gondelier, daß er sogleich abstoßen solle.

(Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Lissabon, December.

(Fortsetzung)

Kaffee- und Speisehäuser.

Nur in das Kaffeehaus von Marara und das unter den Arkaden, wo man ein abgesondertes Kabinet dafür hat, kann man anständigerweise Damen einführen, was denn auch zu geschehen pflegt, um Eis zu essen; von allen übrigen, in denen geraucht wird und wo es sehr lärmend zuzugehen pflegt, müssen die Damen ausgeschlossen bleiben. Indessen, da das Eis so selten in Lissabon ist und die vornehmen Damen diesem Genusse nicht widerstehen können, wo sie im Vorbeifahren des Abends das Wörtchen Neve in transparenten Schriftzügen lesen, so lassen sie vor diesen Häusern anhalten und sich den Eistrunk oder die Speise in den Wagen bringen. Eis ist Bedürfniß in heißen Ländern: es wirkt magnetisch auf den Gaumen; weil man aber so selten hier zu diesem Genusse kommt und so spärlich mit dem wenigen Eis umgehen muß, das in den entfernten Gebirgen gesammelt wird, so drängt man sich, die Gelegenheit zu benutzen, wenn sie sich bietet. Schon der Anblick von Eis versezt Manchen in eine wahre Eiswuth; er muß sie befriedigen, und sollte es seinen lezten Real kosten; und kann er es nun gar umsonst erhalten, dann ist er unersättlich in seiner Gierde, und in den feinsten Gesellschaften selbst vergißt man sich so weit, daß man über die Bedienten herstürzt und ihnen die Gläser mit Gewalt entreißt.

Manches Eigenthümliche haben auch die eigentlichen Speisehäuser. Sie heißen Casas de Pasto, zu deutsch wörtlich ein Haus, wo man auf die Weide geht und sein Futter findet, denn Pasto heißt eine Viehweide. Weßhalb man nun die so edle Beschäftigung des Essens zu einer viehischen Weide herabgewürdigt, ob etwa diese Benennung ihren Ursprung einem Witze zu verdanken, ist längst in Vergessenheit gekommen. Der Name ist schon sehr alt, denn bevor man Hospedarias und Hotels hatte, existirten schon Casas de Pasto; allein er scheint nach und nach immer mehr abzukommen und durch das Wort Hospedaria ersezt zu werden, dessen sich nun auch die bloßen Speisehäuser auf ihren Aushängeschildern bedienen. Gemalte Schilder mit Emblemen an den Gasthäusern, wornach sie sich benennen, findet man selten, und ich entsinne mich nur einen Löwen, einen Stern und einen Anker gesehen zu haben, welch lezterer noch existirt und ein deutsches Gasthaus am Caes do Sodré bezeichnet; alle übrigen zeigen bloß in großen Buchstaben die Aufschrift: Hotel, Hospedaria, Casa de Pasto, und dann wohl noch dazu den Namen der Eigenthümerin, nie eines Eigenthümers. Da gibt es ein Hotel der Carolina, Thereza, Julia, Campel, Belem und dergleichen, deren ursprüngliche Eigenthümerinnen oft lange schon nicht mehr existiren, allein deren Firma, da sie einmal bekannt ist, fortgeführt wird. — In den Speisehäusern, unter denen natürlich große Verschiedenheit herrscht, wird meistens nach der Karte gespeist. Die Gesellschaft ist hier gewöhnlich bunt genug; dabei fehlt es einem aber, wenn man allein kommt, an aller Unterhaltung, außer an solcher, die man sich etwa durch Beobachtung selbst zu verschaffen weiß. So leicht der Portugiese bei andern Gelegenheiten eine Unterhaltung mit ihm ganz fremden Personen anknüpft, hier beim Essen behauptet er in der Regel das tiefste Schweigen. Er sieht dieses den Ausländern, besonders den Engländern ab, die Keinem ein Wort gönnen, den sie nicht kennen, und meint, er müsse sich eben so betragen. Sie haben es auf den ersten Blick weg, wenn Leute von guter, feiner Sitte mit ihnen an einem Tische sitzen. Besonders wenn dieses Ausländer sind, weiß der portugiesische Dandy, deren es sowohl alte als junge gibt, gar nicht, wie er sich vor lauter guter Sitte vornehm genug betragen soll, und wenn er auch nur ein elender Schreiber bei einer Staatssekretarie ist. Er spreizt sich und bläst sich auf wie ein Puter; fortwährend die Gabel in der Linken, das Messer in der Rechten, bedient er seinen Mund mit hochgehobenen Ellbogen; bei jedem neuen Gericht läßt er sich frische Messer und Gabeln reichen, er bemerkt jedes Schmutzfleckchen an denselben, so wie auf den Tellern ꝛc., und gibt sie zurück. Eine todte Fliege in der Suppe ekelt ihn so an, daß er andere verlangt, sein delikater Gaumen hat Manches an den Speisen auszusetzen; auch findet er wohl gar den Champagner nicht gut, da er an bessern gewöhnt ist. Gegen die Tischgenossen beobachtet er die strengste Zurückhaltung, so lange er nicht von diesen angesprochen wird, unterhält sich aber mit dem Aufwärter in vertraulichem Tone, und kommt es nun endlich zur Bezahlung der Zeche, die auf einer Schiefertafel jedem Gaste vorgelegt zu werden pflegt, dann sezt er eine Ehre darein, den Umsitzenden bemerkbar zu machen, daß er recht viel verzehrt hat; mit einem gewissen Mepris wirft er die klingende Münze auf den Tisch und bestimmt das, was diese zu viel beträgt, für den Diener, der dafür zwar mit einem zufriedenen, aber keineswegs unterthänigen Bückling dankt. Trägt sich's vielleicht zu, was aber selten geschieht, daß irgend ein anständiger Ausländer sich einem solchen Mitgaste nähert, ihn in die Unterhaltung zieht, ihm von seinem Extrawein offerirt, dann läßt sich auch wirklich nichts Zuvorkommenderes denken: man findet sich geehrt und alle Schleusen der Generosität werden geöffnet, man dient mit Worten und Werken, und sollte auch Alles geopfert werden. Großthun ist das Element des Portugiesen, vom Höchsten bis zum Niedrigsten, und so ein Mensch, der von Jugend an unter seiner mittellosen Familie vielleicht nur selten einmal Fleisch zu essen bekam, und gegenwärtig zwischen seinen vier Wänden mit einem frugalen Mahl von Stockfisch und Sardinhas oder Reis und Rüben für gewöhnlich sich begnügen muß, auf schlechten irdenen Tellern und mit einer eisernen Gabel speist, kann sich bei vorkommender Gelegenheit stellen, als wäre er im größten, feinsten Wohlleben aufgewachsen, als ob er täglich nie weniger genösse und an Geld verzehrte.

(Schluß folgt.)

Beilage: Literaturblatt Nr. 9.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

№ 21.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Donnerstag, den 24. Januar 1839.

— Du Mann des Schrecks,
Verkümmerniß hängt sich mit Lieb' an dich,
Und mit dem Mißgeschick bist du vermählt.

Shakespeare.

Constance Contarini.

(Fortsetzung.)

Schon graute der Morgen, als Arnheim seine Wohnung noch wie betäubt betrat. — Der treue Franz sah ihn bestürzt in dieser sichtbaren Zerrüttung. Arnheim gab auf seine besorgten Fragen vor, er fühle Fieberfrost und glaube sich erkältet zu haben, ein guter Schlaf werde ihn bald wieder herstellen; und er eilte in sein Schlafgemach. Hier warf er sich in Verzweiflung auf's Bett. Wie verwünschte er seine Unbesonnenheit, seine Leidenschaft, die sich so unerklärbar hatte blenden lassen; wie verwünschte er sein flucherfülltes Daseyn, wie das tückische Schicksal, das ihn so teuflisch verlockt hatte, um ihn auf immer aus seinem Paradiese in den unseligsten Abgrund zu schleudern. — Da trat nach einigen Stunden der zurückgebliebene Gondelier ein und übergab ihm ein Billet, welches ihm als wichtig und dringend von einem Mohren für seinen Herrn war zugestellt worden. — Arnheim entfaltete es und las von einer weiblichen Hand, die sichtbar gezittert hatte:

„Signor! folgen Sie der Warnung einer Freundin, die für Ihr Leben zittert. — Das unglückliche Mißverständniß — der unselige Scherz — wie könnte ich leben, wenn ich mich anklagen müßte, Ihre Mörderin zu seyn. Fliehe, Unglücklicher! fliehe! ich beschwöre dich um meiner Seligkeit willen! fliehe, und laß Niemand wissen wohin! weit, weit von Venedig — weit von Italien! — Ich werde für deine Sicherheit, an der mein Leben hängt, zur Madonna beten, und für meine Ruhe! — Fliehe! und lasse dich durch nichts täuschen!"

Die lezten Worte waren unterstrichen. — Von wem kam diese dringende, liebevolle Warnung? — Von der erzürnten Schönen? Von dieser konnte ja nur die Gefahr kommen? — Auch war es nicht die Hand, welche jene lockenden Zeilen geschrieben. — Nein! ein Gefühl der höchsten Seligkeit überströmte seine zerrissene Brust: es war von ihr, die er anbetete! sie, sie zitterte für ihn! — Er wurde geliebt, und sollte Venedig fliehen, wo sie athmete? wo er allein athmen zu können wähnte? — Aber die drohenden Worte der Erzürnten bebten noch in seinen Ohren. — Und doch — sollte er sich der Gefahr entziehen und die Geliebte allein und vielleicht nur um so mehr der Rache einer empörten Nebenbuhlerin Preis geben, ein schuldloses Opfer der boshaftesten Verläumdung? — Aber was ist's mit dem unseligen Scherze, den die Geliebte bedauert?

In diesem Zwiste mit sich selbst trat unerwartet der Abbate ein. Er erschrack an Arnheims Zerrüttung. „Was ist geschehen, Giacomo?" fragte er mit freundschaftlicher

Digitized by Google

Theilnahme. „Was hat Sie, den sonst so Besonnenen, in eine solche Bewegung versezt?“ — Arnheim suchte sich zu fassen. Er gab vor, Briefe aus der Heimath erhalten zu haben von höchst unglücklichem Inhalte; allein der Abbate ließ sich nicht täuschen. „Vertrauen Sie mir,“ sagte er gutmüthig, „vielleicht kann ich Ihnen nüzlich seyn. Ich weiß, wo Sie diese Nacht waren, ich sah Sie in einem Irrthume befangen, erkannte, wie Leidenschaft Sie vergessen ließ, auf welchem Boden Sie standen, und meine wenigen Worte sollten Sie zur Besinnung bringen.“ — „Also waren Sie der Carthäuser, dessen Worte mich so erschütterten?“ — „Ich war es, und als ich Sie bald darauf aufsuchte, um mit Ihnen nach Venedig zurückzukehren, waren Sie verschwunden. — Was für ein Abenteuer ist Ihnen aufgestoßen? Es muß furchtbar seyn, da es Sie so außer Fassung gebracht hat.“ — „Ja, es war furchtbar,“ versezte Arnheim noch im Entsetzen. „Ich sahe das Haupt der Meduſa!“ — „Also ein Liebesabenteuer? — Mir ahnete es, aber Meduſa war schön und hätte mich nicht versteinert, sondern belebt. Und wem gehörte dies Haupt näher an?“ — „Das möchte ich Sie fragen, Abbate. Sie wissen es vielleicht, denn ich weiß es nicht.“ — „Vielleicht! Doch lassen Sie mich wissen, was vorgegangen ist, denn — ich will offenherzig seyn — ahne ich richtig, so hätte ich Sie eher glücklich als in dieser Zerrüttung zu finden geglaubt.“ — „Sie ahnen also nicht richtig, Abbate, denn Sie sehen in mir den Unglücklichsten auf Erden.“ — „Der doch hoffentlich keinen Werth darein sezt, es zu seyn? Aber lassen Sie hören.“

Arnheim erzählte sein Abenteuer, ohne sich jedoch in ein umständliches Detail einzulassen und die dabei Betheiligten näher zu bezeichnen, am wenigsten aber des lezten empfangenen Billets zu erwähnen. — Der Abbate hörte ihn aufmerksam an, und wäre Arnheim nicht zu sehr mit sich selbst und seinem Abenteuer beschäftigt gewesen, so würde ihm vielleicht manches in den Mienen des Abbate verdächtig geschienen haben.

(Fortsezung folgt.)

Vom Holzschnitt als typographischem Schmuck.

(Schluß.)

Der Eid ist im starken Geist und im großen Herz der Träger der Ehre und Liebe, deren ideale Herrschaft eine ganze Welt voll Kampf, Verrath und Eigennuz adelt, und die durch die stürmische Nacht des Mittelalters die Zauberlichter der Poesie ausgießen. — Die Dichter des Nationalepos vom Cid und Cervantes mit seiner tragischen Satire sind die Stimmen des Chors in verschiedenen Akten eines Dramas, wie sie die Geschichte abzuspielen pflegt, wobei sie im fünften Aufzug immer ironisirt, was sie auf der Höhe des Stücks groß und herrlich hingestellt. Ruy Diaz von Vivar, der als Jüngling an Einem Tage fünf Könige der Mauren niederwirft, ist, bewundert und gefürchtet, der abenteuernde Ritter einer Zeit, in der neben dem Dienst des Kreuzes der Dienst jener Ideale, der Glaube an Liebe und Ehre blühte. Der arme weise Junker von la Mancha ist der mitleidswerthe Campeador, der mit Windmühlen ficht und Schafherden schlägt, in einer Welt, in der jene Sonnen der Poesie untergegangen waren, den Menschen zurücklassend, wie er ist ohne die Leuchte einer Idee, gemein und prosaisch. Ximenens edlen Gatten, von seinem Auftreten bis zu seinem Scheiden, könnte man den jugendlichen Don Quixote eines jugendlicheren Jahrhunderts nennen, wo Großmuth, Ritterlichkeit und abenteuerlicher Sinn noch Mächte sind, welche Geister und Herzen beugen. Im Ritter der Dulcinea von Toboso hat sich der Held und die Zeit jämmerlich überlebt, und seine Reminiscenzen von Großthaten und Minnedienst sind der Kinder Spott. In beiden Charakteren, im Eroberer von Valencia und im Befreier der Galeerensklaven, dieselbe Größe des Sinns, dieselbe Güte und Milde; was aber an jenem begeistert, erhebt und fortreißt, thut bei diesem unaussprechlich wehe; was dort blühendes, siegreiches Leben war, ist in der Tragödie der Geschichte klägliche Krankheit und lächerliche Verirrung geworden, und den gewaltigen Nationalhelden auf dem Babieça äfft gespenstisch der faselnde Narr auf der Rozinante. Das Erhabene und das Lächerliche werden nur von einem Begriff auseinander gehalten; aber beide dienen einander zur Folie, und die von unsern Romanzen besungene Zeit in ihrem heroischen Uebermuth und ihrer poetischen Größe erscheint nur um so erhabener neben dem andern großen Gedicht, das in ruhmloser Zeit die entschwundenen guten Geister der Nation und eine große Vergangenheit wehmüthig parodirt.

Neureuther, längst vorzüglich bekannt durch seine genialen Randzeichnungen zu Goethes Liedern und Romanzen, hat sich des schönen Stoffs mit sichtbarer Liebe, und so auf's Glücklichste bemächtigt. Vom Moment an, wo die Anmuthung des die Söhne prüfenden Vaters vom jungen Rodrigo mit edler Empörung zurückgewiesen wird, bis dahin, wo der todte Held, noch als Leiche Achtung gebietend, in voller Rüstung, den Tizona in der Hand, im Heiligthume sizt, führt er das reiche Leben in mannigfaltigster Abwechslung in bedeutungsvollen Schilderungen an uns vorüber. Er bindet sich an kein System, an keinen zuvor angelegten Plan: er folgt im freien Fluge der Phantasie dem bald flüchtig eilenden, bald verweilenden und sich ausbreitenden Strome des Gedichts. Oft gibt

Digitized by Google

er im ausgeführtesten Bilde den ganzen Vorgang mit allen Umständen; ein andermal setzt er skizzenhafter nur eine oder ein paar Figuren in der Situation des Moments an den Rand; die eine und die andere Romanze schmückt er mit einem lieblichen Landschaftsbilde; zum wenigsten macht er die Initiale zu einem ernsten, einem launigten oder phantastischen Sinnbild des vorliegenden Stücks; auch versagt er es sich nicht, hin und wieder die Ironie der Geschichte bald mit strengen, bald mit schalkhaften Zügen aus seinen Arabesken hervorblicken zu lassen.

Unter den siebzig Nummern, welche das Gedicht zählt, hat der Zeichner bei mehr als fünfzig Gelegenheit zu einem ausgeführteren Bilde, häufig selbst zu mehreren, genommen oder gefunden. Bei der nothwendigen Einheit des Styls ist doch die Auffassung je nach der Stimmung, welche diese und jene Ballade im nachdichtenden Künstler hervorrief, äußerst mannigfaltig; und da das selbstständige Gefühl des Lesers und Beschauers mit dem des Zeichners bald mehr und weniger zusammenfallen, bald mehr und minder davon abweichen muß, so wird es, wie in Allem der Art, so auch hier im einzelnen Falle schwer seyn, sich über den absoluten Werth dieser und jener Schilderung zu vereinigen. Manche Stücke sind indessen von der Art, daß sie den kunstgeübten Blick, wie das naive Auge sogleich als sehr bedeutend und liebenswürdig zugleich ansprechen müssen. Wir machen hier in dieser Beziehung nur auf die Nummern 5. 7. 13. 23. 27. aufmerksam.

Die englischen Künstler haben die Gedanken unseres Landsmanns größtentheils auf's Kunstreichste und Glücklichste auf den Holzstock übergetragen, und man könnte sagen, sie verhalten sich zu ihm ungefähr wie Herder zu seinen spanischen Vorbildern. Der Uebersetzer eines poetischen Werks muß ja selbst Poet seyn, und es ist eine verwandte Thätigkeit, ob man ein fremdes Gebilde in seine vertraute Muttersprache, oder ob man es in einen Stoff schnizt, dessen Behandlung dem Auge und der Hand zur künstlerischen Fertigkeit geworden. Beides ist aber dennoch eine sehr schwere Arbeit, und das recht vollbrachte Werk gibt den ehrenvollsten Anspruch auf Selbstständigkeit. — So haben drei Völker, jedes in anderer Weise, ihre besten Kräfte zu dem Werke vereinigt, das vor uns liegt und von dem wir unsern Blättern eine Probe beilegen. Zwei dieser Völker stehen noch im vollen Saft der Geschichte und hoffen noch lange ein fröhliches Gedeihen im Leben, in Kunst und Wissenschaft. Aber das dritte, das mit seiner Geschichte und seiner Poesie den schönen Stoff hergegeben, gleicht dem kindischen Greise, der die Huldigungen, die den Werken seiner Jugend widerfahren, nicht begreift und keine Notiz davon nimmt.

Auch der Druck des Werkes ist vollkommen gelungen, und bei den großen, durch Uebung noch nicht zum Spiele gewordenen Schwierigkeiten, wie wir dies oben angedeutet, verdient dies alle Anerkennung. Nielas Muller, der Buchdrucker und Poet, den die Leser dieser Blätter aus seinen Gedichten kennen, hat in England Gelegenheit gehabt, sich mit den Handgriffen bekannt zu machen, wodurch der zugleich mit dem Schriftsatz abgedruckte Holzstich seine volle Wirkung erhält.

Wenn man den Cid mit Neureuthers Zeichnungen zur Hand nimmt, so fühlt man recht die Bedeutung der Schritte, mit denen die Buchdruckerkunst eine neue unabsehbare Laufbahn betreten hat. Die Verächter des typographischen Schmucks mögen sagen was sie wollen, es ist eine neue geistige Lust, ein schönes Gedicht in solcher Form zu genießen, und diese unmittelbarste Verschmelzung zweier der edelsten Künste durch den Dienst einer mächtigen dritten hat einen eigenthümlichen und ganz andern Reiz, als die noch so vollendete artistische Beilage. — Wer Herders Gedicht noch nicht kennt, fühlt sich getrieben, die Fabel der anziehenden Bilder sich anzueignen, und berauscht sich im Dufte einer der schönsten Blüthen, die der Deutsche in den reichen, die Gewächse aller Zonen herbergenden Garten seiner Poesie verpflanzt hat. Hat einer das Gedicht halb vergessen, so sieht er freudig überrascht alte, abgeblaßte Bilder seiner Phantasie durch den Zauber der Kunst herrlich aufgefrischt, und er genießt wieder und immer wieder etwas, dem er vom Strudel der modernsten Literatur längst entführt worden. Wem aber der Cid frisch im Gedächtniß und im Herzen lebt, der liest ihn umblätternd mit dem lebhaftesten Genuß, ohne eine Sylbe zu lesen. Und im Gesellschaftszimmer — welch reiche Quelle der Besprechung, der Vergleichung, der Kritik und jenes Streites, bei dem sich der Geist spielend übt, wenn auch dadurch sonst nichts entschieden und gefördert wird.

Wir überlassen es dem Kunstblatt, das vorliegende Werk von künstlerischer Seite näher zu besprechen, so wie den Einfluß, den die Sitte, klassische Werke mit guten Holzstichen zu zieren, auf den Kunstgeschmack äußern mag. Hier nur noch so viel. So lange die Kunst auf diese Weise nur die Werke der Besten verherrlicht, dürfte die Wirkung nicht ausbleiben, daß bei sehr Vielen durch den Reiz der zeichnenden Kunst der Sinn für das Vortreffliche wieder geweckt wird, mit dem sie sich auf ihrem Bildungsgange längst abgefunden zu haben glaubten. Und eine solche Richtung, wenn sie nachhaltig wird, muß auf die schöne Literatur des Tages, nach Ausdehnung und Gehalt, nicht unbedeutend einwirken. Bei wie Vielen wird Herders Cid mit Neureuthers trefflichen Bildern eine rückgängige Bewegung einleiten, welche ein Fortschritt ist!

Das hier besprochene Werk, aus vier Lieferungen bestehend, ist bereits vollständig erschienen; es enthält siebzig Holzstöcke und kostet 6 fl. 21 kr.

Digitized by Google

Ueber Daguerre's Entdeckung.

(S. Nr. 17.)

Die Entdeckung des Panoramenmalers Daguerre, deren wir vor einigen Tagen erwähnt haben, ist in Paris Stadtgespräch. Es tritt hier der seltene Fall ein, daß eine auftauchende Neuigkeit ein artiges Curiosum ist und die Einbildungskraft des müßigsten Kopfes angenehm beschäftigt, und zugleich die größte wissenschaftliche Bedeutung hat. — Näheres über jene wunderbare Zeichnungsmethode wird mit Interesse gelesen werden, und wir theilen hier und in der Folge mit, was hierüber zu unserer Kenntniß gelangt.

Ein Pariser Journal schreibt: „Was es für ein Stoff seyn mag, der diese erstaunliche Empfindlichkeit für das Licht besizt, dies ist noch völlig unbekannt, und selbst in der Akademie wurde in dieser Beziehung nicht einmal eine Vermuthung geäußert. Wir haben aber bei Daguerre selbst die kleinen Meisterwerke gesehen, in denen sich die Natur selbst abgespiegelt, und geben mit wenigen Worten, aber treu den erhaltenen Eindruck. — So oft uns ein neues Blatt vorgelegt wurde, erneuerte und steigerte sich unsere Verwunderung. Welch meisterhafte Zeichnung! welch herrliches Helldunkel! welch vollendete Ausführung! Wie täuschend sind hier die Stoffe wiedergegeben! und dort auf den Basreliefs, wie kräftig tritt Alles heraus! Hier ist eine liegende Venus in mehreren Ansichten aus verschiedenen Gesichtspunkten: wie einzig sind die Verkürzungen gegeben; es ist die Natur selbst, es ist ein Vexierstück! All dies ist vortrefflich, sollten es aber nicht am Ende doch nur Tuschzeichnungen eines gewandten Künstlers seyn? Statt der Antwort gibt einem Dagnerre ein Vergrößerungsglas; und jezt sieht man die kleinsten Fältchen in einem Stoffe, und in einer Landschaft Linien, die das unbewaffnete Auge nicht mehr bemerkt. Mittelst einer Lorgnette zieht man die Ferne zu sich heran; auf der Ansicht von Paris vom Pont des arts aus erkennt man so das Allerkleinste; man zählt die Pflastersteine, man bemerkt die Nässe vom Regen, man liest die Aufschrift eines Ladenschilds. Alle Fäden des Lichtgewebes sind vom Objekt in's Bild übergegangen. — Fast noch erstaunlicher wird der Effekt, wenn man sich des Microscops bedient. Ein durch das Sonnenmicroscop ungeheuer vergrößertes Insekt bildet sich in diesen Dimensionen auf's allergenaueste ab. Man sieht hieraus gleich, daß die Entdeckung auch in naturhistorischer Hinsicht bedeutend werden kann."

Die Schnelligkeit, womit das Licht die vollkommene Zeichnung entwirft, steht mit seiner Stärke in Proportion; der Proceß geht demnach Mittags und Sommers rascher vor sich, als Morgens oder Abends und im Winter. Eben so muß die Wirkung nach der geographischen Breite verschieden seyn. Daguerre hat bis jezt seine Versuche nur zu Paris angestellt, und unter den günstigsten Umständen verzögert sich hier die Sache so, daß nur die todte oder ruhende Natur vollkommene Resultate gibt; bewegte Körper geben nur verschwommene Bilder. Aber unter der Sonne Afrika's wäre die Wirkung Allem nach eine augenblickliche, und man erhielte auch Bilder der bewegten Natur.

Daguerre's Entdeckung ist keineswegs ein unerwarteter glücklicher Fund, sondern die Frucht langjähriger Versuche. Schon auf dem jezigen Standpunkt derselben läßt sich voraussehen, daß sie nicht ohne wichtige Folgen für Kunst und Wissenschaft bleiben wird. Es gibt Leute, welche fürchten, den Zeichnern, ja selbst den Malern möchte dadurch der Markt verdorben werden; sicher werden aber nur die Abschreiber der Natur darunter leiden. Niemand hat davon gehört, daß der sogenannte Physiognotype dem Genius der Bildhauerkunst Eintrag gethan, und die Erfindung der Buchdruckerkunst hat wohl die Schreiber ruinirt, aber nicht die Schriftsteller.

Korrespondenz-Nachrichten.

Lissabon, December.

(Schluß.)

Speisehäuser.

Der Speisehäuser nach der Karte gibt es, wie schon gesagt, vom verschiedensten Kaliber; der anständigsten aber, die sich, abgesehen vom beschränkteren Raum, mit den besten anderer Länder vergleichen lassen, existiren gegenwärtig nur zwei oder drei, die aber auch erst seit einigen Jahren bestehen und von Ausländern eingerichtet sind. Man findet darin einige geschmackvoll dekorirte Zimmer mit guten Möbeln, anständiges Porzellan, reinliches Tischzeug, prompte Bedienung und eine große Mannigfaltigkeit von Speisen, die durch französische Köche à la française, anglaise oder à la tartare u. s. w. zubereitet sind. Daß man hier nicht junge Raben für junge Tauben, Katzen für Kaninchen, Hammelsbraten für Rehbraten und dergleichen Quidproquo bekommt, wie es in manchen großen Städten anderer Länder zu geschehen pflegt, dessen kann man gewiß seyn; denn die Surrogate für manche Gegenstände würden hier wohl theurer zu stehen kommen, als die echten. In den besten Speisehäusern findet man eine gedruckte Karte der Speisen zur Auswahl, denen täglich noch geschriebene Noten hinzugefügt werden. Das Einzige, was man in diesen vornehmen Häusern aussetzen könnte, ist, daß bei gleichen Preisen der Portionen und Gegenstände, wie in andern Häusern, die Portionen so zusammengeschrumpft sind, daß man gar kein großer Esser zu seyn braucht, um bei ganz einfachen Gerichten 600 Reis oder einen halben Thaler zu verzehren, wogegen man sich mit der Hälfte Geld an denselben Gerichten in einem gewöhnlichen portugiesischen Speisehause satt essen kann. In allen Speisehäusern sind vom Morgen bis zum Abend die Tische gedeckt. Die Hauptspeisestunden sind aber von zwei bis vier Uhr; wer früher ißt, verräth gemeine Lebensart, wer sich aber erst später zur Tafel sezt, zeigt guten Ton. In den portugiesischen Speisehäusern, die von der vernünftigern Klasse von Menschen besucht werden, welche mehr auf das Solide, als auf äußere Pracht sehen, und ihr Geld nicht für bunte Wände, kostbare Kupferstiche, prächtige Gardinen und feines Tafelservice ausgeben wollen, ist die Einrichtung höchst einfach: lange, schmale Tische, mit hölzernen Schemeln umsezt, die Wände weiß, und wenn es hoch kommt, mit einigen Nürnberger Kupferstichen geschmückt; die Tischtücher, außer an Sonntagen, nicht sonderlich rein, weil sie die ganze Woche den Dienst thun und am Sonnabend daher zu einer Armensuppe ausgekocht werden könnten. Darüber sezen sich die Meisten hinaus. Von Ausländern werden diese Häuser weniger besucht, und darum herrschen hier auch noch mehrfach die alten Sitten; man begrüßt sich beim Eintritt, man conversirt mit dem Nachbar, aus Höflichkeit offerirt man dem, der sein Bestelltes aus der Küche noch erwartet, indessen von seinen Gerichten, was freilich nie angenommen wird; man sagt: he servido? (ist Ihnen gefällig) und dankt man, so bittet der Anbietende um Erlaubniß, einstweilen essen zu dürfen, indem er com licença sagt und den Löffel ergreift. Auch wird derselbe nie unterlassen, mit dem ersten Glase Wein die Gesundheit der Anwesenden zu trinken.

Beilage: Kunstblatt Nr. 8.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

№ 22.

Morgenblatt

für

gebildete Leſer.

Freitag, den 25. Januar 1839.

Es drehte ſich oben, unzählig entfacht,
Melodiſcher Wandel der Sterne,
Mit ihnen der Mond in beruhigter Pracht,
Sie funkelten ſacht
In der Nacht, in der Nacht.

Platen.

Liebeleben.

Lyriſcher Cyklus von E. Mayerath.

VIII.

Nächte der Liebenden.

Auf blauen Lüften ſchifft der Mond
Mit goldnem Segel her,
Die Sterne tauchen lauſchend auf,
Delphine hinterher.
Von ſeiner Barke Bord verſcholl
So zauberſüß ein Sang,
Daß es in's Herz der ſtummen Nacht
Und ihren Kindern drang.

Vom Eiland, wo er brütend ſchlief,
Streckt ſeinen Hals der Schwan,
Wie träumend in die hohe Luft
Die Lilie lauſcht hinan.
Noch ſchlummert ahnungsvoll das Land,
Nun fallen alle ein,
Mit ſeinen Wogen tief der Strom,
Mit Wipfeln hoch der Hain.

Da ſchlägt ein ſtilles Sehnen an
In mir, Muſik der Nacht,
Als ob du Geiſtergrüße mir
Vom fernen Lieb gebracht.
Ob dieſe ſchöne Stunde wohl
Mein Bild ſo treu vor dir
Wie deines, holde Freundin, glänzt
Durch alle Fernen mir?

IX.

Sie ruht, ſie ſchläft in meinem Arm,
Wie hebt ſich leicht an dieſer Stelle
Das Sommernachtgewand! wie warm
Iſt dieſes Athems keuſche Welle!
Ein Silberwölkchen vor dem Tag,
Ihr Auge deckt des Liedes Hülle —
Sie ruht, ſie ſchläft, und mich umfängt
Des jungen Lebens ſchöne Fülle!

O Welt, was haſt du weit und breit
Wie dieſe engelfrommen Züge,
Der Seele Himmelsſicherheit,
Des Daſeyns heilige Genüge?
Wie Roſe an Vulkanes Bruſt
Hat ſie ſich ſorglos hingegeben,
Sie ahnt nicht, daß zu kühnſtem Wunſch
Die Sinne flammend ſich erheben!

Digitized by Google

Sie ahnt nicht, daß die stille Glut
In ihr mich siedend angezogen,
Wie blasser Mondesstrahl die Flut
Der wildbewegten Meereswogen.
Sie ahnt nicht — Still zur Ruhe Herz,
Ich will gefaßt und heiter scheinen.
Mag all das Liebste, was du hast,
Im Schlummer, Freundin, dir erscheinen.

X.

Die schöne Sonne ist gesunken,
Dort träumt an Westens fernem Saum
Mit halbgeschlossnem Aug' ein Wölkchen
Von ihrem Licht den lezten Traum.
Ein Blick hinaus von dem Balkone —
Kein Blättchen regt sich, still das Land,
Die Quelle selbst ergeht sich leiser
In ihrer Blumenwiege Rand.

Melodisch in den sanften Frieden
Verströmt der Abendglocke Klang,
Die Geisterstimme, die zur Ruhe
Schon dieses Thales Vorwelt sang.
Nun leuchten an den hohen Lüften
Die Hieroglyphen golden klar,
Die an des Tempels Thor geschrieben
Der Meister groß und wunderbar.

Sonnen der Nacht! wie blüht der Himmel
Verklärt in stummer Freudigkeit,
Zu seinen Füßen schläft die Erde,
Sein Kind in stiller Sicherheit.
Wir geben schweigend uns die Hände,
Die Priester dieser schönen Nacht,
Es ist die Erste nicht — wir haben
Schon manche liebend durchgewacht!

Constance Contarini.

(Fortsetzung.)

„Sie haben, wie ich sehe, durch eigene Erfahrungen ein System prüfen wollen," sagte der Abbate, nachdem Arnheim geendigt hatte, „haben es sich aber nur allein zuzuschreiben, daß es diesmal mißglückt ist. — Mußte es Ihnen nicht auffallen, die Königin des Festes mit Ihnen in gleicher Tracht zu erblicken, und hatten Sie keine Ahnung davon, daß man sich den artigen Scherz erlaubte, Sie zwei Personen für Eine halten zu lassen?" — „Wie?" rief Arnheim, dem jezt Alles klar wurde, „es waren zwei verschiedene Personen? — und die Tracht war absichtlich der meinigen gleich? — Wie konnte man aber diese wissen?" — „Nun, das ließ sich wohl auskundschaften, wenn man es darauf anlegte. Und nun erklären Sie mir nur, warum Sie einen Irrthum nicht benuzten, der sich Ihnen so reizend darbot? Warum verriethen Sie denn der Gütigen, daß nicht sie der Gegenstand Ihrer Wünsche war? — so hätte sich ja Alles auf's Erfreulichste gelöst." — „Wie konnte ich anders?" erwiderte Arnheim erstaunt; „wie konnte ich treulos werden an mir selbst und dem Bilde, das ich im Herzen trug?" — „Treulos an sich selbst, wenn Sie sich einer Verlegenheit entrissen?" rief der Abbate. „Treulos an einem Bilde? Wahrlich, wenn ich Sie nicht so tief erschüttert sähe, ich würde lachen! Ihr Deutsche seyd eine ganz aparte Sorte von Menschen! — Wissen Sie denn, ob dieses Bild Ihre Treue verlangt? — Wenigstens haben Sie dem Urbilde mit Ihrer Gewissenhaftigkeit gewiß keinen besondern Dienst geleistet, haben es wohl gar einer verschmähten Nebenbuhlerin preisgegeben, die sonst vielleicht das Urbild selbst in echter Realität in Ihre Arme geführt hätte. Sie kennen unsere Venetianerinnen nicht." — „Sie machen mich zittern, Abbate!" — „Zuerst zittern Sie für sich selbst. Ihres Weilens ist hier nicht. Vielleicht ist der Dolch schon gezückt auf Ihre Brust. Vielleicht daß selbst Schrecklicheres Sie treffen könnte, wenn man Sie dem Staate verdächtig fände, wenn der weise Rath der Zehner — Ein schönes und vornehmes Weib, dem stehen tausend Mittel zu Gebot gegen einen unbedeutenden Fremden, und eine Schmach, wie Ihre Medusa von Ihnen erlitten zu haben glaubt, verzeiht keine Venetianerin — am wenigsten eine Fromme." — „Eine Fromme? So bezeichneten Sie mir einmal die Gräfin Albani, die Schwester des Nobile Contarini. Sie glauben —" — „Ich glaube nichts," fiel der Abbate ihm in's Wort, „als daß es rathsam ist, wenn Sie keinen Augenblick verlieren und sich wenigstens der ersten Wuth entziehen. Wohin Sie sich wenden, will ich nicht wissen, denn — ich will nichts zu verrathen haben. — Niemand wird mich haben in's Haus gehen sehen, und wenn auch, ich habe darin noch mehrere Bekannte, bei denen ich einen unverdächtigen Besuch abstatten kann. — Ich empfehle Sie dem Schutze aller Heiligen!" und damit schlich er von dannen.

Arnheim sah ihm mit einem Gefühle der Verachtung nach; zwar mußte er den Bemerkungen des Abbate Recht geben, aber es empörte sich sein Inneres gegen ein Verfahren, wie es ihm dieser als das einzig passende in solcher Lage bezeichnet hatte, und er hätte damit nicht die Gefahr abwenden mögen, in welche er sich durch sein redlicheres Benehmen gestürzt sah. Er hatte sich die

Digitized by Google

Achtung vor sich selbst bewahrt. — Und hatte er diesem Benehmen nicht das Unterpfand der Geliebten zu danken, das süße Geständniß Ihrer Liebe? Er las die für ihn so beredten Zeilen der zitternden Hand wieder und wieder, und bedeckte sie mit seinen Küssen. Das Räthsel des an sich so schuldlosen, ihm selbst schmeichelhaften Scherzes, den nur wilde Begier in so bittern Ernst verwandelt hatte, war ihm gelöst. Jezt war ihm der Unterschied in dem Benehmen der schönen Griechin, der ihm so schmerzlich gewesen, erklärt, und er konnte nur über sich zürnen, daß er nicht an dem schüchternen, zartern Benehmen die Geliebte erkannt habe. — Aber ein Entschluß mußte gefaßt werden. Constance drang auf schleunige Flucht, der Abbate, der sein Terrain wohl kannte, gleichfalls; und doch, floh er, so ging er einem freudenlosen Daseyn entgegen, das langsam tödtende Gift der Sehnsucht im Herzen. — Es schien ihm erträglicher, der Gefahr in ihrer Nähe zu trotzen. — Da brachte ihm sein Gondelier ein zweites Billet, das ihm von einem Mohrenknaben war zugestellt worden. — Arnheim las von einer weiblichen Hand: „Schöner Fremdling, kannst du der Leidenschaft eines Wesens verzeihen, das sich von dir verrathen glaubte und, seiner selbst nicht mächtig, sich zu Aeußerungen hinreißen ließ, welche das Herz im nämlichen Augenblick verdammte, so finde dich zur Abendmesse auf dem Lido ein. Du wirst dort den sichern Führer finden. — Ich habe in dieser fürchterlichen Nacht unablässig im Gebet zur Madonna gerungen. Nur deine Verzeihung kann der Schuldbewußten den Frieden wieder geben. Reue und Freundschaft erwarten dich."

Arnheim wußte nicht, wozu er sich entschließen sollte. Hier zeigte sich ihm ein Ausweg nach dem Systeme des Abbate. Seine Unbekannte stand in Schönheit seiner Angebeteten nicht nach. Von ihr so feurig geliebt zu werden, mußte jedem beneidenswerth dünken. Wenn er zu ihren Füßen die Thorheit der vergangenen Nacht bekannte, wenn er ihr seine Liebe zu opfern den Schein annahm, so blieb ihm die Hoffnung, dem Zuge seines Herzens dennoch folgen zu können. — Aber — wäre dies nicht Verrath an seiner Liebe? — Verrath an Constance? — Würde sie ihn nicht verachten, wenn sie es erführe, und mußte er sich nicht selbst verachten? — Ermahnten ihn nicht die lezten Worte der zitternden Hand der Geliebten: „Fliehe und lasse dich durch nichts täuschen?" Und sein Entschluß war gefaßt. Er gebot seinem treuen Diener, seine Angelegenheiten in Ordnung zu bringen, und in wenigen Stunden durchschritt er die Lagunen nach Maestre.

Als die Thürme Venedigs seinen trüben Blicken entschwanden, war's ihm, als ob sich das Leben von seinem Herzen losreiße und in's Meer versinke. Der Vulkan schien ausgebrannt, und es war öde in ihm. Eine gänzliche Gleichgültigkeit bemächtigte sich seiner. Er machte keine Ansprüche mehr, weder an sich noch an andere.

(Fortsetzung folgt.)

Die Ahnen der Königin Victoria.

Bekanntlich haben die angelsächsischen Chronisten das Geschlechtsregister der ersten Beherrscher der sieben Königreiche, Kent, Esser, Sussex, Wessex, Ostangeln, Northumberland und Mercia, die erst zu Anfang des neunten Jahrhunderts im Königreich England vereinigt wurden, sorgfältig aufgezeichnet, und Alle leiten die Abstammung dieser kleinen Könige bis auf Wodan oder Odin, den vergötterten großen Reformator des Nordens, zurück.

Unter den sieben Descendenzen Wodans ist uns hier nur folgende Ahnenreihe der Könige von Wessex von Bedeutung: Woden, Beldeg, Fredegar, Frewin, Wigga, Gewish, Esla, Elesa, Cerdik; dieser leztere wurde im Jahr 491 nach Christo der erste König von Wessex. Ihm folgten in ununterbrochener männlicher Abstammung Creoda, Cynric, Ceawlin, Cuthwine, Cutha, Ceolwald, Coenred, Ingild, Erewra, Cosa, Ealmund, Elbert; dieser leztere war der Erbe aller übrigen kleinen Königreiche, und wurde der erste König von England im Jahr 828. Ihm folgten wieder Ethelwolf, Alfred der Große, Eduard I., Edmund I., Edgar, Ethelred, Edmund II., Eduard der Flüchtling und Edgar der Edeling, der lezte männliche Sprößling des Hauses, vertrieben durch die Normannen. Seine Schwester aber, die heilige Margaretha, floh nach Schottland und heirathete den König dieses Landes, Malcolm, der durch Shakespeare bekannt ist, indem er den Usurpator Macbeth, den Mörder seines Vaters Duncan, wieder verdrängte, am Ende des eilften Jahrhunderts.

In Schottland nun pflanzte das uralte Geschlecht in der ersten weiblichen Linie sich fort. Auf Malcolm folgten David, Heinrich, David; dieses zweiten Davids Tochter Isabelle heirathete den Robert Bruce, und pflanzte das alte Geschlecht in der zweiten weiblichen Linie fort. Robert zeugte einen zweiten Robert, dieser einen dritten, der 1306 König von Schottland wurde, und dessen Tochter Majorie den Walther Stuart heirathete, der das alte Geschlecht in der dritten weiblichen Linie fortsezte. Sein Sohn Robert wurde 1370 König von Schottland; ihm folgten Robert III., Jacob I., Jacob II., Jacob III., Jacob IV., Jacob V. Des leztern Tochter war die berühmte Maria Stuart, die den Heinrich Darnley, übrigens einen Verwandten ihres Hauses, also wieder einen Stuart, heirathete und die vierte weibliche Linie begann. Aus dieser Ehe nämlich stammte

Digitized by Google

Jacob VI., der nach dem Tode der großen Elisabeth 1603 auch König von England wurde und sich insofern Jacob I. nannte. Seine Tochter Elisabeth vermählte sich (die fünfte weibliche Linie anknüpfend) mit dem Pfalzgrafen Friedrich, der zum König von Böhmen gewählt, aber durch die berühmte Schlacht auf dem weißen Berge wieder vertrieben wurde. Ihre Tochter Sophie wurde dem jüngsten Prinzen des hannöverschen Hauses, Ernst August, vermählt, dem ersten Kurfürsten von Hannover. Er sezte das uralte Geschlecht in der sechsten weiblichen Descendenz fort. Sein Sohn Georg erbte den englischen Thron, ihm folgte Georg II., Friedrich, Georg III., der Herzog von Kent und die jezt regierende Königin Victoria, die bestimmt scheint, die siebente weibliche Linie zu beginnen.

Korrespondenz-Nachrichten.

Rom, Januar.

Stabilismus. Ausgrabungen und Restaurationen. Neue Gemälde.

Nach einer fast vierjährigen Abwesenheit bin ich nach Rom zurückgekehrt. Mir schlug das Herz, als ich durch das Thor von Albano auf die Campagna und ihre Trümmerwelt schaute, als ich von der Höhe herniederrollte und von der Via Appia aus die alten Wasserleitungen, den Lateran, den Thurm des Kapitols, die Alles überragende Peterskuppel, die ewige Roma vor mir sah. Es war mir, als zöge ich durch die Porta San Giovanni in meine Heimath ein. Von den Irrfahrten durch Italien, von den geschauten Wundern ermüdet, sehnt sich der Reisende nach Ruhe. Hier findet er sie, hier verläßt ihn die peinigende Spannung. Die Denkmäler grüßen ihn mit vertrauten Augen. Alle die im Verlaufe der Reise nur locker geschürzten Bande verknüpfen sich hier auf's Neue und fester. Der Strom, welcher sich den Sommer über in tausend Abzweigungen über Italien verbreitet hatte, findet mit Beginn des Winters wiederum nach Rom zurück. Ueberall trifft das Auge auf bekannte Gesichter, und nicht nur die Landsleute allein freut man sich wiederzufinden, auch die römischen Bekannten grüßt man mit heimischer Lust, und vernimmt mit heimlichem Behagen das schnarrende Herzählen der Gerichte des alten wohlbekannten Cameriere, sogar den buon giorno des ewigen Bettlers auf der spanischen Treppe. Die Künstler, welche den Sommer über wie Bienen nach Blüthenstaub ausgeflogen, schicken sich an, ihn im Winter in Honig zu verwandeln. Die Stunden des Tages sind geregelt, unwandelbar festgestellt; der Fremde schmiegt sich der hergebrachten Ordnung gerne an, und so beginnt das früher vom Zufall abhängige Leben jenen ernsteren Charakter, ohne welchen der Deutsche sich einmal nicht wohl fühlen kann, wieder anzunehmen. Man erkundigt sich nach dem in der Abwesenheit Vorgefallenen — es ist Alles beim Alten geblieben. In Rom ändert sich nichts. Aber gerade dieser Stabilismus hat für den Zurückkehrenden einen mächtigen Reiz; er fühlt sich mit Allem au fait, mit jeder Erscheinung vertraut, und ist der lästigen Novizenzeit mit einem Male überhoben.

Die Ausbeute der neuern Ausgrabungen ist nur allzuschnell überschaut, und es genügt an einem Hinblick, um zu der Ueberzeugung zu gelangen, daß das neue Rom eher zum zweiten Male zerstört, als das alte nur im Bezirk des Forums aufgedeckt werden wird. Schon früher, als die Arbeit von Züchtlingen verrichtet ward, wurde so viel wie nichts zu Tage gefördert; jezt ist sie vollends einigen zwanzig Hospitaliten, Krüppeln und abgelebten Greisen übertragen. Es ist ein tragikomischer Anblick, zu sehen, wie diese sogenannten Arbeiter sich mit einem faustgroßen Steine oder einer Viertelschaufel Erde stundenlang schleppen, ehe sie dieselben zu Hauf geworfen. Das Becker-Grabmal an der Porta magiore mit seiner kopfzerbrechenden Inschrift ist das einzige Denkmal von Bedeutung, welches seit vier Jahren aufgefunden worden ist. Neuerdings beginnt man für Louis Philipp Nachgraben in dem Garten des Collegio inglese, und zwar in dem Tempel zur Seite des Hippodromus. — Mit größerer Energie werden die neuen öffentlichen Bauten betrieben. Die Façade des Postgebäudes auf der Piazza Colonna ist beendet, und gewährt einen heitern, wohlthuenden Anblick, wenn gleich ihre Verhältnisse weniger imposant, als die der anstoßenden Paläste sind. Der Wiederaufbau der Kirche San Paolo fuori le Mura schreitet rüstig vor; die Säulen des Hauptschiffs sind sämmtlich, die der Seitenschiffe zum größten Theil aufgerichtet, die Mosaik des Chors restaurirt. Auch der Kreuzgang des Lateran soll sich einer Umwandlung erfreuen. Pietät gegen alte Denkmäler liegt eben nicht im Charakter des Italieners, und so wird denn auch hier mit den mittelalterlichen Resten barbarisch genug umgesprungen. Ob die Fresken Camuccini's, welche die Wände ausschmücken sollen, für den Verlust hinreichend entschädigen und mit dem ehrwürdigen Alterthum in Einklang zu bringen seyn werden, muß die Zukunft lehren. — In der Malerei hat die neuere Zeit gar Vieles und Erfreuliches gebracht. Zu dem Bedeutendsten rechne ich den barmherzigen Samariter von Clavé, einem jungen talentvollen Spanier. Die Figuren haben Lebensgröße; die Composition ist edel einfach, das Colorit blühend, der landschaftliche Hintergrund sehr brav. Der Verwundete erwacht so eben unter den Händen des neben ihm knieenden Samariters, welcher ihm das aus der Stirne hervorquellende Blut abwascht; die Ohnmacht ist noch in den Extremen des Körpers sichtbar, ohne daß deßhalb die Glieder steif wären. Im Hintergrund ziehen Levit und Schriftgelehrter theilnahmlos des Weges. Das Bild ist nach Barcellona bestimmt. Eine Kunstbestellung nach Spanien, in einer Zeit, wo die spanischen Meister zu ganzen Maulthierladungen auswandern, erregt schon an und für sich Befremdung, hier aber noch mehr Bedauern, wenn man das treffliche Kunstwerk, welches von jenem Vulkan verschlungen zu werden bedroht ist, anschaut. Einer erfreulicheren Bestimmung geht ein gleich ausgezeichnetes Bild von Schubert, die Parabel vom Gastmahl des reichen Mannes darstellend, entgegen, nämlich nach Dessau. Die Composition ist reich, und bei allem Reichthum überaus klar und anmuthig. Die Heilandszüge des Gastgebers sind die edelsten, und dabei vollkommen eigenthümlich; die Gruppen der Armen und Leidenden, welche theils eingeführt werden, theils sich bereits des Mahles freuen, gehören zum Schönsten, welches die neuere Kunst hervorgebracht hat. Der Hintergrund läßt die fruchtlosen Einladungen der Diener und die Motive derselben sehen. Das Bild ist noch nicht ganz vollendet; zu seiner Zeit werde ich ausführlicher darüber berichten.

(Schluß folgt.)

Beilage: Literaturblatt Nr. 10.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

№ 23.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Sonnabend, den 26. Januar 1839.

Je trouve les caprices de la mode étonnans. Ils ont oublié comment ils étaient habillés cet été, ils ignorent encore plus comment ils le seront cet hiver.

Montesquieu.
Lettres persanes.

Moden.

Der Anzug der feinen, müssigen weiblichen Welt ist in seiner Entwicklung vom Morgen zum Abend kunstmäßig in Gattungen und Arten getheilt, deren jede ihre Ansprüche und Rechte, ihre Verbindlichkeiten und Nothwendigkeiten hat. Sie zerfallen aber naturgemäß in drei bestimmt geschiedene Classen. Die Reihe eröffnet das Negligé, nämlich das Hausnegligé mit seinen verschiedenen Abstufungen vom Nachtkamisol durch die Robe de chambre bis zu jenen Hausanzügen, welche das Weiche, Fließende der ungezwängten Natur durch halbe Maßregeln kunstreich darstellen. Den Beschluß macht der abendliche volle Putz mit dem bloßgelegten, entschiedenen Triumph der Kunst über die Natur. Zwischen beiden in der Mitte stehen die Formen, welche der Straße und dem öffentlichen Orte angehören, die eigentliche öffentliche Tracht, deren Nüanzen, nach dem Gesetzbuch der Eleganz, bald mehr dem Negligé, bald mehr dem Putz, doch jenem in überwiegendem Maße angehören. Die laufenden Moden, welche sich auf diesen populären, forensischen Theil der Tracht beziehen, sind es vor Allem, was die große Mehrzahl der Weiber interessirt; sie sind für den großen Haufen der Adepten der Eleganz gleichsam das Brodstudium, das Zeit, Mittel und Fähigkeiten genugsam in Anspruch nimmt. Die Kunst, sich für seine vier Pfähle regelrecht anzuziehen, gehört zu den philosophischen Wissenschaften, in denen man nicht examinirt wird, und über die Kunst, einen Ball- oder Schauspielsaal nicht zu verunzieren, hört man Encyclopädie bei einem Privatdocenten.

Die Uniformität, soweit sie auch im Costüm der weiblichen Welt herrscht, ist vorzugsweise eine Straßengleichheit; und sie bezieht sich namentlich auf den eben genannten, von der Sonne beschienenen, oder von Schirm und Wagendecke beschatteten Theil des Anzugs. Und hier kann man bemerken, daß immer Ein Kleidungsstück die verkörperte Parole der Eleganz in der laufenden Jahreszeit ist und alles Andere mehr oder weniger in der Bedeutung herabdrückt. Diese Rolle spielt gegenwärtig der große, meist mit Pelz besetzte Shawl von Sammt, Atlas oder Plüsche, halb Shawl, halb Mantel, zugleich Negligé und halber Anzug, von nüchterner Form im Ganzen, aber in den Details des Schnitts und in Stoff und Farbe dem Geschmack und der Laune, so wie den Ansprüchen an den allerneusten Bonton freien Spielraum lassend. Dieses Kleidungsstück verfolgt den gewöhnlichen Entwicklungsgang solcher Moden: im verflossenen Winter geboren, ist es im laufenden zu seiner weitesten Verbreitung gelangt, und bereits treten die gewöhnlichen Symptome der Ausartung ein, welche dem Tod oder der Metamorphose vorausgehen.

Digitized by Google

Die Pariser haben längst das Naturgesetz gefunden und ausgesprochen: Jede Mode, die bei ihrem Auftreten gute und schnelle Aufnahme findet, lebt zwei Jahre, oder vielmehr zwei analoge Jahreszeiten, und stirbt im dritten. Das erste Jahr ist das der „Distinktion“: die neue Form ist aristokratisch, ist Eigenthum und Aushängeschild der „sommités régulatrices.“ Die Mode frappirt, sie erscheint auffallend, barock, oft unkleidsam, und die Berichterstatter in den Modezeitungen verfehlen nie, zu versichern, wie ganz besonderes Talent und Geschick erforderlich sey, um sie mit Vortheil und Grazie zu tragen. Eine gewisse Scham schreckt in dieser Periode zahlreiche Weiber vom allzu Ausgezeichneten, oft Kostbaren und vermeintlich schwer zu Handhabenden zurück, und darüber läuft die Saison ab. Es ist nun aber, als ob die Mode, heiße sie Shawl, Mantel, Mantille, oder wie sonst, gleich den Gewächsen der Erde ihren Samen in den Boden niedergelegt hätte. Er keimt, während die Vegetation einer andern Jahreszeit blüht, und beim Eintritt der folgenden entsprechenden Saison geht er auf tausendfältig und bedeckt das Land. Was das Jahr zuvor vornehm sonderbar war, ist jezt plötzlich wunderbar kleidsam, was, um dem Auge ertraglich zu seyn, des Nimbus der höchsten Fashion bedurfte, ist auf einmal allgemeine Tracht, und es fällt keinem Menschen mehr ein, daß man besonders organisirt seyn müsse, um sich damit geltend zu machen.

Diesen Höhepunkt hat nun der große Sammt- oder Seidenshawl im jetzigen Momente erreicht, oder er hat ihn vielmehr bereits überschritten; denn jede Mode verliert ihren Werth geraume Zeit vor ihrem Sättigungspunkt, und von dem Augenblicke an, wo sie aufhören will, auffallend zu seyn. Sobald dies eintritt, beunruhigt man sich in den höchsten Sphären, wo die Mode gemacht worden; ehe man sie aber entschieden umbildet oder ganz fallen läßt, sucht man die Distinktion in ausschweifenden Launen des Schnitts oder im Geschrei der Farben. Dies läßt sich gegenwärtig deutlich beobachten. Bei seinem Auftreten im vorigen Jahr war der moderne Shawl ernst, meist dunkelfarbig; kaum fühlte er, daß er dem gemeinen Loose, Uniform zu werden, nicht entgehen könne, so suchte er das Heil der Vornehmheit, wie gewöhnlich, in einer Art Bouffonnerie, welche die Gesetzteren, Bescheideneren zurückschreckte: er färbte sich hellblau, citrongelb, rosenroth mit weißem Besatz, er fuhr in einen ganz neuen, noch nie dagewesenen Stoff, in buntfarbigen, geblumten Sammt; er hing sich hinten eine Kapuze an, erweiterte, drapirte sich und wandelte sich fast zu einem kuriosen Mäntelchen um, von dem bereits das alte Lied gesungen wird: „qu'il demande une grace et une élégance parfaite.“ Wir glauben, daß die weibliche Welt in dieser, den Saloppen unserer Großmutter nicht unähnlichen Form den gemeinen Götzen des künftigen Winters zu verehren hat, wo er sich dann mit seinen Ansprüchen auf Grazie und Eleganz schon billiger finden lassen wird.

(Fortsetzung folgt.)

Constance Contarini.

(Fortsetzung.)

So fand ihn sein treuer Franz in Padua und eilte mit seinem noch gestern so lebensfrohen Herrn nach Mailand. Hier schien ihm dessen Zustand der ärztlichen Hülfe zu bedürfen. Der Arzt sah dem Ausbruche eines heftigen Fiebers entgegen, das eine Krisis herbeiführen würde, deren Ausgang ungewiß sey. Seine Verkündigung traf ein. Arnheim fiel in eine Raserei, in welcher alle Bilder seiner jüngsten Vergangenheit auf ihn einstürmten, und die zulezt in einen todtähnlichen Zustand überging, von dem der Arzt sagte, daß er zur Genesung oder zum Tode führen würde. — Der treue Franz verdoppelte seine Pflege, kein Schlaf kam in seine Augen, er wich nicht vom Bette des Kranken und belauschte jeden schwachen Athemzug. — Arnheim erwachte endlich; er richtete sich auf, blickte seinen bangenden Diener mit glänzenden Augen lächelnd an und sagte: „Ich werde sie wieder sehen; von ihren Armen umschlungen, werde ich sterben!“ und er sank zurück, jedoch nicht zum Tode, sondern, nach der Erklärung des schnell herbeigerufenen Arztes, in einen tiefen Schlaf, von dem er zu neuem Leben erwachen werde. — Wärest du, armes, junges Herz, mit der süßen Hoffnung des Wiedersehens geschieden! — Aber die frische, volle Jugendkraft siegte. Nach einem Schlafe von fast vier-und-zwanzig Stunden richtete er sich auf.

„Ich habe wohl lange geschlafen,“ sagte er zu dem erfreuten Franz. „Der Abbate wird auf mich warten. Ziehe mich geschwind an!“ und er wollte aus dem Bette. Der erschrockene Franz hielt ihn zurück. — „Gott sey Dank und dem heiligen Franziskus, daß Sie so sanft geschlafen haben, lieber Herr!“ sagte er zu ihm; „aber Sie sind krank und dürfen nicht aus dem Bette. Auch sind wir nicht in Venedig.“ — „Nicht in Venedig?“ fragte Arnheim verwundert. — „Nein, lieber Herr, wir sind in Mailand schon seit fünf Tagen.“ — „In Mailand? — Nicht in Venedig?“ wiederholte der Arme. „Ja, ja, du hast Recht; ich besinne mich. Aber krank bin ich nicht, laß mich aufstehen.“

Franz bat ihn, nur so lange im Bette zu bleiben, bis der Arzt, den er bald erwarte, gekommen sey, und

Digitized by Google

Arnheim ließ sich von dem Treuen dazu bereden. Der Arzt kam. Er fand den Puls des Kranken matt, ohne Fieber: einige Tage Ruhe würden ihn bei der guten Pflege bald herstellen. — Arnheim, dessen Bewußtseyn völlig zurückgekehrt war, wußte nicht, ob er sich dessen freuen solle. Der Arzt rieth dem guten Franz, dafür zu sorgen, daß sein Herr sich zerstreue und die trüben Bilder, welche ihn zu beschäftigen schienen, zurückgedrängt würden, besonders aber ihn nicht zuviel sich selbst zu überlassen. — Die Reden seines Herrn in den Fieberphantasien hatten den besorgten Diener errathen lassen, was ihm auf der unglücklichen Maskerade müsse begegnet seyn und ihn vermocht habe, Venedig so schnell zu verlassen; er ließ sich jedoch gegen seinen Herrn nichts davon merken. Gern hätte er das Andenken an Venedig in ihm ganz auslöschen mögen; aber es flammte lebendiger auf, als Arnheim einen jungen Künstler vom Fenster aus erblickte, den er in Venedig oft bei sich gesehen hatte, und Franz sah sich ungern genöthigt, Manzoni, so hieß der Künstler, nachzueilen und ihn zu seinem Herrn zu führen.

Manzoni kam gerade aus Venedig und war nicht wenig erfreut, Arnheim, der so räthselhaft dort verschwunden war, unerwartet in Mailand zu finden. — Arnheim gab dringende Geschäfte vor, die ihn zu so schneller Abreise genöthigt, daß er nicht von seinen Freunden habe Abschied nehmen können, und seine Hoffnung, bald wieder dahin zurückzukehren, sey durch seine Krankheit getäuscht worden. Manzoni erzählte ihm, daß über sein plötzliches Verschwinden die seltsamsten Sagen sich verbreitet hätten. Ganz Venedig habe von dem Maskenball auf der Villa Contarini und von der Mystifikation zweier Griechinnen und eines schönen Griechen gesprochen, der Allen ein Räthsel geblieben, und in welchem man Arnheim vermuthet, was denn manches Geschwätz veranlaßt habe. Dies sey aber bald verdrängt worden durch die Rückkunft des Nobile Contarini aus Rom und durch die öffentliche Staatsaudienz, in welcher dieser vom Senate auf's Ehrenvollste empfangen worden.

Ein Schauder überflog Arnheim bei dieser Nachricht. Wie leicht konnte das Geschwätz über den Maskenball den Argwohn des Nobile erwecken; er gedachte der Drohung jener Wüthenden und der Andeutung des Abbate über die unheimlichen Gehrimnisse des Hauses Contarini, und er zitterte für Constance. — Manzoni erschrack über die sichtbare Bewegung Arnheims, die ihm das Blut von den Wangen trieb. Arnheim schob sein Erblassen auf die von seiner Krankheit noch zurückgebliebene Schwäche. Gern hätte er aus dem Pallaste Contarini selbst etwas Näheres erfahren; allein Manzoni konnte ihm keine weitere Auskunft geben, als daß es heiße, der Nobile Contarini werde bald mit seiner schönen Gemahlin auf seine entfernteren Güter gehen. Von dem Abbate wußte er gar nichts; er hatte ihn seit Arnheims Abreise nicht wieder gesehen.

(Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Berlin, Januar.

Raupachs Maria von Schottland.

Raupachs schon lange vorausverkündigtes Drama: „Maria, Königin von Schottland," ist endlich hier auf dem königlichen Theater zur Aufführung gekommen. Jedenfalls eine merkwürdige Erscheinung, wäre es auch nur deßhalb, weil es seit langer Zeit wieder das erste bedeutende Stück ernster Gattung ist. Die Urtheile sind, wie sich denken läßt, sehr verschieden. Politik und religiöse Meinungen, alte Anhänglichkeit für Autoritäten, sentimentale Vorurtheile und noch vieles Andere spielen dabei mit. Daß das so lange vergessene, zurückgeschobene und in Mißkredit gerathene Theater, zu jetziger Zeit noch Anlaß zu derartigen Debatten geben konnte! Daß der größere Theil des Publikums Herrn v. Raumers historische Forschungen über Maria Stuart kennen sollte, ist eben so wenig anzunehmen, als daß die Opposition des Publikums gegen die Tendenz des Stückes von einer papistisch jesuitischen Gesinnung in Berlin herrühre. Dennoch ist die Opposition da, und in unserer streng protestantischen Stadt ist man aus demselben Grunde gegen das Drama eingenommen, aus dem die ultramontanen Blätter des katholischen Baiern gegen Raumers Geschichtswerk losziehen: nämlich, weil der Dichter, den neueren Forschungen folgend, den Charakter der Maria „nicht wie ihn die Dichtung schrieb," sondern wie er in den Blättern der Geschichte aufnotirt steht, auf die Bühne gebracht hat. Daß die Maria Stuart mit dem Märtyrer- und Glorienscheine um ihr blutendes Haupt, wie sie das größere Publikum kennt, das sich mit der ernsten Geschichte nicht gerne befaßt, ein Produkt der ältern und neuern Jesuiten ist, die sie mit allem Liebreiz und aller möglichen Unschuld ausschmückten, um die Schutzheldin des Protestantismus, die, aller Schwächen ungeachtet, große Elisabeth in desto schwärzeres Licht zu stellen, ist freilich den Wenigsten hier bekannt. Aber Schillers Maria Stuart ist Gemeingut des Volks. Daß der geniale Schiller, selbst ein Streiter für Licht und Wahrheit, den Mißgriff beging (freilich nicht in der Zeit, wo er die Räuber und Don Carlos schrieb, sondern in der, wo die neuromantische Vorliebe für den Katholizismus sputte), dies politische Gespinnst durch eine herrliche Dichtung zu constatiren, ist gewiß weniger darum zu tadeln, weil er eine arge Sünderin zu einer Heiligen, als um deßwillen, weil er eine große Königin und ihre staatsklugen Räthe (denen Europa zum großen Theil seine geistige Freiheit dankt) zu Betrügern und Bösewichtern machte. Wie mancher kleinere historische Irrthum, so ist auch dieser nicht mehr auszurotten; denn Schillers Autorität ist beim größeren deutschen Publikum unantastbar. So haben Sie denn Grund und Ursach, weßhalb Raupachs Drama hier keine günstige Wirkung machen konnte. „Der Heiligenschein der Maria geht doch ganz und gar verloren," hörte ich eine Dame vor mir seufzen; ja Andere gingen in ihrer Entrüstung

Digitized by Google

so weit, zu behaupten, das möge historisch, könne aber nun und nimmermehr wahr seyn, daß die edle Maria Stuart, nachdem sie kaum den König Franz, ihren ersten Gatten, verloren, den Heinrich Darnley lieben, heirathen, darauf ihn hassen, den Rizzio etwas lieben, den Heinrich, ihren zweiten Gatten, umbringen, und den Bothwell, den Mörder, gleich hinterher heirathen und lieben könne! Die Sentimentalität sprach sich zwar nicht überall so naiv aus, aber ein Mißbehagen war doch unverkennbar, einen weiblichen Charakter, den man so abgeklärt zu sehen gewohnt ist, in seiner menschlichen Schwäche und in so rascher Sinnesfolge von einem sinnlichen Fehltritt in den andern stürzen zu sehen. Was will die Geschichte, was die Kritik mit ihren dokumentirten Rechten, gegen das Gefühl! Aber, sonderbar genug, auch Raupach selbst hat die historische Maria noch veredelt. Er motivirt ihre Sinnesänderungen, wie sie in der Geschichte nicht motivirt sind, er erklärt es, warum sie zur Liebe für den starken Bothwell, der ihr als Rächer erscheint, gezwungen ist, und das Verhältniß zu Rizzio, das in der Wirklichkeit mehr als zweifelhaft ist, ist bei ihm ein reines, harmloses.

(Fortsetzung folgt.)

Rom, Januar.

(Schluß.)

Neue Gemälde. Fremde. Epiphania. Der Vesuv.

Zu Ehren des Großfürsten Thronfolgers, welcher bereits die bedeutendsten Ateliers in Augenschein genommen hat, haben die deutschen Künstler ihre fertigen Arbeiten in einigen Privatlokalen vereinigt ausgestellt. Zu den vorzüglichsten Leistungen gehören die Gemälde Riedels, eine Wiederholung der bekannten Gruppe badender Mädchen, welche nach Berlin bestimmt ist, und zwei junge Bauermädchen in einer Höhle, die jüngere knieend vor der ältern, welche im Begriff ist, ihr das Bild der Schutzheiligen umzuhängen. Zeichnung und Kolorit sind im zweiten gleich vortrefflich, die Gruppirung das Naivste und Anmuthigste, was Riedel seit längerer Zeit lieferte. Lindau gab eine Campagnascene: ein Büffel verfolgt eine Bäuerin mit ihrem Säugling, Campagnabauern fliegen auf ihren Rossen zur Rettung herbei; auf einem zweiten kleinern Bilde tanzen Bäuerinnen gar anmuthig den Saltarello zum Zitterspiel eines auf dem Esel einherreitenden Bauern. Reinhard lieferte eine wackere Ansicht vom Sturz des Teverone vor den im Jahr 1826 erfolgten Verwüstungen; Elsasser die mit gewohnter Virtuosität gemalten Ansichten der Rogerkapelle zu Palermo und einer Landschaft aus Kalabrien; Catel eine Ansicht des Dogenpallastes bei Erleuchtung und eine altvenetianische Gondel. Beide Gemälde sind bereits vom Großfürsten angekauft worden. — Einen trüben Schatten in all jene hellen Lichter wirft der hoffnungslose Zustand des alten Veteranen Koch. Er hat bereits die Sterbesakramente empfangen, und man zweifelt an seinem Aufkommen. Sein Verlust würde schwer zu ersetzen seyn, denn nur Wenige waren ihm in poetischer Composition, an technischer Durchbildung gleich, noch Wenigere an gediegenem Ernst, mit welchem er, ohne sich von der Mode irren zu lassen, die eingeschlagene Bahn eifrig verfolgte.

Die Anwesenheit der vielen Fremden bringt ein ungewohntes Leben in das alte Rom. Der Zufluß von Neapel und Florenz nimmt noch täglich zu; die Wirthshäuser sind sämmtlich besetzt; Ankömmlinge irren zu halben Tagen obdachlos umher; die Miethen steigen zu unglaublichen Preisen, wie denn u. a. der erste Stock des Palazzo Savelli auf vier Wochen für 150 Louisd'or vermiethet wurde; Torlonia hat in einer Woche für 86,000 Scudi Wechsel honorirt, der Großfürst 1000 den Armen geschenkt, die ihm zu Ehren angestellte Illumination 2000 andere gekostet, und 500,000 Franken sind von ihm zum Ankauf von Kunstwerken bestimmt worden. Was Wunder, wenn der Römer, der Alles nach Geld berechnet, dem Alles wieder zufließt, in der rosenfarbensten Laune ist. — Die Adventzeit ist vorüber. Die Pifferari, welche seither ihre schwermüthigen Schalmeien- und Dudelsackklänge vor den Madonnenbildern ertönen ließen, ziehen sich allmählig in die Abruzzen zurück; die Theater sind wiederum geöffnet, und Feste reihen sich an Feste. Der Ball, welchen der österreichische Gesandte, Graf Lützow, den 28sten December gab, belebte, eben so wie die zu Ehren des Großfürsten veranstaltete Jagd in der Gegend von Nettuno, die Conversationen in den Kaffehäusern auf Tage. Besonders waren die Tscherkessen in der Begleitung des Prinzen und ihre zu Roß bewiesenen Kunstfertigkeiten der Gegenstand allgemeiner Bewunderung. Heute wurde das Fest der Epiphania gefeiert. Der Römer macht Epiphania, oder in Abkürzung Befana, zu einer Hexe, welche die Rolle des nordischen Knechts Ruprecht spielt, nächtlich durch den Schornstein einfährt, sich den Kindern in Gestalt einer riesengroßen schwarzen Puppe zeigt und den Artigen Strümpfe voll Zuckerwerk darbringt. Am Vorabend ist ein Markt von Eßwaaren und Kinderspielzeug hinter dem Pantheon und an der Piazza St. Eustachio. Fleischer behängen ihre Ochsenviertel mit bunten Papierlampen, der Pizzicarol umwindet Würste und Käse mit Lorbeern, der Fruchthändler bekleidet Nüsse und Pinienäpfel mit Gold- und Silberschaum. Hier werden Pulcinelle und Tänzerpuppen ausgestellt, dort kleine Mönche und Nönnchen, links Trommeln und Trompeten, rechts Meßgewänder für Kinder, Monstranzen, zinnerne Weihkesselchen, kleine Kapellen für die Invotti. Jung und Alt kauft sich kleine Zinnpfeifen, und bläst darauf los, so lange die Lungenflügel vorhalten wollen; ein nordischer Weihnachtsmarkt ist ein Pietisten-Conventikel gegen den Höllenlärm der Epiphania-Fiera. Am Tage selber wird Vormittags in der Kirche der Propaganda der Gottesdienst nach allen Riten begangen, und die Messe in arabischer, syrischer, armenischer, koptischer Sprache gelesen, Nachmittags der Bambino, eine silberne gekrönte Wickelpuppe, in der Kirche Ara Celi in Procession umhergetragen, und von Kindern zur Ehre der Jungfrau Maria und des Jesuskindleins Reden gehalten. In einigen Wochen erwartet uns eine Girandola, welche zur Feier des Regierungstages des h. Vaters von der Engelsburg abgebrannt werden soll. Kurz darauf beginnt der Karneval, und um die Fremden auch nach der Osterwoche an Rom zu ketten, wird im Mai die Heiligsprechung von fünf Seligen, zu welcher schon jetzt Vorbereitungen getroffen werden, stattfinden. — Das Wetter ist das herrlichste von der Welt. Meine Fenster stehen den ganzen Tag über geöffnet; von Einheizen ist nicht die Rede, sogar der unzertrennliche Begleiter der Römerinnen, der scaldino, der mit Kohlen gefüllte Feuertopf, kam noch nicht über meine Schwelle. Erst einmal hatten wir Schnee, und es war ein lustiger Anblick, die in der Reife stehenden Orangen und Citronen aus der weißen Decke hervorlauschen zu sehen. — Indem ich den Brief schließen will, langt hier die Nachricht von dem neuerdings erfolgten Ausbruch des Vesuvs an; es soll der großartigste von den in diesem Jahrhundert erfolgten seyn, und die Steine bis an die Eremitenwohnung schleudern. Zugleich wird auch berichtet, daß ein Engländer, welcher sich zu weit wagte, von einem Stein getroffen worden ist und seine Neugier mit dem Leben büßen mußte.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

№ 24.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Montag, den 28. Januar 1839.

Dein hehrer Klang streut Gottes heil'gen Frieden
Auf jeden Tag im stillen Lebensgang,
Weckt unsers Dankes heitern Lobgesang,
Weht uns in's Herz den Himmel schon hienieden.

v. Weissenberg.

Die Heimathglocken.

Von Ph. W. Welcker.

Zu der Heimath stillen Höhen
Muß ich immer wieder gehen,
Nach der Dörfer trautem Kreise
Lausch' ich in gewohnter Weise,
Nach den frommen Sängerinnen,
Die den Feiertag beginnen,
Die mich so bezaubernd locken,
Wie den Lenz die Blüthenflocken —
Nach den heil'gen Kirchenglocken.

Von den hellen Bergeswarten
Seh' ich meinen Jugendgarten;
Und die Glocken senden Töne
Auf die Welt in Jugendschöne
Ueber Blumen hin und Trümmer
Zu der Wolken goldnem Schimmer.
Ihre Lieder hör' ich schweben
Ueber Thränenlaub und Reben
Auf das räthselhafte Leben.

Was mich Schönes hat entzücket,
Was mich Frohes noch beglücket,
Was mich Heiliges begeistert,
Und sich meiner ganz bemeistert,
All' mein Hoffen und mein Träumen
Und so Manches, gleich den Schäumen:
Meinen Himmel, meine Thräne
Singen von der Thurmeslehne
Mir der Kirche Liederschwäne.

In der Thürme freiem Dache
Halten sie die Zeitenwache
Auf der Lüfte breitem Meere,
Spähend nach dem Sternenheere,
Klänge schickend, ernste Boten,
Zum Gebirg, dem abendrothen,
Zu des Waldes dunklem Sale,
Grüßend in die Blumenthale,
Flüsternd mit dem Todtenmale.

Gleich dem Lied der frommen Sage,
Tönt, ihr Glocken, Lust und Klage,
Mahnt an Morgen ihr und Gestern;
Und der Lyra treue Schwestern,
Sprecht ihr, nah den Himmelskerzen,
Immer neu zu meinem Herzen. —
Die mich so bezaubernd locken,
Segnet mich, ihr Heimathglocken,
Einst — wann meine Pulse stocken!

Digitized by Google

Constance Contarini.

(Fortsetzung.)

Constancens Bild trat in allem seinem Zauber vor Arnheims Phantasie, aber nur als der Gegenstand eines lebhaften, schönen Traumes, den er festzuhalten wünschte, und er warf die schönen, ihm so tief eingeprägten Züge in der reizenden Griechentracht auf's Elfenbein: eine schmerzlichsüße Beschäftigung, die ihm die Einsamkeit zum süßen Genusse zauberte. — Je lebendiger die Herrliche ihm vom Elfenbein entgegenstrahlte, um so wehmüthiger ruhte sein Blick auf ihr und um so höher stieg oft seine ängstliche Besorgniß um sie. — Daß er sie noch einmal wiedersehen, sein Ohr noch einmal den süßen Wohllaut ihrer Stimme trinken werde, davon war er fest überzeugt, so tief hatte sich ihm jenes verkündende Phantasiebild in seiner Krankheit eingeprägt. So verliefen einige Monate, und Arnheim beschloß, den Frühling in Mailand zu erwarten.

Der Frühling streute seine Blüthen über die schönen lombardischen Fluren, und der sorgsame Arzt trat eines Morgens in Arnheims Zimmer mit vergnügter Miene. „Ich komme, Ihnen einen annehmbaren Vorschlag zu machen. Ein italienischer Architekt, zu dem ich vor einigen Tagen einer leichten Unpäßlichkeit wegen gerufen wurde, hat vom Fürsten Chigi den Auftrag, die schönsten Villen Italiens zu bereisen und dann eine noch schönere Villa zu erbauen. — Da dachte ich sogleich an Sie. Er hat einen guten Wagen, wird nach seinem Zwecke in jeder Hinsicht bequem reisen, er ist ein fröhlicher, unterhaltender Gesellschafter, wie Sie einen brauchen, und würde sich ein Vergnügen daraus machen, Sie, einen Kenner der Architektur und Mann von Geschmack, auf diesem reizenden Ausfluge zum Reisegefährten zu haben." — „Kennt er mich denn?" fragte Arnheim, in welchem die alte Kunstliebe erwachte. „Wie heißt er?" — „Er hat Sie, wie er sagt, einigemal im Café am Sanct-Markusplatze in Venedig gesehen," erwiderte der Arzt, „und heißt Marino. Jetzt kommt er aus Rom."

Arnheim erinnerte sich des Namens, ohne daß er sich von dem Manne, den er bezeichnete, besonders angezogen gefühlt hätte; doch willigte er gern darein, daß der Arzt ihm denselben zuführe. — Dies geschah noch am Abend des nämlichen Tages, und Arnheim fand in Marino einen Mann von einigen und vierzig Jahren, lang und dürr von Gestalt, mit einem scharfen, lauernden Blick über einer schmalen, spitzigen Nase, doch nicht unangenehm im Aeußern. Sein zweites Wort war eine Bouffonnerie und oft voll Witz, wovon sich der gute Arzt besonders eine heilsame Zerstreuung für seinen Genesenden versprach. Dabei zeigte er bedeutende architektonische Kenntnisse und überhaupt einen gebildeten Kunstgeschmack. Dies zog Arnheim an und sie wurden über die Reise bald einig, indem Marino nach einiger Weigerung sich dazu verstand, daß Arnheim die Hälfte der Reisekosten trage. Da er einen gewandten Bedienten bei sich hatte, so bestimmte Arnheim, daß Franz mit seinen Effekten nach Neapel gehen und ihn dort erwarten sollte. Franz verstand sich ungern dazu, seinen jungen Herrn fremden Händen zu überlassen, und die Trennung wurde ihm wie Arnheim ungewöhnlich schwer.

Der schöne Frühling, in welchem die kühlen, erfrischenden Seewinde und der aromatische Duft der sich erschließenden edlen Vegetation unter dem reinen, blauen, unbewölkten Himmel Italien zu einem Paradiese zaubern, prangte in seiner ganzen Schönheit. Die Reise ging auf die bequemste Weise durch den Garten Italiens über Parma, Lucca und das Florentinische. Arnheim sog die stärkende Luft dürstend ein wie das Kind die süße Milch der Mutterbrust; die Schwermuth seines Blicks ging in milde Wehmuth über, seine Wange röthete sich, ja er konnte selbst in Augenblicken sich den Bouffonnerien seines Gefährten hingeben, der ihn mit der größten Aufmerksamkeit behandelte und bemüht war, ihn nur das Vergnügen der Reise genießen zu lassen, ohne deren Beschwerden. Auch hatte Marino den Takt, seinen Possen einen Zügel anzulegen, wenn Arnheims Stimmung nicht dazu geneigt schien und das Gefühl ihn mächtiger und schmerzlicher ergriff, daß er sich immer weiter von dem Wesen entfernte, dessen ideales Bild unbeschränkte Herrschaft über sein Herz und seine Phantasie gewonnen hatte. Sein Reisezweck führte ihn zu jeder reizenden Villa, woran dieser Strich Italiens so reich ist, und die sich ihm und seinem Gefährten auch willig und gastfreundlich öffneten. — Sie fanden hier Kreise, in welchen Anmuth und Schönheit, Geist und Heiterkeit wetteiferten, den anziehenden, noch etwas bläßlichen und in sich gekehrten Fremdling mit dem Leben auszusöhnen. Kunst und Natur waren aber für ihn das Einzige, was ihn lebhaft beschäftigte, und dafür fand er reichliche Nahrung in den geschmackvollen Villen in den reizendsten Umgebungen mit entzückenden Fernsichten. Seine Mappe füllte sich immer mehr mit schönen Skizzen. Auch war ihr Aufenthalt nirgends lang genug, daß er ein anderes Interesse hätte fassen können, wenn sein wundes Herz auch für ein solches empfänglicher gewesen wäre.

(Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

Moden.

(Fortsetzung.)

Was wir die öffentliche oder Straßentracht genannt haben, zeichnet sich dieses Jahr, neben dem obligaten Shawl, durch eine gewisse Einfachheit und Gleichförmigkeit aus, wobei sich aber der seit einigen Jahren merkbar steigende Luxus doch nicht verleuguet: die Sammthüte von mittlerer, bescheidener Form, aber mit Spitzen und Federn, doch mehr ernst als herausfordernd aufgeputzt; nichts Auffallendes, Unerwartetes am Schnitt der meist dunkelfarbigen Ueberröcke und Kleider, aber die Seidenstoffe sehr gewählt und ziemlich kostspielig. Der ganze Anblick hätte etwas Eintöniges, Strenges, wenn nicht die eben besprochene vornehme Ausartung des Shawls in's Bunte, Weitscheinende einige Abwechslung hineinbrächte. Die auffallende Form und Farbe der Shawls ist es im Augenblick vorzüglich, was dem musternden Auge einigermaßen den Maßstab für die wirkliche oder angemaßte Qualität der Weiber gibt. Die Vornehmheit, welche die Mode von oben herab handhabt, fühlt bei der festesten Ueberzeugung von ihrer an sich siegreichen Genialität dringend das Bedürfniß irgend eines Schnörkels, der den nachtretenden Haufen verwirrt und im Respekt hält. Das bloße Bewußtseyn der Aechtheit und Kostbarkeit der Stoffe, so stolz es seyn mag, befriedigt so wenig als das Gefühl innerer Vorzüge, welche in der großen Welt nicht geltend zu machen sind. Es ist eine sterile Tugend um den prächtigen, naturfarbigen Pelz des sibirischen Wiesels, so lange der gefärbte Balg der Hauskatze auf zehn Schritte ungefähr denselben Effekt macht.

Wenn man einen Blick auf die Geschichte der Moden seit zwanzig, dreißig Jahren zurückwirft, so läßt sich nicht verkennen, daß den Trachten, welche der Franzose costumes de ville nennt, gegenwärtig eine gewisse, allerdings schwer zu definirende Eigenthümlichkeit zukommt. Wenigstens ist die absichtliche Nachahmung der Formen des vorigen Jahrhunderts hier viel weniger auffallend als beim vollen Putz. Dieser behauptet fortwährend den seit einigen Jahren angenommenen Rocococharakter, und er ist consequenterweise sehr reich, ja überladen: Sammt und schwere façonnirte Seidenzeuge mit Spitzen, doppelte Kleider, Perlen, Geschmeide, Blumen aller Orten. Es ist merkwürdig, wie man hier beim Copiren der alten Moden die verschiedenen Perioden durcheinanderwirft und doch wieder auseinanderhält, indem man, je nachdem die Stoffe nach ihrem allgemeinen Charakter mehr dem siebzehnten Jahrhundert, oder mehr dem achtzehnten entsprechen, bald die Formen des einen, bald die des andern herbeizieht. Für Kleider von Sammt und Brocat werden die Zeiten Ludwigs XIII. und XIV., für Ballanzüge von Tüll und Crepp die Ludwigs XV. und XVI. wieder auferweckt.

Wir haben schon früher Gelegenheit gehabt, zu bemerken, daß jede Zeit, in Allem, und so auch in der Tracht, bei der größten scheinbaren Willkühr und Launenhaftigkeit in Streben und Wahl, einem geheimen Gesetze gehorcht und sich unwillkührlich selbst zeichnet. Dies thut nun auch die gegenwärtige Periode. Jenes kokette Maskenspiel mit urgroßmütterlichen Moden in Tracht und Hausgeräthe ist an sich schon charakteristisch; es verräth, daß die lustige Zeit des eleganten Cynismus und der gepuderten Grazie noch in manchen frisirten und parfümirten Köpfen als poetisches Abendroth am Horizonte steht; es zeigt, daß die Sage vom Paradiese, aus dem die Eva des achtzehnten Jahrhunderts mit Reifrock, Fontange und Mouchen ausgetrieben wurde, noch immer in sehnsüchtigen Herzen fortgepflanzt wird. Es ist sehr bezeichnend, daß jene „Vieillerie" vorzugsweise nur die höchsten Gattungen des Anzugs ergreift, den Putz zur Assemblee, zum Ball, zum Schauspiel. Hier ist man mehr oder weniger unter sich, hier kann man mit wehmüthiger Lust die Protestation gegen den unaufhaltsamen Lauf der Welt im Rauschen der Volans, im Klappen der Fächer, im Rasseln des Geschmeides bedeutsam austönen lassen. Betrachtet man die Formen des vollen Anzugs, wie sie gegenwärtig herrschen, aus diesem Gesichtspunkt, so macht es einen höchst sonderbaren Eindruck, wenn man auch die Weiber und Töchter des sogenannten Volks am großen Tage die Tracht ihrer Urgroßmütter tragen sieht, und zwar in noblisirtem Styl, der das Air der Marquisin postulirt. Ich wenigstens kann mich in solchem Falle vor den unangenehmsten Gefühlen nur dadurch retten, daß ich den ganzen Spuk als heitere Parodie nehme.

In denselben Sphären, von denen die Gesetze für die Repräsentation im Anzug, gleichsam für das historische Fach desselben ausgehen, wird auch der Anstoß zu den Trachten des öffentlichen Orts, wir möchten sagen, zum Genre des Kostums gegeben. Wie kommt es nun, daß an lezteren Formen immer des Altväterischen verhältnißmäßig weit weniger haftet, daß sie weit moderner erscheinen, sofern sie mehr von unserer Zeit sind? Es fließt dies aus derselben Fatalität, welche auch den vornehmsten Gedanken zwingt, sich im Verkehr mit der Welt, wie sie einmal ist und täglich mehr wird, in ein zugebendes, resignirendes Wort zu fassen. Auch bei den höchsten Ansprüchen verbittert man sich ja nur das Leben durch laute Opposition gegen die große Mehrzahl deren, welche jene Ansprüche gar nicht oder nur sehr zweideutig honoriren. Man nickt lächelnd zu den empörendsten, aufdringlichsten Behauptungen des Zeitgeistes, wenn beim

Digitized by Google

№ 29.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Sonnabend, den 2. Februar 1839.

— Mutato nomine de te
Fabula narratur.
Horat.

Moden.

(Schluß.)

Wer ein Landgut besitzt, oder auch keines, und den eigenen oder gemietheten Wagen besteigt, fährt besser und bequemer als Kaiser Karl V., in dessen Reichen die Sonne nicht unterging. Er wird auch dankbar dafür seyn, wenn er eben daran denkt. Aber der Eitelkeit mancher eleganten Dame, die sich mit verständiger Wahl und selbstständigem Geschmack kleidet, kostet es vielleicht ein kleines Opfer, anzuerkennen, daß alle christlichen Jahrhunderte an ihrer Toilette gebaut haben, und daß, was sie aus eigenem Genie etwa hinzuthut, gegen das Werk der Zeit kaum in Betracht kommt. Doch andere haben vielleicht auch Lust, die hier ausgesprochenen Gedanken für sich weiter auszumalen. Wir geben daher als Anhaltspunkt das Verzeichniß der Aussteuer einer Kaisertochter des fünfzehnten Jahrhunderts, und die Leserinnen mögen ihre eigene Garderobe und überhaupt ihr Hauswesen damit vergleichen.

Herzogs Wilhelm zu Sachsen Gemahlin, Anna, eine Tochter Kaisers Albert II., erhielt im Jahr 1143 außer 30,000 Gulden Folgendes zur Aussteuer: „Ihre Genad hat drei guldine Gewand gehabt von Sammet und Damasc; unter den gulden Gewandten ist Hermelin-Kirschenwerk unter zweien und unter dem dritten Zobel. Darnach hat ihr Genad aber (wieder) gehabt zween Sammtin Röck und ein Damascen, darunter ist Vechruck (sibirischer Marder) geweßt. Der vorgenannten gulden und Seidin Ducher hat ihr Genad Joppen (Jupes) und Ermel gehabt zu jeglichem Gewand. So hat ihr Genad zwey Schierlitz von Damasc, Item zu ihr selbst Leib sechs Schleyr und sechs Dün-Ducher, Item zwey Stuck Wellisch Leinwath. Von Kleinoten: zwey Halßband, zwölff Häfftel, zwei und dreißig Ring, vier March Perl, drei Gurtl; zwölff große Schussel, viel kleine, ein Natterzeug, zwölf Koff (Kelche), acht weiß Becher, zwei Kandel, zwölff Löffel, zwei Beck, ein Gießfaß, zwei Paar Tischmesser, ein ganze Zurichtung zu der Meß auf ein Altar; ein vergulden Wagen mit Duchern und Pölstern wohl zugericht mit sechs Pferdten; vier Zeltendt-Pferdten (Zelter) wohl zugericht mit Sattel, Hulstern und Zeugen; ein Cammerwagen, ein Kuchenwagen, zwölff Pferdt und dazu Kuchengeschirr. Ihr Gnad hat gehabt ein Reyß-Beth, darauf einen Polster, ein Küß, zwei Paar Leilachen, ein Seiden Gulther."

Strafpredigten wider Eitelkeit und Luxus sind seit geraumer Zeit aus der Mode. Was aber im modernen Tone abgeschmackt oder doch langweilig erschiene, hat im seltsamen Gewand der ältern Sprache einen eigenen Reiz.

Digitized by Google

Die Leserinnen schauen vielleicht zum Schluß nicht ungern in einen solchen Spiegel, der einer frühern weiblichen Welt vorgehalten wurde; sie mögen urtheilen, wie weit noch die heutige herausblickt.

Georg Friedrich Messerschmids Predigt über den Text: „Foeminae sunt viscarum Diaboli, es sein die Weiber des Teuffels Leimrutten," wurde 1615 zu Straßburg gedruckt. Folgendes ist ein Bruchstück derselben.

„Nun wolan, weiln wir von den innerlichen Affekten, auch Qualitäten und Eigenschaften der Laster des Gemüths discuriret haben, so laß uns doch nicht von der Narrheit abweichen, ehe wir zuvor die Eitelkeiten der Weiber in den äußerlichen Actionen, Thun, Vorhaben und Lassen entdecken und offenbaren. Als wie sie sich so sehr delectiren und belustigen, hubsch zu sein, sich mit mancherlei Farben anzustreichen und schön zu machen. Sie erkühlen das Antlitz mit fersigblühend (Pfirsichdluth) Wasser, bestreichen und zärteln das Fleisch mit Limonensaft, mit Esels-Milch. Sie erhalten sich mit Rosenwasser, Wein und Alaun. Sie gebrauchen sich der Tragantläfelein von Quittenkernen, des gebrandten Weins, des ungelöschten Kalks, ihnen ein recht vollkommen Bleiweiß-Sälblein zu präpariren. — Siehe, da werden gesehen ausstaffirte Spiegel, Rosen- und Spicanardiwasser, Bisam, Zubeth, Rauchwerk, schmäkend Pulver von Aloes, Cipern, Stabwurz, Schmakkügelein, Bisamknöpf, Muszcatnussen. — Da siht man Sträl (Kämme), Spiegel, Ohrenlöffel, Haareysen, Haarschären, Rupffzwänglein und Pfriemen. Da stehen Schächtelein, Büchslein, irdene Geschirlein, gläserin Fläschlein, Schiffelein, Schärblein, Häfelein, Eyerschaalen, Muscheln, gespilt und ausgefüllet von allerhand Pflästerlein und Sälblein. — Da tritt die Magd herbei, die Haarbögen zu rusten, ihnen die Rosen und Nestel zu binden, die Haarscheitel zu machen, die Haar recht zu ordnen und zertheilen, sie einzuschnüren, die Achseln zu ziehen und einzuhalten, nun ihnen da vornen, nun dahinden zu helffen, die Pantoffeln und Stelzenschuhe beizutragen, die Falten zu erheben, den Schweiß zu erlupffen.

„Da tritt dann Frau Venus herein mit wohl aufgeputztem Kopffe, mit aufgelegten Büschen, mit auf der Seite auffgebundenen Hornen, mit gelben, braunen, blawen, grünen, schwarzen, weissen Haarflechten, mit guldenen Binden und Floren, mit Masken, mit Larven, mit Federbüschen, mit einem Huth, darauff Stifften, Medaglien oder vergulten Müntzen; mit neugedachen, fantastischen Bossen: mit Armbanden um den Arm, mit diamantnen Ringen an den Fingern, mit Ketten um den Halß und Gehenkten an durchlöcherten Ohren; mit Nägelsblumen (Nelken) wohl offtermalen in der rechten, mit Rosen in der linken Hand. Auf solche Manier nun herausgebutzt, da kompt sie eben recht für, wie eine falsche und angestrichene Isabella.

„Weiters zu größerer Zärtigkeit trägt sie seiden oder von Gold gestilte Handschuh; zu Winterszeit ein Schluffer von Zobel, den Sommer durch einen Windfahnen oder Muckenschleicher. Was wollen wir nun aber von ihrer Halszierde erzählen? wie viel ich deren gesehen, welche Krägen tragen, die vielmehr für Karrenräder zu halten seynd? Und ich weiß nicht, wie sie sich dafür zeichnen (dekreuzen) können. Und obschon die Sach mehrers nicht werth ist, thut es doch noth, Thüren und Pfosten zu erweitern, sonst können sie nicht hinein. Auch sieht man zwar, daß sie monatlichen solcher Krägen formen, verändern und changieren; welche Veränderungen dann offtermalen mehr kosten, als wohl bisweilen ein ganz newes Kleide. Und ich weiß eine Person, die hat für einen dicken Kragen funfzig Kronen spendirt; ist zwar für einmal genug. Nun fragt sich, ob dieses nicht Würkungen der Narrheit sein, welche solchen Leuthen es dermaßen so sufz einredet, daß sie sich dürfen bereden, sie stehen desto besser, je mehr sie mit dergleichen parfumirten Bossen auffgezogen kommen."

Der Neujahrstag in Paris.

(Fortsetzung.)

Da wir einmal in der Richelieustraße sind, so dürfen wir bei der religiösen Buchhandlung von Curmer nicht vorbeigehen; wir können hier die elegantesten und schönsten Neujahrsgeschenke einkaufen. Alle Bücher, die wir vorfinden, sind Prachtausgaben mit Prachteinbänden; sogar der Curmer'sche Prospektus ist ein Prachtwerk; er bildet nämlich eine etwa funfzig Seiten starke Broschure, auf dem feinsten Velinpapier gedruckt; die Anzeigen der Buchertitel sind mit zierlichen Arabesken eingerahmt und mit Textpoden, Holzschnitten, Stahlstichen, Vignetten ꝛc. begleitet. Die neuere französische Buchdruckerei verdankt Curmer bedeutende Fortschritte und Verbesserungen. Curmer ist der erste Pariser Verleger, welcher die englische Methode, den Text mit Holzschnitten und allerlei Zierrath auszustatten, nach Frankreich übersiedelt hat, und zwar mit dem besten Erfolge; alle seine Ausgaben zeichnen sich durch große Correctheit, elegantes Druck und reiche Verzierung aus. Aber fast alle seine bibliographischen Meisterwerke sind religiöse oder moralische Bücher; in seinem Verlage erschienen: die heilige Schrift, ein schöner Quartband mit 700 Holzschnitten; die vier Evangelisten in zwei Oktavbänden mit zwölf Stahlstichen nach den Zeichnungen Tony Johannots, nebst einer Karte von Palästina, einem kolorirten Plan der

Digitized by Google

Stadt Jeruſalem und zehn Anſichten aus dem heiligen Lande; die Imitation de Jésus-Christ, mit zahlreichen Verzierungen, welche dem ſtrengen und ſalbungsvollen Charakter dieſes Andachtbuches ganz entſprechen; ein neues Gebetbuch für Paris und Rom, mit zwölf Stahlſtichen, wozu Overbeck die Zeichnungen geliefert hat; le Livre de Mariage, ein praktiſcher Lebenswegweiſer, mit Kupfern und Auszügen aus den erſten chriſtlichen Autoren und den berühmteſten franzöſiſchen Kanzelreduern; mit dem Einband koſtet dieſes lezterwähnte Buch 500 Franken. Trotz dieſes hohen Preiſes ſezt der Verleger dennoch viele Exemplare ab; es figurirt als gewöhnliche Gabe unter den Brautgeſchenken einer Neuvermählten. Curmer veranſtaltet in dieſem Augenblick eine illuſtrirte Ausgabe von Boſſuets Discours sur l'histoire universelle, wovon ſo eben die erſte Lieferung mit goldbelegtem Titelblatt erſchienen iſt. Dieſes Prachtwerk, welches hinſichtlich der materiellen Vollendung nichts zu wünſchen übrig läßt, bildet den glänzendſten Pendant zu der Ausgabe von Paul und Virginie, einem typographiſchen Meiſterſtück, welches mit den gelungenſten Erzeugniſſen der engliſchen Buchdruckerkunſt ſich meſſen darf.

Paul und Virginie verdiente allerdings eine ſolche Auszeichnung. Es fehlte indeß wenig, ſo wäre dieſes liebenswürdige Buch, welches die ganze Welt geleſen hat, nie in eine Druckerpreſſe gekommen. Bernardin de Saint-Pierre las eines Abends das Manuſcript ſeines Romans in einem belletriſtiſchen Abendcirkel bei Madame Necker in Gegenwart der erſten damaligen Notabilitäten in der Literatur vor. Einige anweſende Damen vergoßen Thränen; allein Herr Necker ſchlief darüber ein, Herr Thomas blieb gleichgültig, Herr von Buffon gähnte und ließ ſeinen Wagen vorfahren. Da ſchämten ſich die Damen ihrer Rührung, trockneten verſtohlen ihre Thränen und Madame Necker ſpeiste den Verfaſſer mit einigen leeren Höflichkeiten und Artigkeiten ab, welche ihn vollends zur Verzweiflung brachten. Bernardin ſchlich ſtill und traurig in ſein Kämmerlein und ließ ſich lange nicht wieder blicken. Er ging eben damit um, ſein koſtbares Manuſcript in's Feuer zu werfen, als der Maler Vernet, ſein alter Jugendfreund, zufällig in ſeine Stube trat und ihn nach der Urſache ſeiner Niedergeſchlagenheit fragte. Bernardin geſtand ihm Alles; er willigte endlich nach langem Bitten Vernets ein, das Manuſcript noch einmal vorzuleſen, und er fühlte ſich überglücklich, als ſein Freund, von Bewunderung hingeriſſen, ohne das Ende abzuwarten, aufſprang und ihm mit den Worten um den Hals fiel: „Freund, du haſt ein Meiſterſtück gemacht!“ Vernet hatte vollkommen recht; der Beifall, den Paul und Virginie fand, war unermeßlich: das Buch wurde in alle europäiſchen Sprachen überſezt, in allen Formaten ausgegeben und von allen Claſſen von Leſern verſchlungen.

Es war ein gewagtes Unternehmen, Paul und Virginie zu illuſtriren: ausgezeichnete Künſtler hatten bereits zu verſchiedenen Malen ihr Compoſitionstalent am überreichen Stoff erprobt. Curmer wußte ſich den rechten Mann dazu auszuſuchen: Tony Johannot, den geiſtreichen Dolmetſcher aller Typen und Situationen, welche Chateaubriand, Lamartine, De Ville, Walter Scott und Cooper geſchaffen haben. Außer Tony Johannot gewann Curmer die beſten Landſchafter, und ſo entſtand ein wahrhaft ſchönes Ganze.

Das Beiſpiel Curmers hat andere franzöſiſche Verleger zu ruhmlichem Wetteifer und ähnlichen Unternehmungen angefeuert; wir erinnern nur an die Illuſtrationen von Gilblas, Don Quixote und Molière, welche die Buchhandlung Paulin geliefert. Es war der Mühe werth, durch typographiſche Prachtwerke das Andenken dreier Schriftſteller zu ehren, deren Schriften ewig die Launen der Kritik überdauern werden. Cervantes, Molière und Leſage gehören in die Kategorie von Autoren, welche man nie müde wird zu leſen und immer wieder zu leſen. In der modernen, ſo einförmigen und abgezirkelten Geſellſchaft gibt es immer noch genug Don Quixote's, wie zu den Zeiten des Cervantes; nur ſind die modernen Monomanen von anderer Färbung und heißen Republikaner, St. Simoniſten, Fourieriſten, und im Allgemeinen Utopiſten. An Gilblas und Scipio's hat Frankreich heutzutage eben keinen Mangel; Robert Macaire und Bertrand ſind gleichſam die Superlative gewiſſer Romanhelden von Leſage. Und was Molière anlangt, ſo braucht man den meiſten ſeiner komiſchen Charaktere nur ein anderes Kleid anzuziehen, und man ſchwört darauf, ſie ſeyen geſtern gemalt worden. Die Race der Harpagons, der Tartüffe's, Jourdains und Triſſotins blüht mehr als je in dem ſchönen Frankreich, wo von jeher das meiſte ſociale Unkraut neben den ſchönſten Blüthen und Früchten der Civiliſation gewuchert.

Man hätte ſehr Unrecht, wenn man dieſe Pracht materieller Ausführung als frivolen Luxus oder als eigennüzige Spekulation betrachten wollte; das hieße durchaus die enge Verwandtſchaft verkennen, welche zwiſchen dem Zeichner, Kupferſtecher, Holzſchneider und Schriftſteller beſteht, und die zahlloſen Dienſte, welche ſie ſich gegenſeitig erweiſen können. Die ſogenannten Illuſtrationen eines Werks erzielen etwas Ernſthaftes und Erſprießliches. Indem ſie dem Buche ein neues, lebendiges und pittoreskes Anſehen geben, erleichtern ſie zu gleicher Zeit dem großen Haufen der Leſer das Verſtändniß des Textes. Der Künſtler belebt die Gebilde des Dichters und bringt alle Gemälde erſt recht zur Anſchauung und Handgreiflichkeit.

(Fortſezung folgt.)

Digitized by Google

Korrespondenz-Nachrichten.

Halle, Januar.

Baugeschmack.

Wenn bei dem seit dem Frieden wieder rege gewordenen Sinn für das Schöne an andern Orten Neubauten in der Regel zugleich Verschönerungen werden, so scheint in Halle, welches in alten Zeiten sich trefflicher Baumeister und Steinhauer zu rühmen hatte, noch völlige Gleichgültigkeit für öffentliche Bauten und Kunstwerke zu herrschen, so daß man nicht nur ein altes, schönes Portal oder Gesimse nach dem andern wegnehmen sieht, sondern sogar fast jedes neue Gebäude zur Verunstaltung der Stadt beiträgt. Man baut hier theils noch im ordinärsten, oder richtiger, in gar keinem Style, wie bei dem neuen Schauspielhause, dem Packhofe und der Zuckersiederei, welche mit ihren rothen Ziegeldächern und langgestreckten Wänden mehr mit Scheunen zu vergleichen sind, als daß man sie für öffentliche Gebäude halten könnte; theils ohne alle Rücksicht auf die nächsten Umgebungen, die doch in der Regel gerade das Bestimmende seyn sollten. Hier ist zunächst das dem Umfange und der Lage nach bedeutende Haus eines unserer reichsten Mitbürger zu erwähnen, das von ausgemauertem Fachwerk zwischen alten, stattlichen Giebeln und Thürmen am Markte im Geschmack der lezten Decennien des vorigen Jahrhunderts, d. h. mit ängstlicher Vermeidung alles Zierraths und sorgsamer Erstrebung einer langweiligen Symmetrie in Fenstern und Thüren, aufgeführt ist. — Vor Allem aber muß in dieser Beziehung der kaum vollendeten Treppe am Universitätsgebäude gedacht werden, welche durch ihre Steilheit nicht nur die kleinere, höher gelegene Eingangstreppe, an welche sie sich für das Auge des Beschauers zweckmäßig anschließen sollte, sondern einen Theil des Hauptgebäudes selbst verdeckt, und so lezteres, anstatt dasselbe zu heben und dessen Eindruck zu erhöhen, verkleinert und versteckt. Hat diese Anlage sonach von Seiten der Schönheit nichts für sich, so scheint sie sich auch durch Zweckmäßigkeit nicht zu empfehlen, wie dies eine unter den Stufirenden cirkulirende Zeichnung andeutet, welche den Architekten darstellt, der von oben den die Treppe mühsam Hinaufsteigenden Seile entgegenwirft.

Charakteristisch für die hiesigen neuen Gebäude ist es auch, daß dieselben, wo sie einander ganz nahe liegen, doch ohne alle Beziehung auf einander geblieben sind. So stehen das Schauspielhaus und das stattliche Universitätsgebäude ohne alle Rücksicht auf ihre Fronten zu einander, und die jezt sich aus ihren Fundamenten erhebende neue Post zeigt eine so böswillige Querlinie gegen alle ihre Umgebungen, daß man glauben könnte, eine halbe Vorstadt sollte ihr zum Opfer gebracht werden.

Wann wird die Zeit kommen, in der hier ein Geist die Mittel findet, Berücksichtigung des speciellen Zwecks und des wohlthätigen und schönen Eindrucks, den öffentliche Bauten machen können und sollen, zu vereinigen!

Bei dieser Gelegenheit glauben wir auch hinsichtlich anderer Anlagen, welche auf verschiedenen, an einander grenzenden Territorien gemacht werden, den Wunsch aussprechen zu müssen, daß die betreffenden Behörden zuvor conferiren und in Uebereinstimmung handeln möchten. So steht noch zu erwarten, ob der Schulberg mit dem Universitätsplatze in Einklang gebracht werden wird, und ob, während Seitens der Stadt der am Kirchthore gelegene Teich zugeschüttet und der Platz planirt werden soll, die daran grenzende, den königlichen botanischen Garten umschließende abscheuliche Lehmwand (der Fluch unserer Gegend) einer anständigeren Umzäunung Platz machen wird. Wenn der Magistrat hier und bei andern Gelegenheiten recht dringende Vorstellungen an die betreffenden königlichen Behörden richtete, so dürfte doch mit der Zeit Abhülfe zu erreichen seyn.

Die Verunstaltungen, welche die Stadt und besonders die Vorstädte durch unregelmäßig angebaute Schuppen, Ställe u. s. w. bis in die neueste Zeit zu erleiden hatten, werden hoffentlich bei der im vorigen Jahr eingetretenen Veränderung im Magistratspersonale und dem jezt — wie man hört — freilich sehr spät angenommenen Grundsatze, unter keiner Bedingung öffentliches Territorium zu veräußern, ihre Endschaft erreicht haben. Ein guter Einfluß von Seiten der Lokalbehörde wird überhaupt immer seine Früchte tragen, nur darf man freilich in dieser Zeit äußerster subjektiver Zersplitterung davon nicht Alles erwarten. Bevor sich der Gemeinsinn nicht in der Masse selbst wieder gebildet, kann man für eine Provinzialstadt, wo kein Fürst auf Verschönerung bedacht ist, nichts Bedeutendes hoffen, selbst wenn solche noch mehr bildungsfähige Elemente in sich enthielte, als unsere an alten Kunstdenkmälern keineswegs arme Stadt. Inwiefern man diese fortan respektiren wird, muß die neueste Zeit lehren, da zwei unserer Kirchen gegenwärtig im Ausbau begriffen sind. Sollten die von gutem Sandstein aufgeführten Pfeiler und die in der Domkirche befindlichen Statuen der Apostel wiederum mit Kalkfarbe beschmiert werden, so könnte man freilich nur wünschen, daß die Restauration einer Zeit überlassen worden wäre, welche mehr Beruf hat, Alterthümer in ihrer Eigenthümlichkeit aufzufassen und zu behandeln, und dieselben nicht willkührlich im Sinne des jedesmaligen herrschenden Ungeschmacks umformt. Was man in dieser Beziehung in unsern Tagen hier erwarten kann, zeigt die erst im vorigen Jahr kläglich verunstaltete Ulrichskirche, bei welcher die neu eingerichteten, sehr hervortretenden Stühle der Kirchenvorsteher in einer Disharmonie mit den ehrwürdigen Umfassungswänden stehen, die Alles übersteigt. Wir fordern Jeden auf, der die neuesten Conditoreien in Berlin und Leipzig gesehen, ehrlich zu erklären, ob er sich beim Anblick dieser buntverzierten Stye des Gedankens erwehren kann, jene haben hier als Muster gedient. Es ist dies nur daraus zu erklären, daß es uns an Etablissements der leztern Art gänzlich fehlt, und das Verlangen nach solchen, wirklich hübsch und ihrem Zwecke entsprechend dekorirten Lokalen zu groß gewesen ist, um es ganz unbefriedigt lassen zu können. Schade freilich, daß ein Kirchencollegium sich dessen hat annehmen müssen!

(Schluß folgt.)

Logogriph.

Mit D, mit L, mit M, mit Ser
Tod und Verderben bringend ist er;
Mit einem dieser Köpfe doch allein
Wird er Ding, Pflanze, Thier, Verbrecher seyn.

J. G. M.

Beilage:
Literarische Anzeige der J. J. Weberschen Buchhandlung in Leipzig.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

№ 30.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Montag, den 4. Februar 1839.

Well bandied both; a set of wit well play'd!

Shakespeare.

Walter Raleigh und Königin Elisabeth.

Eine Episode aus dem Werke: Shakespeare and his friends,

von Willibald Alexis.

Als die Königin von England den Audienzsaal verlassen hatte, sah man dieselbe in ihrem Privatzimmer sitzen, auf einem zierlich geschnitzten Stuhle, welcher Kissen von Carmoisinsammt hatte, darauf die königlichen Wappen mit Gold gestickt waren. Auch ruhte ihr Fuß auf einem Schemel desselben Stoffs, und rings um sie her befanden sich die erwählten Vertrauten Ihrer Majestät. Anstatt der Krone trug sie jetzo einen kegelförmigen Kopfputz, welcher aus Draht, Spitzen, Bändern und Juwelen bestand. Das Gemach war von handlicher Größe, bedeckt mit köstlichen Tapeten, darauf sehr schön abgemalt standen die Hauptbegebenheiten der Iliade, und außer den nöthigen Geräthschaften, als da sind Stühle, Tische und Schränke, kunstreich ausgeschnitzt und von dem schlauen Meister in allerlei seltsame Formen gebracht, fanden sich auch noch in dem kostbaren Täfelwerk der Wände in Lebensgröße die Bildnisse Seiner Hoheit des hochseligen Königs, glorreichen Angedenkens, Heinrich des Achten, gleichwie seiner Gemahlin Anna Boleyn, in schwarzen Ebenholz rahmen, Beide mit großer Sorgsamkeit und zum Sprechen ähnlich gemalt.

Die ganze Gesellschaft schien in besonders guter Laune, vor allem Ihro Majestät, welche voranging durch ein lautes und anhaltendes Gelächter, indem sie nämlich vor zwei offenen Glasthüren saß, durch die man auf einen, von langen Schattengängen durchkreuzten Garten blickte, dieweil an den Rand dieser selben Thür gelehnt, fast so, daß er außerhalb des Zimmers war, Sir Walter Raleigh stand, gegen den augenscheinlich alle Lustigkeit gerichtet war. Selbiger nämlich hielt mit einer feierlichen Miene, die aber beständig durch die Scherze der Gesellschaft gestört wurde — und er mußte selbst bisweilen herzlich mit auflachen — eine lange Pfeife im Munde, und während er rauchte, beobachtete er sorgsam den Rauch, den er in die Luft blies.

„Du hast gut dich um den Rauch kümmern, denn dein Geld wird auch bald Rauch seyn," sagte Ihre Majestät, und die Hofleute und Damen lachten darüber noch herzlicher denn vorher. — „Belieben Ihro Majestät," erwiderte Sir Walter, indem er die Pfeife aus dem Munde nahm und mit den Uebrigen lachte: „mein Rauch ist Wohlgeruch, und wenn ich je andern Rauch als schuldigen Weihrauch in Ihro Majestät holdseliger Gegenwart rauche, so verdiente ich, aus derselben verbannt zu werden, als wo allerdings mein Glück und Wesen in Rauch aufginge." — „Du wirst deine Wette verlieren, Sir Walter Raleigh. Wenn deine Pfeife aus ist, wirst du ausgepfiffen haben,"

Digitized by Google

sagte die Königin, über welche witzige Auslassung die Hofleute abermals in Entzücken geriethen. — „Meine Pfeife wird aus seyn, so's Ihro Majestät gefällt," erwiderte Sir Walter in derselben fröhlichen Weise. „Aber ich werde die Ehre haben, eine Börse mit Gold zu gewinnen, von der allergnädigsten Herrin, welcher je ein Unterthan gehorchte." — „Dummes Zeug, Mann! du bist rein toll!" rief die Königin in guter Laune. „Wie kannst du denken, solche tolle Wette zu gewinnen? Oder meinst du, durch einen tollen Streich, den du dich unterstehst deiner Königin zu spielen, uns aufzuziehen? Bei unserer Heiligkeit, alsdann sollst du wirklich und wahrhaftig geräuchert werden, wie du es verdienst." Da fing das allgemeine Gelächter abermals an wie vorher, und Alle flüsterten sichtlich einander zu, wie sie über den Witz Ihrer Majestät erstaunt waren.

„Wahrlich!" erwiderte Raleigh mit Ernst, „unwürdig wäre ich, in solcher Gegenwart zu athmen, wenn ich so vermessen wäre, mich dergleichen zu erdreisten. Damit nun Ihro Majestät über meine Meinung nicht im Unklaren bleibe, will ich noch einmal die Bedingungen der Wette auseinandersetzen; und Jeder aus dieser edeln Gesellschaft möge mich zurechtweisen, falls ich im Irrthum bin. Ihro Majestät haben in gnädigster Herablassung geruht, eine Börse mit Gold einzusetzen gegen meinen Barberhengst, daß ich nicht im Stande seyn soll, nachdem ich vor dieser ganzen ehrenwerthen Gesellschaft eine bestimmte Qualität dieses kostbaren Tabaks abgewogen und zum Verrauchen in meine Pfeife gethan, das bestimmte Gewicht des Rauches anzugeben, welcher herausfährt." — „Aber, du närrischer Mensch, wie kannst du denn das Gewicht von etwas angeben, was in die Luft fährt?" fragte die Königin mit einem boshaft lächelnden Blick, zur großen Belustigung Aller um sie her. „Kannst etwa den Rauch auffangen, nachdem er in die Luft gegangen, und in die Wagschale pressen? Wir dachten, du hättest mehr Witz im Leibe, als so etwas zu unternehmen, und als du zuerst davon sprachst, nahmen wir die Wette in der Meinung an, daß du dir die Freiheit der Reisenden nähmest, und hofften auf deine Kosten zu lachen. Bei meiner Treu, dein Roß aus der Barbarei ist so gut als verloren, und ist es gleich ein barbarischer Gewinn, den wir von dir nehmen, so sind wir doch nun gezwungen, ihn zu nehmen." — „Beliebt es Ihro Majestät, vielleicht hat Sir Walter die berühmten Siebenmeilenstiefeln und denkt damit doch noch den Rauch einzuholen," bemerkte eine sehr liebenswürdige junge Dame, welche neben dem Stuhl der Königin stand." — „Nein, Lady Blanca Somerset," erwiderte Ihro Majestät lachend, „er müßte ein Vogel seyn, wenn er ihn einholen wollte, denn Rauch hat die Eigenheit aufzusteigen, wie du siehst." — „Mich dunkt, Sir Walter ist nichts weiter als ein Vogel," sagte Mistreß Alice mit außerordentlich ernstem Gesichte. — „Wie so, Kind?" fragte die Königin. — „Bemerken Ihro Majestät nicht, daß sein Gesicht sehr enlenhaft aussieht?" setzte die Dame schelmisch hinzu, worüber die Gesellschaft in ein außerordentliches Gelächter ausbrach, dieweil Sir Walter aussah, als habe er mehr darüber zu lachen als die andern Alle.

(Fortsetzung folgt.)

Das Neujahr in Paris.

(Fortsetzung.)

Aber auch in anderer Beziehung verdienen diese Prachtausgaben Aufmunterung und Lob. Welcher Büchersammler hat in seinem Leben nicht oft wehmüthig darüber geseufzt, daß die Meisterwerke der Literatur in der äußern Ausstattung stiefmütterlicher behandelt waren als so manche andere Modebücher, bei denen die äußere Eleganz die Armseligkeit des Inhalts verdecken soll? Wer hat nicht tiefes Erbarmen gefühlt, wenn ihm der Verfasser des Titan in einer dürftigen, löschpapiernen Bedientenlivrée unter die Augen trat, während so viele obskure Novellenschreiber in fürstlichen, velinpapiernen Gewändern einherstolzirten? Man muß freilich Bücherliebhaber seyn, um solche Dinge zu fühlen. Gewiß kommt es sehr oft vor, daß der Anblick solcher Prachtausgaben dem leichten Leser seinen ursprünglichen Widerwillen benimmt und ihn zu einer gesunden Lektüre verlockt, welche er unterlassen hätte, wenn er nicht durch das blendende Aeußere in Versuchung geführt worden wäre. Namentlich sind die Luxusausgaben für das schöne Geschlecht mächtige Reizmittel, und diesem Umstande allein ist es zuzuschreiben, daß man in den Boudoirs der Französinnen vorzüglich nur Keepsakes, Landskapes, u. s. w. antrifft.

Die englische Methode der Illustration ist für den französischen Buchhandel eine in jeder Hinsicht glückliche Neuerung, sie findet auch in Deutschland mit Recht Nachahmung, und die Tagespresse erfüllt eine Pflicht, wenn sie die ehrenvollen Bestrebungen anerkennt, durch welche die Typographie in einem Lande wieder gehoben werden soll, wo sie das Licht der Welt erblickt und lange Zeit den Vorrang behauptet hat. In Deutschland fehlt es so wenig als in Frankreich und England an den nöthigen Mitteln, um bibliographische Meisterwerke zu Tage zu fördern, so daß wir uns von vorn herein von der artistischen Lehnsherrlichkeit der Britten und Franzosen frei machen können.

Digitized by Google

Die französischen Prachtausgaben mit Prachteinbänden werden besonders häufig als Neujahrsgeschenke gekauft, wozu sie sich in der That auch ganz vortrefflich eignen. Nicht minder zahlreichen Absatz haben die sogenannten Etrennes d'Artistes, welche der Kunsthändler Aubert am Eingang der Galerie Véro-Dodat verlegt. Es sind dies meistens unterhaltende Albums und Bilderbücher für Kinder, wo just so viel Text eingestreut ist, um zum Nachdenken zu reizen, ohne daß man gerade darüber studiren müßte, denn die Bilder herrschen vor. Eben so mannigfaltig als pikant sind die Alphabete bei Aubert; die Buchstaben sind aus lauter komischen Figuren, militärischen Aufzügen, Theatercostümen, Nationaltrachten ꝛc. zusammengesezt und von den besten französischen Künstlern gefertigt, welche nicht verschmäht haben, für Kinder zu arbeiten. Unter den Bilderbüchern gefiel mir am besten La Morale en dessins, Album-Rebus, von Madon aus Brüssel gezeichnet. Diese Sammlung enthält vierzig moralische Sprüche, welche vermittelst wie Rebus gezeichneter Figuren vorgetragen sind und sich auf diese Weise dem Gedächtniß der Kinder sehr leicht einprägen mögen. Das Musée des Enfants, das Keepsake des Enfants, das Grand Album des Enfants, das Journal des Enfants, die Lithographiana, der Jean-Paul Choppart von Daumier sind lauter ergötzliche Bilderbücher, welche unsere Buchstabirfibeln sehr weit übertreffen. Nicht bloß die Kinder, auch die Erwachsenen haben bei Aubert eine reiche Auswahl von schönen, geschmackvollen Albums; es gibt wohl schwerlich eine lieblichere Sammlung als das Album von Gavarny, der die französischen Damen mit bewundernswürdiger Grazie und schwebender Leichtigkeit zeichnet und in Hinsicht der Auffassung und des Arrangements den flach kokettirenden Grevedon weit hinter sich zurückläßt.

Hat man nun in Paris seinen Vorrath von Etrennes beisammen, so muß man sich zu guter Lezt noch in einige Conditoreien begeben, um dort die Schlußeinkäufe zu machen; denn ein Neujahrsgeschenk kann nicht füglich ohne Zugabe von Bonbons und Zuckerwerk überreicht werden. Bisweilen wird diese Zugabe sogar die Hauptgabe. Es gibt viele Leute, denen man nur Bonbons schenken kann und die uns jede andere Bescheerung sehr übel auslegen würden: mit Bonbons ist man zu Neujahr hier überall willkommen, und Niemand hat das Recht, uns die Thüre zu weisen. Alte und junge Junggesellen, welche zu Hause keine Salons haben, um Bälle und Soiréen zu geben, erwidern die Gastfreundschaft, welche sie das ganze Jahr über in fremden Häusern genießen, mit Trinkgeldern an die Bedienten und mit Bonbons an die Frau und die Kinder vom Hause. In Zuckerwerk allein werden ungeheure Summen verschwendet. Manche Dame, die viel Soiréen gibt und viel Besuch annimmt, erhält für sechstausend und mehr Franken Bonbons geschenkt. — Wenn man Bonbons von der feinsten und besten Sorte zu haben wünscht, muß man sie in ihrer Heimath, d. h. in der Rue des Lombards kaufen. In dieser Straße wohnten nämlich die ersten italienischen Conditors, welche ihre geschmackvolle Industrie in Paris ansiedelten und der Straße, so wie dem ganzen benachbarten Stadtviertel den Namen gaben. Von hier aus haben sich zwar die Conditoreien in die übrigen Arrondissements der Hauptstadt verbreitet, jedoch sind die echten Stammhalter da geblieben, wo sie ihr erstes Heimathsrecht erhielten. Zu diesen leztern gehört der Fidèle Berger, eines der berühmtesten Magazine in Paris, dessen Name für Bonbons und Conditorei historisch und sprüchwörtlich geworden. Dieser „getreue Schäfer" ist süßer und verführerischer, als alle Schäfer Virgils und Florians; er hat einen Stab von Zucker und seine verzuckerten Schafe weiden im Wiesenschmelz gebrannter Mandeln. Im ersten Stock dieses Conditorladens befinden sich schöne, geräumige Salons; das Zuckerwerk ist in elegante, graziöse Körbchen, Schachteln, Säcke, Papläften ꝛc. verpackt, wobei jedes Stück seinen besondern Namen hat. Da sehen wir Alabasterkörbe, Körbe mit Schildpatt oder Elfenbein ausgelegt, russische Körbe, ungarische Körbe, d. h. geflochtene Binsenkörbe mit Seidenbändern, Montespan- und Pompadourkörbe, Regentschaftsschachteln, Pappschachteln im Geschmack und Kunststyl des Zeitalters Ludwigs XV., mit bildlichen Darstellungen von Hirtenscenen u. dgl., Pappschachteln in Form von prachtvoll eingebundenen Gebetbüchern und Damennécessaires, Säcke à la Renaissance, Arbeitsbeutel der Frauen Shakespeare's ꝛc.

(Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Halle, Januar.

(Schluß.)

Alterthümer und Gemeinsinn.

Man pflegt nun zwar so offenbar geschmacklose Bauten und Reparaturen, wie mehrere der erwähnten, mit der Unzulänglichkeit der angewiesenen Geldmittel oder mit der bestimmten Vorschrift des Bauherrn entschuldigen zu wollen; indessen darf man dieses nicht gelten lassen. Denn abgesehen davon, daß die Geschmacklosigkeit unsers Wissens nicht billiger ist, sollte sich ein Baumeister, sofern er nicht in die Klasse der Handwerker zurückfallen will, einem Bau, der absolut unschön werden soll, nicht unterziehen, weil er sonst einen Verrath an seiner Kunst begehen muß. Ihre Regeln sollen ihm Norm seyn, wie dem Theologen die Bibel, dem Juristen das Gesezbuch. Handelt er unbewußt dagegen, so ist er zu beklagen, bewußt, zu verachten.

Digitized by Google

Wie sehr man irrt, wenn man die sogenannte Aufklärungsperiode in Kunstsachen für ganz beendigt ansieht, geht außer den schon angeführten Beispielen noch daraus hervor, daß Seitens der hiesigen Domkirche erst auf der lezten Gemäldeausstellung mehrere recht gute alte Bilder, ohne Zweifel doch mit Genehmigung der Regierung, zum Verkauf ausgeboten wurden, und daß ein gleiches Schicksal, dem Vernehmen nach, dem in der Marktkirche befindlichen, eigens für dieselbe gemalten, herrlichen Altarblatte von Lukas Cranach bevorsteht, was nur zu glaublich ist, wenn man dessen gegenwärtigen Zustand sieht. Hätten auch diese Bilder einen geringern oder selbst gar keinen Kunstwerth, so sollte doch das historische Interesse, das sie an sich und durch ihre bisherige organische Verbindung mit den heiligen Orten haben, ein so gemüthloses Verfahren verbieten.

Es ist dieses freilich ein so tiefer Schade am Zeitgeiste, daß selbst die Institute, welche ihre Erhaltung lediglich dem historischen Sinne und der Achtung vor Althergebrachtem verdanken, daran leiden, und so ihr innerstes Lebensprincip verleugnen. Wer Manifestationen dieser Geringschätzung bedeutender historischer Monumente von Seiten solcher Institute sehen will, der besuche den Kreuzgang und die von durchströmendem Regenwasser nunmehr bald aufgelösten Bilder im nördlichen Seitenflügel des Doms zu Merseburg, dessen Unterhaltung dem dortigen Domcapitel obliegt. Viele ehrwürdige Bilder, darunter das alte Gemälde, welches die Hunnenschlacht bei Kauschberg darstellt, sind durch muthwillige Hände völlig zerschnizt, andere nicht unbedeutende Bilder von der Feuchtigkeit aufgelöst, und mehrere leicht zu transportirende scheinen den Liebhaber, der sich ihrer erbarmen wollte, gefunden zu haben. Nur die leeren Rahmen sind als ecce signum hängen geblieben, um Zeugniß abzulegen für den Ernst, mit dem man in unsern Tagen Heiligthümer und alte Kunstdenkmale beschüzt. Wo die Domcapitel erhalten sind durch landesherrliche Fürsorge und hohe Ehrfurcht vor dem Historischen, sollten sie nicht die erste und dringendste Pflicht haben, auch das zu erhalten, was ihnen die Vorfahren überließen?

Diese flache Richtung der Zeit auf direkte und indirekte Zerstörung alter Monumente und dieser allgemein herrschende Mangel an tüchtigem Gemeinsinn für Lokalinteressen, worauf sich die oben angedeuteten Uebelstände reduciren lassen, finden nun bei uns noch besondere Nahrung und Unterstützung in Verhältnissen, welche von oben herab bestimmend einwirken. In dieser Beziehung ist hauptsächlich zu erwähnen das im Staate herrschende Centralisations- und Bevormundungsprincip, und die damit nahe zusammenhängende, besonders auf städtisches Wesen sehr nachtheilig einwirkende Stellung der Beamten.

Alle eigenthümlich germanischen Corporativelemente sind aufgelöst; die Macht, welche in ihnen lag, ist auf den Staat übergegangen, in ihm ruht daher das Bestimmende für so viele tief in das Leben eingreifende Verhältnisse, ja selbst die Kirche ist faktisch in ihm aufgegangen, und so bildet er die einzige äußere Macht, das Centrum, auf welches Alles, was im Leben Bedeutung hat, bezogen wird, wobei es, abgesehen von andern, tiefer eingreifenden, hier aber nicht zu erwähnenden Einflüssen, nicht ausbleiben kann, daß die Staatsgewalt in Verhältnisse hinübergreift, die eigentlich außer ihrer Sphäre liegen. Wie nun aber Jeder, der einen Andern ein bis in die kleinsten und feinsten Beziehungen eindringendes Schutzverhältniß ausüben sieht, sich mit der Zeit der Pflicht der Selbstthätigkeit auch für die ihm noch freigelassenen Gebiete überhoben glaubt, oder wegen der Unbehaglichkeit seiner gebundenen, stete Collisionen herbeiführenden Stellung freiwillig resignirt, um nun auch alle Sorge auf seinen Schutzherrn zu werfen, so hat sich auch bei uns mit steter Abnahme aller Selbstständigkeit, lokalen Eigenthümlichkeit, Standesgesinnung und des Corporationssinnes — wo wirklich noch Reste von Corporationen sind — neben dem bequemen Gefühle, der Verwaltung der öffentlichen Lokalangelegenheiten überhoben zu seyn und solche der Regierung überlassen zu können, die stillschweigende Prätension gebildet, daß lezlere nun auch die Pflicht übernommen habe, für Alles zu sorgen. Wie weit die hierdurch herbeigeführte Mattigkeit, ja Niedrigkeit der Gesinnung gehen kann, zeigt, um nur Eines zu erwähnen, der Umstand, daß die Gutsherrn häufig freiwillig auf das Patronatsrecht und die Patrimonialjurisdiction Verzicht leisten, und sich so selbst in die Klasse großer Bauern, jezt sogenannter Oekonomen stellen. Wenn diese Gesinnung unter dem Adel, der doch sonst Standesvorrechte zu schätzen weiß, angetroffen wird, kann man sich nicht wundern, unter der Bürgerschaft in den Städten eine gleiche Abgestumpftheit für ständische Eigenthümlichkeit, öffentliches Leben, Communal- und Kirchenverwaltung ꝛc., mit einem Worte, einen gänzlichen Mangel an Gemeinsinn zu finden. Rechnet man dazu den zweiten, oben angegebenen Grund — die Stellung der Beamten — so werden die Erscheinungen, welche wir zu beklagen haben, sehr erklärlich. Alle Intelligenz steht bei uns, wie dies natürlich ist, im Dienste des Staats, oder ist doch entschieden in dessen Interesse gezogen. Wenn es nun bis jezt Grundsaz der Regierung ist, die Beamten nirgends mit den Lokalverhältnissen verwachsen zu lassen, nirgends eine dauernde Verbindung zwischen ihnen und ihren Wohnorten zu befördern, sondern dieselben in stetem Fluge nach den verschiedenen und den verschiedenartigsten Provinzen, von der Weichsel nach dem Rhein, von Schlesien nach Westphalen ꝛc. hin und zurück zu versetzen, so liegt es sehr nahe, daß ein königlicher Diener kein warmes Interesse für seinen Wohnort, welcher ja nur eine kurze Station für ihn ist, gewinnen kann, daß er es vermeiden wird, Grundbesiz zu erwerben, daß mithin ein dauerndes Band, eine eigentliche Verschmelzung zwischen ihm und der städtischen Bevölkerung nicht stattfindet. Die Verbindung mit einem Theile — und welchem? — derselben beschränkt sich höchstens darauf, daß der Beamte Mitglied einer Erholungsgesellschaft, Ressource, Loge oder dergleichen wird, und diese Institute statt der Magistrats- oder Stadtverordneten-Versammlung, Kirchen, Collegien ꝛc. zum glorreichen Schauplaz seiner außeramtlichen Thätigkeit macht. So bleibt der Regel nach der gebildetste und oft auch wohlhabendste Theil der Einwohner den Lokalinteressen fremd, und die Communal- und Kirchenverwaltung ist mehr oder weniger in den Händen von Personen, bei welchen man, mögen sie auch übrigens noch so achtungswerth seyn, einen gewissen Grad von Bildung und Geschmack vergebens suchen wird. Daß auch der Beamtenstand jezt den Grad von innerer Durchbildung habe, welcher erforderlich, um das Bedeutungsvolle und den sittlichen Einfluß historischer Monumente und Verschönerungen durch Bauten und Anlagen einsehen und würdigen zu können, bezweifeln wir, da seine oben angegebene Stellung nicht ohne Rückwirkung auf ihn selbst geblieben ist und bleiben konnte. Denn wie im Allgemeinen der übrigen Bevölkerung, wie gedacht, eine gewisse zeitgemäße Bildung und Intelligenz abgeht und füglich abgehen kann, so fehlt den Beamten der Sinn für das Stabil-Lokale, für das Sichselbstbeschränken. Die Verschmelzung beider Seiten ist das, was wir wünschen, und für das Gedeihen und Leben städtischen Wesens nach allen Seiten hin für nothwendig halten.

Beilage: Literaturblatt Nr. 13.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

№ 31.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Dienstag, den 5. Februar 1839.

— Here ostentation, with tawdry art,
Pants for the vulgar praise which fools impart.
The mind still turns where shifting fashion draws,
Nor weighs the solid worth of self-applause.

Goldsmith.

Der Neujahrstag in Paris.

(Fortsetzung.)

Die neumodischsten Bonbons waren les Bonbons du Tourlourou, welche ihren Namen einem beliebten Vaudeville verdanken, les Bonbons du Perruquier de la Régence, welche man nach einer komischen Oper getauft hat, les Bonbons de la cachucha, worauf Fanny Elßler abgebildet ist, les Bonbons petit miroir-des-Dames, nach dem Titel eines Modejournals benannt, les Bonbons-Cartes de visites tirées de l'Album anglais de 1839 etc. Der Leser wird mich vielleicht fragen, was es mit allen diesen Bonbonssorten für eine Bewandtniß habe, und ob die eine vielleicht besser sey als die andere. Lezteres möchte ich nicht versichern; ich wette vielmehr hundert gegen eins, daß der Inhalt aller dieser so verschieden benannten Schachteln, Körbe, Säcke und Kasten stets derselbe ist. Das Genie des Pariser Conditors besteht gerade darin, einer und derselben Gattung Bonbons die mannigfaltigsten Formen und ergötzlichsten Namen zu leihen. Voriges Jahr, als die Franzosen Constantine erobert hatten, gerieth ein Conditor auf den Einfall, Bonbons de Constantine anzukündigen, welche sofort in die Mode kamen: sämmtliche Hauptleute und Offiziere vom Generalstab der Pariser Nationalgarde kauften diese neuen Bonbons, und die ganze Fashion mit buttergelben Handschuhen erklärte, es gebe nichts Delikateres und Nationaleres, als die Bonbons de Constantine, welche Centnerweise abgingen und mehr als einem Conditor Geld und Ruhm einbrachten. Da dieses Jahr friedlicher Natur war und ohne glänzende Waffenthat verstrichen ist, so haben die Conditors die Namen für ihre Bonbons beliebten Opern, Vaudevilles, Balletten, Büchern, Journalen und verschiedenen herrschenden Modetendenzen entlehnt, wie man es in obigen Bezeichnungen ausgedrückt findet. Alle jene pomphaften Bonbonstitulaturen sind übrigens mehr für Augen und Ohren, als für Gaumen und Zunge berechnet. Es liegt einmal im Nationalcharakter der Franzosen, viel Lärm um Nichts zu machen und das Bedeutungslose mit einem bedeutenden Glanz zu umgeben. Uns Deutschen kommt es allerdings lächerlich vor, wenn wir über einer schmierigen Billardstube Café de l'Univers, oder über einer elenden Schenke vor der Barrière von Passy Au rendez-vous de la Marine française lesen; wenn wir an einem kleinen, erbärmlichen Kramladen, wo allenfalls Pfeffer und Schwefelfaden feil sind, alle Gewürze und Spezereien Ost- und Westindiens angeschrieben finden, oder wenn uns der Conditor altes, verdorbenes Zuckerwerk in Renaissance'äcken und Regentschaftsschachteln verkauft, die den hundertfachen Werth des Inhalts haben;

Digitized by Google

aber wir werden das nicht mehr lächerlich finden, wenn wir es uns Französisch übersetzen. In der Industrie wie in der Politik, in dem öffentlichen wie im Privatleben der Franzosen, in der Gesellschaft wie im Umgange ist ja Alles auf blendenden Außenschein, auf schönen Klang abgesehen. Man betrachte die Nation bei den geringsten Alltagsgeschäften und bei den wichtigsten Staatsangelegenheiten, im Rathe oder im Theater, auf dem Markt oder im Hause, im Frieden oder im Kriege; man prüfe mit schärferem Auge ihre Kunstwerke, ihre Gemälde, Statuen und Industrieerzeugnisse, ihre Theaterstücke und Gedichte — Alles soll in die Augen springen, Aufsehen erregen und mehr die äußeren Sinne, als das Gemüth befriedigen. Das ganze Leben des Franzosen ist ein äußeres Darstellen, ein fortwährendes Zurschautragen, ein ewiges Affichiren und Auskramen, eine ununterbrochene Täuscherei, die Jedermann ganz unbefangen, aber doch wissentlich treibt. Kein vernünftiger Mensch wird den Franzosen zumuthen, den Sinn für's Frivole und Aeußerliche abzulegen; sie müßten ihrem Nationalcharakter entsagen und ihre ganze Geschichte mit Füßen treten.

Vom getreuen Schäfer bemerken wir nachträglich, daß die Couplets seiner Bonbonsdevisen von dem Componisten Adam in Musik gesetzt sind und also vor allen übrigen den Vorzug haben. Um Neujahr hält Morgens und Abends eine Menge brillanter Carossen in der Rue des Lombards vor Nr. 46; nach einer kurzen Station fahren sie, mit süßen Schätzen beladen, in die Chaussée d'Antin und in's Faubourg Saint-Germain zurück, ohne auf das Elend zu achten, welches demüthig und lumpenbedeckt in dem nahen Quartier der Halle herumschleicht und die Glücklichen beneidet, welche eben eine Schachtel Bonbons mit Silber aufgewogen haben. Der Arme, welcher in Paris kein Geld hat, muß sich um diese Zeit am unglücklichsten fühlen; er hat allerdings auch seine Neujahrsbuden, wo er seine Neujahrsbescheerungen einkauft; aber welch erschütternde Contraste bietet diese Welt! Die Neujahrsbuden der kleinen Leute in Paris sind von gar ärmlichem Ansehen; an der Ladenthür steht kein Kaufmann oder Commis in fürstlichem Kleide, und inwendig bedient keine zarte weibliche Hand mit Schnee- und Rosenfingern. Diese Armenbuden sind elende Baracken mit leinenen Wänden und hölzernen Bretterdächern, oft auch ohne alle Bedachung; sie dehnen sich wie kleine Lager in unabsehbarer Reihe längs den Häusern auf den Boulevards aus; bisweilen sind sie auch an Laternenpfähle angelehnt, deren Oellampen ihnen Abends ein wenig Ladenbeleuchtung abgeben. Bei jeder Bude sitzen ein paar verkümmerte Frauen, die Füße in nassem, schmutzigem Stroh und die Hände unter einer dünnen Leinwandschürze. Diese Comptoirdamen fuhren Niemand zu Versuchung; ihre Gestalt ist wie ihre Toilette, abgetragen und abgenutzt, in Armuth und Arbeit zusammengeschrumpft. Auf ihren ängstlichen Physiognomien, im schwermüthigen Ausdruck ihrer flehenden Blicke spiegeln sich alle Nüancen und Schattirungen der Verzweiflung ab, je mehr der Tag seinem Ende zueilt. Denn zu Hause, fern von dem Glanz des Boulevards, weit hinten in einer der übervölkerten Vorstädte, haben diese armen Höckerweiber eine Familie, die ihre Rückkehr mit Sehnsucht erwartet, einen alten Vater, der seit Jahren auf dem Krankenbette darniederliegt, und Kinder, welche vielleicht vor Hunger schreien. Der Ertrag des Tags sollte alle diese Leiden beschwichtigen; aber der Absatz war den ganzen Tag über schlecht, weil es vom Himmel stürmte und schneite und die Vorübergehenden bei schlechtem Wetter nicht auf dem Trottoir stehen bleiben, um etwas zu kaufen. Dazu kommt noch ein anderes Unglück: die graue Nebelatmosphäre hat auf die Siebensachen dieser armen Händlerinnen sehr nachtheilig eingewirkt. Ihre Waare ist eben von keinem großen Werth, ihr ganzer Kram besteht aus Klappereien, das Stück zu fünf Sous und drei Sous; aber nun ist Alles verdorben und abgebleicht, und morgen verschmäht der Vorübergehende diese Waare; denn man glaubt gar nicht, welche Frische und Güte der Fußgänger von einem Gegenstande verlangt, der ihm 25 Centimes kostet. Und warum sollte er nicht diese Ansprüche machen, wenn seine 25 Centimes mit vieler Mühe vom Wochenlohn erspart oder gar auf Wochenzinse geborgt sind? Denn der Käufer kann nur ein sogenannter Ouvrier seyn; wir möchten einen Pariser Bürgersmann nicht mit der Voraussetzung beleidigen, daß er Etrennes zu 25 Centimes einkaufe.

(Schluß folgt.)

Walter Raleigh und Königin Elisabeth.

(Fortsetzung.)

„Ich möchte hiebei noch etwas Anderes bemerkt haben, was Ihro Majestät Auge entging," bemerkte ein sehr alter Hofmann mit einer sehr feierlich närrischen Physiognomie. — „Was denn, mein Lord Bumble?" rief Ihro Majestät. — „Ich halte es für eine sehr achtbare, christliche Doctrin, wenn's Ihro Majestät gefällt," sprach Seine Herrlichkeit, indem er sich ein wenig näherte, gestützt auf den goldenen Knopf seines Rohrstocks, denn er hinkte stark, „daß der Mund gemacht sey, um ehrbare Lebensmittel aufzunehmen; und obgleich ich gelebt habe unter der Regierung von Ihro Majestät Vater, Heinrich

Digitized by Google

dem Achten, frommen, keuschen und ruhmwürdigen Gedächtnisses, auch unter der Seiner Hoheit Eduard des Sechsten, welcher sicherlich einen Thron im Himmel hat, wie auch unter der unserer hochseligen, ruhmwürdigen Königin Maria, welche von einer durchaus fürstlichen Gemüthsart war, wie sie einer Königin geziemt und welche Ihro Majestät in weit höherem Grade besitzen als einer sonst von Dero erlauchten Vorfahren, so sah ich doch nie einen Edelmann und, um die Wahrheit zu melden, keine einzige anständige Person, welche ihre Kehle dazu mißbrauchte, solchen abscheulichen Rauch einzuschlucken; und um deßhalb achte ich es für eine höchst achtbare christliche Doctrin, daß der Mund dazu gemacht sey, um ehrbare Lebensmittel damit aufzunehmen. Ueberdem hörte ich noch von keinem, welcher es sich zur Regel gemacht, einen Rauchfang aus seinem Leibe zu machen, es sey denn von Einem; und der that es nicht aus Lust, sondern weil er gemußt." — „Und wer war das, Mylord?" fragte die Königin. — „Gefällt's Ihro Majestät, so war das kein anderer als der Teufel selbst, vor dessen Nachstellungen Ihro Majestät hinführo bewahrt sey." — „Amen, Mylord," sagte die Königin ernst. — „Welcher, wie der gelehrte Doktor Thumpenshion bewiesen hat," fuhr Lord Bumble fort, „immerwährend Rauch und Schwefel ausspeit, zweifelsohne in derselben Art und Weise wie jener ehrenwerthe Edelmann, der Hauptmann von Ihro Majestät Leibwache. Um deßhalb achte ich es für eine höchst achtbare christliche Doctrin — "

„Nichts mehr von der Doctrin, Mylord!" unterbrach ihn die Königin schon ungeduldig, während Sir Walter mit vieler Anstrengung ein ernstes Gesicht zu behalten rang. „Sag lieber auf einmal heraus, was du in der Sache siehst und unser Witz diesmal nicht fähig ist zu entdecken." — „Ich will auf den Punkt kommen, ohne weiteres Vorwort, da es Ihro Majestät huldreichst so beliebt," sprach der alte Hofmann, „obgleich ich so eben ohnedies sagen wollte, daß ein Ding, welches so unnatürlich und so teufelisch aussieht, zu keinem andern Zwecke da seyn kann, als nur unsere Seelen zu verstricken und unsere Augen zu blenden, damit wir leichter gefangen werden mögen und gestoßen in den bodenlosen Schlund, wo es des Satans Mode ist und aller seiner Unholde, zu rauchen und andere rauchen zu lehren, gerade in der Art und Weise, wie es jener ehrenwerthe Edelmann, Sir Walter Ra'eigh, thut. Um deßhalb achte ich es für eine höchst achtbare, christliche Doctrin, daß der Mund gemacht sey, um ehrbare Lebensmittel aufzunehmen." — „Das hörten wir schon vorhin, Mylord. Wenn du nichts weiter weißt, um uns in der Sache zu erleuchten, so schließe deine Lippen und der Himmel wird dich dafür belohnen." — „Ja der Himmel wird mich belohnen, sicherlich, wie Ihro Majestät mit frommen Lippen bemerkt haben," fuhr Lord Bumble fort, der, zu den andern Schwächen seines Alters, noch das Unglück hatte, außerordentlich taub zu seyn; „ich bin Ihro Majestät unendlich verbunden für Ihro Majestät Erwägung meiner langen Dienste, und wenn Ihro Majestät es nicht thut, wird der Himmel mich sicherlich belohnen. Aber ich muß auch sagen, unter Ihro Majestät ganzer, glorwürdiger Familie habe ich keinem mit halb so viel Selbstzufriedenheit gedient, als welche ich empfinde, indem ich Ihro Majestät aufwarte, wiewohl Seine Hoheit Heinrich der Achte, bei dem ich Page war, zu sagen pflegte, daß ich unschätzbar sey vor dem Zubettegehen." — „Ja, du hast einen vortrefflichen Schlaftrunk ihm gewiß immer bereitet," bemerkte Ihre Majestät. — „Richtig, Ihro Majestät, daß ich immer bereit sey, lobten Seine Majestät an mir. Aber ich fürchte, ich bin etwas von meinem Thema abgekommen." — „Hast du das endlich gefunden! Der Geier und deine Zähigkeit!" rief seine königliche Herrin ärgerlich, aber mit leiser Stimme. — „Ich habe zur Genüge für jede vernünftige Person dargethan, daß Rauchen nur ein höllischer Zeitvertreib ist, und deßhalb nicht zu dulden; aber es steckt noch mehr vom Uebel darin. Denn angesehen, daß der Rauch schwarz ist, als welche Farbe der Satan zumeist liebt, so muß jeder Christenmensch sie meiden; desgleichen, daß das Rauchen eine Kunst ist, und da die Kunst schwarz ist, so steht es mit Händen zu greifen, daß es eine schwarze Kunst ist; und ich unterstehe mich zu beweisen, daß Ausübung einer schwarzen Kunst in Ihro Majestät höchsteigener Gegenwart heidnisch ist, hochverrätherisch und höchst abscheulich, und demgemäß, daß jenem ausgezeichneten Edelmann, Hauptmann von Ihro Majestät Leibwache, nicht zugestanden werden möge, wie augenscheinlich seine Absicht ist, Ihro Majestät zu beheren und den Staat in's Verderben zu stürzen."

„Sir Walter Ra'eigh, hörst du die schwere Anklage?" fragte die Königin. Die Runzeln der Ungeduld wichen nun auf ihrer Stirne einem unverhehlten Lächeln des Wohlgefallens. „Hast du die Verwegenheit gehabt, die schwarze Kunst vor uns zu üben? hast du die freche Absicht, uns zu beheren und den Staat umzustürzen?" — „Ohne meine Vertheidigung zu versuchen, will ich mich sofort vor Ihro Majestät Gnade niederwerfen, von der ich schon so kostbare Proben habe," erwiderte Sir Walter, indem er die Pfeife aus dem Munde nahm. „Vielleicht aber ist es mir erlaubt zu bemerken, daß ich, indem ich versuchte, Ihro Majestät zu bezaubern, nur dem Beispiel einer Andern gefolgt bin, welche durch ihre bewunderungswürdigen Eigenschaften alle ihre Unterthanen bezaubert hat." — „Er bekennt, er bekennt, gefällt's Ihro Majestät!" rief der alte Hofmann, sich an die Königin drängend; „um deßhalb achte ich es für eine sehr achtbare, christliche Doctrin —" — „Still, Narr!" rief

Digitized by Google

Ihre Majestät mit einer Stimme, welche Lord Bumble nicht allein hören mochte, sondern die ihn auch dermaßen bestürzte, daß er zwei oder drei Schritte zurücktaumelte, und zwar auf die zarten Zehen einer der Ehrendamen, welche hinwiederum, auf so ausdrucksvolle Begrüßungen nicht gefaßt, dagegen in ihren Zügen Schmerz und Aerger, ihn aus dem Wege stieß, bis er sich ganz aus dem Kreise gedrängt fand, kaum fähig zu athmen und in völliger Verwirrung.

(Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Dresden, Januar.

Winter. Werner. Magnetische Kuren. Struve.

Vormals war es eine große Schande, vom Wetter zu sprechen oder zu schreiben. Jede wohlgezogene Person, welcher dergleichen vorgerückt wurde, mußte schlechterdings roth werden ob solcher Todsünde wider den guten Geschmack. Das hat sich, Gottlob! neuerlich anders gestaltet. Das Rothwerden ist ganz aus der Mode und die Meteorologie in die Mode gekommen. Im nun vergangenen Jahr that auch wenigstens unser hiesiges Lokalwetter sein Möglichstes, Stoff zur Rede darzubieten. Der Freiheitsschwindel ergriff seinen alten Graukopf ebenfalls: es wollte durchaus nicht länger nach der Pfeife des Wetterglases tanzen, und so behauptete es seine Unabhängigkeit von diesem beinahe das ganze Jahr, und wollte noch zuletzt darin etwas Apartes haben, daß es schon im December den Elbstrom in der Gegend der Brühlschen Terrasse nöthigte, sich in seinen Eispalast zurückzuziehen, was in der Regel erst während des jetzigen Monats geschieht. Nachdem die Wagehälse der sogenannten jungen Gassenbrut den Uebergang über das Krystalldach der Elbe mit Glück gewagt hatten, folgte man in den letzten Tagen des verschwundenen Jahrs ziemlich allgemein ihrem Beispiel. Nebenher begann auch schon allmählich der flinke Schlittschuhlauf. Neben dem Teiche des großen Gartens wurde ein Eisberg errichtet, um von diesem hinab auf Schlitten rasch über den See hinzugleiten. Eine Lockung mehr gewährte die Ankündigung der benachbarten, vielbesuchten Restauration, daß während der Fahrbarkeit dieses Berges alte Tage großes Concert gehalten werden solle. Aber kaum erschien das neue Jahr, so sang auch das einfallende Thauwetter schon das alte, garstige Lied von der Vergänglichkeit aller menschlichen Dinge in den rauhesten Sturmestönen, und es ist zweifelhaft, ob die Gymnasten der Schlittschuhe und Eisschlitten auf der Elbe und auf dem Eisberge wieder ihre Rechnung finden werden. — Bei dieser Gelegenheit verdient bemerkt zu werden, daß der Gymnastik im Allgemeinen, dieser der Jugend mit Recht zu empfehlenden, modernen Lebenswissenschaft, hier ein wahrhafter Verlust an dem bekannten Lieutenant Dr. Werner bevorsteht. Durch die Solidität und verständige Leitung seiner Anstalt hatte derselbe sich ein vorzügliches Vertrauen auch unter der vornehmern Welt erworben, so daß der Umfang seines Instituts fortdauernd im Zunehmen begriffen war. Sein Unterricht erstreckte sich zugleich auf die weibliche Jugend, und es wird dem Unternehmer nicht nur die erforderliche Kraft und Geschicklichkeit, sondern auch der unumgänglich nothwendige Sinn und Takt für Anstand und Schicklichkeit nachgerühmt. Er steht im Begriff, auf Ostern nach Dessau abzugehen, wohin ihn der dortige Herzog mit einem verhältnißmäßigen Gehalte berufen hat. Vermuthlich würde Werner, unter gleich günstigen Verhältnissen, den hiesigen Aufenthalt vorgezogen haben; allein trotz der sehr starken Anzahl männlicher und weiblicher Zöglinge, mag der jährliche Ertrag des Instituts keineswegs mit seinen rastlosen Bemühungen und dem mannigfachen, dabei unerläßlichen Aufwande im gehörigen Verhältnisse stehen.

Vor mehreren Jahren kam die Heilung und Verbesserung mancher Gebrechen, namentlich der Organe des Gehörs und Gesichts, mittelst des Magnets durch einen hier anwesenden Arzt aus Nordamerika, Namens Smith, ziemlich in Aufnahme. Der hiesige praktische Arzt Dr. Hofmann wurde durch Smith selbst mit dessen Methode vollständig bekannt gemacht. Als Letzterer nach Berlin abreiste, trat Dr. Hofmann hier in seine Fußstapfen. Es gelang ihm nicht nur in mehreren Fällen, geschwächten Seh- und Hörwerkzeugen neue Kraft zuzuführen, sondern auch andere Krankheiten, vorzüglich Nervenübel, mit dem günstigsten Erfolge zu bekämpfen, und er steht im Begriff, in einer medizinischen Zeitschrift davon öffentliche Mittheilung zu machen. Seit länger als einem Jahr hält sich ein Arzt aus Berlin, Dr. Meyer, hier auf, der ebenfalls mit Hülfe des Magnets Manchem große Erleichterung verschafft haben soll. Es wäre zu wünschen, daß auch er etwas Umständliches darüber bekannt machte. — Oeffentliche Blätter haben die gelungenen Versuche unseres, die großen Fortschritte der Chemie und Naturgeschichte mit rühmlichem Eifer verfolgenden jüngern Dr. Struve mit dem aus Wasser und Terpentinöl herzustellenden, sogenannten atmosphärischen Gas bereits im Allgemeinen verkündigt. Es ist hier nur beizufügen, daß der so umsichtige, als unermüdete junge Chemiker diesen Gegenstand fortwährend im Auge behält, um aus der überaus wichtigen Erfindung in der Anwendung den möglichsten Vortheil zu ziehen. Es leidet wohl keinen Zweifel mehr, daß das, auch zur nächtlichen Erleuchtung der hiesigen Stadt aus Steinkohlen gezogene, weit höher zu stehen kommende und an kostspielige Vorrichtungen gebundene Gas dem neuen, weit wohlfeiler und einfacher zu erzeugenden Lichte recht bald den Platz werde räumen müssen. Nichts könnte wohl der Einführung dieses neuen Lichts den Weg verlegen, als wenn sich ergäbe, daß das in England neuerlich aus Asphaltöl gezogene Gas (dessen Gebrauch auch in Belgien schon im Gange seyn soll), bei noch wohlfeilerer Herstellung, eine nicht minder helle und reine Flamme, als das Gas aus Wasser und Terpentin gewährte. — Als ein neuer Beweis von Dr. Struve's glücklichen Forschungen im Felde der Chemie kann Folgendes dienen. Vor Kurzem wurde hier das Geheimniß der Bestandtheile des von Payen in Paris erfundenen Desinfectionsmittels, welches die abscheulichsten, stärksten und gefährlichsten Gerüche sofort völlig vernichtet, für eine bedeutende Summe ausgeboten. Dies brachte denn unsern Chemiker auf die Idee, das aus Paris bezogene Mittel einer Untersuchung zu unterwerfen. In Folge derselben ist ihm die Entdeckung eines ähnlichen Pulvers gelungen, welches in seiner Wirkung dem Pariser in keiner Hinsicht nachstehen soll.

(Schluß folgt.)

Beilage: Kunstblatt Nr. 11.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

№ 32.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Mittwoch, den 6. Februar 1839.

Es beuge sich des Knies gelenke Angel,
Wo Kriecherei Gewinn bringt. —

Shakespeare.

Walter Raleigh und Königin Elisabeth.

(Fortsetzung.)

„Ich glaube nicht, daß er die schwarze Kunst treibt," bemerkte hier Mistreß Alice, welche eine Art Favoritin bei der Königin war, sowohl um ihres lebhaften Temperaments willen, als weil sie niemals darauf erpicht schien, die Bewunderung der Herrn und Edelleute bei Hofe auf sich zu ziehen. „In der That, die Gerechtigkeit will ich ihm erweisen; ich halte ihn für keinen Zauberer." Die Königin lachte und daher lachten alle Hofleute auch. — „Sey nicht so hart mit ihm, Kind," sagte Ihre Majestät. „Bedenke doch, er wird seinen Barberhengst verlieren, was hinlängliche Strafe für ihn ist dafür, daß er mit der König von England seinen Scherz trieb."

„Wenn es Ihro Majestät gefällig," sprach Sir Walter, der jezt, die Pfeife in der Hand, in's Zimmer trat; „ich habe jezt die bestimmte Quantität Tabak ausgeraucht." — „Schnell denn und wiege den Rauch!" rief die Königin mit innerem Wohlbehagen, und Alle umher theilten ihre Lustigkeit. — „In wenigen Minuten werde ich Ihro Majestät das Gewicht des Rauches angeben," erwiderte Raleigh, indem er ein paar feine elfenbeinerne Wagschalen, die auf einem Tische standen, in die Hand nahm. „Du wirst nie so viel Rauch in die kleinen Schalen bringen, Sir Walter Raleigh," bemerkte die Königin in demselben Tone. „So bekenne nur immer, daß wir die Wette gewonnen." — „Ihro Majestät will die Gnade haben, zu bemerken, wie das Gewicht in dieser Schale genau das Gewicht angibt, welches die in der Pfeife zurückgelassene Asche hat," erwiderte Sir Walter, indem er beide Wagschalen in die Höhe hielt, in deren eine er die Asche geschüttet. „Wenn Ihro Majestät sich nun gnädigst des Gewichts des unverbrannten Tabaks erinnern und von der Summe das Gewicht der gegenwärtigen Asche abziehen wollen, welches ich hier eben ermittelt halte, so wird der Rest ganz genau das wirkliche Gewicht des Rauches angeben."

Während er noch immer, die aufgehobenen Schalen in der Hand, dastand, schienen Sir Walter Raleighs Züge in diesem Augenblick voll eines Ausdrucks von wirklicher Zufriedenheit, indem er sich umwandte und die Gesellschaft anblickte, in welcher Einige ungläubig schienen, andere verwundert, die übrigen aber betroffen, was sie nun zu denken hätten; aber Alle warteten schweigend die Wirkung seiner Erklärung auf ihre Gebieterin ab, deren schärferer Verstand im Augenblick die Richtigkeit seiner Rechnung gefaßt hatte, obgleich dies sehr entfernt von dem war, was sie erwartet, und sie fühlte, als könne sie nicht genug die Einfachheit der Methode bewundern,

Digitized by Google

welche auf so leichte Weise das in's Werk setzte, was sie für unmöglich gehalten hatte. — „Das Geld ist dein, Sir Walter Raleigh," sprach sie, sich von ihrem Stuhl mit einer Würde erhebend, welche Niemand besser anzunehmen wußte, und indem sie dem Ritter eine gefüllte Börse überreichte, „und auf seine Weise gewonnen. Mancherlei Männer, die im Feuer schafften, sahen ihre Arbeiten in Rauch aufgehen, aber du bist der Erste, dessen Rauch sich in Gold verwandelte." Alle, obgleich sie keineswegs die Sache verstanden, überboten sich in Lobeserhebungen des scharfsinnigen Sir Walter Raleigh, bis auf Lord Bumble, welcher noch immer nicht zu sich selbst gekommen von dem Schreck vorhin.

Sir Walter Raleigh, nachdem er die Wagschalen, und was dazu gehörte, beiseit gestellt, drückte die Hand an sein Herz und sprach demüthig, indem er mit einem Knie sich vor der Königin niederließ, welche ihm die Börse reichte: „Ich bitte Ihro Majestät, mir zu vergeben, daß das tiefe Dankgefühl meines Herzens in diesem Augenblicke, beim Empfange so außerordentlicher Huld von Seiten meiner durchlauchtigsten Herrin und Königin, meiner armen Zunge die Fähigkeit genommen hat, mich dem angemessen auszudrücken. Was Paris gefühlt haben muß, als er zum ersten Male die reizende Helena sah, das empfinde ich jetzt, wo solche Anmuth und Huld mir begegnet — Huld und Anmuth, wie keine Fürstin vordem sich ihrer rühmen konnte; deßhalb, wenn es nicht zu kühn ist, würde ich Ihro Majestät anflehen, aus der Fülle Ihrer königlichen Gnade und Weisheit zu meinen Gunsten eine solche Entschuldigung meines Schweigens zu ersinnen, als Ihro Majestät für nöthig hält."

„Steh auf, Sir Walter Raleigh," sprach die Königin, indem sie ihm huldreich die Hand reichte; denn, um die Wahrheit zu gestehen, sie fand, obwohl sie schon alt wurde, noch immer ein großes Vergnügen daran, solche feine Verehrer zu ihren Füßen zu sehen. „Die Wette ist ehrlich gewonnen; deßhalb bist du uns dafür keinen Dank schuldig. Wir sind jetzt geneigt, etwas durch jene anmuthigen Laubgänge zu lustwandeln, und wollen, daß du uns begleitest." — So sprechend, brach sie auf mit der Ihrer Majestät eigenen Würde und schritt durch die Glasthüren in den Garten, indem der Hauptmann ihrer Leibwache ihr auf dem Fuß folgte; die Uebrigen aber blieben zurück, denn sie waren nicht aufgefordert.

Nachdem sie eine kleine Weile durch den Garten der Königin gegangen, schritt Ihre Majestät durch verschiedene Seitenwege und durch die neue Galerie im Palast, bis sie St. James Park erreichten. Da fragte Ihro Majestät folgendermaßen: „Ist denn für Master Edmund Spenser, unsern poeta laureatus, für den du so schön das Wort redetest, wohl gesorgt, seit wir ihm, auf dein Bitten, eine Audienz bewilligten?" — „Ich glaube nicht, daß Mylord Burghley für ihn irgend etwas that, noch auch, daß er ihm sein Jahrgehalt auszahlte, wenn's Ihro Majestät gefällt," entgegnete Sir Walter. „Doch wundere ich mich darüber nicht, da Mylord Schatzkanzler mir in keiner Art von den süßen Reizen der Poesie und Philosophie afficirt scheint; wiewohl man immerhin meinen sollte, daß Jemand, der einer Herrin dient, welche eine so vollkommene Kenntniß und einen so ausgezeichneten Geschmack in diesen göttlichen Vergnügungen besitzt — die wahre Minerva unseres dreimal glücklichen Englands — doch so viel Neigung dafür sollte eingesogen haben, um die zu schützen und zu pflegen, welche so viel davon besitzen, und zwar zur wahren Ehre seiner ruhmwürdigen Gebieterin und zur Förderung seiner eigenen." — „Mein Lord Burghley ist in den Dingen freilich etwas schwach bestellt; aber er ist ein vortrefflicher Staatsmann und ein treuer Diener," bemerkte die Königin. „Deßhalb soll aber Master Spenser nicht denken, daß wir ihn unbeachtet lassen, denn wir entsinnen uns wohl, wie er uns einige Stellen aus einem Gedichte, betitelt: „die Feenkönigin," vorlas, welches uns in gutem Angedenken schwebt."

(Fortsetzung folgt.)

Das Neujahr in Paris.

(Schluß.)

Diese Neujahrsgeschenke zu fünf und drei Sous stimmen zu traurigen Betrachtungen. Welchen Taglohn kann ein Arbeiter verdienen, der Gegenstände fabrizirt, welche, nachdem sie durch mehrere Hände gegangen sind und wahrscheinlich in jeder einen kleinen Gewinnst gelassen haben, endlich um drei Sous auf den Boulevards verkauft werden? Denn alle diese Schnurrpfeifereien sind lediglich Handarbeiten; der Genius unserer Zeit hat, so viel mir bekannt ist, noch keine Dampfmaschinen zur Verfertigung von Kinderspielzeug erfunden. Ich habe hier auch metallene Vorstecknadeln um drei Sous verkaufen sehen, welche, wie mir ein Mann vom Fach versicherte, keine Fabrik um diesen Preis liefern kann. Bei solchen beispiellos wohlfeilen Verkäufen muß man jedesmal annehmen, daß ein kleiner Fabrikant Bankerott gemacht hat; da heißt es doch wahrlich, ein Leidensbruder gibt dem andern.

Man sollte hier einen Zehnten von den Summen erheben, welche die Reichen an kostspielige Geschenke wenden; wer fünfhundert Franken für einen Korb Bonbons ausgeben kann, mag billig noch fünfzig Franken dazulegen für den, welcher kein Brod zu beißen hat. Der berühmte Lagrange hat dargethan, daß die Nahrung

Digitized by Google

des gemeinen Volks in Frankreich um die Hälfte schlechter ist, als die Kost des gemeinen Soldaten, und das Commißbrod und die Kasernenpension hat gewiß noch Niemand beneidet, als ein Unglücklicher, der ganze Tage lang ein schlimmeres Glockenspiel, als das des jüngsten Gerichts, das Glockenspiel des Hungers in seinen Eingeweiden hörte. Im Jahre 1812 hat der philanthropische Gastronom Chaptal bewiesen, daß die kleinen Leute in Frankreich im Durchschnitt nicht ganz zwölf Pfund Fleisch per Kopf und per Jahr verzehren. Das Elend in den französischen Fabrik- und Handelsstädten ist groß: in Lille kommen auf eine Bevölkerung von 70,000 Seelen 16,000 Arme, in Orleans auf 41,000 Einwohner 14,000 Arme. In Amiens ist das Verhältniß noch gräßlicher; ferner weiß die ganze Welt, daß es für Lyon Zeiten im Jahr gibt, wo die sämmtliche Bevölkerung der arbeitenden Classen auf Hunger und Betteln reduzirt ist, und die Pariser Journale haben erst ganz kurz ich berichtet, daß ein Drittel der Pariser Einwohnerschaft im Spital stirbt. In Frankreich ist diesem Pauperismus schwer abzuhelfen. Die bereits zu starke Einwohnerzahl steigt fortwährend: ein Faktum, welches nicht abgeleugnet werden kann. Der große Grundbesitz mangelt und der Boden, welcher in den Händen der Großen dem Volke Vieles abgibt, ist in den Händen der Kleinen bei weitem nicht so ergiebig und verweigert der Masse hartherzig jede Hülfe. In Ermangelung des großen Grundbesitzes hat Frankreich nur seine Industrie, um die brodlosen Volksmassen zu ernähren; aber Industrie ist ohne Absatzwege, ohne Ausfuhr und ohne Gewinnst unmöglich, und wie können die Franzosen auf das Alles Anspruch machen, da sie dreißig Jahre lang die Weltmärkte nicht mehr besucht haben, und sie nun wieder besuchen, um sie mit Produkten zu überschwemmen, die schlechter und theurer sind, als die Erzeugnisse anderer Nationen? Die Engländer haben dies große Problem der Industrie glücklich gelöst durch die Association der Kapitalien, was die Association der Ideen voraussezt, durch die Einführung der Maschinen in großem Maßstabe und durch die Uebertragung der Armensteuer und aller Bedürfnisse des gemeinen, arbeitlosen Volks auf den Grundbesitz: drei Dinge, welche in Frankreich platterdings unmöglich sind. Die Industriefrage, vom nationalen Gesichtspunkte aus, ist für die Franzosen unauflöslich. Was ist da zu thun? Die Welt gehen lassen, wie sie geht, sich in seinen Mantel hüllen und stillschweigend eine sociale Revolution für Frankreich abwarten, welche nur durch ein göttliches Wunder abgewendet werden kann, und welche, wie die Cholera, ganz unvermuthet auftreten und noch gräßlicher als diese unter den blassen Sterblichen wüthen wird.

E. C.

Distichen

von Ph. H. Welcker.

Mein Tröster.

Ach, wie leicht ist's im Glück, Unglückliche trösten! Wie leicht ist's,
Sagen im wärmenden Pelz: „Nakter, so friere doch nicht!“
Dulder mit Unglücksschrift auf der Stirn: sag' deine Geschichte.
Eh' du noch aus mir erzählt, hab' ich schon Trostes genug.

Alte und neue Mischung.

Feigheit, Freiheitsgefühl, Auswanderung und eiserne Straßen,
Bitterer Thränenerguß, Runkeln und Zuckerfabrik,
Wucher und Kaufmannsgeist und einsamer Edlen Gedanken,
Lieb' und Haß und Gespött: Alles in einem Gefäß!
Aber es rauschet die Zeit Weltmeeren vorüber und Sonnen,
Kaum das Pygmäengeschlecht achtend auf erdigem Punkt;
Aber der ruhige Gott schafft fern dort junge Gestirne:
Eh' hier landet ihr Strahl, liegen die Zwerge schon todt.

Sprachbemerkungen.

Bruder und Schwester. — In vielen Sprachen sind die Wörter Bruder und Schwester auch durch den Laut verschwistert und blos durch die Geschlechtsendung verschieden, und dies erscheint so sehr als das natürliche Verhältniß, daß die Abweichung davon wirklich etwas Auffallendes hat. — Im Hebräischen heißt Ach der Bruder, Acha die Schwester; im Arabischen Ach und Achad; im Griechischen ἀδελφός und ἀδελφή, im Malayischen Sondara und Sondarenia. — Auf gleiche Weise sind gebildet die mösogothischen Wörter Nithjis, der Vetter, Nithio, die Base; die chinesischen Dschin, Mann, Suh-dschiä, Frau, die cochinchinesischen Dan-u, Mann, Danba, Frau; das Englische Man und Woman. In allen diesen Fällen findet bloß die Umbildung statt, wie im Deutschen bei Mann und Männin, Hahn und Henne, Affe und Affin, der Farre, die Färse u. s. w. — Aber welche Verschiedenheit hinsichtlich jener verwandten Wesen herrscht dagegen in andern Sprachen! Im Persischen bedeutet Ak, auch Berandar, den Bruder, aber die Schwester heißt Hemschire, auch Kaudir. Im Kurdischen, einer verdorbenen Mundart des Persischen, heißt Bra der Bruder, Kusk die Schwester. Wie die lateinischen Wörter „Frater und Soror.“ so müssen auch die deutschen „Bruder und Schwester“ — mösogothisch Brothar und Swistar — von ganz verschiedenen Wurzeln abgeleitet werden. Das Nämliche finden wir in den slavischen Mundarten. Brat, Brat, Brates heißt der Bruder, Sestra die Schwester.

Der Kukuk. — Schwerlich ist bei irgend einem Wort der Naturlaut so geradezu, so glücklich und so allgemein nachgebildet worden, als beim Kukuk. Bei den Griechen heißt der Vogel κόκκυξ, bei den Lateinern eben so und cuculus; der Italiener nennt ihn cuculo, der Franzose coucou, der Engländer cuckoo, der wendische Slave kukaliza, kukoviza, der Pole kukulka, der Illyrier kukuk, kukuveza. Die Polen und Illyrier haben indessen noch andere, ganz verschiedene Benennungen für den Vogel, und ganz unglücklich ist die schwedische Zusammenziehung Göck.

Digitized by Google

Korrespondenz-Nachrichten.

Dresden, Januar.

(Schluß.)

Kunstverein. Steinla. Eisenbahn. Theater.

Ein vor einigen Wochen im hiesigen Kunstverein befindliches Oelgemälde von Sohn in Düsseldorf: Romeo, von Julien Abschied nehmend, machte ganz ungemeine Sensation. Immer war dasselbe von Zuschauern, besonders Damen, dergestalt umgeben, daß es gewöhnlich schwer hielt, sich eines guten Platzes zum Anschauen zu versichern. Schon der Gegenstand hat freilich vorzügliche Anziehungskraft. Die innigste Liebe, im fruchtlosen Kampfe mit Hindernissen, kann die Theilnahme, zumal der Frauen, unmöglich verfehlen. Dazu kam hier eine den Reichthum des Sujets auf das Seelenvollste aussprechende Darstellung. Jugend, Schönheit, Sehnsucht, Freude und Schmerz sind in beiden Gestalten mit Begeisterung auf die Leinwand gezaubert. Wenn auch Einige an Romeo's ausdrucksvollem Antlitz das Erliegen der Kraft unter dem mit ihr ringenden Schmerze weniger billigen wollten, so konnten sie doch dem wundervollen Gebilde Juliens den unbeschränktesten Beifall nicht verweigern. Auf der verklärenden Höhe der Kunst kann die Natur kaum in anziehenderer Wahrheit und Schönheit erscheinen, als Julie hier. Und welche Meisterschaft in weiser Benutzung der Lichteffekte, welche Virtuosität in Nachbildung des jugendfrischen, saftvollen Fleisches und aller Eigenthümlichkeiten der verschiedenen Stoffe der Gewänder! — Auch im jetzigen Winter fanden bereits wieder einige Vorlesungen im Kunstverein statt, die sich gewöhnlich zahlreicher Zuhörer und Zuhörerinnen zu erfreuen haben. So eben kündigte das hiesige Tagblatt eine dritte an. — Auch im Saale des naturhistorischen Museums sind bereits während dieses Winters einige öffentliche Vorlesungen gehalten worden. So eben ist wieder eine daselbst „über Naturanschauung, als erste Vorschule menschlicher Erziehung," von dem bekannten Pädagogen Fröbel aus Keilhau zu erwarten. Er hat bereits in Rudolstadt und in der Schweiz durch Gründung von Kinderschulen sich ein dankbares Andenken gestiftet, und scheint bei seiner hiesigen Anwesenheit ähnliche Zwecke im Auge zu haben.

Nach einer Abwesenheit von vier Monaten ist unser berühmter Kupferstecher, Professor Steinla, wieder heimgekehrt. Den größten Theil seiner Zeit hat er zu Lucca in artistischer Thätigkeit verlebt, und eine beträchtliche Anzahl alter Kunstwerke sehr verschiedener Art, meistens von besonderer Auszeichnung, zurückgebracht. Unter Anderm ist ihm zur Bereicherung seiner merkwürdigen Sammlung antiker und mittelalterlicher Münzen Gelegenheit geworden. Sein nächster Zweck scheint die Vollendung der schon weit vorgerückten Madonna von Holbein zu seyn. Möchte nur endlich auch die Krone aller seiner seitherigen Leistungen, die Platte zum bethlehemitischen Kindermord nach Raphael, wovon bis jetzt erst einige Probeblätter abgezogen worden, veröffentlicht werden. Sie befindet sich vollkommen fertig in seiner Hand; allein die Entscheidung eines Processes mit dem Besteller derselben erlaubt ihm für jetzt nicht, weitere Abdrücke davon nehmen zu lassen.

Die Fahrten auf der Eisenbahn nach der Weintraube und nach Oberau und zurück finden, wenn schon in verminderter Personenzahl, noch täglich statt. Bei drohendem Himmel wird die nach dem Gasthofe zur Weintraube darum etwas bedenklich, weil man nach dem Aussteigen aus dem Dampfwagen noch eine ziemlich lange Wanderung bis zu dem an der Meißner Straße gelegenen Gasthofe zu machen hat. Bei der Fahrt nach Oberau führen übrigens die Billets zum Tunnel, welche dort zu erhalten sind, nur zu dem noch sehr unbedeutenden Anfange seiner Ausmauerung. Die Thüre nach dem größten, noch nicht ausgemauerten Theil desselben bleibt verschlossen, damit die darin beschäftigten Arbeiter in diesem Geschäft nicht gestört werden.

Unsere hiesige Baukunst wagt es sogar, dem Winter Trotz zu bieten. Kaum hatte vor einigen Wochen die Kälte ein wenig nachgelassen, so pochte und hämmerte es auch schon wieder allenthalben in den neuaufzuführenden Gebäuden. Zu den merkwürdigsten darunter gehört ein Haus mit einem Thurme. Ein Thurm mehr in einer Stadt, die vielleicht an Allem weniger Mangel leidet, als eben an Thürmen, ist immer etwas. Nicht minder merkwürdig erscheint die nun ihrer Vollendung nahe gebrachte Synagoge mit ihren zwei runden Thürmchen und grünen Kuppeln. Zwischen mehreren andern, ebenfalls erst im Entstehen begriffenen Häusern von ansehnlicher Größe steigt sie imponirend hervor; nicht gerade durch den Reiz besonderer architektonischer Schönheit, aber wohl durch eine recht sinnvolle Wahl des hierher gehörigen, unverkennbar morgenländischen Geschmacks. Wenn, wie sich wohl vermuthen läßt, das Innere den Erfordernissen eines Tempels nach mosaischen Gebräuchen angemessen ist, so verdient das Aeußere gewiß durch den entschiedenen Charakter, den es ausspricht, besonderes Lob. — Professor Semper, welcher den Riß zu diesem Gebäude, wie auch bekanntlich zum neuen Schauspielhause entworfen, ist so eben mit dem Generaldirektor der Hofbühne auf einer Reise nach Frankreich, Italien und England begriffen. Ihr Hauptzweck soll im Studium der vorzüglichsten Theater bestehen, um die zweckmäßigsten Einrichtungen bei dem hiesigen neuen Theater benutzen zu können. Nach den vielfach öffentlich und in der Stille erklungenen Klagen über das Mangelhafte mancher neuerbauten Schaubühnen in Hinsicht auf Akustik, Dekorationen, Eintheilung des Platzes und Bequemlichkeit für Künstler und Zuschauer, konnte man wohl in einem Momente, wo es sich um Herstellung eines mit den billigen Forderungen der Zeit im Einklang stehenden Theatergebäudes handelt, nichts Besseres thun, als sich an der Quelle selbst von dem Grunde oder Ungrunde mancher Klage zu überzeugen.

Die Bühnendirektion hat in der letzten Zeit, trotz der Krankheit der Schröder-Devrient, das Publikum an Neuigkeiten und sogar Singspielen keinen Mangel leiden lassen. Dahin gehört Adams komische Oper: „Zum treuen Schäfer," worin namentlich Tichatschek als Coquerel sich besondern Ruhm erwarb. Sie fand bei mehrmaliger Wiederholung verdienten Beifall. Das Drama: „Luise von Lignerolles," nach dem Französischen von Dinaux und Legouvé, verdeutscht durch Th. Hell, erfreute sich ebenfalls freundlicher Aufnahme. Eine andere Novität für hiesige Bühne: „Die Zurücksetzung," von Töpfer, gefiel weniger als manches frühere Stück dieses Verfassers. Ungemeinen Effekt machte dagegen ein neues, von großem dramatischen Talente und umfassender Bühnenkenntniß zeugendes Drama von Lenture, einem Namen, den Viele, ob mit Recht oder Unrecht, weiß ich nicht, durch das Wort Ranpach übersetzen. Es entwickelte dabei den ganzen, im Zuschauerkreise eben vorräthigen, schneeweißen Unschuldglanz an Battisttaschentüchern, welche dem Uebermaße des Wassers Einhalt thun mußten, das den Strahl der anmuthigsten Frauenaugen auszulöschen drohte. Dieses Drama heißt: „die Geschwister." Es wird wohl alle deutschen Schauspielhäuser füllen, wo es Frauenherzen und Thränen gibt.

Beilage: Literaturblatt Nr. 14.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

№ 33.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Donnerstag, den 7. Februar 1839.

Des Menschen Sohn ist gekommen zu suchen und selig zu machen, das verloren ist.

Lucas.
19, 10.

Aus Rückerts Leben Jesu.

In Kurzem erscheint in der J. G. Cotta'schen Buchhandlung das Leben Jesu, Evangelien-Harmonie von Friedrich Rückert. Der Dichter hat sein großes Talent in Behandlung morgenländischer Stoffe nun auch auf einem Felde angewendet, wo er mit eigenthümlichen und ganz andern Schwierigkeiten zu kämpfen hatte als bisher. Der Werth und die Bedeutung des Gedichts können hier nicht besprochen werden; wir geben aber mit den folgenden Brüchstücken einen Begriff von der Form eines Werks, welches von den verschiedensten Parteien im Schoße des Christenthums mit Freude und Antheil aufgenommen werden wird. Das Buch umfaßt fünf Hauptstücke: Geburt und Jugend, Lehramt, Zug nach Jerusalem, Tod und Auferstehung, die erste Gemeinde, und ist in CLXXXII. Abschnitte getheilt.

* * *

XCI. *

Es naheten zu ihm die Zöllner und die Sünder,
Und hörten mit Begier das Wort vom Heilverkünder.

Als das die Farisä'r und Schriftgelehrten sahn,
Murrten und sprachen sie: Er nimmt die Sünder an.

Doch er antwortete mit einem Gleichnis gleich:
Was dünkt euch? welcher Mann ist unter euch so reich,

Der hundert Schafe hat, und eins verliert davon?
Läßt er im Felde nicht die neun und neunzig schon,

Und geht dem einen nach, bis das verlorn' er fand?
Und wenn ers fand, nimmt ers mit Lust in seine Hand,

Legts auf die Schultern, trägts nach Haus und rufet laut
Dem Freund und Nachbarn zu: Ihr Freunde, kommt und schaut,

Und freuet euch mit mir! denn mein verlornes Schaf
Hab' ich gefunden, das ich in der Irre traf.

Ich sag' euch, also wird im Himmel Freude seyn
Ob einem Sünder, der zur Buße gehet ein.

Mit größrer Freude wird er werden aufgenommen,
Als neun und neunzig, die gerecht sind und vollkommen.

Oder was dünket euch? Ein Weib, das hätte schon
Zehn Groschenstück', und eins verlöre nun davon;

Wird sie nicht eine Leucht' anzünden und umwenden
Das ganze Haus mit Fleiß durchsuchend aller Enden,

* Matthäus 18, 11—14.
Lucas 15, 1—10.

Digitized by Google

Bis sie den Groschen fand? und fand sie ihn nun drinnen,
Ruft sie den Freundinnen und ruft den Nachbarinnen:

Kommt her, ihr Freundinnen, und freuet euch mit mir!
Den Groschen, welchen ich verloren, fand ich hier.

Ich sag' euch, also wird den Engeln seyn zu Mut,
Wenn hier ein Sünder sich bekehrt und Buße thut.

Gekommen aber ist der Menschensohn zur Frist,
Zu suchen auf der Welt, was da verloren ist.

XCII. *

Dies Gleichnis sprach er auch: Zween Söhne hatt' ein Mann,
Wovon der jüngste dann zum Vater so begann:

Gib, Vater, mir mein Theil, das ich zu erben habe!
Und jener theilete den beiden gleich die Habe.

Da nahm der jüngste Sohn sein ganzes Gut, und gieng
In fremdes Land, wo ers an zu verprassen fing.

Und als er es verpraßt, kam eine Hungersnoth
In jenes Land, da litt er Mangel selbst an Brot.

Da ging er, einem Mann im Land sich zu vermiethen;
Der sandt' ihn auf sein Feld, die Schweine dort zu hüten.

Da wünscht' er seinen Bauch zu füllen mit den Schoten,
Die wurden dort zur Mast den Schweinen dargeboten;

Und Niemand gab sie ihm. Da sprach er, in sich gehend:
Wie viele, dort im Dienst bei meinem Vater stehend,

Die Fülle haben sie des Brotes, während ich
Hier um durch Hunger komm'; aufmachen will ich mich,

Zu meinem Vater gehn, und sprechen: Vater! ich,

Versündigt hab' ich mich im Himmel und vor dir;
Ich bin nicht werth, dein Sohn fortan zu heißen hier.

Wie einen deiner Lohnarbeiter halt mich nur!
Und stracks macht' er sich auf, und ging zur Vaterflur.

Er war noch weit entfernt, der Vater sah ihn schon,
Erbarmte sich, und lief entgegen seinem Sohn,

Und fiel ihm um den Hals, und kußt' ihn väterlich.
Da sprach zu ihm der Sohn: Vater! ich habe mich,

Versündigt hab' ich mich im Himmel und an dir,
Und bin nicht werth, dein Sohn fortan zu heißen hier.

Der Vater aber sprach zu seinem Knechte: Bring
Das beste Kleid, und leg's ihm an, und einen Ring

Gebt ihm an seine Hand, und Schuhe seinen Füßen;
Dann bringt das Mastkalb her, und schlachtet es! wir müßen

Mit einem Freudenschmaus den Gast im Haus begrüßen.

Denn der, mein Sohn, war todt, der lebend nun erstand;
Verloren war er mir, den ich von neuem fand.

Und fröhlich saßen sie beim Fest und Schmause schon,
Doch auf dem Felde war des Vaters ältster Sohn;

Als er nun heim kam, hört' er Tanz und Saitenton.

Da rief er einen Knecht, und fragte, was es deute?
Der sprach: Dein Bruder ist zurückgekommen heute.

Das Mastkalb schlachtete der Vater ihm zum Schmause,
Weil er gesund den Sohn empfing in seinem Hause.

Er aber zürnt' und wollt' hinein nicht gehn ins Haus;
Da trat der Vater, ihn begütigend, heraus.

Doch er antwortete und sprach zum Vater: Sieh,
So lange Jahre dien' ich dir im Hause hie,

Und habe dein Gebot noch überteten nie.

Nie aber hast du mir ein Böcklein nur gegeben,
Um einen frohen Tag mit Freunden zu verleben.

Nun dieser kommt, dein Sohn, der dein Gebot verachtet,
Und alles durchgebracht, hast du das Kalb geschlachtet.

Der Vater aber sprach: Mein Sohn! du bist bei mir
Zu aller Zeit, und all mein Gut gehöret dir.

Doch sollt' ich mich nicht freun an deinem Nachgebornen,
Daß der gestorbne lebt, und ich fand den verlornen?

* Lucas, 15, 11 – 51.

Walter Raleigh und Königin Elisabeth.

(Fortsetzung.)

„Ihro Majestät nimmt immer Partie für das wahre Verdienst und bewährt sich als seine huldreiche Gönnerin, und glücklich sind diese poetischen Geister, welche geboren wurden, um unter solchen Auspicien zu blühen. Mit Lucans Worten in seiner Pharsalia könnte man sie begrüßen:

> Vos quoque, qui fortes animas belloque peremtas
> Laudibus in longum vates diffunditis aevum,
> Plurima securi fudistis carmina, Bardi.

Ihro Majestät glorwürdiger Regierung blieb es vorbehalten, zwei solche Genien sonder Gleichen an's Licht zu fördern als Master Edmund Spenser und Master William Shakespeare. Der Eine als epischer Dichter hat, indem er zur Bewunderung alles Ritterlichen und Großen auffordert, keinen, der ihm gleicht; der Andere steht, als Erfinder von Schauspielen, die er gleichsam in unserm Vaterlande erst erschaffen hat, an Verstand, Witz, Einbildungskraft und Kenntniß der menschlichen Natur hoch

Digitized by Google

über allen Geistern in diesen Reihen. Master Spenser gesellt sich zu solchen edlen Geistern, als Homer und Virgil, und Master Shakespeare verdient einem Sophokles und Menander gleichgestellt zu werden." — „Wir erfreuen uns recht sehr an den Schöpfungen dieses Shakespeare, wie sie im Schauspielhause dargestellt werden," erwiderte Ihre Majestät, „und denken diesen Nachmittag uns daselbst einzufinden." — „Es ist eine Unterhaltung, ganz geeignet zu Ihro Majestät Erheiterung," erwiderte Sir Walter. „Denn ich meine, daß Schauspieler eine Art von Spiegel sind, welche uns die menschliche Natur in allen Formen zeigen, wie der Dramatiker sie vorführt, welchem sie alle zur Hand sind; und diejenigen, welche die Welt kennen lernen wollen, wie sie ist und erscheint, können nichts Besseres thun, als in's Schauspielhaus gehen, wo Master Shakespeare und die Paar, welche in seine Fußstapfen treten, wirken. Auch verdienen Ihro Majestät Schauspieler wohl, daß man ihrer in Ehren erwähnt, denn ohne besondere Anleitung oder Vorbilder haben sie die Kunst, so vordem auf den Straßen vagabundirte, zu einem Geschäft erhoben, welches am Hofe geehrt ist und beim Volke in gutem Ansehen steht."

„Ist da nicht ein gewisser Burbage, der sich in dieser Kunst besonders auszeichnet?" fragte die Königin. „Wir haben ihn oft bemerkt. 'S ist der, welcher den bucklichten König spielt." — „Ganz derselbe zu Ihro Majestät Befehl," sagte Raleigh. „Ihro Majestät außerordentlicher Scharfblick ist zu bewundern; denn er ist es, der die Palme davon trägt, indem er von Natur ganz besonders dazu begabt ist, und mit einer außerordentlichen Leichtigkeit sich in alle Charaktere schickt, was derselbe nicht allein in der glücklichen Auffassung König Richards des Dritten beweist, obwohl dies eine seiner gelungensten Darstellungen ist, wie Ihro Majestät sehr treffend bemerkt, sondern in verschiedenen andern Rollen, die er mit gleicher Trefflichkeit durchführt."

Sie schritten einige Minuten weiter, ohne ein Wort zu sprechen. „Erinnerst du dich der Verse aus Virgil," fragte Ihre Majestät, „die so anfangen:

Fortunate senex! hic inter flumina nota
Et fontes sacros —?"

„Wie sollte ich nicht, zu Ihro Majestät Befehl? Beginnen sie doch eines der süßesten Pastoralstücke, welche jener mit Recht hochberühmte Dichter geschrieben, der zu seinem Epitaph jene Worte hat:

Mantua me genuit, Calabri rapuere, tenet nunc
Parthenope, cecini pascua, rura, duces."

— „Wenn wir uns nicht irren, sind sie sehr glücklich gewählt," fuhr die Königin fort. „Wie schön er die kühle Anmuth des lieblichen Platzes schildert, wo, entfernt vom Sonnenbrand, die Bienen Honig aus den Blumen saugen, und die Turteltaube ihr Liebeslied klagt, daß man selbst davon zur Ruhe eingeladen wird." — „Es ist allerdings eine wunderbar erfrischende Landschaft, und Ihro Majestät stellen mit Ihrem unvergleichlichen Geschmack mir ihre Reize so lebendig vor, als ich sie nur empfinden konnte, wenn ich in den alten Schriftstellern, so Lateinern als Griechen, las."

„Da ist noch ein schönes Bild, welches einen artigen Contrast zu dem vorigen abgibt," sagte Ihre Majestät, welche sich allzeit sehr erfreute, wenn sie ihre Kenntniß in diesen Dingen an den Tag legen konnte, und man muß bekennen, daß sie nicht wenig darin bewandert war; und ein ganz besonderes Vergnügen gewährte es ihr, von einem Manne darüber Complimente zu erhalten, welcher, wie der Kapitän ihrer Garde, ein so tüchtiger Scholar war. „Das ist die Stelle in Theocrits Idyllen, welche so beginnt:

Ἐν τε βαθείαις
Ἄβειαι πίτυος χαμεύνιαι ἐκλίνθημεν,
Ἐν τε νεοτμήτοισι γεγαθότες ὀξυάεσσι.

und noch sehr lang so fortgeht."

(Fortsetzung folgt.)

Moden.

Die weibliche tonangebende Aristokratie legt es gegenwärtig mehr als je darauf an, die Dilettantinnen im Respekt zu erhalten und ihnen das Copiren zu entleiden. Das beste Mittel hiezu ist das im jetzigen Augenblick beliebte: man sucht die Eleganz weniger im ewig wiederholten launischen Wechsel des Schnitts, als in der Solidität und Kostbarkeit der Stoffe und Beiwerke; man legt weniger Gewicht auf diese oder jene Form, mit der sich Jede für das flüchtige Auge fashionabel maskiren kann, als auf die verschwenderische Fülle dessen, wofür es kein plausibles Surrogat gibt. Eine Hauptrolle in diesem Systeme spielt ein Stoff, der zwar von jeher sehr hoch gehalten, aber zu einer gewissen Zeit doch so ziemlich aus dem Anzug verdrängt worden war: die Spitzen. Die Kleider von Brocat und façonnirtem Sammt zu vollem Anzug müssen sehr reich mit Spitzen und dazu mit Blumen, namentlich Sammtblumen besetzt seyn. Die großen Volans an den Kleidern sind nur erträglich, wenn sie aus guten Spitzen bestehen, und diese Mode erhält sich eben durch ihre Kostbarkeit, wodurch sie zu einer „distinguirten" Tracht wird.

Besonders auffallend ist aber der gegenwärtig herrschende Luxus im Weißzeug der vornehmen Welt. Seit fünfzehn, zwanzig Jahren hat dieses Fach auf dem Wege der Verfeinerung eine völlige Umwandlung erlitten. Mit einer magern Guirlande, einer armseligen Blume am gezackten Rand war damals Alles gethan, und der Luxus bestand vorzüglich in der Güte der holländischen Leinwand oder, jedoch selten, des Battists. Jetzt aber sind die Stickereien auf Linnen wahre Kunstwerke. Zu einer eleganten Toilette gehören nothwendig kostbare Schnupftücher, einfacher und

Digitized by Google

reicher nach der Abstufung des halben und des vollen Putzes. Es gibt gestickte Schnupftücher zu vierzig Louisd'or, und unter acht Louisd'or erhält man nicht leicht ein hübsches Tuch für den Ball. Auf den Morgenschnupftüchern wird die weiße Stickerei durch rothe, blaue, gelbe Linien und Dessins bunt gemacht, und auch diese Mode ist, wie jede kostspielige Negligétracht, nur Sache wohlhabender Damen. Die Stickereien zum Abendanzug sind natürlich nur weiß, aber nicht selten vier Finger breit.

Es ist, als ob die Eleganten in ihrer Richtung auf Pracht und Luxus von einer Laune vornehmer Selbstachtung ergriffen worden wären; denn sie lassen die Verschwendung einwärts zu Regionen dringen, wohin nie ein profanes Auge reicht, und auf diesem Gebiete sind sie vor dem Neide des Dilettantismus vollkommen sicher. Le linge le plus grave, wie sich die närrischen Franzosen ausdrücken, das heißt, Nachthemden, Nachtkamisole, Schlafhauben und Unterröcke werden mit Spitzen aller Sorten, oft höchst anspruchsvoll besetzt. Dies mag manchem Frauenzimmer vorkommen, wie wenn einer sein Ordensband auf dem Schlafrock tragen wollte. Asmus sagt aber, der echte Ritter trage sein Ritterkreuz auf der bloßen Brust, und wie mit der wahren Ritterlichkeit, so möchte es sich auch mit der echten Eleganz verhalten: es kommt nicht darauf an, ob oder wo man das äußere Abzeichen trägt, sondern wie. — Der Schnitt der Nachthauben hat sich, im Vorbeigehen gesagt, völlig reformirt: das Hinterstück schließt sich leicht gepufft an das kleine Vorderstück an, welches mit einer schmalen Spitze besetzt wird, die platt auf der Stirne aufliegt und an den Wangen herabläuft. Der Franzose nennt dies eine Haube à la paysanne; wie ganz anders, wie viel vornehmer klingt dies als: eine Bauernhaube, und warum?

In jenes Kapitel der einwärtsdringenden Eleganz gehört auch eine Neuerung des französischen Hofcorsetmachers Josselin, eines Genies, von dessen wundervollen Schnürleibern wir schon öfter gesprochen haben. Aus Veranlassung des betrübenden Ereignisses, das den Hof neuerlich in Trauer versetzt, hat er Corsette von schwarzem Mohr verfertigt, die, mit blauangelaufenem Stahl besetzt, sont d'une élégance toute magnifique. Die zur Halbtrauer sind aus grauem Mohr, mit schwarzer Seide ausgenäht. Wem fallen hiebei nicht Lichtenbergs Würfel, Kartenspiele und Hundehalsbänder zu voller und Halbtrauer ein?

Korrespondenz-Nachrichten.

Prag, Januar.

Graf Sternberg. Pater Neumann. Redoutenbälle.

Die letzten Tage des vergangenen Jahrs haben den Wissenschaften in Böhmen eine ihrer schönsten Zierden geraubt. Der berühmte Naturforscher Graf Kaspar v. Sternberg wurde auf seinem Schlosse Bruzina von einem Schlagflusse dahingerafft, und obschon der verehrte Greis bereits das 79ste Jahr erreicht und die Abnahme seiner Kräfte (zumal die stets zunehmende Schwäche seiner Augen) dem forschenden Geiste immer engere Grenzen zogen, so wird doch sein Verlust von Allem, was an der Wissenschaft Theil nimmt, schwer gefühlt und betrauert. — Der böhmische Missionär in Nordamerika, P. Neumann, hat bereits fünf Pfarreien und Schulen gegründet, die er abwechselnd besuchen muß, so daß er sein festgezimmertes Haus zu Nortbusy nur selten und auf kurze Zeit bewohnt. Die geringste Entfernung einer Station von der andern ist zwei, die größte zwölf Stunden. Er erwartet noch einige Mitarbeiter, zumal für die Stadt Rochester, und einen jungen Handwerker, der sein Hausverwalter und sein Gehülfe an der Schule zu Nortbusy werden soll. Aus Böhmen sind ihm durch den Leopoldinerverein Kirchenapparate, Bilder, Leinwand, Bücher, Zeitschriften und baares Geld — wozu eine fürstlich Schwarzenbergsche Spitalpfründnerin 18 fl. beitrug — zugesandt worden.

Obschon der heurige Carneval, mit dem vorjährigen verglichen, um mehr als zwei Wochen kürzer ist, und hier in der Regel die Faschingsvergnügungen, je mehr selbe concentrirt sind, auch an Intensität gewinnen, so ist doch der Carneval diesmal nicht so belebt, als voriges Jahr, und keiner der diesjährigen Bälle hatte sich einer großen Lustigkeit zu rühmen. Seit ungefähr einem Lustrum und darüber ist eine Tanzunterhaltung der höchsten Gesellschaftskreise, die adeligen Societätsbälle, ganz eingegangen. Das on dit versichert, es wolle keine der ältern Damen das Geschäft übernehmen, als supponirte Hausfrau die Honneurs dieser Bälle zu machen, was mir jedoch nicht ganz wahrscheinlich vorkommt, da wir sehen, daß mehrere Damen vom höchsten Range, Mütter zahlreicher Töchter, das größere Opfer bringen, in bürgerlichen Gesellschaftsbällen bis zum Morgen auszuhalten. Viel eher dürfte die Ursache darin zu suchen seyn, daß seit mehreren Jahren, gerade um die Zeit des Carnevals, Todesfälle und ihre Folge, die Familientrauer, manche der ersten Familien von allen Lustbarkeiten ausgeschlossen haben, und man daher befürchtete, keine hinlänglich zahlreiche Gesellschaft für einen größern Saal zusammenzubringen, während man doch keinen der kleinern und unansehnlichern Stadtsäle zum Lokal eines adeligen Balls wählen wollte. Das Militär, vom Hauptmann aufwärts, gehörte bei diesen Bällen zu den Subscriptionsfähigen und Zahlenden, während sowohl die subalternen Offiziere, als die höhern Staatsbeamten als geladene Gäste auf denselben erschienen: doch blieben leztere gewöhnlich fern von einer Lustbarkeit, wo sie von den eigentlichen Matadoren des Festes ganz ignorirt wurden, und auch jene — wenn sie nicht adelig waren — fanden eben kein großes Vergnügen daran, sich Körbe von den schönen und vornehmen Damen zu holen und als Reserve für die Stiftsdamen zu dienen, und erschienen oft nur auf das Commando ihrer Stabsoffiziere (gleichsam zum Balldienst), um den alten Grundsatz der Physik zu bestätigen, daß es keinen leeren Raum gibt. Da nun kleine Versammlungen en gros stattfinden, sollte man glauben, es müßte desto mehr kleinere Ballfeste bei der Noblesse geben, insbesondere da die Mode es den höhern Ständen so ungemein erleichtert, ihnen sogar die Kosten so unendlich verringert. Die Apartements sind im Stande, die Bedienung vorhanden; es braucht nichts, als die Lichter anzustecken oder die Lampen anzuzünden, den Thee im Salon zu brauen, etwas Limonade und Mandelmilch, Eis und Confituren vom Hauszuckerbäcker machen zu lassen, oder bei Herrmann oder Becker, Schöffs oder Teichner zu bestellen, und die „Soirée dansante" ist fertig. Gleichwohl hat man außer den gewöhnlichen Assembleen des Carnevals bei dem Obristburggrafen und dem commandirenden General (welchen selbst unser junger Erzbischof beiwohnte) wenig von Tanzunterhaltungen beim Adel gehört.

(Fortsetzung folgt.)

Beilage: Kunstblatt Nr. 12.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

№ 25.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Dienstag, den 29. Januar 1839.

— Clifford. — Ay, ay, so strives the woodcock with the gin;
So doth the coney struggle in the net.
York. — So triumph thieves upon their conquer'd booty;
So true men yield, with robbers so o'ermatchd.
Shakespeare.

Constance Contarini.

(Fortsetzung.)

So kamen sie nach Ancona. Hier lag ihnen die dalmatische Küste mit ihren Inseln vor Augen, und Marino machte seinem Gefährten den Vorschlag, ob sie nicht ein eben dahin segelfertiges Fahrzeug besteigen und des Contrastes wegen diese zum Theil wildgebirgige Küste besuchen wollten. Die gegen die Seeräuber befestigten alterthümlichen Schlösser von merkwürdiger Bauart würden manchen Anlaß zu interessanten Studien geben, welche ihm auch für den Hauptzweck seiner Reise von Nutzen seyn möchten. Besonders erregte er Arnheims Neugierde durch die phantastische Schilderung eines derselben unfern der Ruinen des alten Salona, im Alterthum berühmt durch die Gärten Diocletians, wohin der Weltbeherrscher nach Niederlegung der Kaiserkrone sich zurückzog, um den Rest seines thatenreichen Lebens in üppiger Ruhe zu genießen. Er nannte eine ihm befreundete Familie, der das Schloß gehöre. Arnheim wurde von dem reichen Schauplatze so merkwürdiger Thaten und Begebenheiten des Alterthums und des Mittelalters angezogen und fand diesen Vorschlag vortrefflich.

Sie schifften sich ein. Die Braut Venedigs, das adriatische Meer, schien ihre nur zu bekannten Launen vergessen zu haben, und nach einer sehr glücklichen Fahrt landeten sie bei Zara. Der Gegensatz war höchst pikant. Das Ansehen des Landes mit seinen wildbewachsenen Gebirgen und seinen weiten üppigen Weideplätzen, von zahlreichen Heerden belebt, und der Bewohner, die oft wilder aussahen als ihre Gebirge, alles war verschieden, obgleich auch hier Pomeranzen- und Citronenwälder mit ihrem Aroma die Luft schwängern und die Rebe blüht und prachtvolle Cactus die Felsen oft in den reichsten Farbenschmuck kleiden. Sie hielten sich in Zara, das weiter keine Annehmlichkeiten darbot, nicht auf, sondern mietheten Reitpferde, von andern mit dem Gepäck begleitet, und zogen dem phantastischen Schlosse bei Spalatro zu.

Es zeigte sich ihnen schon in der Ferne, als sie den ungeheuern Ruinen des alten Kaiserpallastes, welche sie mit Muße in den nächsten Tagen zu besuchen beschlossen, vorüber waren, auf einer übrigens reichen und üppigen Anhöhe, doch ernst mit seinen drohenden Thürmen. Schon sank die Sonne in's Meer, als sie die ziemlich steile Anhöhe erstiegen hatten und in das tiefgewölbte Thor, das von den Hufen ihrer Rosse wiederhallte, einritten. Ein ungewohnter Schauder durchrieselte Arnheims Gebein. Er rechnete ihn dem alterthümlichen Eindrucke und der

Digitized by Google

kühlen Temperatur in dem Thorgewölbe zu, so wie den ungewohnten Ernst, der sichtbar über seinen sonst so lustigen Gefährten gekommen war, dem Ernste der Verwüstungen einer reichen Vorzeit, die in meilenlangen Trümmern vor ihnen lag, ein Anblick, der ihn selbst erschütternd ergriffen hatte.

Der Hof war mit zum Theil bewaffnetem Gesinde von wildem, rohem Aussehen erfüllt. Marino bemerkte einen ihm bekannten Diener, den er fragte, ob die Herrschaft auf dem Schlosse sey, und dem er auftrug, für sich und seinen Reisegefährten um gastliche Aufnahme zu bitten. Der Diener kehrte bald zurück und lud die willkommenen Gäste ein, ohne Förmlichkeiten in ihren Reisekleidern sich hinauf zu verfügen, indem er für ihr Gepäck Sorge tragen würde. — Es ging eine gewundene Marmortreppe hinauf und ein dumpfes Getöse von Hin- und Herwandelnden und wie von Bewaffneten scholl ihnen entgegen. Auch fanden sie das erste Gemach von wildaussehenden Gestalten erfüllt. — Ein unheimliches Gefühl überschlich Arnheim, der sich darüber selbst verspottete, und dies gegen seinen Gefährten äußerte, welcher jedoch lautlos mit sichtbarer Aengstlichkeit ihm zur Seite ging. Der Diener führte sie durch mehrere alterthümlich möblirte, menschenleere Gemächer, bis zu einer Thür, hinter welcher sie verschiedene Stimmen vernahmen. Die Thüre öffnete sich und ein Kreis von Männern und Frauen sah ihrem Eintritt entgegen. Sie traten ein, Arnheim voran. Da schlug der laute Schrei einer weiblichen Stimme: „Jesus Maria, Giacomo!" an sein bestürztes Ohr, und eine der Frauen sank ohnmächtig auf den Boden hin, während eine andere ein lautes, widriges Gelächter anschlug. — Arnheim stürzte zur Hingesunkenen mit dem Ausruf der höchsten Ueberraschung. „Constanee Contarini! Signora, Sie hier?" Aber mit zornsprühendem Angesicht trat ihm ein hochgewachsener hagerer Mann, Wuth im funkelnden Auge, stolz entgegen: „Und hier ist Andreas Contarini, und für dich, der Contarinis Ehre befleckt hat, der Tod! — Hinweg mit ihm!" herrschte er den Bewaffneten zu, von denen sich der bestürzte wehrlose Arnheim plötzlich umringt sah. Er blickte nach Marino umher: dieser war verschwunden.

„Signor!" rief er, „unerhört schändlicher, tückischer Verrath hat mich in Ihre Gewalt gebracht. Gebrauchen Sie sie, wie Sie es für gut finden, aber schonen Sie Ihrer Gemahlin; beim Gekreuzigten, sie ist so schuldlos, ja schuldloser als ich!" — „Hinweg mit ihm!" schrie Contarini, gelb vor Zorn. „Was kümmert dich ihr Schicksal? zittere für das deinige, Elender!" — „Bandit!" rief Arnheim, dem sich das Innerste empörte, und er entriß mit Blitzesschnelle einem der Bewaffneten das Schwert und stürzte auf Contarini zu, ihn zu durchbohren; allein es packten ihn die Knechte des Nobile und schleppten ihn gewaltsam und unter Mißhandlungen fort. — Wohin sie ihn schleppten, bemerkte er nicht. Das Ungeheure war zu unerwartet, zu überwältigend über ihn gekommen; seine Sinne verwirrten sich und er wußte nicht, was mit ihm und um ihn vorging.

(Fortsetzung folgt.)

Moden.

(Fortsetzung.)

Wer sich dem schwierigen und wahrscheinlich undankbaren Geschäft unterzöge, eine Geschichte der Tracht im Abendlande seit den frühesten Zeiten zu schreiben, würde besonders den Gedanken festzuhalten haben, daß auch auf diesem Gebiete die Entwicklung einer analogen Linie folgt, wie Alles, was der Mensch in Idee und Wirklichkeit schafft und baut und fortbildet. In der Detailgeschichte ist überall unruhige, lärmende Thätigkeit, ein Fordern und Widerstehen, ein Herüber- und Hinüberziehen, ein Verkürzen und Erweitern, ob es sich nun von Verfassungen, von Rechten und Ansprüchen handelt, oder von Wissenschaft und Kunst, oder vom äußern Schmuck des Lebens, von Kleidung und Geräthe; aber in Allem zeigt sich am Ende im Verhältniß zum großen Lärm nicht viel oder nichts, was der Rede werth wäre, verändert, wenn man auf's Große und Ganze sieht. Wie ungemessen ist nach allen Richtungen menschlicher Thätigkeit die Leidenschaft, der Wunsch des Einzelnen, Neues zu erleben und selbst zu produciren, und wie beschränkt ist selbst die Kraft der Gesammtheit in Umwandlung des Kleinsten wie des Größten! Die Menschheit hat oft so lange daran gearbeitet, ein Wamms oder einen Kragen loszuwerden, als einen Rechtsbegriff oder ein Dogma. Alle Entwicklung erfolgt nur sprungsweise, und in den ruhigen Zwischenzeiten wird nur das Alte in Staat, in Kirche und Garderobe hin und her gewendet, gekerbt und gekniffen, und man freut sich lärmend vermeintlicher Neuerungen, die sich im Lauf der Geschichte nur als phantastische Umschreibungen des längst Dagewesenen oder gar als Rückgriffe erweisen. Ja, die Tracht, wie sie unter ewigen Wechseln und wiederkehrenden Ausschweifungen ihren Gesammtcharakter doch nur sehr allmählig ändert, ist ein wahres Bild der Geschichte der Menschheit selbst: wohl rückt diese, gleich unserm Sonnensystem, beständig fort, einem unbekannten Ziele entgegen; aber diese Bewegung wird nur nach langer Frist bemerkbar, und im gegebenen Zeitpunkte gewahrt man nichts als im Wirbel der täglichen und jährlichen Umdrehungen das ewig Alte. — Die

Digitized by Google

Metamorphosen, die der Europäer im Lauf der Jahrhunderte mit seiner äußern Erscheinung vorgenommen, zeigen recht deutlich, daß die tausendfüßige Larve des Geschlechts zwar allgemach eine Haut nach der andern abschiebt, aber ein Wurm bleibt und nie zum geflügelten Insekte wird.

Wir haben schon in frühern Artikeln bemerkt, daß die weibliche Tracht durch alle christlichen Jahrhunderte ungefähr denselben Typus beibehalten, daß der weibliche Bildungstrieb sehr wenig Neues erfunden hat, was nicht schnell zum Alten zurückgekehrt wäre. Der Geschichtschreiber hätte in dieser ganzen Entwicklung nur wenige entscheidende Formen auszuzeichnen. Dennoch zeigt sich, wenn man die Haltung der jetzigen weiblichen Welt mit den uns überlieferten alten Bildern und Beschreibungen vergleicht, ein merkbarer Unterschied, und ein Fortschritt, der übrigens mit allen Richtungen der Kultur parallel geht. Dies zu versinnlichen, theilen wir im Folgenden einige Auszüge aus Geschichten und Chroniken mit. Sie beweisen, daß die Sucht nach dem Auffallenden, Prunkenden, Kostbaren von jeher zum mindesten so stark und rührig war als gegenwärtig, und sie geben durch Uebereinstimmung und Contrast manchen ergötzlichen Wink zur Vergleichung mit der Gegenwart. Wir fassen dabei vorzüglich den weiblichen Putz in's Auge, können aber, der Natur der Sache nach, das den männlichen Betreffende nicht ganz ausschließen.

Um das Jahr 1350 ging in Deutschland in der Dichtkunst, Kleidung und andern Dingen eine große Umwandlung vor. Es war dies die Periode unmittelbar nach der allgemeinen, großen Pest, dem sogenannten schwarzen Tode, vor dem sich Boccaccio's erzählende Gesellschaft auf das Land geflüchtet. Die Limburger Chronik sagt darüber Folgendes: „Nachdem nun also (um 1350) die Geißel- und Römerfahrt, groß Sterben und Judenschlagt ein Endt hatten, da fing die Welt wieder an zu grünen, zu lebben und frendig werden. Es machten Männer und Weiber newe Kleider; das waren die lange Tapperte, die trugen sowohl Mann als Frawen, weidt, auf beiden Seiten gekneufft." — Tappert ist ein unter den Völkern im Mittelalter weitverbreitetes Wort; schon im Celtischen heißt Tabar ein festliches Kleid. Man denkt bei jenen, beiden Geschlechtern gemeinschaftlichen Mantelkleidern an den [modernen Paletot, der wirklich etwas Mittelalterliches, halb Barbarisches hat.

Um dieselbe Zeit kamen auch bei beiden Geschlechtern die ausschweifenden Schnabelschuhe (Schneffelschuh) auf, die sich unter mancherlei Modifikationen so lange erhalten haben, wie denn noch in einer Stuttgarter Schulordnung vom Jahr 1501 von den Schülern gefordert wird: „das sie sich auch an geberden und an waatt (Gewand) der cleider schulerlichen bewysend mit vermiden spiziger schnepeterschuhen, klainer käpplin, kurzer ritterscher Röck ꝛc. Die Schuhschnäbel waren oft so lang, daß sie am Gehen hinderten, und eben dies mochte ihnen, wenigstens in der Extravaganz, den Stempel der Vornehmheit aufdrücken, wie den langen Nägeln der Chinesen und unserer heutigen feinen Welt. Sie waren übrigens im 14ten Jahrhundert ganz allgemein verbreitet, und wurden selbst auf das Schlachtfeld getragen. Nach Tschudi's helvetischer Chronik schnitten die Herrn, welche mit Herzog Leopold von Oesterreich 1386 in die Sempacher Schlacht gezogen waren, die Schuhschnäbel ab, weil sie zu Fuß fechten wollten. — Als die Belagerer von Kassel im selben Jahr 1386 abgezogen waren, führten die Hessen „etliche Wagen voll der spitzigen Schnäbel, so die Kriegsleute des Sturms halber abgeschnitten hatten, in die Stadt."

In der Limburger Chronik heißt es ferner vom Jahr 1380: „Also welcher heur ware ein guter Schneider, der taugt etz (jezt) nit ein Fliege; also hatt sich der Schnidt verwandt in diesen Landen und in so kurzer Zeitt." — Ferner: „Da ging es ahn, daß man nit mehr die Harloken und Zopffe truge, sonder die Herren Ritter und Knechte trugen gekurte (gekürzte, gestuzte) Haare) oder Krullen (Rollen), über die Ohren abgeschnitten, gleich den Conversbrüdern; da das die gemeine Leude gesehen, thaten sy es auch."

(Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Paris, Januar.

Visitenkarten. Austrageanstalten.

Der Neujahrstag sezte, wie gewöhnlich, ganz Paris in Bewegung. Des Besuchens unter Verwandten und Freunden ist kein Ende. Mit den Bekannten kommt man durch Niederlegung einer Visitenkarte davon, und auch dieses hat die Spekulation den Leuten recht bequem gemacht. Es sind nämlich schon seit manchen Jahren Anstalten vorhanden, welche sich mit dem Umhertragen der Visitenkarten abgeben, so daß die Erfüllung einer Freundschaftspflicht jezt die leichteste Sache von der Welt ist. Zwei Bekannte, welche z. B. an zwei Enden der Stadt wohnen, schicken ihre Karten an das im Mittelpunkte von Paris befindliche Bureau, und dieses besorgt wechselseitig das Ablegen der Karten. Wie es dem Bekannten geht, ob er glücklich ist oder nicht, ob er der Dienste des Andern bedarf oder nicht, darum bekümmert sich keiner von Beiden; der Eine könnte allenfalls todt seyn, und doch eine Karte in seinem Hause anlangen. Die alte Gewohnheit ist hier also zum unbedeutendsten und lächerlichsten Gebrauche herabgesunken. Die Ankunft einer Visitenkarte beweist bloß, daß sich Jemand noch unsers Namens erinnert. Weiter darf man in dieser kleinen Welt, wo man der Bekannten so viele hat, von denselben nicht verlangen. Die Anstalten, welche hier die Vermittler der Bekanntschaften geworden sind, haben sich zu nicht unbedeutenden Unternehmungen erhoben. Die Hauptanstalt ist die von Bidault u. Comp. in der Straße Jussienne, die sich Bureau général des

Digitized by Google

distributions d'imprimés nennt, und sich in ihren Prospekten rühmt, hundert in Uniform gekleidete Träger zu halten und täglich drei Vertheilungen in Paris zu besorgen, nämlich um sechs Uhr Morgens, um eilf Uhr Vormittags und drei Uhr Nachmittags. Nach der Briefpost wäre dies also die größte Anstalt ähnlicher Art in Paris. Auch ist die Pariser Post zuweilen eifersüchtig geworden, weil die Privatanstalten auch geschriebene Cirkulare umhertrugen, und hat ihnen deßhalb Processe angehängt. Die Bidaultsche Anstalt befaßt sich seitdem nur noch mit Drucksachen. Sie besorgt die Vertheilung von Zeitungen und Zeitschriften, Prospektus und Ankündigungen; für Zeitungen wird vom ersten Tausend ein Centime per Stück, vom zweiten Tausend $^3/_4$ Cent. und vom dritten Tausend und darüber $^1/_2$ Cent., für Prospektus werden 10 Fr. per Tausend, für Cirkularschreiben $1^1/_2$ Cent. per Stück, für Visitenkarten 3 Cent. per Stück, vom 15ten December bis zum 15ten Januar aber, in der eigentlichen Epoche der Visitenkartencirkulation, 4 Cent. bezahlt. So gering eine solche Abgabe auch ist, so läßt sich doch wohl denken, daß die Anstalt bei der ungeheuern Menge von Mittheilungen aller Art, welche hier beständig gemacht werden, sehr große Geschäfte machen kann, wenn ihr nicht Nebenbuhler in den Weg treten. Eine schwierige Sache ist es manchmal, die Leute in einer von 900,000 Seelen bewohnten Stadt aufzufinden. Nun besteht bereits seit vielen Jahren ein Almanac de 25,000 Adresses, welcher jährlich wieder aufgelegt wird, und zwar „vermehrt und verbessert;" allein obschon man vermittelst dieses Hülfsmittels manche Personen auffindet, so fehlen doch auch Viele in diesem Almanach, welchen sogar die Briefpost oft zu Hülfe nehmen muß. Die Bidaultsche Anstalt rühmt sich in ihrem Prospektus, daß sie die Wohnungen von 115,500 Steuerpflichtigen in Paris kennt und angeben kann, so daß sie also gelehrter zu seyn scheint, als die königliche Briefpostverwaltung. Die Wohlhabenheit der leztern ist wohl schuld, daß sie sich nicht so viele Mühe gibt, wie eine Privatanstalt, deren Erfolg einzig von der guten Besorgung der ihr gegebenen Aufträge abhängt; indessen ist es doch bekannt, daß selten Briefe vom königlichen Postamt unbesorgt bleiben, so mangelhaft auch die Adressen sind. Wahrscheinlich hat dieses Amt andere Mittel (z. B. vermittelst der Polizei), um die Wohnungen der Leute zu erfahren. — Eine kostspieligere Gewohnheit als das Herumschicken der Visitenkarten sind die sogenannten Etrennes oder Neujahrsgeschenke. Von allem, was die Römer nach Gallien gebracht, haben sich, nebst der Sprache, ihre Strenae am besten erhalten, natürlich weil vielen Leuten an Aufrechthaltung der Gewohnheit gelegen war.

(Fortsetzung folgt.)

Berlin, Januar.

(Fortsetzung.)

Ein Projektmacher. Journalindustrie.

Deßgleichen hat dieser Mann entdeckt, wie man mit einer kleinen Hebelvorrichtung Anhöhen ohne Anstand hinauf- und hinabfahren könne. Für diese Entdeckungen verlangte er nicht mehr als einen bestimmten Aktienantheil nicht allein an der Potsdamer, sondern auch an allen preußischen, und nicht allein an allen preußischen, sondern auch an allen deutschen, und nicht allein an allen deutschen, sondern auch an allen europäischen, ja amerikanischen Eisenbahnaktien. Da man ihm aber unbegreiflicherweise weder aus Potsdam, noch aus Amerika geantwortet, hat er aus Depit seine Vorschläge für das Publikum als Richter in lezter Instanz abdrucken lassen, und behält sich seine Ansprüche an die neue und alte Welt in separato vor, wenn man nach seiner Methode nicht mehr fahren, sondern rutschen wird. Derselbe Erfinder, wenn es nach ihm gegangen, wäre übrigens jezt eine viel bedeutendere Person. Denn im Zustande des Nachsinnens fand er, daß seine Verdienste um den Staat so groß seyen, daß eine gewöhnliche Belohnung dafür gar nicht ausreiche. Deßhalb propenirte er, gewisse Domanialgüter, die früher zu einer großen deutschen Herrschaft gehört, zu derselben abermals zu arrondiren, ihr den Namen einer erloschenen reichsfreien Grafenfamilie beizulegen, und ihm Grafschaft und Namen zu übertragen, und ich weiß nicht bestimmt, ob auch Siz und Stimme beim Bundestag. Hoherseits konnte man sich indessen dieser Dienste nicht ganz entsinnen oder meinte, die bekannten seyen schon zum Ueberfluß belohnt, und versezte ihn darauf sofort in den Ruhestand, der ihm dann, außer den angeführten, noch zu andern Gespinnsten der Phantasie Muße gegeben, welche beweisen, daß in unserer ermatteten Generation noch immer Originalität zu finden ist, wenn man sie nur am rechten Orte sucht.

Eine andere Mystifikation, die in das Gebiet des Betrugs schlägt, verdient zur Warnung für das Publikum bekannt gemacht zu werden. Mit unserer journalistischen Literatur sieht es, wie man weiß, schlimm aus. Während unsere bekanntern Journale, die in's Ausland gehen, zum Theil sich nur mit Mühe halten, blüht dagegen eine nicht unbeträchtliche Zahl kleiner populärer Blätter, welche durch sehr billigen Preis und die Vermittelung der Colporteurs einen unglaublichen Absaz in den Bürgerklassen haben, welche die vornehmere Literatur bis dahin als Leser gar nicht beachtet hatte. Einige dieser Blätter streben nach Gehalt, andere sind eine reine Geldspekulation. Ein gewesener Rektor hatte auch ein solches Blatt unternommen, das bei einem äußerst mäßigen Preise, durch die Bemühungen der Austräger, einen großen Absaz fand. Die Subscribenten hatten ihren Namen unter einen lithographirten Prospektus zu seyen, auf dem sehr viel versprochen und noch mehr mit kleiner Schrift geschrieben stand, was nachzulesen die Wenigsten sich die Mühe nahmen. Wenn aber Einer oder der Andere nach Jahresablauf sich weigerte, das Blatt ferner zu nehmen, erklärte ihm der Colporteur: er müsse es thun, denn er habe sich dazu verpflichtet; und bei genauerer Dechiffrirung der kleinen Schrift des Prospekts ergab sich, daß die Bedingung eingeschaltet war, wer unterschreibe, verpflichte sich, das Journal auf eine Reihe von Jahren, ich glaube bis fünfzehn oder gar zwanzig, zu halten. Da Viele sich dennoch weigerten, kam es zur Klage, einer der sonderbarsten, die wohl vor Gerichtshöfen anhängig gemacht ist: daß N. N. verurtheilt werde, das Journal ein halbes Menschenalter hindurch zu halten. Ja dem Dinge war so vorgesehen, daß der Colporteur schon gedruckte Klageschemate in der Tasche führte, und sobald sich Jemand weigerte, ward nur sein Name eingetragen und die Klage darauf an's Stadtgericht gesandt. Hier schwebten nun mehrere hundert Processe der Art. Wie sie definitiv entschieden sind, weiß ich nicht; doch kam eine Entscheidung von anderer Seite dazwischen, indem von Oberpolizeiwegen dem Redakteur jezt die Erlaubniß zur Herausgabe seines Blattes wegen des Mißbrauchs wieder genommen ist. Diesmal gewiß von Rechtswegen; die Schmach der journalistischen Literatur ist indessen durch keine Polizeiverfügungen auszutilgen.

(Schluß folgt.)

Beilage: Kunstblatt Nr. 9.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

№ 26.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Mittwoch, den 30. Januar 1839.

Wir Teutschen sein mit Kleidung je und allwegen nie anderst gewest alls wie die Affen. — Und ich sih, das die Welt je länger, je närrischer, und noch kein Aufhören mit den neuen seltzamen Gebreuchen biß hetto ist.

Schwarz nach Trachten und Leben, von Reichard.

Moden.

(Fortsetzung.)

In einer Chronik von Leoben aus dem vierzehnten Jahrhundert wird über die vielen Neuerungen in der Kleidertracht in Kärnthen, Steuermark und andern Ländern Klage geführt. Oft habe man, heißt es, den linken Ermel von einer andern Farbe getragen als den rechten, oft habe man denselben linken Ermel dadurch ausgezeichnet, daß man ihn ungeheuer weit gemacht, weiter als der ganze Rock. Manche haben Flecke von anderem Tuch mit silbernen oder seidenen Buchstaben auf der Brust gehabt, andere gar Bildnisse auf der linken Seite des Busens getragen. Fast alle Kleider seyen so eng und knapp gewesen, daß Viele nur mit fremder Hülfe hinein und heraus gekommen u. s. w. Diese Moden scheinen durch die französischen Gemahlinnen der Herzoge Rudolph und Albert nach Oesterreich gekommen zu seyn. Die Natur des damaligen Verkehrs brachte es mit sich, daß die Verschleppung der Moden lokaler und mehr vom Zufall abhängig war als später und gegenwärtig. Französische Moden werden übrigens schon in diesem Jahrhundert und noch früher häufig erwähnt. So trug Elisabeth, die Braut Johanns, des Sohns Kaisers Heinrich VII., bei ihrer Vermählung in Speier 1310 longissimum gallicum indumentum, d. h. ein langes Schleppkleid à la française, und jezt noch, nach einem halben Jahrtausend, ist bei jedem hohen Beilager ein solches Ding, nach Gottes Segen, das unentbehrlichste Stück.

„Engel oder Kugel, offenbar vom römischen Cucullus, hieß im Mittelalter eine lang herabhängende, doch auch zuweilen in die Höhe strebende Haube, das Vorbild unserer Toquen. So erzählt eine Chronik: „Bohemische Kugeln trugen die Frawen (1380); die gingen da an in diesen Landen. Diese Kugell sturzte ein Frawe über ihr Haupt, und stunde vorn uff zu Berge über dem Haupt, also wie man die Heilig in der Kirchen mahlet."

Eine andere Chronik sagt: „Anno 1100 biß man schrieb 1430 war so ein großer Ueberfluß an prächtig Gewant und Kleidungen der Fürsten, Grafen und Herren, Ritter und Knechte, auch der Weiber, als vor niemals gehöret worden. Da trug man Ketten von vier oder sechs Marken, samt köstlich Halsbändern, großen silbern Gürteln und mancherlei Spangen; auch silberne Fassungen oder Bänder mit großen Glocken von zehn, zwölf, und bisweilen von zwanzig Mark." — Diese Schellentracht, die sich sehr lang erhalten hat, bildet einen Hauptzug der mittlern Zeiten. Sie scheint sich aus dem zwölften Jahrhundert herzuschreiben, und kam wohl deßhalb in Gang, damit Leute von Stand bei Hoffeierlichkeiten sich im Gedränge Platz verschaffen konnten. Man trug diese

Digitized by Google

Schellen am untersten Saum der Kleider, aber auch an Schuhen, an Halskragen, am Gürtel. Auf diese Tracht bezieht sich der Vers im bekannten alten vorlutherischen Kirchenliede: in dulci jubilo:

Und die Schellen klingen
In regis curia.

Diese Schellen gingen vermuthlich, wie so manche Raffinerie, von den Geistlichen auf die Weltlichen über, denn Bischöfe und Aebte trugen schon sehr früh dergleichen Glocken an Chorkappen und Meßkleidern. Diese entnahmen sie wohl dem jüdischen Kultus, denn der Hohepriester trug 72 goldene Glöcklein am Oberrock, damit man seinen Gang hörte. — Endlich wurden die Schellen zum Abzeichen der Narren und Possenreißer, denen man sie an Ermel und Kappe heftete. Das Sprichwort sagte: „je größer der Narr, je größer die Schelle," und Geiler von Kaisersberg bezeichnet jede Art Thorheit mit dem Namen „Schelle." Ob Raupach, als er seinen ewigen Barbier taufte, an diese Beziehung gedacht hat, wissen wir nicht zu sagen; soviel leuchtet aber ein, daß in diesem Schicksal der Schellentracht das Loos jeder Mode versinnbildlicht ist: gestern noch laut und vornehm klingelnd, ist sie morgen eine Thorheit und der Kinder Spott, und beim abgedroschenen Modeanzug aus dritter, vierter Hand, in dem eine verwitterte Schöne Gesichter schneidet, wird einem so weh zu Muthe, wie bei der gezwungenen Lustigkeit des Schalksnarren.

Der Strafpredigten der Moralisten und Geschichtschreiber über den Luxus und die Neuerungssucht in der Kleidung sind durch alle Zeiten herauf unzählige. Wir führen hier eine einzige Stelle an. — Der gelehrte Agricola, † 1485, sagt in einer seiner Schriften: „Es ist eine leichtfertigkeit und zeichen eines wankelbaren gemüts, sich also yzt mit Kleydung, yzt mit ander newerung zu endern. Unsere alte Deutschen haben huete getragen und zum zeichen der einfalt das stumpfe ende hynden gekert. Yezt bringet man jedes Jahr eine newe Kleydung, an schuhen, an pareten, und andere leichtfertigkeit. Izt tregt man französische röcke, hispanische kappen, das man noch wohl ein englisch jacken dazu bedörffte. Es zeiget aber solche affische Weise, das wir Deutschen leichtfertige leutte sind, des wir doch mehr schande denn ehre haben."

Unter desselben Agricola Sprichwörtern bemerkt man jenes, das auch von Goethe benüzt worden ist: „Es gehöret mehr zum Tanze denn rote Schuh." Wie vom Tanze, so gilt dies von jeder Art der Repräsentation, so wie von jeder feinen Tracht und anspruchsvollen Mode. Jedes Jahr auf eine andere Erscheinung angewendet, bleibt der Sinnspruch ewig richtig, und gegenwärtig z. B. lautet seine Umschreibung: es gehört mehr zur Eleganz als ein rosenfarbiger Seidenshawl mit Schwanenpelz.

(Fortsezung folgt.)

Constance Contarini.

(Fortsezung.)

Als Arnheim endlich das Bewußtseyn wieder erhielt, fand er sich auf einem steinernen Estrich, sein Gebein wie zerschlagen. Das schwache Licht einer Ampel vor einem Altare, von dem ein hohes silbernes Kreuz strahlte, zog seine erstaunten Blicke auf sich, und als er bei dem flackernden Scheine Näheres zu erkennen vermochte, gewahrte er einen offenen Sarg vor einer tiefen Grube. Er wußte nicht, ob ein furchtbarer Fiebertraum ihn ergriffen, ob seine Sinne täuschten; allein es war schreckliche Wahrheit. Er erkannte im Raum eine Kapelle, die Wände mit schwarzem Tuch bedeckt. — Schauder durchbebte ihn. Es kostete einige Zeit, bis er sich das Bild der vergangenen schrecklichen Augenblicke — oder Stunden, er vermochte es nicht zu bestimmen — zurückrufen konnte. Es stieg nach und nach vor seinem innern Auge in aller seiner Furchtbarkeit auf. Er hörte Constancens Angstgeschrei um ihn und das Lachen der Hölle dazwischen; er sah sie niederstürzen, vielleicht um sich nie wieder zu erheben, und — er war ihr Mörder! — Ungeheure Angst ergriff ihn, alle Furien der Verzweiflung bestürmten ihn, er wüthete an den Wänden umher, um einen Ausgang zu entdecken, durch den er brechen, ein Fenster, durch das er sich stürzen könne, um zu ihrer Rettung zu eilen. Vergebens! — kein Ausweg — keine Spur! — In dem schrecklichen Gefühl seiner Ohnmacht sank er verzweifelnd am Altare nieder. „Du, der für die Sünder gestorben ist an diesem Kreuze," rief er aus angstbeklommener Brust, die Hände zum Kreuze emporgestreckt, „laß nicht die Unschuld verderben um meiner Sünden willen! Auf mich, auf mich allein alle Greuel des Todes! Laß mir nur die Gewißheit, daß sie lebt, und ich unterwerfe mich ohne Murren der Buße, die du über mich verhängt hast!"

Da stand eine hohe, ehrwürdige Gestalt, ein Carthäusermönch, dessen schneeweißer Bart bis zum Gürtel herabfloß, am Altare, den wehmüthigen Blick auf ihn gerichtet, und sprach sein „Memento mori!" — Arnheim erbebte: ihm erscholl jenes weissagende Memento mori aus der unglückseligen Nacht. Doch faßte er sich und sagte: „Du siehst, ehrwürdiger Vater, wohin ich meine Zuflucht genommen habe. In deiner Erscheinung fühlt mein Inneres seinen Erbarmer. Du kündigst meinem jungen Leben den Tod an. Ich habe ihn verdient um ihretwillen, die ich nicht zu nennen wage. — Aber sie — o sprich! — sie —" — „Unglücklicher!" sagte der Greis mit bebender Stimme, „gedenke nicht der irdischen Leidenschaft in dieser ernsten Stunde, die deine lezte im irdischen Leben ist." — „Gereinigt ist mein Herz von ihr, Vater!" erwiderte Arnheim. „Meine Liebe ist nicht Leidenschaft, nicht irdisch mehr; sie

Digitized by Google

ist schon längst die tiefste Reue; aber Liebe ist sie noch, und sie zittert für das Schicksal der Engelreinen, die ich in namenloses Unglück gestürzt habe durch meine Leidenschaft. Hast du ein menschliches Herz, wie dein ehrwürdiges Antlitz es verkündet, so beschwöre ich dich bei allen Heiligen, bei dem Erlöser am Kreuze — sprich — lebt sie?" — „Sie lebt!" — „Gelobt sey Maria! — und wird sie leben?" fragte er zagend. — „Durch deinen Tod!" antwortete trübe der Greis.

Da brach Arnheim in vollen Jubel aus: „O, so sey er mir gesegnet! — und auch du, Vater, der ihn mir verkündet! — Er nehme hin mein Leben als Sühnopfer, der Stolze, der sich von mir beleidigt wähnt, auch wenn er mich tückisch darum betrügt!" — Der Greis seufzte tief. „Ich kann deine Leidenschaft nicht billigen," sagte er, „aber noch minder, wie der übermüthige irdische Stolz gegen dich verfährt, und niemals ward meine Pflicht, dem Sterbenden, denn das bist du, die Tröstung zuzubringen, die Gott und seine heilige Kirche in meine schwache Hand gelegt hat, mir so sauer. — Ich beuge mein graues Haupt vor seinem Rathschlusse, auch wenn er mir unbegreiflich ist, und so beuge auch du dein jugendliches Haupt vor ihm in Demuth und bereite dich." — „Ich bin bereit und erwarte vom Leben und von den Menschen nichts mehr, nur Barmherzigkeit von Gott. — Aber, kannst du mir sagen, ehrwürdiger Vater, wie ich sterben soll?" — „Sie, gegen die du gesündigt hast, sie wird den Versöhnungskelch dir reichen, gefüllt mit dem lezten bittern Tranke für dich im irdischen Leben. Dies allein vermag ihr Leben zu retten und ihre Ehre. Dies soll der Beweis seyn, daß sie an deiner sündlichen Neigung keinen Theil hat." — „Von ihrer Hand soll ich sterben?" rief Arnheim freudig aus; „mein brechendes Auge soll in das ihrige blicken?" — „Unglücklicher!" unterbrach ihn der Greis, „diese Glut, die selbst des Todes Schrecken nicht zu dämpfen vermag! Du findest Wonne in dem Gedanken, daß du aus ihren Händen den Tod empfangen sollst, und bedenkst nicht die unermeßliche Qual der Armen, die nur auf eine so schreckliche Weise ihre Ehre in den Augen des unerbittlichen Gatten und ihres Stammes herzustellen vermag?" — „Constancens Herz bebte um mich!" rief der Jüngling. „Ihre Hand wird mir den Versöhnungskelch reichen: — er ist nicht bitter für mich! — Da ich nicht für sie leben kann, so ist es Wonne für mich, für sie zu sterben. Willig bring' ich ihr mein Leben zum Opfer!" — „Bring' es Gott zum Opfer, der es als Sühne von dir fordert!" sagte der ehrwürdige Greis, und seine Stimme zitterte. „Wie dauerst du mich, junges Leben! Sage, hast du noch einen Wunsch, den ich dir zu erfüllen vermag? Hast du Verwandte, vielleicht Eltern, die um dich trauern?" — „Niemanden, ehrwürdiger Vater," erwiderte Arnheim. „Mein Leben selbst ist eine Schuld, für die ich büßen muß. Dir will ich das schreckliche Geheimniß entdecken, um das nur ein Mensch noch im Leben weiß, und das ich deinen verschlossenen Lippen anvertrauen will. Ich bin der Sohn eines geistlichen Fürsten aus einem der vornehmsten Geschlechter, und meine Mutter war — seine nächste Blutsverwandte." — „Barmherziger Gott!" rief der bestürzte Greis." — „Beide deckt seit Jahren das Grab," sagte der Unglückliche im tiefsten Schmerze. „Ruhe ihrer Asche! — Doch hinweg damit! Ich habe nur noch einen einzigen Menschen, für den mein armes Daseyn einen Werth hat: dies ist ein treuer Diener, der mich von der unglückseligen Stunde meiner Geburt an nicht verlassen hat und meiner jezt in Neapel harrt. Diesem möchte ich die Kunde geben, daß er mich hienieden nicht mehr zu erwarten habe, und daß ich ihn zum Erben einsetze alles dessen, was in seinen treuen Händen sich befindet. Ich will dies mit einigen Worten auf ein Blatt schreiben — er zog seine Brieftasche hervor — wenn du mir versprichst, daß es sicher in seine Hände gelangen soll." — „Thue dies, mein Sohn. Er soll es gewiß erhalten, und müßte ich selbst mich auf den Weg nach Neapel machen, um es ihm einzuhändigen."

Er schrieb auf ein Blatt in seiner Schreibtafel beim Scheine der flackernden Ampel; dann blätterte er darin, nahm ein Papier heraus, drückte es an seine Lippen und verbarg es an seinem Herzen, wo auch sein Bild Constancens ruhte. Ein zweites und drittes Papier zog er mit Bitterkeit heraus, zerriß es und warf die Stücke verächtlich auf den Boden.

„Es ist ein Schuldbrief, den ich zerrissen habe," sagte er mit trübem Lächeln zu dem Greise, der verwundert seinem Thun zusah, „und nun bitte ich dich, bringe diese Brieftasche, die Wechsel und mehrere mein Eigenthum betreffende Papiere enthält, sicher in die Hände meines Dieners, dessen Adresse hier aufgeschrieben ist. — Auch ist in meinem Reisekoffer zu Ancona Manches, was ich noch in seinen Händen wünschte. Doch das ist wohl die Beute des Nichtswürdigen, der mich so schändlich verrathen, mich in diese Mördergrube verlockt hat." — „Ich werde nach deinen Effekten forschen," erwiderte der priesterliche Greis, „und hoffe damit nach deinen Wünschen zu verfahren, verlasse dich darauf. Und hast du nichts mehr hienieden, und bist du bereit zum lezten Schritte, so empfange den lezten Liebesgruß deines Erlösers." — „Aus ihren Händen werde ich ihn empfangen, ehrwürdiger Vater. Du aber segne den Sterbenden!" — Mit diesen Worten kniete er am Altare nieder, der priesterliche Greis legte die zitternde Hand auf sein jugendlich umlocktes Haupt, ertheilte ihm die Absolution und versah ihn mit den Sterbesakramenten, blickte dann zum Kreuze empor, unvermögend, mehr zu sagen als: „Dein versöhnter Erlöser stärke dich, mein Sohn!"

(Schluß folgt.)

Digitized by Google

Korrespondenz-Nachrichten.

Paris, Januar.

(Fortsetzung.)

Etrennes. Musikalbum.

Sicher haben die Römer bei ihren Strenae einander keine so niedlichen Sachen verehrt, wie die Pariser an ihren Etrennes, wiewohl sie manchmal Ursache haben, den Gebrauch zum Henker zu wünschen. Hat ein Oheim das Glück, ein Dutzend Neffen und Nichten zu besitzen, so kann er nicht umhin, ihnen Etrennes zu geben, und zwar nach seinem Vermögen, das heißt also, kostbare, wenn er ein begüterter Mann ist. In einem Vaudeville wird gesungen:

Un oncle est un restaurateur,
Donné par la nature.

Wenn nun ein Oheim von Natur verbunden ist, für seine Neffen offene Tafel zu halten, um so mehr ist er verpflichtet, sie am Neujahrstage, wenn sie ihn so herzlich umarmen und ihm Heil und Segen wünschen, mit anständigen Etrennes zu bescheeren. Was hier vom Oheim gesagt wird, gilt auch von der Tante, der Großmutter, kurz allen Verwandten in aufsteigender Linie. Außerdem gebietet die Klugheit, denjenigen, von denen man Dienste erhalten hat, oder von denen man Dienste erwartet, Etrennes zuzusenden, und die Gewohnheit will, daß wir den Untergebenen, die uns im Laufe des Jahrs nützlich gewesen sind, durch Geldetrennes unsere Erkenntlichkeit beweisen. Man sieht also, daß es nicht leicht eine Lage gibt, in welcher ein Pariser, der nicht zu den Armen gehört, sich der Verpflichtung entziehen kann, die alten Römer in ihren Strenae nachzuahmen. Dafür stellen aber auch am Neujahrstage alle Pariser Kaufleute einen furchtbaren Vorrath von neuen Waaren aus, nützlichen sowohl als unnützen, glänzenden und soliden. Es ist ein Tag des allgemeinen Kaufens und Verkaufens, und in keinem Monate des Jahrs ist der Absatz so stark, als im Januar. Er ist in diesem Monate sogar beträchtlicher, als in den gesammten Sommermonaten, und er muß oft den Kaufleuten für den in der sogenannten Saison worte erlittenen Schaden Ersatz geben. — Die Almanachsfabrikation hat in Frankreich nie große Fortschritte gemacht. Zwar hat man die englischen Keepsakes einigemal nachgeahmt; allein die Kupfer dazu ließ man in England oder doch von englischen Künstlern stechen, oder erhielt sie ganz fertig aus den Händen von Londoner Verlegern, welche bereits in ihren Taschenbüchern Gebrauch davon gemacht hatten. Dagegen hat sich ein anderer Industriezweig hier gehoben, nämlich das Verfertigen sogenannter musikalischer Albums. Die Musikalienhändler suchen nämlich von den ausgezeichnetsten oder beliebtesten Tonsetzern ein halbes oder ein ganzes Dutzend neuer Stücke, besonders Romanzen oder andere Gesangstücke zu bekommen, lassen dieselben stechen, mit Vignetten verzieren und machen ein schön eingebundenes Buch daraus, welches dann unter dem Namen Album Puget, Album Cascelli, Album Adam vom Stapel gelassen wird, und in den Salons der Reichen auf einem Erhard- oder Papeschen Fortepiano von Palissanderholz seinen Platz findet. Musikalien werden hier immer als eine Luxussache behandelt; es erscheint fast kein Gesangstück ohne eine Vignette, welche den Verleger berechtigt oder veranlaßt, sein Verlagsstück um zehn oder zwölf Sous theurer anzusetzen. Ueberhaupt hat es mit dem Musikalienhandel eine sonderbare Bewandtniß in Frankreich. Der Preis derselben steht immer auf dem Titelblatte gestochen; aber Jedermann weiß, daß die Verleger den meisten Abnehmern die Hälfte Rabatt geben, und da alle beliebten Musikalien im Ausland sogleich nachgestochen werden, so sind die hiesigen Verleger genöthigt, ihre Originalauflagen um jeden Preis abzusetzen. — Ein anderer Handelsartikel, welcher ebenfalls am Neujahr großen Absatz erhält, sind die Statuetten oder kleinen Bildsäulen von Erz. Dieser Kunstgegenstand, als Zierde der Wohnung begüterter Personen, war sonst unbekannt; seit zehn Jahren hat derselbe bedeutende Fortschritte gemacht.

(Schluß folgt.)

Berlin, Januar.

(Schluß.)

Literatur. Weihnachtsfest. Künstlerverein.

Die Kommissionen zur Regulirung der buchhändlerischen und schriftstellerischen Rechte arbeiten thätig fort. Neue bedeutende Erscheinungen wenig. Steffens arbeitet an einem großen philosophisch-religiösen Werke; Fr. v. Raumer (der nach Italien reist, zu Vorbereitungen für eine zweite Ausgabe seiner Hohenstaufen) bereitet seine lezten archivarischen Forschungen in England zum Druck vor; Fr. Förster hat seine Gedichte, und darunter die bekannten Runden des großen Kurfürsten, gesammelt herausgegeben; W. Alexis arbeitet an einer Uebersetzung des berühmten englischen Werkes: Shakespeare and his friends. Von neuen Zeitschriften weiß man nichts, mehrere ältere schwanken zwischen Seyn und Nichtseyn; der Freimüthige ist, in derselben Verlagshandlung, unter die Redaktion des populären Schriftstellers Glasbrenner übergegangen und in Potsdam erscheint eine neue politische Zeitung, redigirt von Dr. Ungewitter, die aber, wenn es wahr ist, daß ihr das politische Raisonnement nicht gestattet ist, keine Stürme aufregen wird. — Hier entsteht mit dem neuen Jahre ein literarisches Lesekabinet, unter Leitung des unter dem Namen Rebenstein bekannten Schriftstellers Bernstein, welches, wie verlautet, von mehreren namhaften Literaten unserer Stadt berathen, begründet und unterstützt, jedenfalls das erste in Berlin ist, welches einer literarischen Leitung sich erfreut. Wenn es in's Leben getreten, mehr darüber. — Das Weihnachtsfest, begünstigt durch vorzügliches Wetter, hat sich sonst durch nichts besonders bemerkbar gemacht. Einige Dampfwagen und Eisenbahnen unter den Spielsachen, viele Ausstellungen, aber nicht Vieles darin; der Jagersche Speisesaal, als Garten mit blühenden Lauben und singenden Vögeln ausgeschmückt, war noch das Ausgezeichneiste. — Von einem andern Wunderfeste, das einige Wochen früher stattfand, meldete ich Ihnen gern, wenn es nicht Indiscretion wäre, was der Humor für einen bestimmten Kreis ersonnen, in seinen Einzelnheiten vor die Oeffentlichkeit zu bringen. Der jüngere Künstlerverein feiert alljährig durch ein buntes Maskenspiel, Transparente, und was dahin gehört, seine noch immer frische Existenz. Die Laune und Kritik, ja die Selbstkritik spielt hier so keck, wie es eben nur möglich ist unter einem Kreis aufgeweckter Kunstgenossen, die sich verstehen. Ein Wort kann zünden, wo man vor einem gemischten Publikum langer Reden bedarf, um das Verständniß vorzubereiten. Noch kein Fest fand so allgemeine Theilnahme und blizte so von schlagendem Witz. Möchte der junge Verein noch lange jung bleiben.

Beilage: Intelligenzblatt Nr. 2.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

№ 27.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Donnerstag, den 31. Januar 1839.

Und sterb' ich denn, so sterb' ich doch
Durch sie, durch sie,
Zu ihren Füßen doch!

Goethe.

Constance Contarini.

(Schluß.)

Arnheim lag noch am Altare hingesunken, vom Gefühle des Todes erfüllt, und als er den Blick wieder erhob, war der Carthäuser verschwunden. — Er richtete sich auf. Eine himmlische Ruhe war über ihn gekommen, er blickte ohne Schauder auf den Sarg und das offene Grab, das ihn bald umfangen sollte. „Sie wird mir den Versöhnungskelch reichen; mein Traum wird erfüllt!" sprach er. „So fahre denn hin, treuloses Leben mit deinen Täuschungen!"

Da vernahm er ein Rauschen hinter dem Altare, und ein Verhüllter trat hervor und flüsterte, indem er ihm eine Verhüllung darbot, ihm zu: „Giacomo, werfen Sie dies Gewand über sich und folgen Sie mir!" — „Abbate!" rief Arnheim überrascht, „Sie hier? Und auch Sie in dem finstern Complotte der Hölle gegen mich?" — „Nein," erwiderte der Abbate, denn er war es, „erst in diesem Augenblicke ist mir verrathen worden, daß Sie in Ihrer unbegreiflichen Arglosigkeit in die Grube gefallen sind, die boshafte Hinterlist Ihnen gegraben hat, und zugleich ist mir dieser verborgene Weg zu Ihrer Rettung gezeigt worden. Ich bekam in Venedig Kunde davon, daß Ihnen der Tod geschworen sey, und eilte voll Besorgniß hieher. Wie konnte ich fürchten, daß es so weit kommen würde! — Aber säumen Sie nicht, folgen Sie mir!" — „Sie sind zu meiner Rettung hergeeilt? Dank! Dank! Ich soll die Sonne wieder begrüßen!" rief Arnheim, und das jugendliche Leben flammte hoch in ihm auf, und schon wollte er das Gewand über sich werfen und seinem Führer folgen, als er plötzlich stockte und fragte: „Wer hat Sie zu meiner Rettung gesandt, und wenn ich fliehe, was wird aus Constancen?" — „Sorgen Sie zunächst für sich," erwiderte der Abbate ungeduldig, „und verscherzen Sie nicht mit thörichten Grillen den günstigen Augenblick!" — und er wollte ihm das Gewand umwerfen und ihn mit sich fortziehen. Arnheim aber riß sich von ihm los. „Nicht eher von dieser Stelle," sagte er mit bestimmtem Tone, „als bis Sie meine Fragen beantwortet haben. Wer hat Sie gesandt? Wer verrieth Ihnen den verborgenen Gang?" — „Für so thöricht hätte ich Sie doch nicht gehalten," erwiderte der Abbate unwillig. „Wer mich gesandt hat? Die fromme Dame, die Ihnen das Verbrechen christlich verzeihen will, daß Sie sie im Wahne, es sey Constance, von dieser wahrscheinlich eingeladen, im Gartensaale, wohin sie sich von dem Maskenballe zurückgezogen hatte, überfallen haben, und die sich Ihren Zudringlichkeiten nur entziehen konnte, indem sie sich demaskirte." — „Abscheulich!" rief Arnheim empört. „Diese schändliche Lüge, sie ist es,

Digitized by Google

die mich, die Constancen verderben soll? — Hier liegen die Beweise in Stücken, welche die schamlose Buhlerin entlarven könnten!" und er wies auf die zerrissenen Papiere. „Und die Bosheit soll siegen?" — „Der Welt Lauf!" erwiderte der Abbate; „folgen Sie ihm und retten Sie sich von unvermeidlichem Untergange!" — „Und Constance?" fragte Arnheim. — „Empfehlen Sie sie ihren Heiligen," versezte der Abbate; „vielleicht ist auch Rettung für sie." — „Kein Vielleicht!" rief Arnheim mit festem, entschiedenem Ton; „mein Tod rettet sie gewiß, und ich bleibe!" — „Ist das Wahnsinn?" rief der Abbate erstaunt. — „Menschenwürde, Abbate, Menschenwürde!" entgegnete Arnheim. — „Wahnsinn! Wahnsinn!" wiederholte der Abbate, „der Sie in's Verderben stürzt. — Sie haben Ihre Rettung verschmäht! — Ich höre nahen. — Jezt ist es zu spät!" und er verschwand hinter dem Altare.

Wirklich öffnete sich fast im nämlichen Augenblicke die schwarze Wand gegenüber, und als Arnheim seinen Blick dahin wandte, fiel der düstere Schein einer Fackel in die Kapelle, und eintrat der Nobile Contarini, und von ihm unterstüzt, wankend Constance, der Schmerz in höchster Schönheit, und hinter ihnen ein Bewaffneter mit einem Kelche auf einer silbernen Platte und gezogenem Schwerte. Ein zweiter ging zur Seite Contarini's. Als Constance die Grube erblickte und den Sarg, erbebte sie, und ihr schöner Blick wandte sich auf ihr Schlachtopfer, und ein Strom liebevollen Mitleids ergoß sich aus dem schönen Auge auf ihn. — Arnheim war in ihren Anblick versunken. Er sah nur sie, alles Uebrige verschwand vor seinem Blicke. Er ließ sich vor ihr auf sein Knie nieder und sagte mit bebender Stimme: „Laß den Glücklichen, der hier zu deinen Füßen dich anfleht, ihm die Leidenschaft zu verzeihen, die dir, Engelreine, diese Stunde bereitet hat, und der mit seinem lezten Athemzuge deine Unschuld betheuert, laß ihn von deinen Lippen hören, daß du ihm verzeihst, daß du in einem langen, glücklichen Leben, wenn du seiner gedenkst, ohne Bitterkeit seines Frevels, dich geliebt zu haben, gedenken wirst, eines Frevels, den er auch am Rande des Grabes nicht zu bereuen vermag, und reiche ihm den Kelch der Versöhnung!"

Constance trat voll Schauder zurück; ihr thränenschwerer Blick schien den Gemahl zu fragen: „Forderst du wirklich das Ungeheure?" — „Reich ihm den Becher!" sagte dieser kalt. — Da blizte ihr Auge auf, die Thränen versiegten, sie wandte sich rasch und mit Hoheit zu dem Bewaffneten, nahm den Kelch und sprach zu Arnheim im schmelzendsten Tone: „Ich reiche ihn dir, da rohe Gewalt und übermüthiger Stolz ihn mir aufdringt, und mit ihm empfange den Beweis meiner innigsten Liebe, denn ich kredenze ihn dir!" und ehe noch Contarini es hindern konnte, oder selbst Arnheim, der erschrocken ihn ihren Lippen entreißen wollte, hatte sie ihn zur Hälfte geleert und reichte ihn dem Ueberraschten mit dem Lächeln der Liebe und mit den Worten: „Es reicht für uns Beide." Arnheim hob ihn schnell an seine Lippen mit dem Ausruf: „Constance mein!" und leerte ihn bis auf den Grund.

Contarini, tief erschüttert, wollte Constancen umschlingen und rief nach Hülfe; sie aber riß sich von ihm los und sagte: „Sie haben mich, von falschem Zeugniß und Stolz verleitet, zwingen wollen zu einer unerhörten Unthat, Signor. Ihnen gehöre ich nicht mehr an! Nur ihm, nur ihm, mit dem mich der Tod hier am Altare vermählt! Jezt ist meine Liebe keine Sünde mehr!" — Und sie umschloß den beseligten Arnheim und drückte den glühendsten Kuß der Liebe auf seine bebenden Lippen, und ihr Herz schlug an dem seinigen in stürmischer Wallung, dann stockend — matter — die Lippen erbleichten — und sie sanken, vom Nebel des Todes umfangen, das brechende Auge in einander gewurzelt, am Altare hin, schuldlose Opfer boshafter Rachsucht und blödsinnigen Stolzes.

Contarini starrte auf das festumschlungene Paar. Selbst den beiden rohen Bewaffneten rann eine Thräne über die gebräunte, rauhe Wange. Alle drei verließen schweigend die Halle. Die Grube wurde zugeworfen, zwei Särge wurden neben einander vor den Altar gestellt, welche die Leichname der grausam Geopferten aufnahmen, es wurden Todtenmessen gelesen und dann die Kapelle fest vermauert, so daß nie wieder ein menschlicher Fuß sie betrat. — Die Gräfin Albani ließ sich einkleiden in einem Kloster von strenger Clausur, der Abbate wurde der Ordensbruder des Carthäuser's, und nur der stolze Contarini kehrte in eine freudenleere, öde Welt voll Fitter zurück und betrat dieses Schloß nie wieder.

Moden.

(Fortsezung.)

Eine der ergiebigsten Quellen zur Kenntniß des Trachtenwesens sind die vielen Gesetze und Verordnungen wider den Luxus. Die Häufung derselben beweist freilich, daß sie nichts fruchteten; ihre beständige Wiederholung zeigt aber doch, daß man zu oberst in der Gesellschaft ein Interesse hatte, hartnäckig, und wäre es auch nur durch eine Art von Verwahrung zu Protokoll, gewisse Ansprüche zu vertheidigen, andere zu demüthigen. Es ist keiner der unbedeutendsten Charakterzüge unserer Zeit, daß sie diese Art von Bevormundung, welche freilich noch weit schwerer zu handhaben ist als die Büchercensur, überall entsagt hat, und ihr entsagen mußte, sobald weit weniger Rang und Stand als die davon unabhängigen Mittel zu Ansprüchen auf äußern Lebensschmuck berechtigten. Wie sich die Nationalökonomie gestaltet hat, wäre ein Index

Digitized by Google

verbotener Stoffe und Formen eine Maßregel, welche der Genius oder der Dämon der Zeit, das zwingende und fortstoßende materielle Interesse, dem entschiedensten retrograden Sinne unmöglich machte.

Wir geben Beispielsweise Einiges aus alten Verordnungen wider „den verderblichen, Schulden veranlassenden Putz. — In einer Frankfurter Kleiderordnung vom Jahr 1350 wird bestimmt: Man solle weder Gold noch Silber, auch keinerlei Gestein, noch feine Perlen auf den Kleidern tragen. Kein Mann oder Weib soll nach Belieben Ringe tragen, sondern die Zahl auf zwei eingeschränkt seyn, „entweder zwei Ring oder zwei Fingerlin." — Einer Frauen Gürtel soll nicht mehr werth seyn als ein Mark Silber; ebenso kein „Schappel" einer Jungfrau. — Keine Frau soll ein Kogel tragen, „der sey stryffechte (gestreift), geteilet oder gestuket." — Die Lappen an den Ermeln der Weiber sollen nicht über eine Elle lang seyn. — Die Weiber sollen keine Nesseltücher tragen;" auch keine Kruseln oder Hullen, größer dann von sechsvachen" (Zeug).

Kurfürst Ernst und Herzog Albrecht zu Sachsen ließen im Jahr 1482 eine Polizeiordnung, worin es unter Anderm heißt: „Keine Frau oder Jungfrau vom Ritterstande soll ein Kleid tragen, das über zwei Ellen auf der Erde nachgeht. — Keine soll mehr als einen seidenen und zwei gestickte Röcke besitzen, auch nur eine seidene Schaube, und kein Kleid soll über anderthalb hundert Gulden werth seyn (eine ungeheure Summe für jene Zeit). „Es sal keine Frawe oder Jungkfrawe ein geschmute Spane tragen; ir Haupt mogen sie mit den reinischen Hefftelu und Krenzen schmucken, als das herkommen." — Wider die Einfuhr ausländischer Stoffe wird geeifert, doch ist sie den Vornehmen erlaubt, und die ganze Verordnung gar nicht streng. So soll „von seidenen Kleidern überhaupt nichts gerechnet werden als Sammt, Tamasken (Damast), Atlas, Tobin, und Scharlach soll dem gleichgeachtet werden."

Nach einer Klosterordnung aus dem Braunschweig-Lüneburgschen von 1649 sollen die Jungfrauen „ausländische neue Modelle meiden, deren sich leider die Weltlichen mehr als gut gebrauchen." Ferner ist zu tragen verboten: Mützen mit goldenen Kronstiften, Knüppels um den Hals mit Gold und Perlen, Schuhe mit Rosen ꝛc. — Auch soll es den Jungfrauen nicht erlaubt seyn, „der neuen Art nach kurze, gestripte, und mit Eisen oder sonst weit ausgesperrte Röcke zu tragen." Man sieht daraus, daß um diese Zeit der Reifrock geboren wurde.

Diese wenigen Anführungen reichen hin, um die alte Wahrheit zu veranschaulichen, daß der Trieb zum Putz ein wesentliches Attribut des Menschen ist und zu allen Zeiten ähnliche Erscheinungeu hervorgebracht hat. Der Mensch an sich ist sich immer gleich geblieben: zu oberst in seinen Trieben das Gefühl für ein göttliches Wesen als vernünftige Ursache der Welt, am andern Ende der Instinkt, die Wangen zu färben oder das Haar mit Blumen zu bestecken — beide, und was dazwischen liegt, sind in den mannigfaltigsten Formen, auf den verschiedensten Stufen der Kultur wesentlich dieselben. Es gibt gewisse Dinge, in denen der Mensch nichts lernt, von denen die ältesten Geschlechter so viel und so wenig wußten, als die jetzige Zeit; sie liegen jenseits unserer Perfektibilität; aber Alles, was in den Kreis derselben fällt, vom einfachsten Werkzeug bis zur organischen Wissenschaft, wird im Lauf der Zeit geglättet und verfeinert, im Begriff vereinfacht, in der Form vervielfacht, und der geistigen Arbeit der einen Generation bedient sich die andere wie eines Naturstoffs, um das Werk weiter zu führen. Wie unendlich Vieles in allen Beziehungen des Lebens ist in den lezten Jahrhunderten bequemer, einfacher, tragbarer, beweglicher, wirksamer geworden! An wie vielen Dingen hat sich die starre, plumpe Form nach und nach zum fließenden Umriß geschwungen und das Nothdürftige unter dem Vorwand willkührlichen Schmucks sich versteckt! Von dieser Verfeinerung ist nun auch der weibliche Putz nicht unberührt geblieben; und wenn man sich fragt, wodurch sich das jetzige Kostüm, nicht etwa im Schnitt, sondern in der ganzen Haltung von frühern Trachten unterscheidet, so begegnet man derselben Vereinfachung und Vervielfachung zugleich, wodurch so vielen alten Erfindungen die Sphäre der Wirksamkeit erweitert worden ist. Auch im Anzug hat man nach und nach durch Uebung die Kunst gelernt, die Kräfte zu Hervorbringung eines Gesammteffekts verständig zu vertheilen, die grobe Maschinerie zu verstecken, die plumpen Auswüchse in die harmonischen Linien hereinzubiegen, die nothwendige Form in die ästhetische Laune zu verkleiden, und die verschiedenen Gattungen der Anwendung nach ihrem Charaktar durch Stoff, Form und Farbe zu bezeichnen. Der rohe Naturalismus, der in früherer Zeit die Individuen allen zufälligen Verirrungen des Putz- und Neuerungstriebs preisgab, hat einer gebildeten chromatischen Sprache Platz gemacht, welche für Alle „dichtet und denkt," und doch auch auf diesem Gebiete poetischer Thätigkeit den vollen Unterschied bestehen läßt, der in Allem den nachahmenden Kopf vom originellen trennt.

(Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Paris, Januar.

(Schluß.)

Statuetten. Puffs. Der Gisquetsche Proceß.

Die Pariser Gipshändler besitzen jezt einen sehr bedeutenden Vorrath von Abdrücken in Gips, welche die

Digitized by Google

Meisterwerke der Kunst des Alterthums und des Mittelalters darstellen und zu billigen Preisen zu haben sind. Es befinden sich sehr große Stücke darunter, welche nur in geräumigen Sälen und besonders in Museen aufgestellt werden können. Für kleinere Wohnungen hat man Statuetten, die sich zur Bildhauerkunst verhalten, wie die Genrebilder zur Malerei. Gips ist aber hier ein zu gemeines Material, nur Bronze kann den Reichern genügen. Am meisten ist die Statuette der Jungfrau von Orleans, nach der bekannten Bildsäule von der Hand der allgemein bedauerten Prinzessin Marie, vervielfältigt und abgesezt worden. Sogar Rachel, die so schnell berühmt gewordene Schauspielerin am Théâtre français, sieht sich schon als Statuette in den Buden der Kunsthändler, wo sie neben Dlle. Taglioni recht gut ihre Stelle einnimmt. Unter diesen ernsten Darstellungen erscheinen dann die vielen Dantauschen Karikaturstatuetten, denen man freilich das Possierliche nicht absprechen kann, die aber doch besser aufgenommen werden, als solche unnatürlichen Zerrbilder es verdienen. Ich begreife nicht, wie man sich lange mit denselben beschäftigen und sie sogar in seiner Wohnung aufstellen kann. Es ist schon genug, dünkt mich, wenn man ihnen im Vorübergehen einen Blick schenkt. — Am lezten Neujahr haben einige kleinern Theater nicht ermangelt, wie früher, eine dramatische Heerschau und satirische Uebersicht der Thorheiten des Jahres zu veranstalten. Eines dieser Stücke heißt die Puffs, nach dem englischen Worte Puff, wodurch die Aufschneidereien in den öffentlichen Anzeigen bezeichnet werden. Wort und Sache sind aus den englischen Tageblättern in die französischen, besonders in die Pariser übergegangen, und gegenwärtig stehen die hiesigen Ankündigungen den englischen wenig nach. Indessen muß man doch gestehen, daß sich in lezterm eine Meisterschaft verräth, die nur das Werk langer Uebung seyn kann, und den Pariser Aufschneidern noch fehlt. Man sehe nur, mit welcher unendlichen Mannigfaltigkeit und Zuversicht die Schuhwichse in den Londoner Blättern angezeigt wird. Diese Originalität haben die Pariser Ankündiger noch nicht erreicht. Indessen sieht man aus den Anzeigen der Musardschen Tanzconcerte und mancher neuen Bücher, daß die englischen Muster den Pariser Ankündigern stets vorschweben. Unter den sonderbaren Anzeigen der leztern Zeit ist mir besonders folgende aufgefallen, womit es jedoch, allem Anscheine nach, ganz ernstlich gemeint ist. Vor weniger als einem Jahrhundert ist in Indien ein gewisser Bonnet, auf deutsch Müze, gestorben, und hat ungefähr 75 Millionen nachgelassen. Seitdem haben sich alle Bonnets oder Müzen in Bewegung gesezt, um einen Antheil an der Erbschaft zu bekommen; aber keiner richtete etwas aus, und die 75 Millionen liegen immer da, ohne von Jemanden gehoben zu werden. Nun hat sich im Jahr 1837 ein vormaliger Notar aus Besançon, Namens Leschine, auf den Weg nach England gemacht, in dem Archiv der ostindischen Compagnie herumgestöbert und in einem Register die Anzeige gefunden, daß Claude François Bonnet zu Fontenis neben Rioz in der Franchecomté am 28sten August 1715 geboren war. Dieser Mann hat natürlich Verwandte gehabt; im Namen derselben soll nun in London bei dem Equity-Court ein Proceß gegen die ostindische Compagnie begonnen werden, welche den Schaz, wie leicht zu begreifen, gerne behalten möchte. Da aber zum Processführen Geld gehört, und zu einem solchen Processe noch viel mehr Geld, als zu jedem andern, so sieht sich Herr Leschine genöthigt, die Sache auf Aktien zu betreiben, und er ladet daher alle Franzosen ein, aus Patriotismus und aus Spekulation dazu beizutragen, daß die ostindische Compagnie genöthigt werde, den Schaz wieder herauszugeben. Der Patriotismus ist dabei insofern betheiligt, als Frankreich durch den Gewinn des Processes 75 Millionen in die Tasche steckt. Für die Theilnehmer ist aber die Sache höchst vortheilhaft, indem es gar nicht fehlen kann, daß jede Aktie von 100 Fr. zwanzigmal so viel einbringt, also 2000 Fr. Ein Notar in Paris, Namens Josfand, empfängt das Geld. Welche Gewährleistung aber die Aktienehmer bekommen sollen, wird nicht gesagt, wahrscheinlich gar keine. Leschine rechnet auf die Gewinnsucht mancher Leichtgläubigen, die sich durch die beständig vorfallenden Prellereien doch nicht enttäuschen lassen wollen. Sein Vorschlag wird die Zahl der Betrogenen noch vermehren, und der obenerwähnte dramatische Kritiker hätte diesen Puff den andern beifügen können. — In den ersten Tagen des neuen Jahres ging der berüchtigte Gisquetsche Proceß zu Ende, welcher acht Tage lang der Gegenstand allgemeiner Aufmerksamkeit und Unterhaltung gewesen war. Schwerlich ist je ein ähnlicher Proceß vorgekommen, und da bei demselben Alles sonderbar war, so fiel auch das Ende ganz anders aus, als man es erwartet hatte. Es handelte sich bekanntermaßen um die Frage, ob das Abendblatt Messager den ehemaligen Polizeipräfekten und nachmaligen Staatsrath Gisquet durch die vorgebrachten Beschuldigungen von Bestechung und Verschlenderung der Staatsgelder, so wie von argem Mißbrauche seiner Amtsgewalt, verleumdet habe oder nicht. Der Messager brachte eine solche Reihe von Schändlichkeiten an's Tageslicht, daß Gisquet, anstatt die Rolle eines Klägers fortzuspielen, nur darauf sinnen mußte, sich zu vertheidigen und die vorgebrachten Beschuldigungen zu beschönigen, so gut es gehen wollte. Die Hauptsachen hatte Gisquet selbst in dem Privatschreiben an Madame Foucaud, welches der Ehemann dieser Frau dem Messager übergeben hatte, eingestanden. Dennoch behauptete der Staatsanwalt Plougoulm, der Messager sey insofern strafbar, als er das Privatleben des Staatsbeamten in übeln Ruf gebracht habe. Nach dem Gesetze sey dies Keinem verstattet, indem es die Ruhe und den Frieden der Familien gegen jeden Eingriff schüze. Daß Gisquet selbst sein Privatleben aufgedeckt habe, sey keine Entschuldigung für den Messager; denn wenn auch Jemand sich selbst in übeln Ruf bringe und Böses von sich eingestehe, so sey es doch Niemanden verstattet, dieses zu wiederholen. Ich muß gestehen, daß mir diese Behauptung als das Abgeschmackteste vorgekommen ist, das ich je von einem Staatsanwalt habe vortragen hören. Das öffentliche Leben Gisquets gab Plougoulm dem Publikum schonungslos preis, und hier, meinte er, habe der Messager ganz Recht gehabt, indem er Gisquet an den Pranger gestellt. Er empfahl den Geschwornen, sich in diesem Sinne auszusprechen. Die Geschwornen verfuhren aber gerade umgekehrt. Sie gaben dem Messager in demjenigen Recht, was er vom Privatleben Gisquets gesagt hatte, und was im Grunde unbedeutend war, erkannten ihn aber als schuldig in Betreff seiner gegen Gisquet den Staatsbeamten vorgebrachten Beschuldigungen, und somit mußten die Richter den Messager verurtheilen, verfällten ihn aber in die geringste gesezliche Strafe, in eine Geldbuße von 100 Fr. Die Verhöre hatten den vom ehemaligen Polizeipräfekten begangenen Unfug nur allzudeutlich bewiesen; allein die Geschwornen meinten, daß, wenn auch derselbe seine Macht und sein Ansehen arg mißbraucht habe, dies doch als keine Veruntreuung im gesezlichen Sinne angesehen werden könne, und der Messager also Unrecht gehabt, ihn deßhalb öffentlich anzuklagen. Staatsanwalt und Jury haben wohl beide gefehlt; allein von keiner Seite ist appellirt worden. Man war der schmuzigen Geschichte müde. Dg.

Beilagen: Kunstblatt Nr. 10 u. Monatsregister Januar.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Drei und dreißigster Jahrgang.

1839.

Februar.

Stuttgart und Tübingen,

im Verlage der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Digitized by Google

Das Morgenblatt.

Der Gedanke, in einer unterhaltenden und belehrenden Zeitschrift die Literatur und die ganze Bildung der Gegenwart, mit Ausschluß der politischen Tagesgeschichte, auf würdige Weise zu repräsentiren, ist dem **Morgenblatt** bei seiner Stiftung im Jahr 1806 zu Grund gelegt und seitdem festgehalten worden.

Für die literarische Kritik und für die Kunst sind längst besondere Beilagen angeordnet, und für diese beiden Zweige selbstständige Redaktionen bestellt.

Dem eigentlichen Unterhaltungsblatt bleibt im Allgemeinsten die Aufgabe, der vaterländischen Literatur, besonders der Poesie in ihren verschiedenen Zweigen, als Organ zu dienen, und dann, die allgemeinen Fortschritte in Literatur, Wissenschaft nnd Kunst in ihrem Bezug auf das Leben der Völker, die Bewegung und Entwicklung der Gesellschaft möglichst vielseitig zur Anschauung zu bringen. — Das **Morgenblatt** kann, der oben angedeuteten Idee gemäß, den verschiedenartigsten Stoff in sich aufnehmen. Hinsichtlich der Form wird dabei die Rücksicht festgehalten, daß das Ernste, wissenschaftlich Belehrende nicht sowohl erschöpfen, als anregend wirken, das Anziehende und Unterhaltende aber sich möglichst vom Gemeinen fernhalten soll.

Das Material zerfällt in folgende Hauptabschnitte:

Poesie. Gedichte lyrischen, beschreibenden, erzählenden, epigrammatischen, satirischen Inhalts; Bruchstücke ungedruckter dramatischer Dichtungen; Dichtungen jeder Form aus dem erzählenden Fache. Von den interessantesten Produkten fremder Literaturen werden Bruchstücke oder Uebersetzungen mitgetheilt.

Leben. Schilderungen des Volkslebens in allen Kreisen und Beziehungen, in ernster und komischer Form, Reisebeschreibungen und Auszüge aus solchen, fortlaufende Berichte von den wichtigsten Orten über die gesellschaftlichen und literarischen Verhältnisse, über Kunst, Bühne, Musik. Der Zweck und die Oekonomie der Blätter erlauben übrigens nicht, von irgend einem Orte eine eigentliche Musik- und Theater-Chronik zu geben, und dergleichen Leistungen überhaupt anders als in Bezug auf's Allgemeine zu besprechen. Auch dem Wechsel der äußern Lebensformen, den Moden, den Verfeinerungen aller Art wird die gebührende Aufmerksamkeit geschenkt, mit der nothwendigen Rücksicht, daß hier nur die bezeichnendsten Formen angedeutet, die vornehmsten Resultate hervorgehoben werden können.

Geschichte. Das **Morgenblatt** eignet sich auf diesem Felde vorzüglich an: Kulturgeschichte, wichtige archäologische Entdeckungen, Denkwürdigkeiten aus der nächsten Vergangenheit, Beiträge zur Bildungsgeschichte berühmter Männer, ungedruckte Arbeiten und Briefe derselben u. s. w.

Wissenschaft. Fortlaufende Notizen über die wichtigsten Entdeckungen und Erfindungen; Darstellung der interessantesten Ansichten vorzüglich in den Fächern, welche in nächster Beziehung zum Leben und der Entwicklung der gesellschaftlichen Verhältnisse stehen, in den philosophischen und Naturwissenschaften im weitesten Sinne. Der Hauptgesichtspunkt dabei ist, sowohl elementarische Didaktik als streng wissenschaftliche Sprache zu vermeiden, und dem Ernsten und Wissenswürdigen durch ansprechende Form Eingang zu verschaffen.

Ein sich stets erneuernder und verjüngender Kreis schätzbarer Mitarbeiter sichert der Redaktion die Mittel, der Zeitschrift den Ruf zu erhalten, dessen sie schon so lange genießt. Schriftsteller, welche der Redaktion die Ehre erweisen, sie in ihren Bemühungen zu unterstützen, werden ihre Beiträge, wenn diese dem Zweck und dem Charakter der Blätter entsprechen, dankbar angenommen und von der Buchhandlung angemessen honorirt sehen.

Alle Tage, mit Ausnahme des Sonntags, erscheint ein Blatt. Für literarische Anzeigen werden besondere Intelligenzblätter beigelegt.

Jeder Monat erhält ein Titelblatt, mit allgemeiner Inhaltsanzeige.

Das **Literaturblatt** stellt sich zur Aufgabe, über alle Erscheinungen der neuesten Literatur zu berichten, die für den größern gebildeten Leserkreis von Interesse seyn können, d. h. über die vorzüglichsten neuern Dichterwerke, so wie über alle Gattungen der vorherrschenden Unterhaltungsliteratur; ferner über wichtige neue Forschungen aller Art, durch welche der Horizont des menschlichen Wissens erweitert wird, in Länder- und Völkerkunde und Geschichte, in allen Gebieten der socialen Kultur und selbst in den strengern Wissenschaften, sofern Werke dieser Art großes Aufsehen erregen und für das praktische Leben nicht ohne Folgen sind, so daß sie keinem Gebildeten fremd bleiben dürfen. Dem Zwecke solcher literarischen Mittheilungen sagt die referirende Form am besten zu, die in möglichster Kürze den wesentlichen Inhalt eines Werkes bezeichnet, und das Zusammenordnen nach Fächern, wodurch dem Leser eine Uebersicht und eine Vergleichung des Verwandten gewährt wird. Der scherzende Ton ist nicht ausgeschlossen, wo es der Gegenstand mit sich bringt oder erlaubt, die Strenge der verdammenden Kritik aber gewissenhaft nur ganz verwerflichen Tendenzen vorbehalten.

Durch die Wahrnehmung einer vermehrten und vielversprechenden Wirksamkeit der bildenden Kunst wurde im Jahr 1819 das Erscheinen des **Kunstblatts** als regelmäßiger Beilage des **Morgenblatts** veranlaßt. Die Absicht dieses Unternehmens konnte nur seyn, die Kunstbestrebungen der Gegenwart und Vorzeit einem weitern Kreise als dem, welchem deren unmittelbare Anschauung zu Gebote steht, bekannt zu machen und dadurch zu allgemeiner Erweckung und Ausbildung des Kunstsinns beizutragen. Diesen Zweck hat die Redaktion von Anfang bis jezt verfolgt und betrachtet ihn, bei der weitgreifenden Entwicklung und vielfachen Begünstigung, welche die Kunst seitdem gewonnen hat, fortdauernd als Richtschnur ihres Bestrebens.

Das **Kunstblatt** bemüht sich zuvörderst, übersichtliche Berichte über die Leistungen der lebenden Kunst aus den Hauptorten ihrer Thätigkeit zu liefern, und was in diesen nicht Erwähnung findet, durch kurze Nachrichten zu ergänzen. Jene Berichte können erzählend oder beurtheilend seyn; in denen lezterer Art spricht jeder Mitarbeiter seine individuelle Meinung aus, die Redaktion jedoch hat sich die Umsicht und Billigkeit zum Augenmerk gesezt, welche durch Liebe zur Sache überhaupt geboten ist.

Digitized by Google

An diese Uebersichten knüpfen sich Berichte über die Förderungen, welche der Kunst durch persönliche Gönner und die ihr gewidmeten Anstalten und Vereine zu Theil werden, Beschreibungen und Beurtheilungen einzelner ausgezeichneter Werke der Architektur, Sculptur und Malerei, Anzeigen neuer Kupferstiche und Lithographien, Nachrichten über neue Erfindungen, Biographien lebender oder kürzlich verstorbener Künstler, und Abhandlungen über Gegenstände der Theorie und Philosophie der Kunst.

Die Kenntniß früherer Kunstperioden suchen Beiträge mannichfaltiger Art zu fördern; das vorchristliche Alterthum und jede für dessen Verständniß wichtige Forschung und Entdeckung, ingleichen die Anfänge der christlichen Kunst, ihre Blüthe und ihr Fortgang bis auf unsere Zeit, sind in diesem Gebiete zu berücksichtigen.

Zugleich verlangt die archäologische und artistische Literatur eine fortwährende Beachtung, weßhalb Anzeigen, Beurtheilungen und kurze Notizen über neu erschienene Bücher und Kupferwerke eine möglichst umfassende Uebersicht zu geben bestimmt sind.

Endlich steht auch den Anzeigen des Kunst- und Buchhandels, so weit sie die bildende Kunst angehen, ein mäßiger Raum des Blattes offen.

Dankbar erkennt die Redaktion die ihr bisher zu Theil gewordene Mitwirkung vieler ausgezeichneten Gelehrten und Künstler; im Einverständniß mit der Verlagshandlung wird sie bemüht seyn, dem Kunstblatt ferner eine gleiche Theilnahme zu erhalten.

Der Jahrgang des „Morgenblatts“, mit Einschluß des „Literaturblatts“ und „Kunstblatts“, kostet 20 fl.
Der Jahrgang des „Literaturblatts“ und „Kunstblatts“ ohne das „Morgenblatt“ . . . . . 10 fl.
Der Jahrgang von jedem dieser Blätter einzeln, nämlich das „Literaturblatt“ . . . . . 6 fl.
das „Kunstblatt“ . . . . . 6 fl.

Für diesen Preis kann, nach Uebereinkunft mit dem Löbl. Haupt-Postamt in Stuttgart, das „Morgenblatt“ in Würtemberg, Bayern, Franken, am Rhein, Sachsen und in der Schweiz durch alle Postämter bezogen werden.

J. G. Cotta'sche Buchhandlung.

Inhalt.

(Die Zahl zeigt die Nummer des Blattes an.)

Gedichte.

Distichen. Von Ph. Welcker. 52. 51.
Aus Rückerts Leben Jesu. 53. 54.
Verse von Justinus Kerner. 38.
König Roger. Von W. Zimmermann. 41.
Ein Fund in der Opferbüchse. Von G. Schwab. 47.

Logogriph.

Dolch. Loch. Molch. Strolch.

Erzählungen.

Walter Raleigh und die Königin Elisabeth. Von Willibald Alexis. 50 — 56.
Zwölf neue Stücklein. Von Wilhelm v. Chezy. — Der Friedensrichter zum schwarzen Bären. 59.

Naturwissenschaftliches.

Die bedeutendsten Himmelserscheinungen des Jahres 1839. Von Dr. Nürnberger. 54 — 57.
Ueber Dagnerre's Entdeckung. 55. 57. 52.
Ueber Erdbeben überhaupt und vorzüglich jene in der Schweiz. Von F. J. Hugi. 44 — 51.
Talbot und Daguerre. 48.

Länder- und Völkerkunde.

Der deutsche Renegat im Dienste Abdel-Kaders. 57. 58. 59. 60. — 50. 51.
Reise und Lebensbilder. Von Franz Freiherrn Gaudy. 42 — 45.

Aufsätze gemischten Inhalts.

Das Neujahr in Paris. 28 — 32.
Moden. 28. 29. — 33. 41.
Sprachbemerkungen. 32.
Erfindungen. 38.
Zur Geschichte des französischen Theaters vor und während der ersten Revolution. 40 — 45.
Einiges aus der Reise eines Kapuzinergenerals. 45.
Der Gewürzkrämer. 46 — 49.

Korrespondenz.

Baden-Baden. 28. — Halle. 29. 30. — Dresden. 31. 32. — Prag. 33. 34. 35. 36. 37. — Paris. 38. 39. 40. — Hamburg. 41. 42. 43. 44. 45. — Wien. 45. 46. 47. 48. — London. 49. — Triest. 50. 51.

Kunst-Blatt.

Nro. 11.

Kunstgeschichte und Periegese. — Museen und Sammlungen. — Bauwerke. — Sculptur.

Nro. 12.

Kunstgeschichte und Periegese. (Fortsetzung.) — Sculptur. — Denkmäler. — Medaillenkunde. — Malerei. — Neue Stiche.

Nro. 13.

Nekrolog. — Ueberreste christlicher Kunst auf Malta aus dem 13ten, 14ten, 15ten und 16ten Jahrhundert. — Neuer Stich.

Nro. 14.

Glasmalerei in München und Paris. — Neue Stiche. — Kupferwerke. — Alterthümer. — Literatur. — Nekrolog.

Nro. 15.

Glasmalerei in München und Paris. (Fortsetzung.) — Persönliches. — Nekrolog. — Technisches.

Nro. 16.

Glasmalerei in München und Paris. (Beschluß.) — Technisches. — Kunstausstellungen.

Digitized by Google

Nro. 17.

Illustrirte Werke. Der Cid. Nach spanischen Romanzen besungen durch Johann Gottfried von Herder. Mit Randzeichnungen von Eugen Neureuther. — Regensburg, 2. Februar. — Kunstausstellungen. — Museen und Sammlungen.

Nro. 18.

Villa Sommariva am Comer-See. — Akademien und Vereine. — Bauwerke. — Sculptur. — Denkmäler.

Literatur-Blatt.

Nro. 12.

Altfranzösische Literatur. Altfranzösische Sagen. Gesammelt von H. A. Keller. Erster Band. — Neue Reisen. 4) Der Sinai. Reisebilder von Alexander Dumas und A. Dauzats. Zwei Bändchen.

Nro. 13.

Romane und Novellen. 1) Die Pickwickier oder Herrn Pickwicks und der korrespondirenden Mitglieder des Pickwick-Clubbs Kreuz- und Querzüge, Abenteuer und Thaten. Aus dem Engl. von Roberts. Viertes und fünftes Bändch. — 2) Leben und Abenteuer des Nikolaus Nickleby. Herausgegeben von Boz, dem Verfasser der Pickwickier. Aus dem Engl. von K. H. Hermes. 1r und 2r Theil.

Nro. 14.

Werke über die Schweiz. 1) Die Thaten und Sitten der alten Eidgenossen im 16ten Jahrhundert, beschrieben von Melchior Schuler. — 2) Die drei letzten Jahrhunderte der Schweizergeschichte ꝛc. Vorlesungen, gehalten zu Bern von Dr. Gelzer. Erster Band. — Romane und Novellen. 2) Leben und Abenteuer des Nikolaus Nickleby. (Schluß.) — 3) Oliver Twist von Boz (Dickens). Aus dem Engl. von Robert. Erstes Bdch. — 4) Oliver Twist, oder die Laufbahn eines Waisenknaben. Von demselben. Aus dem Engl. von Dr. Diezmann. Erster und zweiter Band.

Nro. 15.

Werke über die Schweiz. 5) Heinrich Bullingers Reformationsgeschichte, nach Autographen herausgegeben auf Veranstaltung der vaterländisch-historischen Gesellschaft in Zürich von J. J. Hottinger und H. H. Vögeli. Erster und zweiter Bd. — 4) Heimfahrt von Jerusalem Hans Stockar's von Schaffhausen im Jahr 1519 und Tagebuch von 1520—1529. — 5) Melchior Russens eidgenössische Chronik. — Neue Reisen. 5) Oesterreichische Zustände. Von einem beschaulichen Reisenden. Zwei Theile.

Nro. 16.

Werke über die Schweiz. 6) Die evangelisch-reformirte Kirche und ihre Fortbildung im 19ten Jahrhundert von F. Fr. Zyro. — 7) Ueber das Verhältniß der Kunst zum Kultus. Ein Wort an alle gebildete Verehrer der Religion und der Kunst, von Carl Meyer. — 8) Bericht der zur Revision des Gesangbuchs für den Kanton Schaffhausen niedergesetzten Commission. Aus Auftrag der Commission verfaßt von J. C. Vetter. — Romane und Novellen. 3) Nur ein Geiger! Originalroman von J. C. Andersen. Aus dem Dänischen von Jenssen. Drei Theile.

Nro. 17.

Romane und Novellen. 6) Londoner Skizzen von Boz. Aus dem Engl. von Roberts. — 7) Humoristische Genrebilder aus dem Londoner Alltagsleben von Boz. Aus dem Engl. von Dr. Diezmann. Erster Theil. — Humoristische Erzählungen und Skizzen von den Verfassern der Pickwickier, der Waterloerzählungen ꝛc. Aus dem Engl. von Roberts. Erster Theil. — Geognosie. Hinterlassene Werke von Friedrich Hoffmann. Zweiter Band.

Nro. 18.

Romane und Novellen. 9) Bulwers Werke. Aus dem Engl. Von G. Pfizer und Fr. Notter. — Neue Reisen. 6) Ausflug nach Frankreich, England und Belgien zur Beobachtung der dortigen Eisenbahnen. Von Neurelli. — Werke über die Schweiz. 9) Erdkunde der schweizerischen Eidgenossenschaft. Ein Handbuch für Einheimische und Fremde. Von Gerold Meyer von Knonau. Erster Bd. — 10) Die Schweiz. Ein Handbuch zunächst für Reisende. Von L. v. Bellmann.

Nro. 19.

Werke über die Schweiz. 11) Dr. Albrecht Rengger's, ehemaligen Ministers des Innern der helvetischen Republik, kleine, meistens ungedruckte Schriften, herausgegeben von Prof. Dr. Kortüm. — Naturwissenschaft. System der Physiologie für Naturforscher und Aerzte, bearbeitet von Dr. K. G. Carus. Erster Theil.

Nro. 20.

Memoiren. Memoiren des Freiherrn Eugen von Hammerstein. — Werke über die Schweiz. 12) Schweizerisches Museum für historische Wissenschaften. Herausgegeben von Gerlach, Hottinger und Wackernagel. Erster, zweiter Band. — 13) Das malerische Schweizerland. Mit einem Wort zur Charakteristik von A. Lewald. — Romane und Novellen. 10) Kaiser und Papst. Roman von Eduard Duller. Vier Theile. — 11) James historische Romane. Von Dr. Susemihl. — 12) Die Räuber. Ein Roman von James. Aus dem Engl. von Dr. E. Susemihl. Drei Bände.

Nro. 21.

Romane und Novellen. 13) Lezte Mittheilungen aus dem Tagebuch eines Arztes. Aus dem Engl. übersezt von K. Jürgens. Zwei Theile. — 14) Tremaine. Vom Verfasser des de Vere. Aus dem Engl. von Roberts. Drei Theile. — 15) Der Herzlose. Dem Engl. des Harrison Raukin nacherzählt. Zwei Theile. — 16) Der Geheimnißvolle, oder Folgen des jugendlichen Leichtsinns. Nach dem Engl. des G. W. M. Reynolds. Zwei Bdchn. — 17) Die Töchter des Präsidenten. Aus dem Schwedischen. — Literaturgeschichte. Geschichte der hellenischen Dichtkunst, von Dr. G. H. Bode. Zwei Thle. in drei Abthlg.

Nro. 22.

Dichtkunst. Deutsche Volkslieder mit ihren Originalweisen. Unter Mitwirkung des Herrn Prof. Dr. Maßmann in München, des Herrn von Zuccalmaglio in Warschau und mehrerer anderer Freunde der Volkspoesie nach handschriftlichen Quellen herausgegeben und mit Anmerkungen versehen von A. Kreyßmer. — Neue Reisen. 7) Reise nach St. Louis am Mississippi. Von T. W. Lenz.

Digitized by Google

№ 28.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Freitag, den 1. Februar 1839.

Plena domus tunc omnis et ingens stabat acervus
Numorum. —

Juvenal.

Das Neujahr in Paris.

Gleich vor oder hinter dem Philosophen finden wir jedesmal eine Art Gelehrten, welchen man den Handlanger nennen könnte; ein in seiner eitlen Treuherzigkeit merkwürdiger Sondermann, welcher gewöhnlich sein ganzes Leben darauf verwendet, Materialien für Andere anzusammeln und zurecht zu machen. Einer dieser ehrenwerthen Statistiker hat nach langer und sorgfältiger Berechnung herausgebracht, was die Pariser im Durchschnitt jedes Jahr für Neujahrsgeschenke ausgeben; netto zwölf Millionen Franken, und diese Summe scheint keineswegs übertrieben, wenn man mit eigenen Augen die fieberhafte, rastlose Thätigkeit beobachtet, welche jedesmal während des Decembers in allen Pariser Fabriken und Boutiken herrscht. Vier Wochen lang kommt die Hälfte der hiesigen Arbeiter und Arbeiterinnen nicht mehr zu Bett: in allen Kauf- und Kramläden schaffen Herren und Diener, Frauen und Mägde zwanzig Stunden lang und essen stehend zu Mittag und zu Abend, wenn sie sich überhaupt Zeit dazu nehmen. Die Boutiliers wetteifern in Aufwand an Beleuchtung und Vergoldung; die Magazine schimmern in unerhörter Pracht, und wie auf einen Zauberschlag bevölkern sich um diese Zeit die Comptoirs mit einer bewundernswürdigen Menge schöner junger Frauen, deren blendenden Reize und holdseligen Lippen den galanten und ungalanten Käufer in Versuchung und in's Verderben führen.

Dieses Jahr, wie immer, bot die Pariser Kunst und Industrie die Wunder ihrer Schöpfungskraft den neugierigen Blicken dar und setzte die Kauflustigen in Verlegenheit, was sie unter einem so reichen Vorrath von seltenen, kostbaren und entzückenden Gegenständen auswählen sollten. Die Leser dieser Blätter kennen aus unseren frühern Beschreibungen die fashionablen Bazars von Giroux, Susse, Berthellemot, Duvelleroy und Andern; nachträglich vervollständigen wir jene Liste durch einige Supplemente.

Ein gefährlicher Nebenbuhler der Kunst- und Papierhändler Giroux und Susse ist Houssaye, welcher sich etwa seit zwei Jahren in der Börsenstraße etablirt und dort einen prachtvollen Theeladen à la porte chinoise angelegt hat. In diesem Theeladen, in welchen man vom Trottoir aus durch sechs großmächtige Spiegelfenster hineinblickt, verkauft man indeß nicht bloß Thee und Theemaschinen, sondern auch die mannigfaltigsten Luxus- und Phantasiegegenstände. Man findet daselbst eine herrliche Sammlung von alten Kunstsachen, namentlich Porzellanteller und vergoldete Vasen aus der königlichen Porzellanfabrik in Sèvres, chinesische Theeservice, lakirte Ofenschirme, Präsentirtelle, so wie alle möglichen Theesorten und sonstige Produkte des himmlischen Reichs.

Digitized by Google

Die chinesischen Ofenschirme sind gegenwärtig sehr beliebt und werden viel gekauft; sie nehmen sich allerdings ganz hübsch und elegant aus; die bei Honsave sind von den besten lebenden Künstlern in Peking gemalt, wenn wir der Versicherung des Comptoirfräuleins Glauben schenken wollen.

Zwei eigenthümliche Neujahrsmagazine sind die Boutiken der beiden bekannten Schlossermeister Huret und Fichet, welche noch vor Kurzem so erbitterte Conkurrenten waren und sich in dunkelblauen und krapprothen kolossalen Anschlagzetteln an allen Straßenecken von Paris die gröbsten Injurien an den Kopf warfen. In der sonderbaren Zeit, worin wir leben, möchte ich fast glauben, daß jene Herrn keineswegs so große Widersacher waren, als sie sich den Anschein gaben, und mein Scepticismus gegen Annoncen und öffentliche Maueranschläge geht so weit, daß es mich durchaus nicht wundern würde, wenn ich eines Tags aus zuverläßiger Quelle erfuhre, die Herren Fichet und Huret seyen ein und dieselbe Person oder wenigstens Vater und Sohn. Der Huret'sche Laden ist auf dem Boulevard des Italiens, an der Ecke der Rue Grange-Batelière, und Fichet wohnt in der Richelieustraße, an der Ecke der Place Louvois, unweit der großen königlichen Bibliothek. Huret hat seit 1812 die Portefeuilles aller französischen Minister gemacht, für welche er ein spezielles Sicherheitsschloß erfunden. Die Veranlassung dazu, sagt man, war der Verrath eines Huissiers am Ministerium der auswärtigen Angelegenheiten, welcher das inhaltschwere Portefeuille mit den Planen des russischen Feldzugs geöffnet und den Inhalt dieser Depeschen an einen Spion verkauft. Von jener Zeit an ist die Aufbewahrung und Schützung der französischen Staatsgeheimnisse Huret anvertraut worden, der für das französische Generalpostamt ebenfalls die Portefeuilles der reitenden und fahrenden Staffetten liefert, welche mit einem Schloß versehen sind, das beim anhaltendsten und stärksten Trab oder Galopp nicht aufspringt. Uebrigens haben alle Portefeuilles, welche Huret verfertigt, die löbliche Eigenschaft, daß sie nicht dem Druck der ersten besten Hand weichen, und wer braucht heutzutage nicht ein so unentbehrliches Möbel? Jeder ordnungsliebende Mann wünscht ein wohlverschlossenes Portefeuille zu besitzen, und gibt es vielleicht irgendwo eine Frau, welche niemals in den Fall käme, ein Geheimniß unter Schloß und Riegel zu verwahren, die keine eifersüchtige Hand öffnen und sprengen kann? Die Huret'schen Portefeuilles trotzen jeder Indiskretion; man mag ihnen in Gottes Namen Familien-, Staats- und Herzensgeheimnisse anvertrauen; alle sind unter der besten Obhut. — Dieselben vortrefflichen Eigenschaften haben die Geldlisten und Geldkoffer bei Huret, welche in Form und geschmackvoller Verzierung den elegantesten Zimmermöbeln gleichkommen und unter ihrem glänzenden Aeußern zugleich die solidesten Tugenden bergen. Sie halten jede Probe aus; weder Gewalt noch List kann sie übermannen; ihr dreifach umpanzerter Leib ist gefeit und unverletzlich. Wenn man einen solchen Koffer öffnen will, muß man das Stichwort kennen, welches der Schildwache, d. h. dem davorliegenden Schlosse, als Ordre gegeben ist. Wer den Koffer zugeschlossen hat, kann ihn allein wieder aufschließen. Wir dürfen getrost unser ganzes Vermögen hineinlegen und dann ruhig einschlafen; nur mit Kartätschen und Kanonenkugeln wäre er zu bewältigen, und man müßte eine förmliche Belagerung mit schwerem Kriegsgeschütz vornehmen, wenn man seine Uebergabe erzwingen wollte. Außer Portefeuilles und Geldkoffern trifft man noch im Magazin Hurets schöne, vervollkommnete Eisenbettstellen, welche die hölzernen in Gestalt und Eleganz nachahmen, bisweilen sogar übertreffen; ich bemerkte einige außerordentlich zierliche mit getriebener Arbeit. Höchst praktisch schienen mir die einfachen Bettstellen, welche man auseinanderfalten und so zusammenlegen kann, daß sie mit sämmtlichem Zubehör nicht mehr Raum wegnehmen, als ein Violinkasten. — Fichet hat gleichfalls eine reichliche Auswahl von allen eben genannten Schlosserarbeiten, welche insofern beachtenswerth sind, als sie wirklichen Nutzen gewähren und ihren Erfindern größere Ehre machen, als die kostspieligen mechanischen Künsteleien bei Girour, wie z. B. ein balanzirender Seiltänzer, welcher 1500 Franken kostet.

(Fortsetzung folgt.)

Moden.

(Fortsetzung.)

Mit der Umgangs- und Schriftsprache ist auch die Kleidung logischer, gerundeter, consequenter, gleichförmiger geworden. Freilich haben beide dadurch an Originalität eingebußt; und dies konnte nicht anders seyn, wenn das, was ehedem die Sache Weniger war, das Handhaben der Hülle des Gedankens und des Körpers, gemeine Fertigkeit werden sollte. — Erträglich zu sprechen und zu schreiben und sich gut zu kleiden, ist jetzt keine Kunst und kein Luxus mehr, es ist fast eine Pflicht geworden; aber gut zu schreiben und sich mit Virtuosität zu kleiden, ist dieselbe Kunst, dasselbe Privilegium Weniger geblieben, was es von jeher war. Ein alter Putz mit Reifrock und Mieder verhält sich zur Bluthe heutiger Eleganz etwa wie die alte, schwer segelnde Galeone mit breitem Rumpf zu der zierlichen, in vollkommenem Ebenmaße

Digitized by Google

auf den Wellen tanzenden Kriegsbrigg. Dies hindert aber nicht, daß auch noch heute genug Schiffsmanöver und Toiletten mißglücken, und der Unterschied zwischen guten und schlechten Seglern, zwischen Grazien und — Nichtgrazien bleibt beim selben Takelwerk und demselben Modeschnitt verhältnißmäßig der uralte.

Eine Schöne, welche sich mit sicherer Hand zum Feste schmückt, denkt nicht daran, daß sie als Künstlerin auf den Schultern ihrer ganzen weiblichen Ascendenz steht, wie ein Standbild auf einer Pyramide. Sie wiest den Blumenflor, der, ein Wunder der neuesten Industrie, auf der Seide prangt, so unbefangen um sich, als wäre es ein unmittelbares Naturprodukt, das man nur pflücken darf; sie greift zu Schmuckfeder und Kunstblume so naiv, wie das Negerweib, das seinen Putz für Kopf und Busen am Strande des Meeres sucht oder dem bunten Vogel aus der Schwinge rupft. Es fällt ihr nicht ein, daß Hut und Haube, Kleid und Schärpe, Schuh und Strumpf, daß jedes Stück nach Stoff und Form seine lange Geschichte hat, in der es sich durch zahllose Umwandlungen durchgerungen zur Herrlichkeit des Tages, wie das heutige Staatsrecht aus dem Chaos abgelebter Satzungen. Wie viele Entdeckungen und Erfindungen in Künsten und Gewerben mußten zusammenwirken, um all das Material des Anzugs zu der heutigen Verfeinerung zu bringen! Und welch unendliche künstlerische Thätigkeit entwickelte der weibliche Genius als Baumeister des prächtigen Doms der Toilette mit seinen Wölbungen, Pfeilern, Rosen und Bildwerk, der, wie das Schneckenhaus, wunderbar immer abgeschlossen und doch niemals fertig ist! Mit ernstem Studium und genialem Leichtsinn, unter Jubel und Thränen, unter wechselndem Entzücken und Spott ward er zu der Höhe heraufgeführt, auf der er unser höchst erleuchtetes Zeitalter entzückt.

Das jetzige Kostüm in seiner systematischen Gliederung unterscheidet sich vom schweren Luxus und der unsichern Haltung der frühern Trachten vorzüglich durch jene Raffinirung, welche so viele Bequemlichkeiten des Lebens in mannigfachen Formen ausgebildet und der großen Mehrzahl zugänglich gemacht hat. Es ging mit dem Anzug wie mit so Manchem, was dem lebenden Geschlecht ganz einfach vorkommt, ohne das es sich das Leben kaum denken kann, an dem aber der menschliche Geist Jahrhunderte lang mühsam gebildet und gebessert hat und fortbessert. So könnte man die Evolutionen des weiblichen Costüms mit denen irgend eines etwas complicirten Werkzeugs vergleichen, etwa des Regenschirms, wachsleinwandenen Angedenkens; oder noch besser, man denke an die Geschichte unseres Fuhrwerks mit seinen verschiedenen Arten.

Wie viele Künste und Wissenschaften, Mechanik, Chemie, Metallurgie u. s. w., mußten sich gleichzeitig erweitern, bis aus der rohen Idee des urväterlichen Karrens das leichte, zierliche, bequeme Produkt eines unserer renommirten Wagenbauer entsprang! Die erste Carrosse mit hängendem Kasten deckte ihre plumpen Glieder mit reicher Schnitzarbeit, mit Vergoldung und kostbaren Stoffen. Aber trotz diesem Pomp blieb sie lange ungeschlacht, schwerfällig, wackelnd und klappernd. Nur ganz allmählich lernte man Festigkeit mit Beweglichkeit und Leichtigkeit vereinigen; die steifen Tragsäulen wurden zu immer geschmeidigeren, immer verständiger angebrachten Federn, die unnöthigen Ausladungen zogen sich immer mehr zurück, und alle Abtheilungen des Fuhrwerks fügten sich nach und nach in die Formen, welche beim geringsten Umfang die größte Solidität oder den meisten Raum gewähren. Alles Beiwerk, Riemen und Taschen, Griffe und Tritte erfuhren eine gleichmäßige Ausbildung als Glieder eines harmonischen, bequemen und zierlichen Ganzen.

Ganz demselben Bildungsgang folgte die Toilette: erst reich und pompös vor Allem, starr und steif, lernte sie immer mehr die Kunst, den Luxus mit dem Geschmack, die Eitelkeit mit der Bequemlichkeit zu versöhnen, aus nichts etwas und aus wenig viel zu machen. Um nur Eines anzuführen, so erinnere ich mich, daß ich als Kind meine Schreibhefte mit einem derben, unbiegsamen, oben und unten gebohrten Eisenstabe linirte, der eine Reliquie aus der Schnürbrust meiner Großmutter war. Dieser Brustharnisch verhielt sich zu den wundervollen Corsets des Parisers Josselyn, in denen man sich nach Gefallen lustet oder fester schnürt, wie die Carrosse, in der Heinrich IV. den Tod fand, zu der, in welcher Louis Philippe dem Tod entging.

Noch mehr: die Kultur unterläßt nie, ein Bedürfniß unterwegs vielfach zu spalten und demgemäß das Mittel der Befriedigung zu Unterarten auszubilden. So entspricht jetzt eine Menge verschiedener Fuhrwerke den gesonderten Gattungen des Anzugs. Einst, da es nur Karren und Prachtkutschen gab, war auch der Sprung vom salopen Hauskleide zum anspruchsvollen Putz noch nicht so durch Uebergänge vermittelt. Jedenfalls mochte die mittelalterliche Dame froh seyn, wenn sie einmal des Tags glücklich in ihren Harnisch gebracht war. Heute besteigt der Mann von Welt an Einem Tage drei, vier verschiedene Fuhrwerke, und die Dame kleidet sich eben so oft um. Negligé, halber Anzug zur Promenade, voller Putz zu Ball und Assemblee, Chacabanc, Kalesche, Berline mit Wappen am Schlag und prächtiger Bockdecke — dies sind ganz parallele Reihen.

(Schluß folgt.)

Digitized by Google

Korrespondenz-Nachrichten.

Baden-Baden, Januar.

Die Wintergesellschaft.

Vor einigen Jahren stellte sich der Engel des Herrn mit dem Flammenschwert drauend und abwehrend an den Eingang des Paradieses der nordischen Reisenden, und mit diesem Zeitpunkt fällt die Verwandlung Badens aus einem Badeort in einen europäischen Versammlungsplatz so genau zusammen, daß hierin Ursache und Wirkung dem forschenden Blick sich offen darzulegen scheinen, obschon es immerhin schwer unmöglich bleibt, den wunderbaren Gang der Ereignisse sich klar zu machen; denn wie Wind und Wogen Bestimmungen gehorchen, welche wir so wenig kennen, daß wir dieselben launenhaft und gesetzlos nennen, eben so herrscht die Mode, die nicht nur nach ihrer Willkühr die Menschen kleidet, sondern sie auch an unsichtbaren Fäden, wie Marionetten, hin und herführt. Was wir Mode nennen, ist von den kleinsten, dem Anschein nach unwesentlichsten Aeußerungen bis zu den größten Ergebnissen nichts Anderes, als eben das große Gesetz, das Schicksal, die Vorsehung selbst, deren geheimnißvolles Walten „kein geschaffener Geist" ergründet. Die Wirkung aber bleibt uns nicht verborgen, und wir mögen sohin immer die Cholera als die zunächst sichtbare Ursache gelten lassen, von der wir Badens veränderte Stellung herleiten dürfen. Zum Beweis jedoch, wie sehr diese Stellung eine andere geworden, dient vor Allem der Umstand, daß sich eine vollkommen ausgeprägte Wintergesellschaft hier bildete, zwar unendlich kleiner, als die des Sommers, und mit dieser nur insofern zu vergleichen, als sie aus Mitgliedern derselben besteht, aber doch noch von einer Bedeutung, die hinreichen würde, die Badesaison manch eines andern Kurorts zu einer glänzenden zu machen. — Sonst bieten die Straßen eines Kurorts im Winter einen traurigen Anblick dar, wenn die Häuser starren Leichen mit geschlossenen Augen gleichen; nicht so in Baden. Die Wintersonne spiegelt sich in den blanken Fensterscheiben der ersten Stockwerke, und Abends dringt durch die geschlossenen Jalousien heller Lichtschimmer, besonders in den meisten Wohnungen der neuen Promenade; nicht selten sogar ertönt in den erleuchteten Räumen laute Tanzmusik; und so reichen die (im Verhältniß zum Ganzen freilich nur wenigen) besetzten Wohnungen hin, der gesammten Stadt einen höchst angenehmen Anstrich von Lebhaftigkeit zu verleihen. Ein anderes Wahrzeichen von der verstärkten Anzahl überwinternder Fremden ist, daß es möglich geworden, eine ständige Table d'hôte um fünf Uhr fortzuführen, wie sie in dem schönen und fashionablen Gasthaus zum englischen Hof tagtäglich stattfindet, während vor einigen Jahren noch sogar im höchsten Sommer wenige Wirthe sich dazu verstehen wollten. — Dem näheren Verkehr der Wintergesellschaft unter sich bleibt ein hoher Gast, der Kurfürst von Hessen, ganz fremd, wenn man nicht den Besuch des Theaters dazu rechnen will, in welchem er öfters in der, eigens nendetorirten und erleuchteten Hauptloge sich zeigt. Er scheint ganz seinen nächsten Umgebungen zu leben, und soll, wie glaubwürdige Briefe aus Wien neulich meldeten, sich jetzt mit der bevorstehenden Vermählung der dritten Comtesse Reichenbach mit dem ungarischen Grafen Zichy beschäftigen. Die Gräfin Luckner befindet sich mit ihrem Kind seit ihrer, vor einem Jahr erfolgten Niederkunft immer noch bei ihrer Mutter. Das Gefolge Sr. königlichen Hoheit besucht hin und wieder die Gesellschaften und das Casino der hiesigen Honoratioren, und nur ein Cavalier daraus ist eine ständige Erscheinung in den eleganten Cirkeln der Fremden. — Die Fürstin von Georgien hat seit ein paar Jahren Baden immer nur auf kurze Zeit verlassen, und ihr Haus bildet einen Mittelpunkt der Gesellschaft; mütterliche Sorgfalt für ihre kranken Kinder sey es, sagt man, was sie zum bleibenden Landaufenthalt bewege. Jedenfalls trägt sie wesentlich dazu bei, die ländliche Zurückgezogenheit des winterlichen Badens nicht zur „tödtlichen Langeweile" ausarten zu lassen, die doch am Ende Einen oder den Andern vertreiben dürfte. — Lord Lyndhurst versammelt häufig einen auserlesenen und zahlreichen Kreis in seinem Salon; zwar rufen ihn in wenigen Tagen seine politischen Geschäfte nach England, aber er läßt seine Familie hier, und somit bleibt sein Haus der Gesellschaft geöffnet, die übrigens nicht nur in den Wohnungen der einzelnen Mitglieder sich zusammenfindet, sondern auch schon zu einigen Ballfesten im englischen Hof sich vereinigte. Es kann unmöglich im Plane dieser Zeilen liegen, die einzelnen Namen, oder auch nur die verschiedenen Gruppirungen derselben zu nennen und zu bezeichnen; denn dieser Gruppirungen treten mehrere deutlich hervor, und Niemand glaube, daß die Wintergesellschaft eine einzige Coterie bilde, wozu sie zu zahlreich und zu verschiedenartig zusammengesetzt ist. So z. B. zeigt die hier anwesende Nichte Napoleons sich nicht in der großen Welt, und besucht nur hie und da die Casinobälle. Eine Persönlichkeit könnte jedoch nicht mit Schweigen übergangen werden, wenn sie auch nicht den „Löwen" dieses Winters vorstellte, nämlich: Rustchem Bey, ein junger, aber bereits ganz civilisirter Muselmann, der nicht nur mehr, viel mehr gelernt hat, als mancher vornehme und reiche Sprößling europäischer Abstammung — so spricht er unter andern ganz geläufig französisch, englisch, italienisch — sondern auch in Tracht und Benehmen einem wohlerzogenen und feingebildeten „Franken" gleicht. Wenn Mahmuds kühne Reformen überall so lebendige und tiefe Wurzeln schlügen, als bei diesem jungen Offizier seines Generalstabs, so würde das gewaltsame Verwischen des türkisch-volksthümlichen und morgenländischen Gepräges freilich reichlichen Ersatz finden; aber es gibt Leute, die behaupten wollen, dies sey bisweilen nicht der Fall. Einem Beobachter der fremden Erscheinung war bei einer zufälligen Gelegenheit besonders bemerkenswerth, daß der Türke über den Ehrenpunkt sich ganz in dem Sinn eines fränkischen Cavaliers äußerte, und es wäre wahrlich nicht überflüssig, zu wissen, ob diese Ansichten in der Gesellschaft von Konstantinopel, und vorzüglich unter dem Offizierscorps der großherrlichen Armee sich einzubürgern beginnen; denn die barbarische Sitte des Zweikampfs wäre, so sonderbar dies auch klingen mag, ein mächtiger, folgenreicher Fortschritt in der türkischen Civilisation. — Ein bezeichnendes und für Baden erfreuliches Ergebniß der neuen Gestaltung der Dinge ist es, daß es einer recht wackern Schauspielergesellschaft möglich geworden, sich für den Winter hier anzusiedeln. Das Theater erfreut sich eines zahlreichen Zuspruchs aus allen Ständen und verdient die Gunst des Publikums durch seine Leistungen. — Die Honoratioren Badens haben für den Winter eine Casinogesellschaft errichtet, der viele der ausgezeichneteren Fremden sich anschließen; und da bei der so außerordentlich anwachsenden Bevölkerung eine strengere Auswahl nöthig ward, so konnte es nicht fehlen, daß sich noch eine zweite Vereinigung (sonderbarerweise unter der gleichen Benennung) bildete.

Beilage: Literaturblatt Nr. 12.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

№ 34.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Freitag, den 8. Februar 1839.

Sic iteral voces, et verba cadentia tollit,
Ut credas partes mimum tractare secundas.

Horat.

Walter Raleigh und Königin Elisabeth.

(Fortsetzung.)

„Wohl erinnere ich mich," sprach Sir Walter. „Der Poet beschreibt die süße Trägheit, hingelehnt unter den üppigen Ranken des Weinstocks, während über den Häuptern das Laub der saftigen Bäume uns anmuthige Schatten wölbt, und zu unsern Füßen der murmelnde Strom Frische und Kühlung aushaucht; Käfer und Grisemücken schwirren durch die Sträucher, und die süße, Honig suchende Biene summt zwischen den Prachtdüften der Blumen. Philomelen entströmt ihre Liebesklage unter den Wipfeln der Haine, und das süße Zwitschern der Turteltaube füllt mit schwellenderen Tönen das Konzert der Vögel; und um das Auge zugleich mit dem Ohre zu entzücken, blinken rings umher die üppigen Früchte des Sommers und Herbstes aus dem Laube, die rosenwangigen Aepfel in prächtiger Fülle, und die brechenden Aeste belastet mit sammtenen Pflaumen. In Wahrheit, es ist ein entzückendes Gedicht, und daß Ihro Majestät sich gerade dieser Stelle entsinnen, beweist mir auf's Neue Ihre unerreichte Vertrautheit mit den Schätzen des classischen Alterthums, und einen so feinen Geschmack, der immer wie von selbst auf das Schöne und Ausgezeichnete trifft, was mich stets in Verwunderung setzt."

Die Königin sah außerordentlich vergnügt aus, indem sie unterweilen beim Spaziergange sich mit dem Fächer Luft zuwehte und dabei mit günstigem Auge die edle Gestalt und den feinen Anzug des Redners anblickte, bis sie auf diese Weise an einen Platz kamen, wo unter den weitausragenden Aesten einer Buche, gerade da, wo der Weg sich plötzlich hinter eine dicke Hagedornhecke umwandte, und sie also ungesehen blieben, ein anmuthiger Sitz angebracht war, auf welchem Ihro Majestät sich niederließ. Hier konnte sie mit mehr Muße die reichen, prachtigen Kleider des stattlichen Sir Walter, wie er vor ihr stand, betrachten, was ihr viel Vergnügen zu machen schien, obwohl sie kein Wort sprach, während der Ritter die ganze Zeit über auf sie mit einer wunderbaren Ehrfurcht blickte, als wollte er sagen, daß, wenn seine Zunge seine Gedanken auszusprechen wagen dürfte, das Herz ihm reichen Stoff darbieten würde.

„Was meinst du nun jetzt in Betreff der Seereise, von der du neulich sprachst?" hob die Königin endlich in höchst gütigem Tone an. Plötzlich aufstarrend, als ob er aus einer Verzückung wieder zu sich selbst käme, erwiderte er: „Ich bitte demuthigst Ihro Majestät um Vergebung, denn es ist eine anerkannte Wahrheit, daß nur der Adler in die Sonne blicken kann, ohne verwirrt zu werden." Ihre Majestät liebte ganz ungemein solche feine Wendungen, und ihre Augen glänzten sichtlich von Vergnügen

Digitized by Google

als sie bemerkte, wie der Ritter seine Augen zu Boden senkte, gleich als wäre der Anblick, den er gehabt, zu stark für seine irdische Sehkraft. — „Doch ich soll von der Reise sprechen," fuhr er fort. „So wissen denn Ihro Majestät, daß mehrere meiner früheren Waffengefährten und auch einige andere wackere Herrn, die alle vor Verlangen brennen, Ihro Majestät zu dienen und Proben ihres Muths zu geben dadurch, daß sie den Spaniern Schaden thun, in Verein mit mir bedeutende Summen Geldes zusammengeschossen haben, um ein tüchtiges Geschwader Schiffe zu armiren, vermöge welcher wir sowohl eine Expedition gegen Panama als auch die berühmte Silberflotte aufzufangen beabsichtigen, deren Schätze, wie verlautet, ganz unglaublich sind. Wir haben nun Summen genug, um dreizehn Kriegsschiffe zu bemannen, welche alle, in Betracht, daß ich mein ganzes Privatvermögen darauf verwandt, wie auch, daß ich nach ihrer Meinung — gewiß gegen meine eigene Schätzung — der geeignetste Mann dazu seyn soll, so vermöge meiner Kenntniß vom Seewesen, als auch meiner Bekanntschaft mit den Spaniern und sonstiger Kriegserfahrung, sie mir als Admiral anvertrauen wollen; wie ich denn auch nicht abgeneigt wäre, insofern es Ihro Majestät gefällt, deren armer Soldat ich bin, dieses Amt anzunehmen. Jedoch, um den Erfolg noch sicherer zu machen, würde ich Ihro Majestät um solche Beihulfe ersuchen, sowohl an Leuten als Geld und Schiffen, welche das Mißlingen des Unternehmens zur Unmöglichkeit machen müßte; was, wenn Ihro Majestät geneigt wären, es uns zu bewilligen, gewiß keine andere Folgen haben würde, als den lezten vollständigen Ruin Dero böser Feinde, neuen Ruhm, hinzugefügt der schon in den Sternen leuchtenden Glorie Ihrer Regierung, und eine bedeutende Bereicherung Ihres Schatzes."

„Das klingt sehr schön, Sir Walter Raleigh," sagte die Königin, welche sehr aufmerksam auf alles gehört, was er vorgebracht; aber wie parteiisch sie auch hier seyn mochte, ließ sie sich doch selten zu etwas hinreißen, ohne ihren Vortheil vorher berechnet zu haben. „Das klingt sehr schön; und wir kennen auch sehr wohl die Dienste, welche du gegen die berühmte Armada leistetest, die wir mit Gottes Hulfe gänzlich vernichteten, und andere Male gegen jene aufgeblasenen und nichtswürdigen Spanier und wir erinnern uns zu gleicher Zeit deiner Geschicklichkeit, fremde Länder zu entdecken, so daß wir wohl einiges Vertrauen in deine Versicherungen setzen — indessen — sie zögerte — es ist doch vorerst nöthig, daß wir wissen, welcher Antheil an der Beute unser ist, im Fall wir den Beistand leisten, wie du ihn wünschest."

(Fortsetzung folgt.)

Aus Rückerts Leben Jesu.

(Fortsetzung.)

XCIV. *

Dies Gleichnis sprach er dann: Es war ein reicher Mann,
Der legte jeden Tag Purpur und Seiden an,

Und lebte jeden Tag in Freuden und Genuß;
Da war ein armer auch, geheißen Lazarus,

Der vor der Pforte lag des Reichen, voller Schwären,
Und wünschte von des Mahls Brosamen sich zu nähren.

Da kamen aus dem Haus des Reichen auch die Hunde
Hervor und lecketen des armen Mannes Wunde.

Und es geschah, da starb der arm', und ward zur Stunde

Zum Schoße Abrahams von Engeln aufgehaben;
Und auch der reiche starb hernach, und ward begraben.

Als in der Unterwelt er nun war in der Qual,
Und seine Augen hob, erblickt' er auf einmal

Von ferne Abraham, und Lazarus im Schooß,
Und rief: Erbarme dich, o Vater, sende bloß

Den Lazarus, daß er tauch' ein die Fingerspitze
In Wasser, mir die Zung' ablühl' in dieser Hitze!

Mein Sohn, sprach Abraham, bedenk, du hast empfangen
Dein Gutes, als es schlimm dem Lazarus ergangen;

Nun hast du hier die Pein, und er den Trost empfangen.

Und über dieses ist auch zwischen dort und hier
Befestigt eine Kluft, daß nicht von hinnen wir

Zu euch hin mögen, noch zu uns von dannen ihr.

Er sprach: So bitt' ich dich, o Vater, ihn zu senden
In meines Vaters Haus, die Brüder dort zu wenden,

Daß sie an diesem Ort der Qual mit mir nicht enden!

Sprach Abraham zu ihm: Sie haben Moses schon
Und die Profeten auch, belehrt sind sie davon.

Er sprach: Nein, Vater! wenn ein Todter wär' erschienen,
Würd' es denselben ehr zu einer Lehre dienen.

Doch er antwortete: Mag ihnen das nicht frommen,
Was von Profeten und von Moses sie vernommen,

So glauben sie auch nicht, daß Todte wiederkommen.

---

* Lucas 16, 19 — 31.

Digitized by Google

CIV. *

Ein Gleichnis sprach er auch von denen, die sich setzen
Hoch in Gerechtigkeit, und andre niedrig schätzen.

Ein Fariſäer ging, es ging ein Zöllner auch
Zum Tempel, um daſelbſt zu beten nach Gebrauch.

Der Fariſäer trat zuerſt zum Beten hin:
Dir dank' ich, Herr, daß ich nicht wie die andern bin,

Kein Räuber, Böſewicht, noch der die Ehe bricht,
Kein Trunkenbold, und auch nie dieſer Zöllner nicht.

Zwier faſt' ich in der Woch', und leb' in tadellosen
Geſetzen, geb' auch ſtets von allem Gut Almoſen.

Der Zöllner aber blieb von ferne ſtehn, und wagte
Die Augen nicht empor zu heben, ſondern ſagte,

Indem er ſchlug die Bruſt: Gott ſei mir Sünder gnädig!
Ich ſag' euch, dieſer ging vor jenem ſündenledig.

Denn wer ſich ſelbſt erhöht, der ſoll erniedrigt werden;
Und wer erniedert ſich, der ſei erhöht auf Erden.

CXI. **

Fürwahr, das Himmelreich iſt einem Hausherrn gleich,
Der morgens aufſtand, als die Sterne wurden bleich.

Er trat aus ſeinem Haus, und miethete zur Hand
Für ſeines Weinbergs Pfleg' Arbeiter, die er fand.

Er dingte für den Tag auf einen Silberling,
Und in den Weinberg ſandt' er ſie auf den Beding.

Dann gieng er auf den Markt zur dritten Stund', und ſah,
Daß müßig andere Arbeiter ſtanden da.

Zu ihnen ſprach er: Geht nur auch zum Weinberg, wißt,
Ich werde geben euch, was recht und billig iſt.

Sie giengen; und er gieng zum Markt zur ſechsten Stunde,
Und andern, die er fand, gab er dieſelbe Kunde.

Zur neunten Stunde gieng zum Markt er noch einmal,
Und andern, die er fand, bot er die gleiche Wahl.

Zuletzt zur elften Stund', als er ſah ein'ge ſtehn,
Sprach er: Warum wollt ihr den Tag lang müßig gehn?

Sie ſprachen: Weil Niemand uns hat gedingt nach Brauch.
Er ſprach zu ihnen: Geht in meinen Weinberg auch!

Und haben ſollet ihr, was recht und billig iſt.
Dann, als es Abend ward nach einer kleinen Friſt,

Da ſprach des Weinbergs Herr zum Schaffner: Gib nun allen
Arbeitern ihren Lohn nach meinem Wohlgefallen!

Da kam, wer erſt aus Werk zur elften Stunde ging,
Und Mann für Mann empfing zu Lohn den Silberling.

Dann kamen die zuerſt gedungenen gegangen,
Und hofften größern Lohn als jene zu empfangen.

Doch Mann für Mann empfing zu Lohn den Silberling;
Da murrten ſie, der Lohn war ihnen zu gering.

Zum Herren ſprachen ſie mit unzufriednem Munde:
Die letzten haben, Herr, geſchafft nur eine Stunde;

Doch gleichgeſetzet haſt du ſie mit uns an Gaben,
Die wir des Tages Laſt und Hitz' ertragen haben.

Der Herr antwortete: Freund, thu' ich Unrecht dir?
Um einen Silberling verdingteſt du dich mir.

So nimm das Dein', und geh! aus Gnade will ich eben
Dem letzten minder auch, als dir ich gab, nicht geben.

Iſt zu verſchenken mir, was mein iſt, nicht erlaubt?
Glaubſt du, was andern wird geſchenkt, ſei dir geraubt?

Thut dir's im Auge weh, zu ſehn, daß wohl ich thu?
Die letzten alſo ſind die erſten, wiſſe du!

Die erſten aber ſind den letzten zugezählt;
Viel ſind berufen, doch wenig ſind auserwählt.

* Lucas 18, 9—14.
** Matthäus 20, 1—16.

Die bedeutendſten Himmelserſcheinungen des Jahres 1839.

Dargeſtellt von

Dr. Würuberger.

Ich habe meinen diesmaligen Bericht über die bevorſtehenden merkwürdigſten Himmelserſcheinungen des begonnenen Jahres mit dem Bedauern einzuleiten, nicht viel Auffallendes anführen zu können. Das ganze Jahr 1839 bietet uns nur eine einzige ſichtbare Finſterniß, nämlich eine Sonnenfinſterniß dar. Mondfinſterniſſe fehlen gänzlich, welcher Umſtand manche Jahre auszeichnet und z. B. 1788 auch ſtattgefunden hat, ſeitdem jedoch, wenn ich mich nicht ſehr irre, nicht wieder. Dennoch aber wird die Gelegenheit zu intereſſanten Bemerkungen nicht gänzlich fehlen.

März. — Am 15ten tritt die obenerwähnte Sonnenfinſterniß ein. Sie hebt um 4 Uhr 15 Minuten Abends (Berliner Zeit) an und dauert bis nach 5 Uhr, wird aber kein ſehr auffallendes Schauſpiel gewähren, da der Neumond dabei diesmal nur einen kleinen Theil der Sonnenſcheibe verdeckt, ſo daß nicht einmal eine merkliche Lichtabnahme bemerkt werden dürfte. Ueberhaupt fallen zwar viel mehr Sonnen-, als Mondfinſterniſſe vor, indem ſich die Bedingungen für die erſtern am Himmel öfter vereinigen, als für

Digitized by Google

die leztern; * da aber eine Sonnenfinsterniß für gewisse Punkte der Erdoberfläche stattfinden kann, während viele andern Punkte den Mond, seiner Parallaxe wegen, weit von der Sonne, und leztere also ganz unverfinstert erblicken, wogegen der Mond bei seinen Finsternissen sein Licht im Erdschatten wirklich auf so lange einbüßt, und also überall, wo er nur eben über dem Horizonte steht, gleich verfinstert erscheint, so sind für einen bestimmten Ort die sichtbaren Sonnenfinsternisse weit seltener, als die sichtbaren Mondfinsternisse, und das Verhältniß ist fast wie 4 zu 11.

(Fortsetzung folgt.)

* Eine Mondfinsterniß kann nicht mehr stattfinden, wenn der Mond über 12 – 13 Grad vom nächsten Knoten absteht, wogegen eine Sonnenfinsterniß noch möglich ist, wenn dieser Abstand nur nicht über 21 Grad beträgt. Man sieht also, daß sich die Grenze für die Sonnenfinsternisse weiter als für die Mondfinsternisse erstreckt, und die erstern also schon deßwegen häufiger seyn müssen.

Korrespondenz-Nachrichten.

Prag, Januar.

(Fortsetzung.)

Bälle.

Für den Bürgerlichen hält es schwerer, ähnliche Feste zu veranstalten; denn bis jezt hat es erst ein einziger hiesiger Bankier gewagt, der adeligen Sitte zu folgen und bloß Erfrischungen serviren zu lassen; und wenn gleich seine Soiréen gesucht und gepriesen werden, sind doch alle Andern bei der alten Gewohnheit des completen Soupers geblieben, was doch eigentlich nur den Nichttänzern, den Comparsen des Ballfestes, von besonderm Interesse ist, und (ganz von den Kosten abgesehen, die bei Personen von Vermögen weniger in Betracht kommen, als die Unbequemlichkeit) es der Hausfrau in aller Hinsicht erschweren, eine dergleichen Unterhaltung zu veranstalten, eine Gesellschaft zu wählen, die zusammenpaßt, und Niemand auszulassen, der ein Recht hat — oder sich zu haben einbildet — auf eine Einladung zu rechnen. Gewöhnlich klagen die Nichtgeladenen, und oft selbst bei den splendidsten Hausbällen die Geladenen über dies und das, und ich erinnere mich, daß bei einem Feste der Art, an welchem Alles im Ueberfluß vorhanden war, ein paar Herrn wünschten im Casino geblieben zu seyn, weil sie dort die Braten wärmer bekommen hätten. Daher mag es auch kommen, daß man bisher — obschon der Carneval bereits ziemlich weit vorgerückt ist — noch sehr wenig von Hausbällen hört, deren Zahl sonst manchmal in einem Carneval auf sechshundert bis tausend stieg. Die Pikenits, welche im Wiener Carneval eine so große Rolle spielen, haben hier fast ganz aufgehört. In früherer Zeit gab es industriöse Unternehmer solcher Tanzvergnügungen, welche von den Damen Speisen, von den Herrn Getränk und — Geld reanirirten; da es sich aber traf, daß jene ihre kostbaren Schüsseln gar nicht zu sehen bekamen, diese französische und Rheinweine geliefert hatten, und endlich Biermännerwein, Wendewein, Strumpfwein und Schulwein zu trinken bekamen, so sind die Pikenits dermaßen in übeln Leumund gerathen, daß auch Personen, die nicht bloß ohne Interesse ihr geeignetes Lokal zu dergleichen Unterhaltungen dargeboten, sondern selbst oft bedeutend dabei zugesezt haben, in den Verdacht kamen, eine Woche an den beaux restes gezehrt zu haben. Auf solche Weise ist dieses Genre von Ballvergnügen zu Grabe gegangen, oder kommt doch meist nur bei den untern Klassen vor, wo Schinken und Kalbsbraten, Bier und Punsch den ganzen Tafellurus ausmachen.

Was die öffentlichen und halböffentlichen, oder sogenannten Gesellschaftsbälle — in der alten Zeit geschlossene Gesellschaften genannt — betrifft, so hat sich, wenn die Traditionen der Vorzeit nicht trügen, ihre Gestalt gar sehr verändert. Alte Herrn, aus dem Bürgerstande erzählen noch mit stolzem Entzücken von den Carnevals ihrer Jugend, wo die Noblesse Maskenzüge auf den Redouten veranstaltete, dort eigens einstudirte Quadrillen tanzte und Geschenke an die übrige Gesellschaft vertheilte, wo die Damen der höchsten Stände, in dichte, schwarze Schleier verhüllt, Intriguen mit hübschen Bürgerjünglingen anspannen. Damals tanzten Gräfinnen und Fürstinnen Contretänze, Tempête's und Eccosaisen an der Seite ahnenloser Menschen, und die Herrn des hohen Adels sollen nicht nur neben, sondern auch mit hübschen Mädchen aus dem Bürgerstande getanzt haben; ja man hat mir noch eine Anekdote aus jener goldenen Zeit des Carnevals erzählt, die charakteristisch genug ist, um zu verdienen, daß man sie jezt, nach mehreren Decennien, noch einmal erzähle. Es war nämlich einmal auf einem bürgerlichen Balle eine Balldönigin — diese Dynastie ist hier ausgestorben und auf unsern Bällen scheint die republikanische Regierungsform vorzuherrschen — zu welcher ein Fürst trat, sehr bedauernd, keinen Tanz mehr von ihr erhalten zu können, da sie, wie er vernommen, bereits alle vergeben habe. „O nicht doch!" entgegnete die Schöne lebhaft, „Fürsten und Grafen gehen vor!" Damit ging sie fort, einem bürgerlichen Tänzer einen Walzer abzudisputiren, um denselben mit dem Fürsten tanzen zu können. Heutzutage sind Contretänze und Eccosaisen verschwunden, auf der Redoute gibt es weder Quadrillen, noch verschleierte Damen mehr (die ihre Intriguen, wenn noch welche gesponnen werden, nicht so weit suchen), alle Tänze haben sich in Tempête's verwandelt, und eine Maske nimmt auch aus der Bürgerwelt Niemand mehr, der noch einen eleganten Frack zu Markt zu tragen hat.

Heutzutage besuchen die Adeligen nach dem Beispiel des Obristburggrafen zwar die Bälle, welche Bürgerliche veranstalten, doch tanzen nur die jungen Damen einiger herablassenden Familien von hohem Range, meist mit Offizieren, denn die jungen Herrn der Société lassen sich selten da sehen, und wenn alle drei bis vier Jahre Einer derselben mit einer frappanten bürgerlichen Schönheit tanzt, so ist das ein Ereigniß, welches noch durch die ganze übrige Dauer des Carnevals besprochen wird. Aber zwischen jener goldenen Zeit und dem juste milieu der gegenwärtigen, wo Adel und die höhern Bürgerklassen, ohne nähere Berührung, ruhig und unbefangen neben einander das Vergnügen genießen, lag noch eine für die gesellschaftlichen Verhältnisse wahrhaft entferne, in welcher der Adel zwar auf den Bällen erschien, wo Bürgerliche sich in muntern Reigen schwenkten, doch ein abtrünniges Glied von jenen, das den Fuß zum Tanze sezte, unausbleiblich in die Acht gethan worden wäre. Das war die Epoche der grellen Kastentrennung, die sich theils durch die Gewalt der Zeit, noch mehr aber durch die Einführung der Redouten in das Theater wieder verschliffen hat, wo zuerst die Damen des hohen Adels das Beispiel gaben und sich aus ihren Logen in die wogende Menschenmenge herabwagten.

(Fortsetzung folgt.)

Beilage: Literaturblatt Nr. 15.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

№ 35.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Sonnabend, den 9. Februar 1839.

— Bereitet euch,
So treu das Leben nachgeahmt zu sehn,
Als Schlaf noch je den Tod hat nachgeahmt.

Shakespeare.

Der Daguerrotype.

So ist Daguerres Entdeckung vorläufig von den Parisern getauft; sie ist aber zu wichtig und folgenreich, als daß sie sich nicht selbst einen einfacheren, bequemeren Namen schaffen sollte. Die Pariser Zeitungen geben Beschreibungen der Bilder und mehr oder weniger vernünftige Raisonnements über die wahrscheinlichen und möglichen Folgen dieser Typographie des Lichts, aber über das Verfahren selbst wird nichts Neues beigebracht. Daguerre hält sein Mittel geheim. Es ist und war wohl von jeher Niemanden zu verargen, wenn er aus einer Entdeckung dieser Art, wobei das Wohl der Menschheit zunächst nicht in's Spiel kommt, den möglichsten Nutzen für sich zu ziehen suchte; und auf großartige Uneigennützigkeit ist in unserer Zeit, und vollends in Frankreich, am allerwenigsten zu rechnen. Arago will in der Kammer auf eine Nationalbelohnung für Daguerre antragen, unter der Bedingung, daß er sein Geheimniß zum Besten der Kunst und Wissenschaft veröffentliche; außerdem ist ihm ein Platz in der Akademie wohl so ziemlich gewiß. Seine Entdeckung ist schön, sehr schön; wenn aber etwas die reine Freude darüber zu trüben vermöchte, so wäre es der unwürdige, unausstehlich prahlende Ton, womit seine Landsleute in gewohnter Eigensucht diese Errungenschaft des französischen Geistes dem gesammten Europa vorhalten. So ruft der große Feuilletonist Jules Janin am Schluß eines Artikels, mit dem wir die Leser sogleich bekannt machen wollen, mit Empha'e aus: „Hat sich einmal Frankreich mit Daguerre abgefunden, so wird es großmüthig Europa zurufen: „Bereits habe ich euch den Dampf geschenkt! jezt bückt euch und hebt zu meinen Füßen das neue Geschenk auf, das ich euch mache!" So spricht nicht das Volk, das am meisten entdeckt und erfunden; dieses hätte nicht nöthig, unter zwei großen Entdeckungen, deren es sich rühmte, gleich eine zu nennen, welche ihm die Welt bestreitet.

Unser Pariser Korrespondent schreibt uns so eben Folgendes: „Ganz Paris läuft zu Daguerre, um das Wunder zu sehen und sich mit eigenen Augen davon zu überzeugen, daß das Gerücht nichts übertrieben hat. Es ist unbeschreiblich, mit welchem Erstaunen man durch Daguerres Darstellungen erfüllt wird. Die Landschaft, die Gebäude, kurz Alles steht da, als ob es leicht, und doch mit dem höchsten Fleiße grau in grau hingeworfen wäre. Manche Theile erscheinen nicht ganz deutlich — eine Folge der Bewegung derselben — andere dagegen haben ganz bestimmte Umrisse. Das Licht ist der Zeichner; ihm gebührt die Ehre, alle diese Prospekte dargestellt zu haben, ohne daß Daguerre etwas anderes dabei gethan hätte, als die metallische Fläche, worauf die Zeichnungen stehen, zuzubereiten."

Digitized by Google

„Der Zudrang der Neugierigen ist so stark geworden, daß Daguerre so eben in den Zeitungen ankündigen lassen mußte, er könne das Publikum nicht mehr zulassen, bis eine Entscheidung hinsichtlich seiner Erfindung von Seiten der Regierung erfolgt sey. Er wünscht nämlich sein Geheimniß an die Regierung zu verkaufen und fordert 200,000 Franken, Anfangs sagte man sogar 500,000. Natürlich kann die Regierung in einer solchen Angelegenheit sich nicht übereilen, zumal die Sache für die Regierung keinen großen Nutzen haben kann. Daguerres Freunde meinen jedoch, auch der Staat werde seine Erfindung sogleich nutzen können. Anstatt nämlich eine Menge von Zeichnern mit den Gelehrten nach Afrika zu senden, wie man es vorhat, brauche man nur Jemand mit Daguerreschen Platten und einer Camera obscura der gelehrten Expedition beizugeben. Dieser werde in Zeit von einem Monat preiswürdigere Zeichnungen von den Natur- und Kunstgegenständen liefern, als alle Herrn Künstler in einem Jahre. Mithin werde die Regierung gleich das ausgesezte Geld ersparen."

„Die Akademie der Wissenschaften hat bereits das Verdienst der Erfindung anerkannt; natürlich kann sie über die ihr unbekannte Methode kein Urtheil fällen; auch weiß man nicht, ob dieselbe leicht und wohlfeil, oder schwierig und kostspielig ist, was doch beim Ankaufe des Geheimnisses allerdings in Betracht kommt. Da aber in gegenwärtigem Augenblicke eigentlich keine Minister da sind, so kann auch kein Entschluß gefaßt werden und die Entscheidung wird sich wohl noch geraume Zeit verziehen. Daguerre ist aber angst und bange, Jemand möchte das Geheimniß errathen und ihn um den Lohn seiner Erfindung bringen, wie es vor mehreren Jahren dem Erfinder des sogenannten Moiré métallique auf Blech ergangen ist. Diese Erfindung schien damals so bedeutend, daß der Erfinder, Namens Allart, 60,000 Franken für die Mittheilung seines Geheimnisses verlangte. Die Fabrikanten von lakirten Blechwaaren in Paris traten zusammen und beschlossen, 30,000 Franken dafür zu bieten; Allart wollte nicht, die Sache zog sich in die Länge; erfinderische Köpfe stellten Versuche an, kamen dem Geheimnisse auf die Spur, machten auch Moiré métallique, und somit verlor Allart den Preis seiner Erfindung, deren Anwendung so gemein geworden ist, daß die Reichen sie verschmähen und man das Moiré nur noch auf ordinären Gefässen erblickt. So etwas fürchtet nun auch Daguerre, und daher wird er wohl geneigt seyn, seine Forderungen herabzustimmen, um nur nicht von andern überflügelt zu werden. Uebrigens meint er selbst, seine Erfindung sey bedeutender Verbesserungen fähig; er will, wenn die Regierung ihm sein Geheimniß abkauft und bekannt macht, alle seine Versuche dem Publikum mittheilen, damit diejenigen, welche die Sache weiter führen wollen, gerade da fortfahren können, wo er aufgehört hat. Den Zeichnern wird die Erfindung nicht sehr willkommen seyn. Konnte es ihnen einfallen, daß sie das Tageslicht zum Nebenbuhler und Concurrenten bekommen würden?" — So weit unser Berichterstatter.

Daguerre ist bekanntlich der Schöpfer der Dioramen mit wechselnden Lichtern, Schatten und Farben. Sehr viele Leser werden sich erinnern, namentlich zwei Darstellungen von ihm gesehen zu haben: das Thal von Goldau, und die abendliche Messe in der Kirche St. Etienne du Mont. — Man sah das Goldauer Thal mit seinen waldgekrönten Bergen, Sennhütten, Wiesen, Seen und Bächen, von der Sonne beleuchtet, vor sich liegen. Auf einmal tritt das furchtbare Naturereigniß ein, das dieses Thal mit dem Graus der Zerstörung bedeckt: die Bergkuppe mit ihrem Wald stürzt nieder, die Wiese wird zum wild durcheinandergeworfenen Erdreich, die Sennhütte wird zum Fels, der Baum streckt seine Wurzeln gen Himmel, der Bach verwandelt sich in einen tobenden Strom, der Mensch wird zur Leiche. — Vor dem Kirchentableau sitzend, sah man zuerst in das vom Abendlicht schwach erhellte Schiff hinein. Es war völlig leer; aber allmählig füllten sich die Kirchenstühle mit Andächtigen, immer mehr Gestalten tauchten auf, am Ende war die Gemeinde vollzählig; im selben Maße wurden die Kerzen angesteckt und vervollständigte sich die Beleuchtung. Der Gottesdienst begann, ging vorüber, die Kirche entleerte sich wieder, wie sie sich gefüllt, die Lichter erloschen, das Schiff lag wieder im matten Dämmerlichte vor einem, und Alles dies war auf einer und derselben Leinwand vorgegangen.

(Fortsetzung folgt.)

Walter Raleigh und Königin Elisabeth.

(Fortsetzung.)

Sir Walter, in keiner Art dadurch betroffen, da er Ihrer Majestät Sinnesart wohl kannte, antwortete mit ziemender Unterwürfigkeit: „Fern sey es von mir, mit meiner Gebieterin einen Handel abschließen zu wollen; aber Ihro Majestät Herablassung ist so groß und Ihre Freigebigkeit ist, wie ich eben erfahren, so grenzenlos, daß ich mich unterstehe, meiner hohen Gebieterin anzubieten, daß sie am Gewinne nach Verhältniß ihres Beitrages Theil nehme." — „Wie viel Schiffe willst du?" fragte die Königin. — „So viel nur, als Ihro Majestät uns gnädigst gewähren wollen," antwortete Sir Walter. — „Wenn wir dir ein Halbdutzend bewilligen, versteht sich, gut versehen mit allem, was nöthig ist, dann erwarten

Digitized by Google

wir auf unser Theil die Hälfte der Beute." — „Ihro Majestät Großmuth übertrifft meine Erwartungen," rief Raleigh, obgleich er, die Wahrheit zu gestehen, doch ein wenig über den unbilligen Handel entrüstet war. — „Wenn diese Bedingungen angenommen sind, ernennen wir dich zum Admiral der Flotte," fuhr die Königin fort, „und du sollst die Bestallung erhalten und die Ermächtigung zugleich, die Offiziere nach deinem Gutdünken anzustellen; nur behalten wir uns das Recht vor, einen Viceadmiral zu ernennen, der die Offiziere auf unsern eigenen Schiffen ernennt, wie es ihm gut dünkt."

„Nie hatte ein Dienstmann eine so gnädige Herrin!" rief Sir Walter, indem er auf einem Knie vor der Königin lag und entrückt schien in Gefühlen der Dankbarkeit. „Wahrlich, wenn es mir nicht vergönnt wird, die überströmenden Gefühle meines Dankes auszulassen, so muß ich für alle Zeit stumpf und dumpf werden. O, wo könnte der glühendste Liebhaber, der sich vor seiner Erwählten durch kühne Thaten auszuzeichnen wünscht, ihr zu Ehren eine Sache finden, die meiner, welche ich Euch zu Ehren ausfechten will, nur im Entferntesten gleicht! Hätte Arthur und alle die berühmten Ritter seiner Tafelrunde in dieser glücklichern Zeit gelebt, unter einer Herrin sondergleichen, wie Elisabeth, welche Thaten wären da geschehen, die nun für die Welt verloren sind! Demnächst aber, welche Ursach habe ich Glückseligster, mir Glück zu wünschen, daß ich, der ich nichts bin, außer in den Augen der göttlichen Parthenia, der zu dienen mir Seligkeit ist — der wahren Herrin der Schönheit, der Königin der edelsten Neigungen meines Herzens — daß ich nicht allein leben darf in einer Zeit, welche ihr Name ruhmwürdig macht, sondern es mir auch vergönnt ist, in ihrer Gegenwart zu athmen und mich zu baden im kaiserlichen Sonnenschein ihrer Augen, eine Ehre, die nicht hoch genug geschätzt werden kann," fuhr er, indem er ihre Hand ergriff, mit noch größerer Heftigkeit fort, als er bemerkte, daß die Würde der Königin vor der Eitelkeit des Weibes zusammensank, „ja, daß sie aus dem Born ihrer unerschöpflichen Herablassung und Gnade zuweilen meine Seele beschenkt mit ihrem gnädigen Lächeln und mir unterweilen das äußerste Glück zuertheilt, meine Lippen drücken zu dürfen auf ihre elfenbeinerne Hand."

„Aber, Sir Walter, du wirst sie zerreißen, wahrhaftig!" rief die Königin, indem sie mit scheuer Verschämtheit versuchte, ihre Hand aus seiner loszumachen, welche der Ritter jedoch mit hundert zärtlichen Küssen bedeckte. Aber die Kühnheit selbst gefiel ihr zu wohl, und sie war zu sehr entzückt, einen so vortrefflichen Edelmann zu ihren Füßen zu sehen, um eine zu große Anstrengung anzuwenden, und Ihrer Majestät Hand blieb in seiner ruhen, fortwährend besiegelt von den Ausdrücken seiner Zärtlichkeit. — „O daß es mir doch vergönnt wäre, nur um eine Gunst zu bitten — eine süße, eine köstliche Gunst!" sprach Raleigh, ihr in's Gesicht blickend, mit so viel anscheinendem Entzücken, als wäre sie eine junge, blühende Hebe gewesen, statt daß sie viel eher glich einer sehr gealterten Diana von sechzig Jahren und einigen mehr. Die Königin schwieg still, indem sie sehr verschämt niederblickte, kaum denkend, daß etwas anderes von ihr gefordert werden könne, als was ihre jungfräuliche Schamhaftigkeit nicht wohl gewähren konnte; da fuhr aber Sir Walter also fort: „Wenn ich in wildem Schlachtgedräng bin, wüßte ich nichts, was meine Kraft so stärken könnte, auch nichts, was mich auf gleiche Weise trösten könnte für den unerträglichen Schmerz einer so langen Entfernung von meiner einzigen und unvergleichlichen Angelica, als eine Locke von dem goldenen Haar, das für mich glänzender scheint, als die Strahlen des Phöbus, wenn sie die östlichen Hügel purpurn färben. O möchte Ihro Majestät Huld dero unterwürfigstem Sklaven dies gewähren, und seiner ehrerbietigen Verehrung die Bitte um eine so unschätzbare Gabe verzeihen."

(Schluß folgt.)

Die bedeutendsten Himmelserscheinungen des Jahres 1839.

(Fortsetzung.)

April. — Am 1sten kommt Pallas mit der Sonne in Opposition, culminirt also um Mitternacht und ist bis gegen Morgen am Himmel (in der nördlichen Hand der Jungfrau) sichtbar. Wir laden zur Beobachtung dieses kleinen Planeten ein, da er sich bald scharf begrenzt im reinsten Lichte, bald wie in einen Nebel eingehüllt zeigt, welcher Umstand auf eine Atmosphäre des Weltkörperchens schließen läßt, deren Daseyn durch mehrere solcher Beobachtungen außer Zweifel gesetzt werden würde. Alles aber, was, bei übrigens gewiß sehr großer Verschiedenheit, auf eine Uebereinstimmung der andern Glieder unsers Systems mit der Erde schließen läßt, ist aus mehr als Einem Grunde von ganz eigenthümlichem Interesse für den Menschen. — Schon drei Tage später tritt der herrliche Jupiter, der größte Planet unsers Systems und welcher unsere kleine Erde 1200mal an Oberfläche übertrifft, in Opposition mit der Sonne, und kann mit seinen vier Monden die ganze Nacht hindurch um so besser beobachtet werden, als er sich zugleich in der Erdnähe befindet, und noch nicht volle 80 Millionen Meilen von uns entfernt ist. Man wird alsdann die, seinem Aequator parallelen, wolkenartigen Gürtel dieses Gestirns schön beobachten können, hinsichtlich welcher wir schon öfters bemerkt haben, daß sich die tropischen Regen auf der Erde im nämlichen Parallelkreise auch ziemlich gleichzeitig einzustellen pflegen, und dem entfernten Beobachter dann als ähnliche und ähnlich liegende Gürtel erscheinen mögen. Damit soll zwar gar nicht gesagt seyn, daß der Jupitersregen genau

Digitized by Google

wie ein irdischer seyn müsse; wohl aber läßt die Aehnlichkeit der Erscheinung auf eine Aehnlichkeit der Ursache schließen.

Am 7ten April erreicht Merkur seine größte östliche Entfernung von der Sonne, und kann, wenn die Witterung günstig ist, am Abendhimmel im Sternbilde des Widders wahrgenommen werden. Man erkennt ihn an seiner hellweißen Farbe und seinem blendenden Lichte, worin er, mit Ausnahme der Venus, alle übrigen Planeten übertrifft, daher man, um ihn gut zu sehen, lichtstarke Fernröhren mit Blendgläsern anwenden muß. Aber auch damit findet man ihn nicht immer gleich, da er sich höchstens 29 Grad von der Sonne entfernt und sich somit in der Dämmerung verliert. Wenn die Alten sich rühmten, diesen kleinen Planeten (er ist an Oberfläche wenig über $^1/_{19}$ so groß als unsere Erde) mit bloßen Augen erblickt zu haben, so sind sie dies wohl nur dem heitern Himmel Egyptens und Asiens, wo damals bekanntlich die meisten Beobachtungen angestellt wurden, auch wohl der größern Schärfe ihres Gesichts schuldig, wovon besonders der ältere Plinius so Vieles zu erzählen weiß; ich bezweifle, daß es irgend ein neuerer Astronom von sich sagen kann; ja, Kopernikus soll noch auf seinem Sterbebette getrauert haben, daß er in seinem ganzen Leben nie so glücklich gewesen, diesen Planeten wahrzunehmen. (Kopernikus starb 1543, wogegen die Erfindung der Fernröhren erst in den Anfang des 17ten Jahrhunderts fällt.) Den großen Glanz des Merkurs, wovon wir eben sprachen und durch welchen seine Auffindung etwa noch erleichtert wird, verdankt er der Nähe der Sonne, von welcher er sich nur acht Millionen Meilen entfernt, so daß er eine fast siebenmal stärkere Beleuchtung erhält, als unsere Erde. Man könnte sich dadurch auf den ersten Blick zu dem Schlusse verleiten lassen, als müßten die Bewohner Merkurs viel von diesem blendenden Lichte und der damit wahrscheinlich verknüpften großen Hitze leiden; allein man beobachtete dagegen auf diesem Planeten Berge von mehr als 60,000 Fuß Höhe, also dreimal so hoch als unser Chimboraſſo und, im Verhältnisse der Halbmesser Merkurs und der Erde, sogar nahe achtmal größer als die höchsten irdischen Berge; sie bilden ganze Züge von oft 80 Meilen Länge und 10 Meilen Breite,* und mögen durch ihre langen Schatten, in Verbindung mit einer dünnern Atmosphäre, zur Milderung jenes Glanzes und der Hitze beitragen.

(Fortsetzung folgt.)

* Merkwürdig genug finden sich die meisten und höchsten dieser Berge, wie auf der Erde und der Venus, in der südlichen Halbkugel Merkurs. Dies ist auch einer von den Umständen, worüber man nicht genug sinnen kann. Norden und Süden sind am Ende kein bloß örtlicher Gegensatz.

Korrespondenz-Nachrichten.

Prag, Januar.

(Fortsetzung.)

Bälle.

Das Geschäft, für das Faschingsvergnügen der Stadt zu sorgen, ist gegenwärtig — nebst dem Militär — ganz in den Händen der Jugend; Beamte, Studenten des Rechts und der Medizin, ja sogar die Zöglinge des polytechnischen Instituts veranstalten theils bezahlte Bälle, theils Renniones, deren Kosten die Ausschüsse aus eigenen Mitteln bestreiten, und einem Fremden, dem der Zusammenhang unbekannt ist, muß es ganz sonderbar klingen, wenn er von Landrechts- und Medizinerbällen, Juristen- und technischen Renniones hört. Militärbälle sind, wenigstens in kleinen Städten, nichts so Ungewöhnliches. Auf den Karten all dieser Carnevalsunterhaltungen steht zwar nicht, wer selbe veranstaltet, weil eine Verordnung der Regierung schon vor einer Reihe von Jahren den Studirenden untersagte, Bälle zu geben; doch kennt die ganze Welt die Ausschüsse und nennt das Ding beim rechten Namen. Die eben erwähnte Verordnung schreibt sich wahrscheinlich noch aus der Zeit her, wo man aus politischen Gründen die Sitzungen der jungen Leute nicht gern sehen mochte; beim Geiste unserer Studenten war aber nichts zu befürchten, und deßhalb sieht man ihnen auch wohl durch die Finger. Doch die Sache hat allerdings eine Schattenseite anderer Art. Abgesehen davon, daß die jungen Leute durch die Anstalten zu einem Balle viele Stunden verlieren, welche sie ihrem Studium widmen könnten, hat doch auch das Jünglingsalter weder die Umsicht, noch das Ansehen und die Gemüthsruhe, immer die nöthige Ordnung zu erhalten und den vielerlei Collisionen und Inconsequenzen auszuweichen, welche durch die Vertheilung der Billets hervorgebracht werden. So zeigt einerseits die Toilette mancher Cardes des Dames auf diesen Bällen, daß die Verhältnisse vieler Ausschüsse sie zwingen, Personen einzuladen, welche eben keine großen Zierden für ein elegantes Tanzfest sind, während mitunter Personen, die volles Recht dazu hätten, vergessen, oft aus Privatrücksichten übergangen werden; und nicht selten macht sich ein Ausschuß durch ein verweigertes Billet Feinde, die seinem Fortkommen später störend in den Weg treten. Sonderbar und kaum glaublich dürfte es scheinen, daß gerade diese jungen Leute in dem Punkte des guten Rufs der Damen eine seltene, beinahe pedantische Rigorosität üben. Es werden z. B. oft Mädchen von den Bällen ausgeschlossen und gleichsam im Angesichte der ganzen Stadt compromittirt, denen man durchaus keinen Fehler gegen die Decenz vorwerfen kann, bloß, weil ihre Mutter sich in der Jugend einige Galanterien zu Schulden kommen ließ, und bei den Damen der Bühne wird ein so strenges Sittengericht vorgenommen, daß nur selten und ausnahmsweise Eine vor demselben besteht, und ein Spottvogel einst behauptete, um des Eintrittes in den Juristenball würdig erkannt zu werden, müsse jede junge bürgerliche Dame ihrem Bittgesuche das Moralitätszeugniß ihrer Mutter und Großmutter als Beilage A und B hinzufügen. — Da hier, wie in jeder Stadt, wo ein reicher Adel den Ton angibt, die größere oder geringere Zahl von Personen aus der hohen Societé den Maßstab für den Glanz eines Balls abgibt, so standen die heurigen Bälle weit hinter jenen der letztvergangenen Jahre zurück. Sowohl auf dem Juristen-, als Beamtenball war nur ein kleines Häuflein der Auserwählten zu sehen. Ueberhaupt haben wir seit längerer Zeit bemerkt, daß die hohe Societé an den Medizinerbällen lebhaftern Antheil nimmt, als an den Renniones der Juristen, was um so unbegreiflicher ist, da die letztern stets mehrere adelige Ausschüsse haben, während fast nie ein Glied der höhern Noblesse Medizin studirt. Die letztern scheinen also mehr Mode zu seyn.

(Fortsetzung folgt.)

Beilage: Intelligenzblatt Nr. 3.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

№ 36.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Montag, den 11. Februar 1839.

Non deerat talia concupiscenti perniciosa adulatio, perpetuum malum regum.

Curtius.

Walter Raleigh und Königin Elisabeth.

(Schluß.)

„Wahrhaftig, Sir Walter, wenn du nichts mehr von uns verlangst als das, so wüßten wir nicht, warum wir es dir verweigern sollten," erwiderte Ihre Majestät voll Anmuth. „Beruhige dich deßhalb. Du sollst es durch einen verschwiegenen Boten erhalten, ehe du unsere Küsten verlässest." — „Ach!" rief er mit einem verzückten Blicke, indem er die Hand an seine Brust drückte. „Ihro Majestät unerreichte Güte hat mein armes Herz bereits im Danksagen bankerott gemacht." — „Halt!" rief die Königin, plötzlich ihre Hand wegreißend und den Finger an den Mund legend. „Wer wagt es, hier in unsere Verschwiegenheit einzudringen?"

Gerade in dem Augenblicke hörte man Fußtritte von Leuten, so auf der andern Seite des Hagedorns gehen mußten, und die Stimmen zweier Personen, so sich unterhielten, wurden vernehmbar. Sie sprachen leise, aber die Worte: „Raleigh" — „Elisabeth" — „Intrigue" hörte man doch deutlich. „Bei Gottes Wunden, das dulden wir nicht!" rief die Königin, mit glühendem Gesicht aufspringend. „Verhafte sie, Sir Walter Raleigh, wer sie auch sind!" — „Ich bitte inständigst, Ihro Majestät —" — „Wie! gehorcht man uns so!" rief die Königin, ihn unterbrechend, und sie schleuderte auf ihn einen furchtbaren Blick, als sie gewahrte, daß er zauderte, ihr zu gehorchen. — „Auf den Knieen meines Herzens, hört einen treuen Diener —" — „Fort, Verräther!" rief Ihre Majestät voll Zorn ihrem knieenden Verehrer zu, indem sie von ihm fortstürzte und mit stolzen, raschen Schritten sich um die Buschecke wandte, von wo sie den Fleck übersehen konnte, wo diejenigen, welche jenes Gespräch geführt, stehen mußten; aber siehe da, als Ihre Majestät ankam, sahe sie Niemand, was sie sehr verwunderte. Auch zwischen den Bäumen konnte sie nichts erblicken, und darüber sehr erhizt, wandte sie sich dahin zurück, wo sie Sir Walter gelassen, welcher, die Wahrheit zu gestehen, nicht wenig zitterte beim Gedanken an seine höchst gefährliche Lage. Aber er kannte den Charakter seiner Gebieterin zu gut, und gedachte, durch ein kluges und schlaues Benehmen den verlornen Einfluß auf dieselbe bald wieder zu gewinnen. Also wie Ihre Majestät dahin zurück kam, wo sie ihn verlassen, und zwar mit stolzen Schritten und majestätischen Runzeln und mit der Absicht, ihren Gardekapitän ganz und gar niederzuschmettern, gewahrte sie einen so kläglichen Anblick, daß die zornige Gebieterin auf der Stelle dem mitleidigen Weibe Platz machte: denn da kniete Sir Walter Raleigh auf demselben Flecke, wo er vorhin kniete, als wäre er darauf angeschmiedet,

Digitized by Google

indem er vor sich in die Luft starrte, mit einem so verzweiflungsvollen, jämmerlichen Blicke, daß es ein Herz von Diamant geschmolzen hätte. Zu ihrer außerordentlichen Verwunderung merkte er gar nicht, daß sie vor ihm stand — obgleich er sie recht wohl sah — sondern er fuhr fort, vor sich in die Luft zu starren, gleich Einem, der völlig seines Sinnenvermögens beraubt war; und von Mitleid bewegt, in solchem Zustande einen so ausgezeichneten Mann zu erblicken, und überdies Einen, der sich an ihrem ganzen Hofe am zierlichsten kleidete, ging sie augenblicklich auf ihn zu und legte ihre Hand auf seine Schulter, indem sie freundlich sprach: „Sir Walter, was ist dir?" worauf derselbe mit einem langgezogenen Seufzer, gleich als komme er aus dem tiefsten Winkel des Herzens, die Augen zu ihr erhob und dann, als schrecke ihn eine plötzliche Erinnerung, das Haupt wieder senkte und das Gesicht mit beiden Handflächen bedeckte, und zwar mit einem Seufzer, so hohl und grabesähnlich, daß Ihre Majestät nicht anders dachte, als er wolle auf der Stelle den Geist aufgeben.

„Nicht so, nicht so fort, Sir Walter! Wir meinen es nicht so bös mit dir, gewiß nicht," sprach die Königin, jezt selbst zitternd, welche Versicherung denn auch ihre Wirkung auf den Hauptmann ihrer Garde nicht verfehlte; obschon derselbe noch mit einer äußerst kläglichen Stimme rief: „Laßt mich sterben zu Ihro Majestät Füßen, denn ich bin unwürdig zu leben, da ich eine so gute Herrin gekränkt habe!" — „Dummes Zeug, Mann! denke nicht an's Sterben!" erwiderte die Königin in höchst gnädigem Tone. „Nichts desto weniger, Majestät, wenn ich fortan des Glückes, in dieses allergnädigste Gesicht zu blicken, beraubt bin, so bin ich hin! Ich habe kein Verlangen mehr zu leben," fuhr er mit bewegter Stimme fort, worüber die Königin ganz und gar nicht mißvergnügt war; denn es ist außer Zweifel, daß sie Eitelkeit genug besaß, wirklich zu glauben, daß die Verbannung aus ihrem Angesicht solche unglückliche Wirkungen hervorbringen könne. — „Verzweifle nicht, und finden wir, daß du noch immer unsere Achtung verdienst, sollst du keine Ursach haben zu fürchten," sagte Ihre Majestät in einem Tone, der ihm wohl wieder einige Hoffnung machen konnte. „Steh auf, Sir Walter Raleigh, und folge uns in den Palast. Wir wollen die Sache weiter untersuchen."

„Ich bin in die Erde gewurzelt," erwiderte er in dem betrübtesten Tone, den man je hörte. „Die Furcht vor Ihro Majestät Ungnade hat mich niedergebohrt. Ich habe keine Kraft, mich zu bewegen. Wie würden sich diese elenden Verräther freuen, die mich so gern in Ungnade brächten, die mich um Ihro Majestät gute Meinung von mir beneiden, eine Meinung, die ich so schätze wie Jason seine Medea, und die, gleich wie jene Kolchierin ihn lehrte, die eherufüßigen Stiere bändigen und den Drachenwächter des goldnen Vließes in Schlaf einlullen, mich stärkte zu gleich ehrenwerthen und berühmten Thaten — wie würde es, sage ich, sie erfreuen, wären sie Zeugen davon, wie tief mich ihr verächtlicher Streich, die trefflichste, keuscheste und schönste Prinzeß, die je unter dem Monde angebetet ward, zu verunglimpfen, niederschleuderte." — „Hältst du's für einen gespielten Streich?" fragte sie ernst. „Zu Befehl, Ihro Majestät, wie könnte es anders seyn!" erwiderte Sir Walter, obgleich er, vermöge seines schärferen Gehörs, schon die ganze Weile über wußte, daß das Gespräch hinter der Hecke seine Liebschaft mit der Mistreß Elisabeth Throckmorton betraf, ohne daß er jedoch unterscheiden konnte, wessen Stimmen es waren; jedoch sehend, daß Ihre Majestät des Glaubens war, sie selbst sey gemeint, war er entschlossen, von dem Mißverständniß Vortheil zu ziehen. — „Weiß nicht Jedermann, daß Ihro Majestät mit allen Vollkommenheiten der neun unsterblichen Töchter Jupiters und der Mnemosyne auch die Züchtigkeit und Wahrheit der Göttin Veritas und der Vestalinnen verbinden? und wie könnten diese schändlichen Verläumder, wer sie auch immer seyen, eine so offenkundige Verunglimpfung äußern, wenn sie nicht die Absicht hätten, daß ich davon Nachtheil zöge? Aber vertrauend auf Ihro Majestät edle Eigenschaften und richtigen Sinn in Betreff alles, was Dero Würde betrifft, bin ich überzeugt, daß die jämmerliche Intrigue mit gebührender Verachtung von meiner Königin wird angesehen werden, und erwarte jezt nur Ihro Majestät Verzeihung, um mich aus dieser drückenden Stellung zu erheben."

„Steh auf, Sir Walter Raleigh, dir ist verziehen, und hier ist meine Hand darauf," sprach die Königin in ihrer anmuthigsten Weise und reichte ihm die Hand, welche er auf's Neue, aber auf mehr ehrfürchtige Art an die Lippen drückte. „Wir wollen nicht mehr an diese jämmerlichen Ränkeschmiede denken, sondern ihnen zeigen, wie wenig wir von ihren elenden und höchst verächtlichen Verläumdungen afficirt werden." Darauf hob sie ihn wirklich sehr gütig auf und kehrte in ihr Privatzimmer zurück, auf dem ganzen Wege sich äußerst freundlich mit ihm über die Seeunternehmung, deren wir vorhin Erwähnung gethan, unterhaltend.

Der Daguerrotype.

(Fortsetzung.)

Der große Haufen ergözte sich im Diorama am unabweislichen optischen Betrug, die Kunst sah hoch darauf herab als auf frivole Spielerei; der Nachdenkliche mußte

Digitized by Google

ſich aber ſagen, daß zur Hervorbringung ſolcher Wirkungen jedenfalls ausgebreitete Kenntniß der phyſiſchen Wiſſenſchaften und große Uebung in Anwendung der Geſetze der Chemie und der Optik erforderlich ſey. Bei ſeinen mannigfachen Verſuchen, Licht, Schatten und Farben zu den verſchiedenſten Effekten ſchlau zu combiniren, mußte ſich ſeine Aufmerkſamkeit und ſein Studium namentlich auch den Stoffen zuwenden, welche unter dem Einfluß des Lichts durch chemiſche Umänderung mehr oder minder raſch ihre Farbe wechſeln. Die Chemie kennt manche Körper der Art: die einen färben ſich dunkler, andere färben ſich ganz anders, noch andere aber entfärben ſich am Licht. Wie wir ſchon früher angeführt, kannte die Chemie bisher keinen Stoff, der am Licht raſcher und entſchiedener die Farbe ändert, als das Chlorſilber (Hornſilber, ſalzſaure Silber); aber dieſes Salz, das, friſch bereitet, weiß iſt, wird am Licht ſchwarz; es erleidet daher gerade die umgekehrte Umwandlung wie Daguerres Tafel in der Camera obſcura, und es war ein bloßes Mißverſtändniß, wenn von manchen deutſchen Zeitungen angegeben wurde, daß eben das Chlorſilber die von Daguerre angewendete Materie ſey. Dieſe muß zu den Körpern gehören, welche, urſprünglich dunkelfarbig, am Licht ſich bleichen und entfärben. Wir ſetzen die bisher bekannten Stoffe her, bei denen dieſer Effekt am auffallendſten iſt.

Das Licht zerſtört die Pflanzenfarben, namentlich die des Saffors, Blauholzes, Braſilienholzes, der Curcuma und des Waus. Hiebei erfolgt aber die Entfärbung immer nur langſam; am ſchnellſten iſt noch der Verlauf bei der aus Kirſch- und Fliederblättern mit Spiritus bereiteten grünen Tinktur: ſie verliert, wenn man ſie an die Sonne ſtellt, innerhalb zwanzig Minuten ihre Farbe, die ſie an einer dunkeln Stelle ſehr lange unverändert behält. Man kann aber wohl zuverſichtlich vorausſetzen, daß Daguerres Arcanum keine vegetabiliſche Subſtanz iſt, ſondern ein mineraliſches, namentlich metalliſches Präparat. Den Oxyden des Eiſens, des Kupfers, des Goldes und des Platins kommt die Eigenſchaft zu, daß ſie ſich in der Verbindung mit der Salzſäure, als ſalzſaure Salze, und als ſolche in Aether aufgelöst, an der Sonne entfärben, freilich auch verhältnißmäßig langſam. Wir wollen nicht behaupten, daß wir mit Nennung dieſer metalliſchen Stoffe nahe an Daguerres Geheimniß geſtreift haben; ſo viel glauben wir aber, daß er bei ſeinen Verſuchen auf eine Verbindung eines der genannten, oder, was aber unwahrſcheinlicher, irgend eines andern Metalls gekommen iſt, das ſich für das Licht noch weit empfindlicher zeigt als jene Salze und als Chlorſilber.

Seine Erfindung hätte aber, wenigſtens in künſtleriſcher Hinſicht, wenig oder gar keinen Werth, wenn es nicht in ſeiner Macht ſtände, den chemiſchen Einfluß des Lichts auf ſeine Tafeln, bevor er ſie aus der dunkeln Kammer nimmt, zu hemmen und den Effekt zu fixiren. Dies kann nur dadurch geſchehen, daß er die chemiſche Beſchaffenheit des Stoffs, und damit ſein Verhalten zum Licht ändert, und zwar durch ein Mittel, das den durch das Licht einmal hervorgebrachten Aggregationszuſtand der kleinſten Theile beſtehen läßt. — Das ganze Weſen dieſer Entdeckung und der praktiſche Weg, auf dem ſie gemacht wurde, iſt für den franzöſiſchen Genius gewiß ſehr bezeichnend. Wir ſehen der Veröffentlichung des Geheimniſſes mit Ungeduld entgegen, und ſind bereit, das Geſchenk dankbar anzunehmen, wenn es auch nicht mit der Miene geboten wird, die dem Beſchenkten ſo wohl thut. Aber welch ein Triumph für das eitle Frankreich, etwas für die ganze Welt aus ſeiner Taſche bezahlen zu können, und noch dazu etwas, das nicht etwa nur nüchtig iſt, ſondern auch artig und pikant!

Wir geben jezt Monſieur J. Janin das Wort, der die Sache im Journal l'Artiste auf ſeine Weiſe beſprochen hat.

„Im Verfolg ſeiner chemiſchen Verſuche grübelte Daguerre mit genialem Eigenſinn über dem Problem: eine Farbe zu entdecken, welche die Sonne, oder vielmehr das Licht überhaupt, je nach ſeinen Abſtufungen, wegnimmt, bleicht, oder ſtehen läßt; er wollte das Licht zwingen, daß es den dunkeln Grund bearbeitete, wie mit dem göttlichen Grabſtichel eines unſichtbaren Morgen, und der eintönigen Fläche Geſtalten und Leben entblühen ließ; das Auge der Welt, die Sonne, ſollte ein ſinnreicher Künſtler in ſeinem Dienſte werden. Gewiß die ſeltſamſte Aufgabe, die ſich in unſern Tagen ein Menſch geſtellt! .. Und er hat ſie gelöst, und zwar ſo: Er hat einen dunkeln Firniß erfunden, mit dem er irgend eine Fläche * überzieht. Er ſezt ſie dem Tageslicht aus, ** und alsbald gräbt ſich jedes Bild, das ſich auf ihr abmalt, auf ihr ein, Alles, groß und klein, wie es vor der Sonne gleich iſt: Himmel und Erde, und das fließende Waſſer, der Dom, der hoch in die Lüfte ſteigt, wie der Pflaſterſtein und das unſichtbare Sandkorn. Iſt dabei der Effekt der Maſſen trefflich, ſo ſind die Details wirklich unendlich. „Gott ſprach: es werde Licht, und es ward Licht;“ und wir ſprechen jezt zu den Thürmen von Notre-Dame: „werdet hier!“ und ſie gehorchen.

(Schluß folgt.)

---

* Wie es ſcheint, immer eine Kupferplatte; leicht möglich, daß dieſe als ſolche, d. h. chemiſch, eine Rolle beim Vorgang ſpielt. A. d. Red.

** d. h. in der Camera obscura.

Digitized by Google

Die bedeutendsten Himmelserscheinungen des Jahres 1839.

(Fortsetzung.)

Mai. — Vom Ende dieses Monats an ist Saturn die ganze Nacht hindurch (im Skorpion) zu sehen. Das Bestehen des merkwürdigen Ringes dieses Planeten aus mehreren concentrischen Ringen, das schon der ältere Herschel behauptet hatte, ist durch neuere Beobachtungen, Encke's außer allen Zweifel gesetzt. Unglücklicherweise sind wir aber durch diese Beobachtung über die eigentliche Natur jenes Ringes, welcher den Aequator des Saturn wie eine pfeilerfreie Brücke concentrisch umschwebt, nicht weiter aufgeklärt. Saturn ist der einzige Planet unsers Systems, welcher einen solchen Ring besitzt, und es fehlt daher an allen Mitteln, um auch nur analogisch einen Schluß auf den Zweck einer so einzigen Ausstattung zu machen. Schon schwache Fernröhren zeigen diesen Saturnsring; mit bloßen Augen aber ist nichts davon zu sehen, so daß in den Schriften der alten Astronomen, wie sehr auch die Gesichtsschärfe dieser Männer gerühmt wird, kein Wort davon vorkommt. Um so überraschender ist es, daß sich Saturn auf den frühesten indischen Himmelskarten mit einem Ringe abgebildet findet.

Juni. — In der letzten Hälfte dieses Monats ist Uranus die ganze Nacht hindurch sichtbar und steht im Wassermann. Seine Entfernung von uns ist aber so groß (über 400 Millionen Meilen), daß er, trotz seiner bedeutenden Größe (er übertrifft unsere Erde fast achtzehnmal an Oberfläche), nur wie ein Stern der sechsten Größe herüberschimmert. Die Leser wissen, daß dieser Planet von sechs Monden umringt ist; vielleicht hat er deren sogar mehrere, welche sich aber noch nicht haben entdecken lassen, da diese Monde als die feinsten und schwächsten Lichtpunkte am ganzen Himmel erscheinen. Man wird ihrer nur mit sehr starken Instrumenten ansichtig. Uranus selbst aber glänzt, seiner so geringen scheinbaren Größe ungeachtet, noch in einem ziemlich lebhaften Lichte.

(Schluß folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Prag, Januar.

(Fortsetzung.)

Bälle. Theater.

Seit mehreren Jahren hat das hiesige Militär eine Reihe von Tanzreunionen gegeben, welche nicht allein die glänzendsten, sondern auch die beliebtesten von allen ähnlichen Unterhaltungen sind, die schönste und zahlreichste Gesellschaft versammeln, und wobei auch die hohe Societé in der gewähltesten Toilette erscheint und die junge adelige Welt ohne Ausnahme sich in die Tanzreihen mischt. Sonderbar genug ist es der fashionabeln Bürgerwelt noch nicht eingefallen, ihren freundlichen Wirthen auch nur durch einen einzigen Ball eine Revanche zu geben, und auch von dem Adel haben bloß die jungen Herrn vor ein paar Jahren das Militär zu einem Ballfeste geladen. — Alle größern Ballfeste werden seit dem vorigen Jahr ausschließend in dem neuerbauten Saale der Färberinsel gehalten, welcher an Raum und Eleganz in der ganzen Stadt keinen Nebenbuhler hat. Das Orchester bildet in der Regel eine der hiesigen Regimentskapellen von Latour (deren Kapellmeister, Emil Titl, zugleich einer der fleißigsten Compositeurs für die Füße ist), Palombini oder dem Artillerieregiment. — Ein eigener Luxus herrscht auf den Gesellschaftsbällen in den Tanzordnungen, welche die Ausschüsse den Damen beim Eintritt überreichen, und die in Gestalt von Lorgnetten, Pfeilen, Blumensträußen u. s. w. zum Theil sehr zierlich und kostspielig gearbeitet sind. Auch das Damentoilettenzimmer erhält die reichste Ausschmückung mit Blumen, Spiegeln, Giraudolen und andern Gegenständen der Eleganz, oder es erhebt sich mitunter in der Gestalt eines Zeltes, welches das schöne Geschlecht in seine mousselinenen Wände einladet. Die Treppen sind mit Blumenstöcken besetzt, und Alles athmet den Geist der Zierlichkeit. — Was die Tänze betrifft, die gegenwärtig an der Tagesordnung sind, und die Art, dieselben auszuführen, so ist der stürmische Reydowak durch Polizeiverbot als indecent von unsern Bällen verbannt und geächtet worden. Man tanzt auf denselben nebst der Eröffnungspolonaise nur Walzer, Galopps und Cotillons — letztere mitunter von kolossaler Länge — ziemlich schnell und wild, und um den Takt bekümmert man sich nicht mehr so pedantisch, wie in frühern Zeiten. Daher auch die Locken der Damen bald etwas Schlangenartiges erhalten, und manche der Herrn mit ihren Staquehüten und weithingestreckten Armen den fliegenden Meilenzeigern nicht unähnlich sind.

Die Bühnenneuigkeiten der letzten Zeit brachten uns einmal wieder die Namen: Raupach und Prinzessin Amalie von Sachsen, wenn gleich nicht eben mit ihren werthvollsten Arbeiten. „Der Nibelungen Heri" von dem Erstern ist dermaßen auf die Spitze gestellt, daß er einer großen Kunst bedarf, um nicht eine der Intention des Verfassers und der Tendenz der Tragödie entgegengesetzte Wirkung hervorzubringen. Hier wurden einige wenige Rotten, wenn auch nicht genügend, doch sorgfältig dargestellt, andere darin beschäftigte Schauspieler schienen eine Parodie daraus machen zu wollen, und erregten Gelächter. Im Ganzen kam es mir vor, daß weder die Mehrzahl des Publikums, noch die Schauspieler das alte Gedicht verstanden haben, was unerläßlich ist, wenn man sich die Lücken ergänzen und an dem Drama einiges Interesse gewinnen will. Den Beifall der höchsten Räume errangen einige Anstrengungen weiblicher Lungen. Uebrigens ging die Tragödie ziemlich spurlos vorüber. Was das komische Sittengemälde: „Vor hundert Jahren" betrifft, so sind wir es zwar gewohnt, daß Raupach in der Charakterzeichnung nicht sehr scrupulös ist; doch hat er in dieser Hinsicht hier nicht allein einen allzugroßen Leichtsinn an den Tag gelegt, sondern auch die Erfindung der Situationen, sonst seine größte Force, ist diesmal sehr schwach, bloß den zweiten Aktschluß ausgenommen; denn daß der alte Dessauer so plötzlich vor Joachim Lange dasteht wie ein Schulknabe, kommt theils auf den Darsteller, theils scheint es die Folge einer Censurlücke zu seyn. Hier kommt der Prorektor, spricht drei Worte und führt dem Feldmarschall seinen hinlänglich bezahlten Rekruten davon, ohne daß dieser sich zu rühren wagt. Dies liegt ebensowenig in dem Charakter des berühmten Generals, als sich Raupach den Effekt eines solchen Wettstreites entgehen lassen konnte. Ueberhaupt erscheint aber Fürst Leopold in sehr ungünstiger Gestalt, als Werber, der nicht einmal die Landesgesetze kennt; denn mit kindischem Leichtsinn darüber hinwegzuspringen, das könnte man wohl einem Husarenlieutenant zutrauen, doch nicht dem 63jährigen Generalfeldmarschall.

(Schluß folgt.)

Beilage: Literaturblatt Nr. 16.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

№ 37.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Dienstag, den 12. Februar 1839.

Du sehnst dich nach den Fesseln Mahomets,
Dem Lärm des Lagers, nach der Wüste Schrecknis!
Ein wandelnd Vaterland, reizt es so sehr?

Goethe
nach Voltaire.

Der deutsche Renegat im Dienste Abd-el-Kaders.

Ein junger deutscher Renegat, der vor Kurzem aus dem Dienste Abd-el-Kaders zurückgekehrt ist, theilt uns folgende Notizen über das Leben der Araber, ihre Sitten und Gebräuche mit.

Erster Brief.

Im December 1837 kam ich nach Oran: da durchblitzte eine kühne Idee das Chaos meiner Plane, und schnell reifte in mir der Entschluß, mein Schicksal an das eines jugendlichen Helden zu knüpfen und Abd-el-Kader zu dienen, dem Sultan der Araber, groß als Reformator, groß durch seinen Geist, der ihn majestätisch emporhebt über seine fanatischen Glaubensgenossen und ihn zum gefürchteten Gegner einer großen Nation macht. Ich eröffnete seinem Ukil in Oran, Sidi-el-Haidsch-el-Habib, meinen Plan. Er billigte ihn mit Freuden und sandte einen Courrier an den Emir, um diesen von meinem Anerbieten zu benachrichtigen. Seine Antwort sicherte mir eine freundliche Aufnahme zu, unter der Bedingung, daß ich den Glauben des großen Propheten annehme.

Am 2ten Februar erschienen vier arabische Reiter, von Abd-el-Kader gesandt, um mich nach Mascara zu seinem Schwager, dem Chalifa Sidi-el-Haidsch Mustapha, zu geleiten. Denselben Abend speiste ich beim Ukil in Gesellschaft der vier Abgesandten. Die Mahlzeit war nach arabischer Sitte bereitet, bestehend aus Cosecus, Hammelsbraten und gerösteten Eicheln. Haidsch-el-Habib, obgleich in Oran von den lockenden europäischen Genüssen umgeben, ehrt die einfache Sitte seines Volks mit einer seltenen Strenge. — Während dem Essen maßen mich die Abgesandten mit prüfenden Blicken, und der Anblick dieser ernsten, in ihre weißen Bernus gehüllten Gestalten, die schwarzen funkelnden Augen und der bald schauerlich düstere, bald unheimlich lächelnde Ausdruck ihrer wilden Züge erweckten in mir die seltsamsten Empfindungen. Nach aufgehobener Tafel ließ mir der Ukil den Empfehlungsbrief, welchen ich Sidi Mustapha überreichen sollte, von einem Dollmetscher übersetzen. Er pries in diesem Schreiben die Macht des Propheten, und wünschte sich Glück, als Werkzeug zu dienen, um einen jungen Christen aus dem Schoße des Unglaubens in die Arme der wahren Gläubigen zu führen.

Der folgende Tag war der wichtigste meines Lebens. Im Moment, wo ich den Boden der Civilisation verlassen, wo ich Europas Kunst, Literatur und endlich dem Christenthume Lebewohl sagen sollte, fühlte ich mich tief ergriffen. Die zur Abreise mahnenden Araber kürzten meine Betrachtungen. Der Ukil warf über meinen

Digitized by Google

Schnürrock — eine Reliquie meiner Studentenzeit — einen weißen Bernus, umhüllte meinen Kopf mit einem Turban, ließ mir die dreiviertel Fuß langen arabischen Sporen anschnallen, und nach wenig Minuten saß ich metamorphosirt auf dem stampfenden Araber, der den jungen Mahometaner in das Reich der Gläubigen tragen sollte. — Angelangt vor dem Thore, setzten wir unsere Pferde in Galopp, um so schnell wie möglich das französische Territorium zu überschreiten. Jenseits der Blockhäuser, wo ich das Meiste zu fürchten hatte, kehrte einer meiner Begleiter zurück, um dem Konsul die Nachricht zu überbringen, daß wir glücklich das Gebiet des Sultans erreicht hätten. Nunmehr außer Gefahr, schlug ich die Kapuze meines Bernus zurück und meine Blicke schweiften frei über die weite Ebene meines neuen Vaterlandes. Den fernen Horizont begrenzte der riesige Atlas, hinter welchem eine unbekannte Welt sich mir eröffnen und mein Geschick sich entscheiden sollte.

Nachdem wir drei Stunden auf einer sumpfigen, mit niedrigem Gesträuch bewachsenen Haide geritten waren, erreichten wir die herrliche Ebene, welche zwischen Oran und Mascara in üppiger Pracht ihren grünen Teppich entfaltet. Unsere feurigen Rosse flogen pfeilschnell über die Fläche. Welche Ideen, welche Hoffnungen durchkreuzten da meinen Busen, als ich meine Gefährten auf den schäumenden Rennern dahinfliegen sah! Das Morgenroth spiegelte sich in ihren blanken Waffen und der zurückgeschlagene Bernus, vom schnellen Ritte im Winde flatternd, zeigte mir die kriegerischen Söhne der Wüste in einem schönen, malerischen Bilde. Als wir, die muthigen Rosse parirend, im langsamen Schritte dahinzogen, betrachtete ich aufmerksamer die schönen Fluren, welche mir ringsum in reicher Fülle entgegenlachten. Ueberall weideten zahlreiche Viehheerden, und nicht selten begegneten wir kleinen Caravanen oder einzelnen Reitern. Einige fragten nach dem Grund der ungewöhnlichen Erscheinung eines Christen, worauf aber meine Begleiter nur ausweichende Antworten gaben. Als die Sonne zu sinken begann und nur noch matt die Landschaft beleuchtete, erreichten wir den Adnar, welcher zum Nachtlager bestimmt war. Fünf-und-zwanzig Lieues waren wir, ohne abzusteigen, geritten und hatten in dieser Zeit nichts als ein wenig Gerstenbrod gegessen, welches meine Gefährten aus Oran mitgenommen.

Die männlichen Bewohner des Adnars waren bei unserer Ankunft eben um ihren Scheik versammelt, um die Geschäfte des Tages mit Berathungen zu enden. Als sie die Uniform ihres großen und mächtigen Marabuts erblickten, öffnete sich der Kreis und aus der Mitte trat der Scheik, uns gastfreundlich zu begrüßen. Vom Pferde gestiegen, warf ich meinen Bernus zurück, und mit Erstaunen musterten die Araber den europäischen Gast. Nachdem der Scheik von meinen Begleitern den Zweck meines Hierseyns erfahren, lud mich jener ein, auf einem von Binsen geflochtenen Teppich neben ihm Platz zu nehmen. Die Araber lagerten sich um uns, und als sie erfuhren, daß ich in die Dienste ihres Fürsten treten und ihren Glauben annehmen wolle, bestürmten mich Alle mit der Bitte, ihre Glaubensformel: „la illa el Allah Sidi Mohamed ressul Allah“ zu beten. Einer nach dem Andern reichte mir seinen Rosenkranz, um das gewöhnliche Gebet der Muselmänner: „el hamdu lilla etc.“ nachzusprechen.

(Fortsetzung folgt.)

Der Daguerrotype.

(Schluß.)

Nichts ist unglaublicher als manche Wahrheiten. So wollte Napoleon nicht glauben, daß der wesenlose Dampf in einer eisernen Röhre die Welt aus ihren Fugen heben könne, und er nannte ein Dampfboot, das er sah, ein Kinderspielzeug. Aber an den Daguerrotype muß man wohl glauben; denn so kann keine Menschenhand zeichnen, keines Menschen Blick dringt so weit in die Fluthen des Lichts und so tief in das Dunkel der Schatten. Wir haben eine Menge, nach dieser Methode aufgenommener Pariser Prospekte gesehen. Die Kunst kommt gar nicht in Collision mit diesem neuen Nebenbuhler: es handelt sich dabei nicht von einer groben mechanischen Erfindung, welche höchstens die Massen ohne Schatten und ohne Details wiedergibt, und am Ende dem Zeichner nur ein paar Stunden Handarbeit erspart. Nein, es ist die vollkommenste Ausführung, so zart, so fein, wie es ein Werk Gottes oder der Menschenhand nur seyn kann. Auch klatscht sich dasselbe Naturbild keineswegs das eine Mal ab wie das andere: nach demselben Verfahren, aber zu verschiedenen Zeiten genommen, gleicht keine der Ansichten der andern; die Tageszeit, die Färbung des Himmels, der Grad der Durchsichtigkeit der Luft mit allen ihren Lichtern, die sanfte Wärme des Frühlings, der strenge Ernst des Winters, die glühenden Tinten des Herbstes, der Schimmer des klaren Wassers, Alles spiegelt sich wunderbar in diesen Wunderbildern, und es ist nicht anders, als wären sie von luftigen Geistern hingehaucht.

Die Methode vereinigt demnach mit einer bisher für unerreichbar gehaltenen Treue der Details eine vollends überraschende Wahrheit der Beleuchtung. So wird man auf den ersten Blick ein vom bleichen Tageslicht des Pariser Himmels hervorgebrachtes Bild von dem unterscheiden, das Italiens glühende Sonne gezeichnet. Man

Digitized by Google

kann es bestimmt aussprechen: dies ist eine Landschaft aus den frostigen Thälern der Schweiz, dies muß ein Prospekt aus der Sahara seyn; man unterscheidet den Florentiner Kirchthurm vom Pariser am bloßen Aussehen des Himmels, in den sie sich erheben. — Welch wunderbare Erfindung, die nicht nur die Identität des Orts, sondern auch die der Sonne festhält!

Und wohlgemerkt, der Mensch bleibt immer Herr des Lichts, das er wirken läßt. In etwa zwei Minuten erhält man ein Bild, ungefähr wie Martin sie entwirft: poetische Confusion, wie ein leichter Schleier über Allem, so daß man mehr erräth als wirklich sieht. Will man im Gegentheil, daß ein Bauwerk mit seinem Relief vollkommen herauskomme und sich in seiner ganzen Architektur darstelle, frei vor Allem davor und daneben, was dem Effekt Eintrag thun könnte, so gehorcht die Sonne auch hier: sie frißt alles Nebenwerk weg, und der Bau steht frei da, wie die Säule auf dem Vendomeplatz. * — Durch denselben Proceß erhält man alle Lichteffekte, die man nur will, vom grauenden Morgen bis zur lezten Abenddämmerung. — Nicht das geringste Wunder bei der Sache ist, daß, die gewünschte Wirkung einmal hervorgebracht, Sonne und Licht nichts mehr vermögen: die Zeichnung ist dauerhaft wie ein Stahlstich. Daguerre sagt zum Lichte: bis hieher und nicht weiter!

Braucht man erst auf die Bedeutung und den vielfachen Nutzen einer Erfindung aufmerksam zu machen, welche vielleicht dereinst der Ruhm unseres Jahrhunderts wird? Der Daguerrotype ist bestimmt, die Bilder der Natur und der Kunst zu vervielfältigen, ungefähr wie die Buchdruckerkunst die Schöpfungen des Menschengeistes vervielfältigt: eine Methode des Stichs, die Jeder ausüben kann, ein Zeichenstift, gehorsam wie der Gedanke, ein Spiegel, der alle Eindrücke behält, ein unermüdlicher Copist aller Werke, welche die Zeit auf der Erde gebaut oder umgeworfen. Er wird der unzertrennliche Gefährte des Reisenden, der nicht zeichnen kann, so wie des Künstlers, der keine Zeit dazu hat. Er bringt die höchsten Kunstwerke, die bis jezt nur in kostspieligen Copien zu haben waren, in Jedermanns Hände. Man schickt sein Kind in's Museum und sagt ihm: geh, und hole mir dieses und jenes Bild von Raphael, von Murillo; man schreibt nach Rom und verlangt umgehend die Petersluppel. Der Daguerrotype befriedigt alle Bedürfnisse der Kunste und alle Liebhabereien im Leben: man nimmt das weiße Häuschen der Geliebten mit sich, ohne daß sie darum weiß; man bewahrt Alles auf, woran das Herz hängt, den Sorgenstuhl des Großvaters und die Wiege des Kindes.

Daguerre hofft in Kurzem auch Porträts liefern zu können. Er ist bereits daran, einen Mechanismus zu erdenken, mittelst dessen der Sitzende vollkommen unbeweglich bleibt. Denn das Ding, das hier den Zeichner macht, wirkt so rasch und unfehlbar, daß es im Moment den Blick, das Runzeln der Augbrauen, die geringste Stirnfalte, den Fall der Locken wiedergibt.

Eine sonderbare Zeit, in der wir leben: unser Sinnen und Trachten geht nicht mehr dahin, selbst etwas hervorzubringen; aber wir suchen mit äußerster Beharrlichkeit Mittel, welche statt unser und für uns schaffen. Der Dampf hat die Kräfte der Menschheit verfünffacht, bald werden die Eisenbahnen das flüchtige Kapital des Lebens verdoppeln; das Gas hat die Sonne ersezt, man versucht alles Mögliche, die Luft fahrbar zu machen. Diese Sucht nach übernatürlichen (?) Mitteln ist bald aus dem sinnlichen Bereiche auch in die Welt der Ideen, aus dem Commerz in die Künste gedrungen. Wie manche Vereinfachungs- und Erleichterungsmittel der zeichnenden und bildenden Kunst sind ersonnen worden! jezt kommt Daguerre's Erfindung und überhebt den Zeichner und Stecher seiner Mühe ganz, und über ein Kleines haben wir Maschinen, welche Corneillesche Verse machen und Molièresche Lustspiele diktiren."

Dies sind ungefähr die Betrachtungen des berühmten Feuilletonisten. Unsere Neugierde wünschte freilich — ganz abgesehen vom Arkanum selbst — noch manche Auskunft aus dem Munde der Augenzeugen über das Wesen der Bilder. Daguerre wird allerdings beim Vorweisen alle Vorsicht beobachten; aber viele Punkte, welche doch die Anschauung positiv und negativ entscheidet, finden sich in den bisherigen Beschreibungen gar nicht berührt. Von Janin, als faiseur d'esprit von Profession, war freilich ein sinnlich bestimmter Augenschein am wenigsten zu erwarten.

* Die hier der Sonne zugeschriebene Wirkung ist offenbar ein Mißverständniß oder eine poetische Flosskel. Um übrigens ein Gebäude isolirt abzubilden, braucht ja der Künstler nur den Umriß desselben, den ihm eine frühere Abbildung an die Hand gibt, in Papier auszuschneiden.

Die bedeutendsten Himmelserscheinungen des Jahres 1839.

(Schluß.)

Juli. — Am 3ten, Abends gegen neun Uhr, steht Venus sehr nahe beim Regulus, und geht mit diesem Fixsterne nach zehn Uhr unter. Venus muß für uns Bewohner der Erde schon darum überaus merkwürdig seyn, da dieser Planet dem unsrigen, wenigstens im Allgemeinen, sehr ähnlich ist, indem er nahe dieselbe Masse, Dichte, Größe, Rotationszeit und eine der unsrigen gleichende Atmosphäre hat. Nur besizt derselbe fast siebenmal höhere Berge, als die Erde; die höchsten und meisten derselben finden sich aber,

Digitized by Google

wie wir schon oben angemerkt haben, in der südlichen Hemisphäre, wo sie, gleich unsern Cordilleren, Züge von wohl 200 Meilen bilden. Da Merkur, als der der Sonne noch nähere Planet, wie bemerkt, auch mit so hohen Gebirgen versehen ist, so scheint die Annahme, daß diese hohen Berge mit ihren langen Schatten ein Schutzmittel gegen Glanz und Hitze der Sonne gewähren sollen, dadurch eine Bestätigung zu erhalten. Dergleichen Analogien dürfen bei der Betrachtung unsers Planetensystems niemals außer Acht gelassen werden, da die direkte Beobachtung doch verhältnißmäßig nur geringe Data zum Urtheil über die physische Constitution dieser Weltkörper liefert. — Am 19ten zeigen sich Mars und Jupiter in nur geringer Entfernung von einander, im Sternbilde der Jungfrau, am Abendhimmel, und gehen nach halb eilf Uhr unter; Mars wird an seinem feuerrothen Lichte neben dem in schönem goldgelben Lichte glänzenden Jupiter leicht erkannt werden können. Ueber den Planeten Mars bringen wir hier nichts bei, sondern verweisen auf eine kleine Schrift: Physische Betrachtungen des Mars. Von Beer und Mädler. Berlin, 1832. — welche wir als Muster einer astronomischen Monographie bezeichnen.

August. — Am 25sten um 9½ Uhr Abends ereignet sich eine Bedeckung des Uranus durch den Mond, welche bis gegen 10½ Uhr dauert, und die einzige diesjährige Planetenbedeckung* durch den Mond ist. Allein es wird einige Mühe kosten, den Uranus neben dem eben im fast vollen Lichte strahlenden Monde aufzufinden; am besten dürfte die Beobachtung noch mit Kometensuchern gelingen.

September. — Am 18ten erreicht Merkur seinen größten westlichen Abstand von der Sonne, und kann dann wahrscheinlich in der Morgendämmerung wahrgenommen werden; wir haben oben die Gründe angegeben, aus welchen eine gelungene Beobachtung dieses Planeten von so großem Werthe ist.

October. — Um die Mitte dieses Monats kommt Juno wieder in Opposition mit der Sonne, und ist also die ganze Nacht hindurch (im Sternbilde des Wallfisches) sichtbar.

November. — In den lezten Tagen dieses Monats hat Venus ihren größten Glanz, und leuchtet als Morgenstern.

* Der Fixsternbedeckungen durch den Mond, als weniger interessant für unsern Lesertreis, haben wir in dieser Darstellung keine besondere Erwähnung gethan.

Korrespondenz-Nachrichten.

Prag, Januar.

(Schluß.)

Theater.

Etwas conseauenter als der alte Dessauer ist der Rector Joachim Lange gezeichnet, oder vielmehr — strenge genommen — von dem Dichter mehr in Vortheil gesezt, dagegen ist Philippine eine so zänkische, boshafte Katze, daß wir bei einer Verbindung mit dem zwar ruhigen, aber festen Seibold einer Ehescheidung in den nächsten Wochen entgegensehen müssen. Stumpf und Mortier sind ein paar ergözliche, episodische Figuren; doch wollen beide mit guten Schauspielern besezt seyn, was zumal beim Leztern, der Französisch sprechen muß, auf vielen Bühnen eine harte Sache seyn wird. Dagegen ist Wer eigentlich nur eine Pfennigausgabe des Lampe aus dem „versiegelten Bürgermeister," und steht der Idee eines Pedells, insbesondere aus jener Zeit, eben so ferne, als seine Furchtsamkeit — die wohl zu einer Posse, doch nicht zu einem Sittengemälde paßt — hier mehr störend, als wirksam eintritt. Die gediegensten Gestalten des Ganzen sind: der Kandidat Stark und Korporal Sturm. Die Wirkung von Starks Redekunst auf den alten Feldherrn verspricht übrigens einen bessern Schluß als den Töpfer'schen mit dem Abschiedscompliment des Fürsten. Ob Raupach vorgeschrieben, daß der Darsteller seine „gute Nacht!" auch an das Publikum richte, oder ob der hiesige Darsteller und Benefiziant damit seinen Dank für das übervolle Haus ausdrücken wollte, wage ich nicht zu entscheiden, da mir das Manuscript nicht zu Gesicht gekommen ist. Die Aufführung war in den meisten Theilen sehr mangelhaft, und der glänzende Erfolg, dessen sich das Stück zu Berlin erfreute, ist wohl theilweise auf die dortige Besezung und Aufführung, noch mehr dem Umstand zuzurechnen, daß der Inhalt durchaus preußische Zustände berührt, die natürlich dort einen lebhaften Anklang finden müssen. — „Der Pflegevater," von der Prinzessin Amalie, beweist abermals, daß diese erlauchte Dame Charaktere und Situationen darzustellen weiß, nur wiederholen sich beide zu oft, und wir finden hier wieder den Jüngling aus dem „Landwirth," das unschuldige junge Mädchen aus der „Residenzbraut" und „Lüge und Wahrheit," und die alte Haushälterin aus allen Stücken; auch weiß die Leztere wieder ein Geheimniß, das sehr schlimm aussieht und das Niemand glauben will; dieses Geheimniß aber ist das aus dem „Landwirth," nur auf den Kopf gestellt. Das Schauspiel könnte auch: „Die Großmüthigen" heißen; denn nachdem Carl und Hedwig und der Hofrath sich sehr leicht zur Großmuth bewegen lassen, beweist Gerhard, daß er immer bis an die Unwahrscheinlichkeit edel und großmüthig gewesen; endlich aber wird auch Assessor Börner von der Großmuth befallen, dessen Brautwahl doch darauf hinzudeuten schien, daß er seinen eigenen Vortheil eben nicht außer Acht zu lassen gewohnt sey. — Von einigen kleinen Stücken, die wir neu zu sehen bekamen, war Scribe's „Philopoemen" für den ziemlich geistreichen, aber winzig kleinen Stoff viel zu lang ausgesponnen. „Onkel und Neffe," von Cosmar, hat eine drollige Idee, daß einmal der Onkel sich vor dem Neffen fürchtet, weil er geheirathet hat; doch sind die Motive zu schwach, um der Sache ein Gewicht zu geben. Die Posse: „Elias Regenwurm, oder: Die Verlobung auf der Parforcejagd," von F Hopp, Musik von J. Hopp, ist ein schwaches Machwerk, ein Mixtum compositum aus: „Maske für Maske," dem „Gut Sternberg," „Viel Lärmen um Nichts" und mehreren andern Lustspielen, deren Elemente hier auf sehr gemeine Weise verballhornt sind. Das Ganze wurde auch ziemlich schlecht gespielt und lau aufgenommen. Gerle's „Abenteuer der Neujahrsnacht" haben auch dieses Jahr am Sylvesterabend den Platz behauptet, und im Verein mit einem musikalischen Quodlibetepilog das Haus gefüllt. Es gibt doch noch mehr Gelegenheitsstücke für den lezten Tag des Jahrs; warum wählt die Direktion nicht einmal ein anderes? Zwei ältere Opern: Rossini's „Graf Ory" und „Udalrich und Bozena" von Straup, sind wieder auf's Repertoire eingeführt worden, und sehr schnell auf's Neue von demselben verschwunden. Zur Erhöhung des Kunstgeschmacks hat auch die Direktion die beiden ersten Theile des „Donauweibchens" neu in die Scene gesezt.

Beilage: Kunstblatt Nr. 13.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

№ 38.

Morgenblatt

für

gebildete Leſer.

Mittwoch, den 13. Februar 1839.

— Haec ego mecum
Compressis agito labris: ubi quid datur oti,
Illudo chartis. —
Horat.

Verſe von Juſtinus Kerner.

Die ſchwäbiſche Dichterſchule.

„Wohin ſoll den Fuß ich lenken, ich, ein fremder Wandersmann,
Daß ich eure Dichterſchule, gute Schwaben, finden kann?“

Fremder Wanderer, o gerne will ich ſolches ſagen dir:
Geh' durch dieſe lichten Matten in das dunkle Waldrevier,

Wo die Tanne ſteht, die hohe, die als Maſt einſt ſchifft durch's Meer,
Wo von Zweig zu Zweig ſich ſchwinget ſingend luſt'ger Vögel Heer;

Wo das Reh mit klaren Augen aus dem dunkeln Dickicht ſieht,
Und der Hirſch, der ſchlanke, ſetzet über Felſen von Granit.

Trete dann aus Waldesdunkel, wo im goldnen Sonnenſtrahl
Grüßen Berge dich voll Reben, Neckars Blau im tiefen Thal;

Wo von Epheu grün umranket, manche Burg von Felſen ſchaut,
Stiller Dörfer bunte Menge rings ſich friedlich angebaut;

Wo ein goldnes Meer von Aehren durch die Ebnen wogt und wallt,
Ueber ihm in blauen Lüften Jubellied der Lerche ſchallt;

Wo der Winzer, wo der Schnitter ſingt ein Lied durch Berg und Flur —
Da iſt ſchwäb'ſcher Dichter Schule, und ihr Meiſter heißt Natur.

Sängerneid.

Sänger fröhnen gern dem Neide:
Lauſchet nur dem Vögelchor!
Will die Lerche ſingen vor,
Pfeift der Fink' ihr drein zum Leide.

Und im Walde — welch' Gemiſchel
Klinget oft wie Schimpf und Streit.
Nachtigall nur ſchweigt im Leid,
Bis ſie ſchlafen im Gebüſche.

Dann ihr Lied vom ſchönſten Schalle
Singet ſie in ſpäter Nacht,
Wo kein andrer Vogel wacht;
Hörten ſie's — ſie ſchimpften alle.

Digitized by Google

An einen Freund.

Nanntest eine Leidensblume mich in deiner Liebe, Freund!
Fühle nichts von solcher Blume, doch du hast es gut gemeint.
Aber immer wird mir klarer, daß ich eine Distel bin,
Eine Distel üppig blühend, ästevoll und saftig grün.
Was den Glauben mir gegeben, ist — ich sag' dir's traulich still —
Das, daß eine Heerde Esel immerdar mich fressen will.

Der Arzt an sein Hündchen.

Treues Thier, wenn freudig du
Aufspringst und dein Schwänzlein lacht,
Weckt man aus des Schlafes Ruh
Deinen Herrn um Mitternacht;

Und wenn dann du vor der Thür
Bellst und eilest mitzugehn,
Mein' ich, daß du, gutes Thier,
Mehr als ich fühlst Menschenwehn.

Als ein leichter Geist voran
Laufst du deinem schweren Herrn;
Der geht seufzend seine Bahn,
Du doch gehst sie freudig gern.

In dir lebt ein innres Schaun,
Das dem Menschenhirn gebricht;
Möchte oft dich fragen: traun!
Stirbt der, oder stirbt der nicht?

Denn schon kam's, daß meinem Blick
Einer schien noch frisch und roth,
Du doch flohst vor ihm zurück,
Und dann folgte bald sein Tod.

Schaust wohl auch, du gutes Thier!
Mir den Tod schon im Gesicht;
Treu doch, gehst du nicht von mir,
Lässest den Baldtodten nicht.

Durch die Straßen dieser Stadt
Wirst du wohl noch mit mir gehn;
Wenn den Leib die Erde hat,
Du nur wirst den Geist noch sehn.

Der deutsche Renegat im Dienste Abd-el-Kaders.

(Fortsetzung.)

Jedesmal wenn ich das „Schehett" (Gebet) vollendet hatte, stießen diese fanatischen Kinder des Islam ein wildes Freudengeschrei aus, welches mich mit einem unwiderstehlichen Schauder erfüllte. Endlich entriß mich die Ankunft von Milch und Brod, welches die Weiber kredenzten, ihrer Glaubenswuth. Nach beendigtem Mahle vertheilte ich einige Kleinigkeiten unter die Araber, zu welchem Zwecke ich mich in Oran mit Taschenspiegeln, Messern, Phosphorfeuerzeugen u. dergl. versehen hatte. Die Spiegel gingen von Hand zu Hand und Jeder betrachtete sein Bild mit den Zeichen der größten Selbstzufriedenheit. Eine Haarbürste benuzten Alle, um ihre höchste männliche Zierde, den Bart, wohlgefällig zu ordnen. Die größte Bewunderung erregten aber die Feuerzeuge. Die Entzündung eines Hölzchens durch Reibung überstieg ihre Begriffe; dabei machte ihnen das Zischen des Phosphors unverkennbare Freude. Einige hundert Hölzchen wurden auf der Stelle das Opfer ihrer Neugierde, und sie würden ohne Bedenken meinen ganzen Vorrath erschöpft haben, hätte ihnen nicht ein Reiter des Emirs ein wiederholtes: „barka! barka!" (genug) zugerufen.

Die Gruppe hatte sich durch die Ankunft aller Weiber und Kinder des Aduars, die mich mit neugierigen Blicken betrachteten, bedeutend vergrößert. Als die Nacht ihren schwarzen Schleier über die Erde zu breiten begann, erhob sich der Scheik und gab das Zeichen zum Aufbruch nach den Zelten. Er selbst führte mich nach dem seinigen und zeigte mir mein Lager: Teppiche aus Zwergpalmen gefertigt und einige mit Wolle ausgestopfte Thierhäute als Kopfkissen. Die Frauen brachten trockenes Reisig herbei, und bald loderte ein lustiges Feuer, an welchem sie das Abendmahl bereiteten. Der Scheik mir gegenüber wiegte seine zwei jüngsten Söhne auf den Knieen. Der lange Silberbart, weit herabfallend auf die Brust, und ein ehrwürdiges Antlitz, auf dem sich der Ausdruck der zärtlichsten Vaterliebe malte, gaben ihm das Ansehen eines Patriarchen. Ich sah dem Spiel seiner Liebkosungen zu und träumte mich dabei zurück in die eigene herrliche Kinderzeit, der fernen Eltern gedenkend. Die trüben Bilder meiner Phantasie wurden durch das Auftragen des Essens verscheucht. Dieses bestand in Coscus, mit Butter und Rosinen bereitet, gebratenem Hammelfleisch und Milch. Das einzige Werkzeug, dessen man sich beim Essen bedient, ist ein großer hölzener Löffel. — Nach Tische unterhielt mich mein Wirth von Religion, von

Digitized by Google

der Macht und den Reichthümern des Sultans und seiner Chalifen. Von lezteren lobte er vorzüglich Sidi Mustapha. Er versicherte mir, daß ich von ihm schöne Pferde und Weiber, prächtige Waffen und Pulver erhalten würde; „und nach deinem Tode," fügte er gläubig hinzu, „wird dich der Prophet in's Paradies der Gläubigen einführen, wo du noch schönere Pferde und Waffen empfängst, und wo du dich in den Armen der ewig keuschen Houris bis in's Unendliche täglich verjüngen wirst." — Die Weiber, die sich um das Feuer gelagert hatten, fragten, ob ich noch Eltern und Geschwister in der großen Wüste — Europa — habe. Als ich dies bejahte, fragten sie mit dem Ausdruck der Verwunderung und des Abscheus: „und du hast deine Mutter verlassen können?" — Dieser fromme Vorwurf an einem Orte, wo ich ihn am wenigsten erwartete, weckte schmerzliche Empfindungen in meiner Brust; ich mußte mich sammeln, um zu erwidern: „La illa el Allah Sidi Mohamed ressul Allah," und in Ben Sahara (Europa) kennt man nicht den Propheten; darum habe ich die Meinen verlassen." Diese Erklärung befriedigte sie vollkommen, und namentlich der Scheik schien darüber erfreut. — Mitternacht war herangekommen. Die männlichen Bewohner des Zeltes versammelten sich und verrichteten, gegen Morgen gewendet, ihr Gebet. Das leise Gemurmel wiegte mich in süßen Schlummer und in hoffnungsvollen Träumen empfand ich den Vorgenuß des mir vom Scheik verkündeten Paradieses.

Gegen sechs Uhr Morgens standen die gesattelten Pferde bereit, und wir brachen auf. Nach wenigen Stunden erblickte ich Mascara, die ehemalige Residenz Abd-el-Kaders. In der kleinen Ebene tummelten mehrere Araber, welche zu den regulären Spahis des Emirs gehörten, ihre muthigen Rosse; sie begleiteten uns in die Stadt. Angelangt bei dem von den Franzosen zerstörten Palaste Abd-el-Kaders, welchen jezt der Chalifa als Gerichtshaus benuzt, wurde Sidi Mustapha von unserer Ankunft benachrichtigt. Kurze Zeit hierauf trat der Caid el-Hadi-Bukari aus dem Hause, um mich zu empfangen. Ihn für den Chalifa haltend, stieg ich schnell vom Pferde und eilte ihm entgegen. Das einnehmende, graziöse Aeußere dieses Mannes machte auf mich einen überraschend angenehmen Eindruck, der durch die Feinheit seines Benehmens noch gesteigert wurde. Mit der Sanftheit, welche alle Vornehmen unter diesem Volke besitzen oder affektiren, mit der feinsten Artigkeit, die er von einigen Reisen nach Gibraltar zurückgebracht, und mit einer meisterhaft erkünstelten Herzlichkeit ergriff er meine Hand und hieß mich willkommen. Ich überreichte ihm das Empfehlungsschreiben vom Ulil, und wurde erst jezt meinen Irrthum gewahr. Er führte mich an der Hand vor den Chalifa. Die Eingangsthüre war offen und mit den Chaous besezt, welche Mühe hatten, die versammelte Volksmenge zurückzudrängen. Am Eingange mußte ich meine Stiefeln ablegen, welche auf der Schwelle stehen blieben; als ich sie eine Viertelstunde später suchte, waren sie verschwunden, oder vielmehr gestohlen.

Wir traten in ein Zimmer, welches eher einer Scheuer, als dem Gerichtssaale eines Fürsten glich; der Boden aber war bedeckt mit reichen Teppichen, und der Thür gegenüber, auf einem von weichen Kissen gebildeten Sitze erblickte ich den Chalifa, umgeben von vier Schreibern und einer ziemlich großen Menge von Offizieren. Ueber ihm, in einer mit scharlachrothem Tuche ausgeschlagenen Nische hingen in kostbaren Futteralen seine prächtigen Waffen. Hinter ihm standen mehrere Koffer, welche, wie ich später erfuhr, den Schatz des Chalifa enthalten. Vor ihm brannte Moschus in einem irdenen, urnenförmigen Gefäße.

(Fortsezung folgt.)

Erfindungen.

Mimische Noten. — Ein Franzose, Namens Derrion, hat ein neues System der Mimographie erfunden und Vorlesungen darüber am Pariser Athenäum eröffnet. Er versichert, mittelst seiner mimographischen Noten könne ein Tänzer einen ihm unbekannten Tanz mit allen Details auffassen und demgemäß auf's Vollständigste ausführen lassen, gerade wie der Musiker eine nie gehörte Melodie vom Blatt liest. Der Erfinder sagt: „Da hiedurch ein Mittel an die Hand gegeben ist, die schönsten choregraphischen Compositionen dauernd zu bewahren, so wird sich ein fortwährend wachsender Kunstschatz sammeln, wodurch dieser Kunst zu Theil wird, an was es ihr bis jezt gebrach: historische Verkettung, ein Element nachhaltigen Fortschritts, und ein Zügel gegen die Ausartung des guten Geschmacks im Tanz und in der Pantomime" — Er will in der nächsten Ausstellung dem Publikum zwei Stücke in mimographischer Sprache mittheilen, nämlich einen Tanz von Fanny Elsler und eine mimische Tirade der Demoiselle Rachel. Diesem nach scheint es, daß er nicht nur das Spiel der Füße, sondern alle Gesten auf Noten setzen kann. Eine bedrohliche Erfindung, wenn sie sich bewährt, für einen großen Theil der Schauspieler! Wie wird es, wenn unsere Sängerinnen beim Spiele nicht mehr ihrer eigenen Natur und bequemen Gewöhnung folgen dürfen? wenn es nicht genug ist daß die Drehorgel ihrer Brust mit Meyerbeers, Donizetti's u. s. w. Noten besteckt ist, und sie nun gar die nach Mlle. Grisi oder Mad. Schröder-Devrient mimisch gesezte Rolle mit Hand und Fuß, mit Auge und Mund kopiren und am Ende auf zwei Soufleurs hören müssen? Wir haben noch keinen rechten Begriff davon, was in diesem Systeme der Mimik etwa den genialen Gesangcolaturen entspräche, aber wir freuen uns darauf.

Geheizte Wagen. — Dieser Tage bemerkte man zu Paris Abends verschiedene Wagen, in denen Kugeln angebracht waren, aus welchen von Zeit zu Zeit Lichtbündel

Digitized by Google

führen. Es sind dies Versuche mit einem von Victor Chevalier erfundenen Apparat zur Heizung der Stadtwagen.

Korrespondenz-Nachrichten.

Paris, Januar.

Die Deputirtenkammer.

Politik und Carnevalslustbarkeiten brausen auf eine sonderbare Weise durcheinander. Eine neue Zeitschrift, Revue des Progrès, die in der Einleitung gewaltig über den erbärmlichen Zustand des Volks klagt, sich also als ein neues Organ der demokratischen Partei angibt, beginnt ihre halbwöchentlichen Uebersichten mit folgenden Bemerkungen. „Dies mal kein literarisches Bülletin! Was kümmern uns, o Cas. Delavigne! deine dramatischen Bemühungen um die Popularität? Was geht uns, o Vict. Hugo! dein Ruy-Blas an, ein Lakei, welcher immer Lakei bleibt, und doch der Liebhaber einer Königin und der Minister eines Königs wird? Ihr wollt die Politik in's Drama versetzen, und denkt nicht daran, ihr Herrn, daß sich das Drama der Politik bemächtigt? Kommt, ich will euch auf einer andern Bühne, als der eurigen, Personen zeigen, die belustigender sind als Shakespeare's Falstaff, grotesker als Molière's Mascarille, lächerlicher als Lesage's Turcaret. Eure Stücke kommen mir frostig vor; den Beifall, der euch wird, finde ich jämmerlich. Kommt und begebt euch mit mir in's Palais Bourbon. Vernehmt ihr nicht schon etwas, was dem ersten Donner eines parlamentarischen Sturmes gleicht? Seht alle diese bewegten Köpfe! Was sagt ihr zu diesem galligten, bleichen Antlitze (Guizot), das auf der Rednerbühne erscheint? Es ist nicht ein zum Lord Stafford erhobener Thomas Wentworth, sondern ein zum Th. Wentworth gewordener Lord Stafford. Dieser Mann da war der Minister des Königthums; jetzt ist er das Oberhaupt der Opposition, und wendet die herabsehende, leidenschaftliche Würde, womit er die Macht vertheidigte, als er sie in Händen hatte, dazu an, die in andern Händen befindliche Gewalt anzugreifen. Einige Schritte von ihm, unten an der Rednerbühne, die er zu besteigen im Begriff ist, steht einer von kleiner, schwacher Statur (Thiers); seine Bewegungen verrathen Unruhe und Unbestimmtheit, seine Gesichtszüge verändern sich beständig. Auch er war Minister und will es wieder werden. Ihr sollt sehen, wie er die Kammer mit seinen Geberden beschäftigt, den Raum derselben mit seiner, obwohl erschöpften Stimme füllt und seine gestrigen Freunde — heute seine Feinde — mit den tausend Pfeilen seiner Rede verletzt u. s. w." — Ich führe diese Aeußerungen einer neuen Zeitschrift nur deßwegen an, um zu zeigen, wie auch die Repräsentanten der Nation, welche eine so wichtige Stellung in der jetzigen Verfassung einnehmen, vor den Richterstuhl der Journalistik gezogen werden, und es sich gefallen lassen müssen, mit großer Strenge beurtheilt zu werden. Die kleinen Tageblätter treiben es noch viel ärger; sie haben jedoch wenig Ansehen, und ihre Späße und satirischen Ausfälle haben bei weitem die Wirkung nicht, welche ernste Aufsätze der größern Tageblätter hervorbringen. Um diese Zeit des Jahres, wenn die gesetzgebenden Kammern versammelt sind, hören die literarischen Aufsätze in den Pariser Journalen großentheils auf, die Politik nimmt fast den ganzen Raum ein und die Hauptmitarbeiter sind die Stenographen, deren jedes Blatt mehrere hält. Der Moniteur, welcher bekanntlich die Debatten der Kammern vollständig liefert, hält deren zehn bloß für die Deputirtenkammer, wo die Verhandlungen am wichtigsten sind, und außerdem sechs für die Pairskammer; in der Deputirtenkammer wechseln sie alle fünf Minuten mit einander ab. Der Abtretende setzt seine stenographischen Zeichen in gewöhnliche Schriftzeichen um und schickt das Geschriebene sogleich in die Druckerei. Zuweilen ist der Moniteur drei bis vier Bogen stark. Mancher Redner geht des Nachts in die Druckerei des Moniteurs und verbessert seine aus dem Stegreif gehaltenen Reden. Den Ministern, wenn sie gesprochen haben, werden zu diesem Behufe die Correcturbogen während der Nacht in's Haus geschickt. Es folgt daraus, daß manche gewagte Aeußerung, manches heftige Wort, das im Flusse der Rede entschlüpft ist, sich wohl in andern Blättern, nicht aber im Moniteur wiederfindet, was auch schon zu öffentlichen Bemerkungen in der Deputirtenkammer Anlaß gegeben hat. Für Fremde haben die Debatten, besonders bei wichtigen Gelegenheiten, wie neulich bei Erörterung der Adresse an den König, einen besondern Reiz. Ich kenne einen Engländer, welcher nie versäumt, den Debatten von Anfang bis zu Ende beizuwohnen. „In England," sagt er, „sind die Parlamentsverhandlungen furchtbar langweilig, vorzüglich wenn sie sich bis tief in die Nacht verlängern, und es gehört große Entschlossenheit dazu, um einer ganzen Sitzung beizuwohnen. Aber in Paris haben die Debatten etwas charakteristisch Belustigendes. Es fällt hier immer etwas vor, welches die Aufmerksamkeit rege erhält, und schon das bewegliche, lebhafte Temperament der Versammlung hat für den Engländer, welcher an das Phlegma der Parlamentsversammlungen gewöhnt ist, viel Eigenes. Was ihm unter andern auffällt, ist, daß nach jeder Rede eines großen Staatsmanns die Deputirten aufstehen und sich gruppenweise zusammenstellen, um einander ihre Gedanken und Empfindungen, ihre Bewunderung oder ihre Unzufriedenheit mitzutheilen." Es liegt im Charakter des Franzosen etwas Communicatives, das ihm nicht erlaubt, seine Empfindungen niederzuschlagen oder auch nur anzuhalten; sie müssen auf der Stelle heraus, und er muß Jemand haben, dem er sie mittheilen kann. Zudem hat er nicht die Sitzruhe nördlicher Völker; daher finden lange Sitzungen fast nie statt, es müßten denn sehr wichtige Angelegenheiten im Spiele seyn, und selten gelingt es, die Kammer länger als vier Stunden täglich zusammenzuhalten. Daher dauern auch die Sessionen beinahe ein halbes Jahr, und es gehört ein bedeutendes Vermögen und viele Muße, oder ein Amt mit einem fixen Gehalte dazu, um das halbe Jahr hindurch sich unentgeldlich, zuweilen mit Vernachlässigung seiner eigenen Geschäfte, den Staatsangelegenheiten ganz zu widmen. Freilich hat dieses rührige, geschäftige Leben viel Anziehendes für den, der einmal in dieser politischen Welt sich bewegt, und der Einfluß eines Volksrepräsentanten ist groß, besonders wenn er zu Gunsten der Regierung stimmt. Er erhält alsdann für das Arrondissement, dessen Stellvertreter er ist, eine Schule, eine Garnison, neue und bessere Wege, Vermehrung der Bibliothek, Gemälde und Statuen für das Museum und dergleichen, und wenn er eigennützig ist, Aemter und Ehren für seine Verwandten und für seine eigene Person, womit er nicht selten den Anfang macht.

(Fortsetzung folgt.)

Beilage: Literaturblatt Nr. 17.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

№ 39.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Donnerstag, den 14. Februar 1839.

Je vous vais, en deux mots, dire toute l'affaire:
C'est pour un mariage. —

Racine.
Les plaideurs.

Zwölf neue Stücklein.

Von Wilhelm v. Chézy.

VII.

Der Friedensrichter zum schwarzen Bären.

In der wohnlichen weiten Stube war es warm und hell; die Blumen an den Fenstern, durch welche glänzend der Februarmorgen schien, und der achtmal wiederholte Kukuksruf aus der Ecke erinnerten an den Frühling, obschon die Blumen nur durch Kunst und Fleiß in der Ofenwärme erzogen worden, und die Mahnung an das lustige Pfingstfest von der Uhr mit dem braungerauchten Zifferblatt tönte, welche seit vielen Jahren schon den Gästen des schwarzen Bären an den langen, blankgescheuerten Tafeln von weißem Ahorn die Flüchtigkeit der Zeit in's Gedächtniß zurückzurufen pflegte; draußen aber lag der Schnee, die gefrorene weiße Decke glitzerte blendend im Sonnenschein, die Rollschellen am Kummet der Schlittenpferde klingelten rasch und lustig einher, von Peitschengeknall begleitet, und bald darauf drängte sich eine Gesellschaft durch die Thüre, deren bereifte Bärte und Haare Greise zu verkünden schienen, die sich jedoch alsbald, die Pelzhüllen abwerfend, in rüstige Männer verwandelte, deren Tracht, Ansehen und Bewaffnung die Jäger verrieth. Doch waren es nicht Waidleute in grobem Wollenzeug, wie die rauhe Auvergne sie gewöhnlich hegt, sondern in feinen dichten Biberröcken, mit blanken Knöpfen, deren Gepräg den Kopf des Hauers und die mittelalterliche Umschrift: „à moy Sainct Hubert" zeigte, und die wohlgeformten Doppelflinten trugen Lepages Zeichen; darum stand der Wirth auch von seinem Sorgenstuhl neben dem Ofen auf, fragte, die Gäste begrüßend, nach ihren Befehlen, und übertrug die Sorge ihrer Bedienung nicht der trägen, stumpfen Kellermagd, sondern seiner flinken Tochter, der schlanken Jeanneton.

Hatte die Ankunft der städtischen Jäger in das bescheidene Wirthshaus zum schwarzen Bären ein ungewohntes Treiben gebracht, so fanden auch jene dagegen mehr als einen Anlaß, sich zu verwundern, nicht nur über die behagliche Herberge im wilden Gebirg, oder über die Trefflichkeit des derben, den Umständen angemessenen Frühstucks, sondern über das Ansehen des Hausherrn selbst, der schon an so frühem Morgen in einem langen schwarzen Rock von feinem Tuch sich zeigte; über den runden Bauch spannte sich eine glänzende Weste von dunkelm Seidenstoff, doch nicht ohne die feine weiße Wäsche sehen zu lassen; die strammen Waden umschloß ebenfalls Seide, auf den breiten Schuhen lasteten schwere Silberschnallen und auf dem Tisch lagen neben dem mächtigen

Digitized by Google

Hut von altfränkischer Form weiße Handschuhe und das lange spanische Rohr mit einem Knopf von Topas.

Bald jedoch war es den Gästen kein Räthsel mehr, warum der Mann mit dem spärlichen Greisenhaar und den schwerfälligen Formen zu so früher Stunde seiner Bequemlichkeit sich abgethan. Der Wirth zum schwarzen Bären war Friedensrichter des Bezirkes, der zwar nur aus einem Dorf von etwa dreißig Häusern bestand, welche aber auf zwei Meilen in der Runde zerstreut lagen, und der Tag war bestimmt, die Händel der kleinen Gemeinde für einen ganzen Monat abzumachen.

Und dieser Händel waren nicht wenige, so daß die Fremden sich schier verwundern wollten, wie ein Völklein von armen Hirten, Pechsiedern und Holzhauern so vielerlei zu klagen und zu wehren haben könne; dazu ergötzten sie sich an dem Betragen der Parteien und ihrer Zeugen, die vor und nach Schlichtung ihrer Sache friedlich mit einander tranken, und an dem schlichten Mutterwitz des Richters, der ihnen vorkam, wie Sancho Pansa auf seinem Statthalterthron. — Und da die Jäger eben davon sprachen, bald aufzubrechen, weil sie noch eine halbe Stunde bergauf zu steigen hätten, um den Sammelplatz zu erreichen, entwickelte sich vor dem Richterstuhl ein Auftritt, der die Aufmerksamkeit eines unter ihnen besonders fesselte, so daß er die bereits auf die Achsel genommene Flinte wieder an den Nagel hing und näher hinzutrat, während seine Genossen lachend flüsterten: „Meister Edmond vergißt die Jagd, wo es einen Proceß gibt."

Vor dem Friedensrichter stand ein starknochiger, hagerer Mann, braun von Antlitz, rüstig, trotz der Last seiner sechzig Jahre, und in seinem feinen Sonntagskleid stattlich anzuschauen; neben ihm zwei junge, frische Burschen, straff und aufrecht in ihren kurzen Jacken. Und zu dem Richter sprach der Alte: „Bei mir dient seit zwei Jahren der Sohn des Wirths zum schwarzen Bären, Etienne Hugon mit Namen —" — „Was sagt Ihr mir das?" unterbrach ihn Vater Hugou; „lieber Nachbar Gaillel, kenn' ich etwa nicht meinen Sohn, nicht Euch?" — „Was geht den Herrn Friedensrichter der Bärenwirth an?" fuhr Gaillel fort; „ich will hoffen, daß sie hier zwei verschiedene Personen sind." — Der Richter nikte und der andere sprach weiter: „Vor einiger Zeit geschah es, daß Etienne Hugou, mein Knecht, dem Knecht des Bärenwirths, Fanfan Gaillel, meinem Sohn, im Walde begegnete. Der eine führte einen Wagen mit Scheitern heraus, der andere fuhr leer zu Holz. Und da sie an einander vorbei waren, rief Etienne jenem zu, er verstehe nicht seine Pferde zu leiten und solle erst fahren lernen, bevor er mit Roß und Wagen zu Holz ziehe, worauf Fanfan sein Gespann stehen ließ, zu meinem Knecht hintrat und sich verantwortete. Von derben Redensarten kam es zu Puffen, und da Fanfan stärker ist, als der andere, taumelte, kräftig von jenem zurückgestoßen, dieser an die Rosse hin, deren eines ihn mit den Zähnen fassen wollte, zum Glück aber nur den Kragen der Jacke erreichte, die es in Fetzen ihm vom Leibe riß. Nun verlangt Etienne von mir, ich solle ihm den Schaden ersetzen, den mein Sohn und mein Gaul ihm zugefügt; ich aber behaupte dagegen: Fanfan, als Knecht des Bärenwirths, hat den Schaden im Dienste seines Herrn angerichtet, und daher ist es recht und billig, daß der alte Hugou meinem Diener Ersatz leiste." — „Geht, geht, Gevatter Gaillel, Ihr seyd ein Proceßkrämer; „ich kenn' Euch drauf," sagte Hugou. — „Proceßkrämer hin, Proceßkrämer her. Mußt Ihr Friedensrichter seyn, wenn ihr's nicht versteht?"

Fanfan bat seinen Vater, die Sache ruhen zu lassen. „Ich muß ja doch am Ende den Schaden ersetzen," sagte der Bursche, „und mir gilts gleich, ob ich Euch oder dem Vater Hugou die Auslage vergüte." — „Recht muß Recht bleiben!" tobte der Kläger, durch den Widerspruch erhizt; und der Friedensrichter sprach beschwichtigend: „Seyd nur ruhig, Nachbar, wir wollen die Sache nur einen Augenblick erwägen, und ich denke, wir werden den halsstarrigen Bärenwirth zum Ersatz verurtheilen und in die Kosten verfällen müssen, was mir jedoch mehr für Euch als für ihn leid thut."

Ob dieser Rede erblaßte Jeanneton, die theilnehmend herzugetreten war, und Fanfan kraute sich bedenklich hinter den Ohren; der fremde Jägersmann aber erhob die Stimme. „Da Niemand hier für den Wirth zum Bären spricht," sagte er, „so bitte ich den Herrn Friedensrichter um Erlaubniß, ein paar Bemerkungen vorzutragen." — „Redet, mein Herr," entgegnete Hugou, worauf jener sich in eine stolze Haltung streckte und in feierlichem Tone anhob: „Es ist allerdings ein richtiger Grundsatz unserer weisen Gesetzgebung, die Verantwortlichkeit der Vorgesetzten für ihre Diener vor den bürgerlichen Gerichten festzuhalten und so den alten Spruch: quid quis per alium facit, ipse fecisse putatur, zur Anwendung zu bringen. Wie aber alles seine Grenzen hat, so kann auch dieser Grundsatz nicht unbedingt und überall auf alles ausgedehnt werden, und ist auf den casum quaestionis durchaus nicht anwendbar; denn indem Fanfan das Gespann seines Herrn verließ, so trat er per ipsum factum für den Augenblick aus dem ihm angewiesenen Dienstkreis, um sich zu entfernen, gleichviel, ob zwei Meilen weit, oder nur zwanzig Schritte. Er hatte jedenfalls seine Dienstobliegenheiten verschoben, um seine eigenen Privatgeschäfte zu besorgen, die für diesmal in einer Rauferei bestanden. Auch haben nicht seine ihm anvertauten Pferde den Schaden angerichtet, sondern die Pferde des Gegenparts; ergo nego die Verantwortlichkeit des Brodherrn für etwas, das außer dem

Digitized by Google

Dienst geschehen, und trage darauf an, daß Kläger zum Schadenersatz und in die Kosten verurtheilt werde. Dixi."

Die Jagdgesellschaft sprach unter sich über den Berufseifer des Advokaten, der selbst auf einer Vergnügungsreise nicht ganz unterlassen konnte, das Geschäft zu üben, von dessen Mühen sich zu erholen, er den Sitz des königlichen Gerichtshofs verlassen hatte. Die Landleute standen mit offenem Mund umher; der Richter aber, nachdem er die Gegenpartei gefragt, ob sie noch etwas vorzubringen habe, sprach, und zwar nicht minder feierlich und ernst, als der Anwalt: „Nach Anhörung der Parteien und reiflicher Erwägung der Sache, verurtheilen wir den alten Gaillel, den durch seinen Sohn angerichteten Schaden zu bezahlen und die Kosten der Instanz zu tragen."

Jeanneton klatschte vor Freude in die Hände, Fanfan schnalzte mit der Zunge und den Fingern, die Freunde beglückwünschten Edmond ob des gewonnenen Rechtsstreits, und Gaillel lächelte bittersüß, bis der Richter Stille gebot, weil er noch nicht mit dem Spruch fertig sey, worauf er fortfuhr: „In Anbetracht, daß der Anwalt des beklagten Bärenwirths sich einer Menge unverständlicher lateinischer Redensarten bedient hat, so verfällen wir besagten Anwalt dieser Uebertretung halber in eine Geldstrafe von einem Thaler. Von Rechts wegen."

Die Jagdgesellschaft lachte unbändig, und machte sich unter Scherz und fröhlichem Spott zum Aufbruch bereit; unterdessen hatte Hugou den Richterstuhl verlassen und sagte: „Der heutige Tag hat mich gelehrt, wie leicht ein Streit das zukünftige Glück unserer Kinder stören könnte. Darum, wenn es Euch recht ist, Nachbar Gaillel —" — „Mir ist Alles recht," brummte der, und Jeanneton fiel ihrem Fanfan um den Hals. Der Friedensrichter aber sprach zu dem scheidenden Edmond: „Ich bin Ihnen vielen Dank schuldig, daß Sie mich abgehalten haben, den Bärenwirth voreilig zu verurtheilen; denn so wahr ich lebe, ich hatte in diesem Fall die Verbindung zwischen den Kindern da aufgehoben, und es hätte gewiß eines ganzen Jahres bedurft, mich wieder zu versöhnen. So aber feiern wir heute Abend die Verlobung, und die Herrn sind freundlichst eingeladen. Indessen Waidmannsheil!"

Der deutsche Renegat im Dienste Abd-el-Kaders.

(Fortsetzung.)

Haidsch Mustapha, ungefähr 55 Jahre alt, ist von mittlerer Größe; seine Gesichtszüge sind ziemlich regelmäßig und das dunkle Auge, welches er meist zu Boden senkt, ist voll Feuer und Geist. Seine Kleidung ist, wie die Abd-el-Kaders, äußerst einfach und unterscheidet sich von der der Araber nur durch ihre Feinheit und Weiße. Als ich ihm, der mir von meinen Begleitern ertheilten Instruktionen zufolge, die Hand geküßt, sagte er freundlich: „Setze dich und warte ein wenig." Er ließ einen Dollmetscher holen. Bald hierauf erschien ein Araber, Rais Ali, welcher unter der Regierung des Dey von Algier ein Raubschiff commandirte und mehrere Sprachen mit bewundernswürdiger Gewandheit sprach. Nachdem der Chalifa den Brief des Ukil gelesen, gab er mir die Versicherung, er wolle als Vater an mir handeln. Hierauf ertheilte er Befehl, mir Maß zu einer feinen Kleidung zu nehmen und mir einstweilen eine Offiziersuniform aus dem Magazine zu reichen. Kaum hatte ich letztere angelegt, als der Barbier erschien, um mir nach muselmännischer Sitte den Kopf zu scheeren, und mit dieser Ceremonie war meine Metamorphose als Araber beendigt. — Um eilf Uhr wurde ich zur Tafel gerufen, welche nie gewöhnlich mit Coscus, Hammelfleisch und Rosinen, Reis, Nudeln und Feigen besezt war. Es wurde ebenfalls nach der allgemeinen Sitte mit hölzernen Löffeln gespeist und das Fleisch mit den Händen zerlegt. In einer silbernen Kanne, begleitet von einem blechernen Trinknapf, cirkulirte das Trinkwasser. Der jüngste Bruder Abd-el-Kaders, ein schöner Knabe von 13 bis 14 Jahren, saß oder kauerte vielmehr an meiner Seite. Er überreichte mir mehrmals Knochen, die er halb abgenagt; später erfuhr ich, daß dies ein großer Freundschaftsbeweis ist. Damals, diese knöchernen Freundschaftsbeweise noch nicht verstehend, legte ich die von Sr. Hoheit benagten Sinnbilder der Freundschaft sachte bei Seite. Nach beendigtem Mahle kredenzte ein Neger den Kaffee, ein anderer entfaltete nicht weit vom Richtersitze des Chalifa eine Decke, worauf dieser sein Gebet verrichtete. Die Musik, bestehend aus zwei Trommeln, zwei Pauken und drei Instrumenten, welche einer Clarinette ähnlich sehen, aber einen kreischenden Ton hervorbringen, hatte sich unterdessen dem Eingange gegenüber aufgestellt und begann, nachdem alle Anwesenden ihr Gebet vollendet, ihr monotones, disharmonisches Getöse.

Nach Beendigung dieses schrecklichen Concertes führte man mich auf Befehl des Chalifa in den Marstall, damit ich von den disponibeln Pferden zwei als mein Eigenthum auswählte. Dieser Marstall ist ein mit Mauern umgebener Hof, wo die Pferde, mit den Vorderfußen an eine Leine gebunden, in Reihen stehen. Kaum hatte ich meine Wahl getroffen, als ein Stallknecht die Nachricht überbrachte, daß der Chalifa im Begriffe stehe, nach seinem Hause zu reiten. Schnell wurden unsere Pferde gesattelt, um den Fürsten zu begleiten. Ein prächtig gezäumtes Roß, mit orientalischem Luxus verziert, erwartete vor der Thure des Justizpalastes die Ankunft

Digitized by Google

seines fürstlichen Reiters. Als sich Sidi Mustapha von seinem Sitze erhob, trieben die Chaous mit ihren Knitteln die gaffenden Beduinen bei Seite und der Gebieter bestieg, unterstützt von einem Diener, das herrliche Thier. Ein Haufen versammelter Bettler schrie um ein Almosen, die Knittel der Chaous jedoch brachten sie sehr bald zum Schweigen. Zwei Sklaven griffen in die Steigbügel des Herrn, und langsamen, majestätischen Schrittes ging es fort nach dem Hause des Chalifa.

Hier erwartete ich den Luxus des Orients, und war begierig, die Gattin des Chalifa zu sehen; man hatte mir gesagt, sie sey die Schwester Abd-el-Kaders, und eben so gutherzig, als schön. Ich fand mich in meinen Erwartungen getäuscht. Das Innere des Hauses enthielt nichts als leere Wände, mit Teppichen belegte Boden und einige ziemlich reiche Ottomannen. Der Chalifa stellte mich zwar seiner Frau vor, welche eigenhändig einige Erfrischungen überreichte, sie war jedoch bis an die Augen verschleiert und sprach nur wenig. Nie habe ich sie anders als verschleiert gesehen.

(Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Paris, Januar.

(Fortsetzung.)

Demagogie. Hegesippe Moreau.

Mitten in der Verlegenheit, worein das Abtreten der Minister die Regierung versetzte, trat die Trauer wegen des frühen Todes der jungen Herzogin von Würtemberg ein. Einige Tageblätter, welche in dieser Sache wahrscheinlich die Meinung eines Theils des Publikums aussprechen, verlangen, ohne Rücksicht auf den Schmerz der königlichen Familie, sie solle der offiziellen Trauer ein Ende machen und Hoffeste geben. Freilich lebt der Pariser Gewerbsfleiß großentheils von der Verfertigung des Putzes, welcher in der Carnevalszeit von den Reichen bei den großen, glänzenden Festen angelegt wird. Die Hoffeste, so wie die Feste bei den Ministern und andern großen Beamten und Gesandten setzen eine ungeheure Summe Geldes in Umlauf; jetzt aber steht Alles still, und nur in kleinern Kreisen, so wie an den öffentlichen Belustigungsorten werden Bälle gegeben. Mitunter werden sonderbare Klagen über den ewig unsichern Stand der sogenannten Proletarier laut; und obschon man glauben sollte, die doppelte Revolution habe besonders den Zustand des eigentlichen Volkes verbessert, so ergreifen doch einige Tageblätter, welche vorzüglich das Wohl der unbegüterten Klasse in Frankreich beherzigen, die Gelegenheit mehrerer kleinen Ereignisse, um die Nation zu beschuldigen, daß sie nicht genug auf die Verbesserung des Zustandes der Unbegüterten hinarbeite. So hat Felix Pyat in einem merkwürdigen, wiewohl übertriebenen Aufsatze über den Tod des armen Dichters Hegesippe Moreau die Pariser beschuldigt, sie haben den unglücklichen Jüngling, der so große Anlagen zeigte, beinahe Hungers sterben lassen. „Wenn der kleinste Herzog stürbe," sagt F. Pyat in seinem Autorenzorn, „so würde ihn die halbe Stadt nach St. Denis begleiten. 50.000 Mann begleiteten gestern das Leichenbegängniß eines Grafen, der sich Lobau nannte; ja man hatte sogar Staatsgelder bewilligt, um das Andenken dieses Kriegers zu ehren. Nachdem man den Helden während seines Lebens mit reichlichen Einkünften überhäuft, müssen wir ihn noch mit goldenen Thränen beweinen, ein Budget auf sein Grab legen, die ganze Stadt muß sich um seine Leiche versammeln. Und eben diese Gesellschaft, welche den verstorbenen Grafen Särge von 20.000 Fr. und den künftigen Herzogen Degen von 50.000 Fr. gibt, konnte einem Dichter nicht das tägliche Brod bewilligen! Ehemals, in den alten Freistaaten, würde man solch einen Mann wie einen edlen Baum mit Sorgfalt und Ehren gepflegt, man würde zu ihm gesagt haben: Nun hast du weder Sonne, noch Regen zu fürchten; du hast Nahrung und Ruhestätte; treibe ruhig deine Blüthen und Früchte. Aber heutzutage ist das Prytaneum der Dichter — ein Hospital! Dahin müssen sie zuletzt gelangen; dort müssen wir hineilen, damit sie nicht secirt werden, gerade wie zur Zeit des Dichters Gilbert, obgleich seitdem zwei Revolutionen vorgefallen sind! Spricht diese Thatsache nicht lauter als alle Reden?" — Freilich ist es sehr zu bedauern, daß ein junger, talentvoller Dichter, wie H. Moreau, gegen Mangel zu kämpfen hatte und so frühe in einem öffentlichen Krankenhause sein Leben beschließen mußte; allein hat das Publikum wirklich so große Schuld, als Moreau's Biograph behauptet? ich glaube nicht. Der junge Mann, geboren im Jahr 1810, hatte frühe seine Eltern verloren und wollte in der Hauptstadt sein Heil suchen; manche Gelehrte haben es wirklich hier gefunden, andere aber nicht. Anstatt in seiner Provinz zu bleiben, suchte er sich hier durchzuhelfen, so gut es gehen wollte. Anfangs war er Unterlehrer in einer Erziehungsanstalt, dann Mitarbeiter an einer Zeitschrift für die Jugend, zuletzt Corrector in einer Buchdruckerei; aber Pyat gesteht, daß es mit allen diesen Geschäften schlecht ging, weil der Jüngling seiner Phantasie freien Lauf ließ und nur am Dichten Lust fand; somit mußte er kümmerlich leben, seine kleine Gedichtsammlung Myosotis wurde wenig beachtet und brachte dem Dichter nichts ein. F. Pyat macht es dem Publikum zum Vorwurf, daß es den Dichter nicht besser gewürdigt habe; allein bei einem Publikum, dessen Aufmerksamkeit durch so viele Geistesprodukte des In- und Auslandes in Anspruch genommen wird, ist es ganz gewöhnlich, daß die ersten Versuche eines unbekannten Dichtees, wenn sie nicht schon das unbezweifelte Gepräge des Genies tragen, wenig beachtet werden. Wußte denn der unglückliche Jüngling nicht, daß das Dichten überhaupt keine Erwerbsquelle für die Lebenszeit seyn kann? War kein Freund da, welcher mit seiner Erfahrung den jungen Mann hätte belehren können? Dazu kam, daß Hegesippe Moreau ein Volksdichter im Sinne des berühmten Beranger zu werden strebte; alle seine Dichtungen haben eine demokratische Richtung und Beranger scheint ihm als Vorbild vorgeschwebt zu haben. Für solche Dichter aber hat die Regierung weder Pensionen, noch Auszeichnungen; sie müssen vom Volke selbst belohnt werden. Beranger, seinen Lieblingsdichter, hat es auch nicht verlassen; aber Hegesippe Moreau war noch lange kein Beranger, und sein unreifes Genie bedurfte noch vielfacher Ausbildung. Auch seine Commilitonen, die Dichter, haben erst spät seine Anlagen anerkannt, und ihm erst dann ihre Hülfe angedeihen lassen, als er ihrer nicht mehr bedurfte.

(Schluß folgt.)

Beilage: Kunstblatt Nr. 14.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

№ 40.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Freitag, den 15. Februar 1839.

Was in der heutigen Welt von den Leidenschaften, der Begeisterung, dem Jubel und Zorn des alten Forums übriggeblieben ist, hat sich im Theater concentrirt, und es bringt hier Wirkungen hervor, welche allerdings mit den Massen beider Schauplätze im Verhältniß stehen, die aber für unsere kleinere Welt bedeutend genug sind.

Rousseau.

Zur Geschichte des französischen Theaters vor und während der ersten Revolution.

Die Memoiren, die der ehemalige Schauspieler am Théâtre français, Fleury, hinterlassen, und die vom Theaterdichter Emanuel Lafitte herausgegeben worden sind, haben nach dem übereinstimmenden Urtheile des französischen Publikums eine wesentliche Lücke in der Literatur der innern Geschichte der französischen Gesellschaft während jener merkwürdigen Epoche, wo der Umschwung aller Socialverhältnisse vorbereitet und durchgeführt wurde, ausgefüllt. Das Theater, besonders das Théâtre français war lange Zeit das einzige öffentliche Forum in Frankreich, auf welchem die Volksstimmung sich laut zu erkennen gab; die Schauspieler und ihre Interessen verschmolzen sich, besonders in den lezten Jahrzehnten vor 1789, völlig mit den höchsten Ständen der Gesellschaft; die Gewohnheit des Publikums, dort sich zu versammeln und von dort Eindrücke zu empfangen, gab dem Théâtre français selbst während der Stürme der ausgebrochenen Revolution noch eine hohe, selbst von den Schreckensmännern geachtete Bedeutung, sey es, daß sie selbst es zur Bearbeitung des Volks benuzten, sey es, daß sie später eine dort gegen sie organisirte Reaktion zu bekämpfen hatten — kurz, in der Geschichte desselben spiegeln sich die Bewegungen jener Epoche in ihren verschiedenen Phasen auf eine höchst eigenthümliche und neue Weise ab. Fleury, ein äußerst ausgezeichneter Schauspieler im Fache der höhern Komik, ein geistreicher, witziger Mann, der sich zugleich die feinsten gesellschaftlichen Manieren angeeignet, theilte von 1770 bis 1810 ununterbrochen die Schicksale des Théâtre français; er war der Freund und Vertraute sehr vieler in der Gesellschaft wie in der Literatur hochstehender Männer, er kannte selbst Voltaire noch, und befand sich so in der Lage, vom Standpunkt der Scene und des Theaterfoyers aus jene ganze Epoche überblicken und sie treu schildern zu können; bei weitem treuer und umständlicher, als es in dem bis dahin erschienenen einzigen Werk über das französische Theater während der Revolution von Etienne geschehen war. Es ist auffallend, daß Fleury's Werk, wahrscheinlich weil man es für zu lokal hielt, in Deutschland so wenig beachtet worden. Wir glauben durch Mittheilung einiger Abschnitte den Lesern etwas Angenehmes zu erweisen. — Gleich der erste hat unter Anderm auch ein künstlerisches Interesse, da uns Fleury gleichsam in das Laboratorium eines seine Kunst mit Eifer und Liebe pflegenden Schauspielers blicken läßt.

* * *

Digitized by Google

Friedrich II. auf der französischen Bühne.

Der Bruder des großen Friedrichs, der Prinz Heinrich, war im Jahr 1789 in Paris, und einer seiner Begleiter, ein kurländischer Edelmann, Namens Manteufel, hatte eine Scene aus dem Leben des kürzlich verstorbenen Helden für die französische Bühne bearbeitet, vorzüglich, um die Spöttereien Voltaires im Andenken des französischen Volks zu verwischen. Er wie der Prinz betrachteten die würdige Aufführung dieses Stücks als einen Akt der Pietät wie des Patriotismus. Sie hatten dasselbe der damaligen italienischen Truppe überlassen, die sich nicht allein mit Darstellung italienischer Opern und Dramen abgab, sahen aber bald mit Bedauern, daß es dort in den schlechtesten Händen war. Zufällig stößt der Wagen des Prinzen Heinrich mit dem der berühmten Schauspielerin Contat vom Théâtre français auf dem Pont-neuf zusammen. In Folge eines lebhaften Zankes zwischen den Kutschern erkennt Prinz Heinrich die Contat und schreibt ihr am andern Tage ein Billet, in welchem er sie ersucht, der Probe eines zweiaktigen Stücks im italienischen Theater beizuwohnen. Aus Neugier begibt sie sich hin; dort trifft sie den Verfasser, der ihr auseinandersetzt, wie man eine wichtige Rolle im Stück, statt der Madame Dugazon, einer andern, geringern Schauspielerin anvertraut habe, und wie man sie bitte, nachdem sie das Stück angehört, Madame Dugazon zu versichern, daß die Rolle schön und interessant genug wäre, um von ihr selbst übernommen zu werden.

„Welche Schlachten hat Prinz Heinrich gewonnen?" fragte die Schauspielerin rasch. Der Befragte, erstaunt über diese seltsame Frage, nennt die Entsetzung von Breslau, die Gefechte bei Dresden, den Sieg bei Torgau, die Lorbeeren, die der Prinz bei Collin, Prag und in ganz Böhmen sich erworben. „Nun," erwiderte die Contat, „Breslau und Dresden, Collin und Torgau, Prag und Böhmen, alles das ist nichts gegen die Schlacht, die man der italienischen Truppe liefern müßte, um zu erlangen, was der Prinz wünscht. Eine Rolle einer Schauspielerin nehmen, die sie schon in Händen hat, und sie einer andern aufdringen, die sie zurückgewiesen, das ist recht verwegen, recht tapfer, recht preußisch, aber es ist unmöglich." Betrübt erklärte der Dichter, wie ihm da nichts übrig bleibe, als sein Stück zurückzunehmen. „Nun, wir wollen die Probe mit ansehen," versetzte die Contat, „wer weiß!" Die Probe ging vor sich und die Schauspielerin hörte mit gespannter Aufmerksamkeit zu, äußerte übrigens weder Beifall noch Mißvergnügen. Am Schluß aber wendete sie sich rasch zum Verfasser mit der Frage: „Sie hatten also den großen Friedrich sehr lieb?" Jener antwortete nur mit einer Bewegung der Hand nach dem Herzen und mit dem Gesichtsausdruck des tiefsten Gefühls. „Nun," fuhr sie fort; „ich gehe; sagen Sie Ihrem Componisten Dezède, er solle zu mir in's Théâtre français kommen, und wenn Sie den Prinzen Heinrich sehen, so sagen Sie ihm, Seine Hoheit werde zufrieden seyn."

(Fortsetzung folgt.)

Der deutsche Renegat im Dienste Abd-el-Kaders.

(Fortsetzung.)

Nachdem Mustapha in seinem Hause einer kurzen Ruhe genossen, stiegen wir wieder zu Pferde, um nach dem Justizpalaste zurückzukehren, wo sich die Scenen des Vormittags erneuerten. Die ersten Tage ergötzten mich die vorgebrachten Streitsachen der Beduinen und die merkwürdig kurze Art und Weise der Gerechtigkeitspflege. Wenn sich ein Kläger durch die Menge bis an die Thüre hindurchgearbeitet hat und von den Chaous eingelassen worden ist, so erhebt er den Zeigefinger der rechten Hand und spricht die gewöhnliche Glaubensformel. Diese muß er oft drei- bis viermal wiederholen, bevor der Richter das Wörtchen „kul" (sprich) hören läßt. Ist der Kläger ein Beduine aus der niedern Klasse, so halten ihn zwei Chaous bei den Schultern, um ihn in der Hitze seiner Explikationen am Vordringen zu hindern. Der Richter hört mit unerschütterlicher Geduld die oft sehr langen, mit Gesten begleiteten Angaben der Parteien und Zeugen, und entscheidet nach kurzer Ueberlegung mit der Bestimmtheit eines Mannes, dem Niemand widersprechen darf. Die Strafen, Gefängniß, Bastonade oder Stockprügel, werden sogleich an dem Verurtheilten vollzogen, und Keiner wagt es, zu murren oder zu appelliren. Nie habe ich die Bastonade und nur acht- bis zehnmal Stockprügel geben sehen. Beim Militär ist erstere gänzlich abgeschafft. Der zu Stockprügeln Verurtheilte wird von den Chaous ergriffen und an einem etwas entlegenen Orte — in Mascara im Hinterhofe des Gerichtshauses — auf den Bauch geworfen, worauf ihn ein Mann im Genick, ein Anderer an den Füßen festhält, und zwei Chaous verrichten nun abwechselnd ihre Funktion. Achtzehnhundert Stockschläge sind das Maximum, und sie werden gewöhnlich in einem Zeitraum von drei Tagen in neun Rationen ertheilt. Diese Strafe zieht in der Regel den Tod nach sich, wenn der Verurtheilte nicht die Chaous und die, welche ihn halten, zu Freunden hat, so daß die Ersteren nicht stark schlagen und Letztere seinen Bernus straff anspannen, wodurch die Kraft des Schlags

Digitized by Google

bedeutend gebrochen wird. Hat der Richter die Anzahl der Schläge nicht bestimmt, so handeln die Chaous nach ihrem Gutdünken.

Die Juden sind noch härtern Strafen unterworfen, als die Muselmänner, und dennoch lassen sie sich häufig genug durch ihre Habsucht verführen, die Hand nach fremdem Gute auszustrecken. Ich hatte Gelegenheit, einen Israeliten in Mascara für die Entwendung eines seidenen Tuches züchtigen zu sehen. Der Maure, in dessen Bude er das Tuch gestohlen, führte ihn an einer Leine, die er ihm um den Hals geschlungen, vor den Caid. Ein ungeheurer Schwarm von Kindern folgte dem Delinquenten mit wildem Freudengeschrei. Alle, die dem Zuge begegneten, spieen, nachdem sie den Grund der Festnehmung erfahren, dem Juden in's Gesicht und warfen ihn mit Koth und Unrath. Der Caid verurtheilte ihn zu zweihundert Schlägen auf die Fußsohlen. Als sich der Gestrafte erhob und vor Schmerz nicht auftreten konnte, legte ihm der Kläger die Leine um den Hals, zwei Andere ergriffen ihn bei den Händen und so schleiften sie den Unglücklichen unter Jauchzen und Frohlocken nach dem Theile der Stadt hin, woher sie gekommen waren. — Am liebsten erkennt der Richter Geldstrafen zu. Selbst eine Mordthat kann mit Geld bezahlt werden, indem man dem Richter und den Verwandten des Ermordeten eine gewisse Summe entrichtet, um deren Betrag sich beide Parteien oft heftig streiten.

Der merkwürdigste Tag, den ich in Mascara erlebte, war der erste des Festes Caid Kebir, welches drei Tage gefeiert wird. — Gegen drei Uhr Nachmittags versammelte sich eine zahlreiche Volksmenge vor dem Justizpalaste, um die üblichen Geschenke zu empfangen. Der Chalifa vertheilte eine beträchtliche Anzahl Schafe unter seine Anhänger und übergab 2 — 300 Franks in kleinen Münzen Sidi Sidham, dem Finanzminister, um sie unter die Armen zu vertheilen. Diese wurden auf dem Platze zusammengetrieben; als aber die Vertheilung anfing, wollte immer einer schneller wie der Andere seine Gabe empfangen, aus Furcht, für die Lezten möchte nichts übrig bleiben; dadurch entstand ein wildes Gedränge unter der mit erbärmlichen Lumpen bedeckten Masse. Zuweilen bildete sich ein dichter Knäuel um die Chaous, welche sich mit den Knitteln Luft machen mußten, so daß Greise, Kinder und Weiber im bunten Gemisch sich blutend auf der Straße herumwälzten. Diese Scenen, die jedes europäische Herz empören mußten, erregten bei den Umstehenden ein wildes Freudengeschrei.

Des andern Tages Morgens um vier Uhr stiegen alle Männer, mit ihren Gewehren bewaffnet, zu Pferde und versammelten sich vor dem Justizpalaste, um den Chalifa abzuholen. Sobald sich dieser an die Spitze seiner Reiter gestellt, ging es im feierlichen Zuge hinaus in die Ebene. Hier entwickelten die Araber in einem oft erneuerten Wettrennen ihre bekannten Reiterkunste. In der Nähe Mustaphas angelangt, feuerten sie ihre Gewehre ab; einige ritten dicht an ihn heran, warfen ihr Roß auf die Knie und bezeugten dadurch dem Gebieter ihre Ehrfurcht. Das Echo der Berge umher verdoppelte das Geschrei der freudeberauschten Araber; aber ein noch wilderes Jauchzen erwartete uns beim Rückzuge in die Stadt. Alle Frauen in Mascara hatten sich auf den Terrassen versammelt und aus der Ferne den kriegerischen Spielen der Männer zugeschaut. Als wir am Thore anlangten, ließen diese Schönen ihre Tücher im Winde flattern und empfingen uns mit wildem Geschrei. Im stolzen Paradegalopp sprengten wir in die Stadt und durchritten alle Straßen derselben unter immerwährendem Losfeuern der Gewehre und einem betäubenden Geschrei. Nachdem die Reiter ihre lezten Patronen vor dem Justizpalaste verschossen hatten, begaben wir uns in die Wohnung des Chalifen, wo ein großes Mahl die Gäste erwartete. Die Tafel war mit ganzen gebratenen Schafen, Coseus, Geflügel aller Art, Reis und Nudeln, Honigkuchen und allerlei Früchten reichlich versehen. Die abgetragenen Schüsseln wanderten von Hand zu Hand, bis zu den vor dem Hause versammelten Armen. Nach eingenommenem Mahle und Verrichtung des Gebetes beschenkte Haidsch Mustapha die neuerwählten Caids mit rothen Burnussen, reich mit Gold gestickt. — Die nämlichen Scenen wiederholten sich an den folgenden Tagen des Festes.

Den größten Theil der Zeit verlebte ich abwechselnd in Kaffeehäusern, auf dem Rathhause, in der Wohnung Mustapha's oder bei einigen Bais meiner Bekanntschaft. Bei Lezteren hatte ich Gelegenheit, die vornehmen Frauen bei ihrem innern Treiben zu beobachten. Ich bemerkte oft ausgezeichnete Schönheiten. Ein weißer, sehr zarter Teint, große, schwarze Augen voll Feuer und Leben, ein langes, glänzendes Haar, herrliche Zähne, niedliche Hände und Füße, verbunden mit dem vortheilhaftesten Wuchse, bestachen oft meine Sinne; aber der gänzliche Mangel an Bildung und feinen Sitten macht auf den gebildeten Mann den unangenehmsten Eindruck. Es ist schwierig, in die innern Gemächer der reichen Muselmänner Zutritt zu erlangen; nur einem Freunde zeigen sie ihre Weiber entschleiert. Um in ein Haus zu treten, muß man die Erlaubniß des Hausherrn haben; wenn die Frauen während seiner Abwesenheit einem Fremden den Zutritt gestatteten, so würden sie sich der Gefahr aussetzen, durch den Yatagan ihres Gemahls den Kopf zu verlieren. Die ärmere Klasse der Stadtbewohner ist gezwungen, den Weibern größere Freiheit einzuräumen, indem sie nicht die Mittel besitzen, dieselben in abgesonderten Zimmern den Augen der Fremden zu entziehen

Digitized by Google

und ihnen Sklavinnen zu halten, welche die Männer in vornehmen Häusern bedienen. Die reicheren Frauen lieben über Alles die Bequemlichkeit und Ruhe. Auf einer Ottomanne nachläßig ausgestreckt, oder die Füße nach der Sitte der Männer übereinandergeschlagen, rauchen sie eine Art Tabak, welcher sehr leicht und wohlriechend ist. Eines der angenehmsten Geschenke, welches man ihnen machen kann, besteht in einem Strauß vergoldeter Blumen, in Ringen oder Ohrgehängen. Unter allen Wohlgerüchen lieben sie den Moschus am meisten; daher findet man auch fast in allen Maurenwohnungen die Luft von diesem Geruche überschwängert.

Nachdem ich einen Monat ziemlich angenehm in Mascara verlebt hatte, empfing Haidsch Mustapha von Abd-el-Kader die Ordre, mich unter Bedeckung nach Tlemcen zu senden.

Meine Eskorte bestand aus zwölf Kanoniren, welche eine alte spanische Kanone von ohngefähr achtzehn Kaliber Länge und verschiedene Munitionsgegenstände von Mascara nach Tlemcen transportirten. Beim Abschiede wiederholte Mustapha sein gegebenes Versprechen, mich stets als seinen Sohn zu betrachten. „Und sollte es dir da unten," fügte er mit väterlicher Herzlichkeit hinzu, „nicht wohl gehen, so schreibe nur an mich, ich werde dich zurückkommen lassen."

(Schluß des ersten Briefs.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Paris, Januar.

(Schluß.)

Daguerre. Bälle und Opern.

Vielleicht ist ein großes Genie in Hegesippe Moreau untergegangen; vielleicht hätte er Wichtiges geleistet, wenn er sich in einer so vortheilhaften Lage wie Lamartine, Delavigne, V. Hugo befunden hätte. Dies sind jedoch nur Muthmaßungen. Das einzige Gewisse ist, daß er sich zu keiner Beschäftigung als zum Dichten berufen glaubte, und daß dieser Wahn ihm den Tod gebracht hat. Wie mancher Jüngling in dieser großen Hauptstadt ist bereits durch einen ähnlichen Wahn untergegangen! — Unter die Männer, welche im gegenwärtigen Augenblicke die Aufmerksamkeit des Publikums durch ihren Erfindungsgeist fesseln, gehört vorzüglich Daguerre, welcher mit Bouton das Diorama hier eingeführt hat. Wie so häufig geschieht, haben sich die beiden ehemaligen Freunde und Associés im Verdruß getrennt; Bouton ist nach England gegangen, um dort ein Diorama einzurichten; Daguerre hat sich das Pariser Diorama vorbehalten. Dabei ist der Mann aber nicht stehen geblieben: in Folge vielfacher Versuche über die Wirkungen und Erscheinungen des Lichts hat er eine der wichtigsten, oder doch auffallendsten Entdeckungen unserer Zeit gemacht, die im gegenwärtigen Augenblick wahrscheinlich bereits ganz Europa beschäftigt. * — Die große Pariser Welt belustigt sich, als ob sie ohne Minister fertig werden könnte, und als ob kein Streit zwischen Belgien und Holland die Diplomatie höchst ernstlich beschäftigte. Bälle, neue Schauspiele und Concerte folgen Schlag auf Schlag. Die große Oper hat ihre samstägigen Nachtbälle und das Musikconservatorium seine sonntägigen Morgenconcerte begonnen. Berlioz hat seinen Benvenuto Cellini bedeutend abgekürzt, um ihn den Operndiebhabern genießbarer zu machen, und dabei verfahren, wie die Schiffleute im Sturm, welche, um nicht unterzugehen, einen Theil der Ladung über Bord werfen. Auf den Opernbällen leitet Jullien, ein anderer Musard, das Tanzorchester, und die Opernanzeigen in den Tageblättern rühmen die neuen Quadrillen, welche der Mann erfindet und sezt, oder aus beliebten neuen Opern herausklaubt. In einer Stadt, wo die Contretänze eine so große Rolle spielen, und wo mehrere Tonsezer sich mit dem Verfertigen der Musik dazu einen gewissen Ruf erwerben, ist es gar nicht zu verwundern, daß ein Journal des Contredanses bestehen kann. Gibt es doch ein Journal des Huissiers, ein Journal des contributions indirectes, ein Journal des Tailleurs, kurz, ich glaube nicht, daß es hier einen Gewerbzweig gibt, der nicht mit einem Journal versehen ist. Die Oper verläßt sich jedoch nicht auf Jullien und sein 120 Mann starkes Orchester: sie hat eigens für ihre Bälle ihre spanischen Tänzer, die sie an den Opern- und Balletabenden nicht auftreten läßt; wahrscheinlich hält sie dieselben nicht für würdig, neben den Meistern und Meisterinnen des Operntanzes zu erscheinen; aber mit einem Balle nimmt man es nicht so genau, und hier sind Cachucha und Bolero an ihrem Platze. Das neue Theater Renaissance sucht ebenfalls ein großes Publikum für seine Bälle zu gewinnen, und scheut sich nicht, tüchtige Puffs in die Zeitungen einrücken zu lassen. So wurde nach dem lezten Balle angekündigt, die Leute haben sich in solcher Menge hinzugedrängt, daß um drei Uhr Morgens der lange Schweif noch nicht ganz im Saale gewesen sey. Auch andere Theater rühmen den großen Zulauf, den ihre Bälle haben; doch hat keines, so viel ich weiß, ärger gelogen, als jenes neue Theater, das freilich wohl nöthig hat, zu großen Mitteln seine Zuflucht zu nehmen, um sich halten zu können. Scribe hat nun den Text einer neuen Oper, Regine, auf die Bühne gebracht, und sich diesmal mit dem leicht von der Hand weg componirenden Adam verbunden, dessen Glück dem auf seinen Lorbeern etwas ausruhenden Auber wohl schlaflose Nächte verursachen mag, zumal Donizetti mit seiner Musik des Elisir d'amore, welche Oper bekanntlich denselben Stoff behandelt, wie der Scribe'sche und Auberſche Philtre, in der italienischen Oper vielen Beifall findet. Man sehnte sich lange nach einer neuen Opera buffa; diesem Bedürfnisse hilft die neue Oper vor der Hand ab. Theaterkritiker in den Tageblättern theilen jedoch ihr Lob zwischen Auber und Donizetti, und meinen, Ersterer verdiene im ersten, Lezterer aber im zweiten Aufzuge seiner Oper den Vorzug. Dg.

* Die Notizen unsers Korrespondenten über Daguerre's Entdeckung haben wir bereits in Nr. 55 mitgetheilt. A. d. Red.

Beilage: Literaturblatt Nr. 18.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

№ 41.

Morgenblatt

für

gebildete Leſer.

Sonnabend, den 16. Februar 1839.

He, like a hungry lion, did commence
Rough deeds of rage and stern impatience.

Shakespeare.

König Roger.

Auf ſeinem Lager ruht in Schweigen
Das dunkle Meer von Hadria,
Es ruhen, müde von dem Reigen
Des Tags, die Wogen fern und nah.
Nach allen Buchten in der Runde
Flieht Schiff und Gondel ahnungsvoll
Vor ihm, der wüthet auf dem Grunde,
Des nahen Sturmes tiefem Groll.

Der König ſizt im Marmorſaale;
Im waffenrauſchenden Palaſt
Iſt's ſtill, beim abendlichen Mahle
Nur ſteinern Schweigen jezt ſein Gaſt.
Es raſtet in den düſtern Hallen,
Das, lang von Schlacht und Sieg genährt,
Ein Blizſtrahl flammte über allen,
Wie müde des Erobrers Schwert.

Schlaff hängen von dem Stuhl die Glieder,
Er rührt ſich nicht, er ſpricht kein Wort,
Geſchloſſen ſind die Augenlieder,
Und ſcheue fliehn die Diener fort.

Iſt er mit ihr dahingeſchieden,
Die ſeiner Siege Leuchte war?
Das ſchönſte Weib des ſchönen Süden
Liegt vor ihm auf der Todtenbahr.

Die Fahnen der gebrochnen Reiche,
Von dreißig Schlachten die Trophä'n,
Sie können ſchmücken ihre Leiche,
Doch nimmer ihren Thron erhöhn.
Die Welt mit allen ihren Gaben,
Was kann ſie ohne ſie ihm ſeyn?
Er hat lebendig ſich begraben,
Mit ihr und ſeinem Gram allein.

Und plözlich Städte, Schlöſſer, Marken
Durchfliegt's: „Todt iſt der König, todt!"
Die Feigen werden ſchnell zu Starken,
Frei ſind ſie, todt iſt der Deſpot.
Fortrauſcht — der Damm ſtürzt der Gedanken —
Des Jubels Fluth, des Wunſches Haſt;
Sie überbraust das Zweifeln, Schwanken,
Schlägt brandend an an den Palaſt;

Rauſcht auf an ſeines Grabes Wänden,
Er hört's, er lauſcht, er hebet ſich,
Das Schwert ein Blitz in ſeinen Händen,
Ein Held, ein Dämon, fürchterlich.

Digitized by Google

„Todt, schreit ihr, todt! Bin ich's, ihr Götter?"
Er tritt hervor, er ruft sein Heer,
Er stürzt, er schlägt, er malmt: das Wetter
Bricht los, von Tod und Flammen schwer.

Er steht auf seinem Siegeswagen,
Ein Donnergott, und schaut umher,
Das weite Land, Ein Wehellagen,
Ein großes Blut- und Feuermeer.
„So hätt' ich, spricht er, denn gegeben,
Wohl wünscht ihr nicht, daß ich's erneur',
Ein Zeichen euch von meinem Leben,
Dir, Todte, eine Leichenfei'r!"

Wilhelm Zimmermann.

Friedrich II. auf der französischen Bühne.

(Fortsetzung.)

Das vom Prinzen Heinrich protegirte Stück hatte die große Schauspielerin auf's Höchste frappirt. Mit dem ihr eigenen Scharfblick und richtigen Takt sah sie ein, daß die Rolle des großen Königs ein wahrer Fund für einen Schauspieler war; sie dachte dabei an mich, beschloß, das Stück dem Théâtre français zuzuwenden und die Rolle, welche die Dugazon zurückgewiesen, selbst zu übernehmen. So war endlich einer jener theatralischen Glückswürfe, die im Leben eines Schauspielers so selten vorkommen, auf mich gefallen. Ich sollte eine der bedeutendsten Rollen, einen ganz originellen Charakter spielen, einen Mann darstellen, auf welchen ganz Europa bis zum letzten Augenblicke die Augen gerichtet, und der eben erst seine große, merkwürdige Laufbahn vollendet. Nichts ist so vortheilhaft auf dem Theater, als einen historischen Namen von ganz frischem Datum zu führen; wenn man nur einigermaßen an sein Muster erinnert, bringt einen jeder Zuschauer, ohne daß er sich davon Rechenschaft gibt, in die innigste Verbindung mit der hohen Person, die man darstellt; man läßt den Mann zauberhaft wieder auferstehen, und Jedermann weiß einem Dank dafür. Wenn da der Schauspieler im Stande ist, eine starke Illusion hervorzubringen, so ist sein Ruf von Stunde an fest gegründet. Ich sah das Alles ein, und man glaubt mir gern, wenn ich erzähle, was ich Alles aufwandte und versuchte, um Friedrich II. würdig darzustellen.

Das Stück, welches les deux pages hieß, wurde ungefähr drei Monate vor den Osterferien angenommen, und sogleich ging ich daran, mich mit allen Hulfsmitteln zu umgeben, die nur aufzutreiben waren. Ich lief überall umher, ich befragte Jedermann; vor allen gab mir der Verfasser selbst eine Menge Notizen, andere kamen mir von Saint Fal, einem Offizier aus dem Gefolge des Prinzen Heinrich, der lange Zeit in Preußen und in der Umgebung des Philosophen von Sans-Souci gewesen; ich kaufte mir Bücher; ich erhielt durch Vermittlung Saint Fal's ein Porträt Friedrichs, gemalt von Ramberg, und im Besitz dieses Materials zeichnete ich mir meinen Operationsplan vor. Vor allen Dingen hieß mein Zimmer Potsdam, und ich beschloß, in demselben drei Monat lang mit dem Gedanken, ich sey Friedrich II., aufzustehen und meine Mahlzeiten zu halten. Um mich recht davon zu durchdringen, zog ich jeden Morgen Friedrichs vollständiges Costüm an. So wie ich aufgestanden, setzte ich mich an meine Toilette, stellte das Rambergsche Porträt auf ein Pult, und suchte mit Hülfe von Farbstiften, schwarz, weiß, roth, blau, gelb, mich dem Porträt ähnlich zu machen; ich sagte mir, wenn es Mademoiselle Guimard gelungen war, vermittelst der Malerei sich so lange im Alter von zwanzig Jahren zu erhalten,* so müsse diese Kunst mir noch wirksamer dienen, da ich mich ja nicht jünger, sondern älter machen wollte. Aber wiewohl mein Gesicht, das nie sehr voll war, mir dies Studium sehr erleichterte, so wollten doch lange Zeit die ähnlichen Züge nicht kommen. Indeß, da dies mein erster Versuch war, mir eine Palette zu bilden, verzweifelte ich nicht, wischte aus, fing von vorne an und wartete, bis meine Hand geübter und mein Blick sicherer würde. Weit zufriedener war ich gleich Anfangs mit meiner Uniform, mit meinem Hut und meinen Stiefeln; alles das gewöhnte sich an mich und schmiegte sich allen meinen Bewegungen an. Ich hatte die Erfahrung gemacht, wie sehr neue Kleider der Sicherheit der Geberden Eintrag thun. Soll das Kleid ein wesentlicher, integrirender Theil des Individuums seyn, so muß es nach den körperlichen Gewohnheiten sich geformt haben, es muß aussehen, als sey man darin geboren; es ist dann eine Art äußerer Haut, die allen Bewegungen gehorcht oder dieselben noch andeutet, wenn

---

* Fleury erzählt anderswo in seinem Werke, durch welches Mittel sich die bekannte Schauspielerin Guimard bis in ein bedeutendes Alter das Ansehen einer zwanzigjährigen erhalten. Sie hatte an ihrem jugendlichen Porträt auf's Sorgfältigste die Farbennüancen studirt und copirte es täglich mit der Schminke. Mit vorrückendem Alter wurde natürlich ihre Palette immer reicher, ihre Hand immer sicherer, und in ihrem fünfzigsten Jahre, und später noch, verfuhr sie so: sie setzte jeden Morgen einen Spiegel auf die eine, ihr Porträt auf die andere Seite ihrer Toilette, und legte den Pinsel nicht eher nieder, als bis sie die Aehnlichkeit vollkommen herausgebracht und ihr zwanzigjähriges Gesicht auf das fünfzigjährige übergetragen hatte.

Digitized by Google

man sich auch wieder in Ruhe befindet; ja das Kleid wird das Alter, den Stand einer Person bezeichnen und an einem Greise gewissermaßen Runzeln tragen. Auf der Bühne soll jede Falte eines Kleides eine allgemeine Physiognomie mit ihren Nüancen haben; nie darf es steif seyn, nie das Aussehen haben, als komme es eben erst aus den Händen des Schneiders; dieses Sonntagsaussehen lasse man den Weltleuten; auf dem Theater müssen selbst die Manschetten etwas beweisen, und wie könnten sie die Intention einer Geberde verrathen, wenn sie noch die Spuren des Biegeleisens an sich trügen?

Unterdessen hatten die Proben begonnen, und mein verteufeltes Gesicht wollte immer noch nicht kommen. Ich mochte Niemanden in mein Vertrauen ziehen. Ein Maler hätte mir helfen können; aber er hätte ohne Zweifel von meinen vergeblichen Versuchen, von den Schwierigkeiten, die ich zu überwinden hatte, geplaudert, und bei jeder Kunst muß man so viel möglich zu vermeiden suchen, daß man, bevor der Erfolg entschieden ist, Fremde das Räderwerk der Maschine erblicken lasse. Ich quälte mich ab, ein Mittel zu finden, das mich an mein Ziel brächte, als ein glücklicher Gedanke mich rettete; ich weiß nicht, ob er Jedermann glücken würde, aber ich gebe ihn so, wie er bei mir anschlug.

Ich stieß einmal mit einem Freunde auf eine jener Gemäldeausstellungen unter freiem Himmel. Bei den Bildern, die mich nicht interessirten, ging ich schnell vorüber und blieb nur vor denen stehen, die mir gefielen. Ueber eine halbe Stunde hatte ich das gethan, als ich bemerkte, daß eine Menge Leute mir folgten und sich um mich drängten; ich meinte, man habe mich als ein Mitglied der Comédie française erkannt, und zog meinen Freund mit fort. „Sie sind selbst daran Schuld," sagte dieser, und er erzählte mir, wie bei jedem Bilde meine Züge sprechend Vergnügen oder Mißbilligung ausgedrückt; vor einem heroischen Gegenstand habe ich stolz den Kopf erhoben, bei einem melancholischen dagegen ihn gesenkt; wenn ich einen Menschen im Zorn erblickt, habe mein Auge geglänzt, wenn einen gedemüthigten, habe ich die Achseln gezuckt. „Sie sprachen nicht," fuhr er fort, „aber Sie schienen der Spiegel von allem, was Eindruck auf Sie machte, und Sie begreifen, daß dies manchmal ergötzlich wurde." Ich wurde von dieser Bemerkung betroffen, dachte darüber nach und bestärkte mich in der Idee, wie sehr unsere Züge sich mit einem uns ergreifenden Gegenstande in Harmonie setzen, und wie sehr man in der That der Spiegel von Dingen ist, die einen aufregen. Ich meinte daher, wenn ich mich in die Gemüthsstimmung setzen könnte, welche bei Friedrich II. die herrschende seyn mußte, würde es mir gelingen, meiner Physiognomie etwas von der des großen Mannes zu geben. Von Stunde an dachte ich daher an nichts als an Belagerungen und Schlachten, verhandelte mit meinen Generalen, commandirte meine Schwadronen, ließ die Infanterie vorrücken, stellte die Artillerie auf die Anhöhen, ließ die Reiter einhauen, die feindlichen Schlachtlinien durchbrechen, zog den Degen, predigte den Soldaten Muth ein, und jauchzte mit ihnen über den Sieg.

(Fortsetzung folgt.)

Moden.

Der Fasching gibt im gegenwärtigen Augenblick den Moden zum vollen Putz noch mehr Ausbreitung und Bedeutung, als gewöhnlich. Dabei hat man auf den Maskenbällen manche Gelegenheit, die jetzige weibliche Staatstracht mit denjenigen ältern Costümen zu vergleichen, welche ihr mehr oder weniger als Vorbilder gedient haben. Soll einem hiebei die Uebereinstimmung, wie die Abweichung klar entgegentreten, so müssen freilich die Trachten des vorigen und vorvorigen Jahrhunderts so gut copirt seyn, wie wir es vor Kurzem an einigen Masken in einer deutschen Stadt bemerkt haben. Aber äußerst selten erlaubt sich eine Dame, welche eine solche Verkleidung wählt, das Ganze durch die Puderfrisur consequent abzuschließen, und allerdings fände man vielleicht kaum einen Friseur, der einen Aufsatz mit Puder kunstgerecht herzustellen verstände. Dieser Anachronismus macht die urgroßmütterliche Hülle der modernsten noch ähnlicher, als sie in Wirklichkeit ist; sieht man näher zu, so bemerkt man eine Menge das beiderseitige Zeitalter bezeichnender Abweichungen, wie sich ja auch jeder Satz und jeder Vers aus dem nächsten besten neuen Buche von einem Bruchstück unserer Literatur zu Gellerts Zeit merkbar und charakteristisch unterscheidet. — Wie wir kürzlich bemerkt (Nr. 55), macht die gegenwärtige Ballracht vor Allem den Eindruck der Pracht und des anspruchsvollen Luxus, und sie scheint dadurch vorweg dem ästhetischen Urtheil die Competenz absprechen zu wollen. Die Kleider von glacirtem Atlas oder Damast und façonnirtem Sammt mit großen, kostbaren Spitzenbesätzen, dazwischen Bouquets von Sammtblumen; der Leib vorne meist in eine Spitze auslaufend; an diesem Schnepp, wie auf den Schultern und an den Ermeln Spitzenrosetten unter Atlasschleifen; die Ermel fast immer kurz, in eine Spitzenglocke auslaufend. — Der Luxus ist so sehr Mode geworden, daß er die Kleider von Tülle und Gaze, deren ganzes Verdienst in ihrer Leichtigkeit besteht, sogar aus den Reihen der Tänzerinnen zu vertreiben droht. Die Mode will jetzt, daß man in Sammt und Atlas tanzt, im ganzen schweren Apparat, der sonst nur die Wände eines Ballsaals mit sitzenden und zuschauenden Figuren tapezirte. — Hier ist gleich eines andern vornehmen Raffinements Erwähnung zu thun, das in Kreisen, wo es etwa nur simulirt würde, die Summe der Modelhorheiten um einen köstlichen Zug vermehrte. Nach ein paar Tanztouren sind Handschuhe und Atlasschuhe um ihre erste jungfräuliche Frische; die Tänzerinnen treten daher jetzt von Zeit zu Zeit ab, um sich mit neuen Kleidungsstücken der Art zu versehen. Man gedenkt dabei der Sitte guter Häuser, die Bestecke immer wechseln zu lassen, oder auch der Gecken mit starkem Bartwuchs, welche um Mitternacht den Ballsaal verlassen und sich den Händen des vorher bestellten

Digitized by Google

Barbiers überantworten. In Ländern, wo der Contretanz vorherrscht, mag durch jenes Manöver der Zweck so ziemlich erreicht werden, so daß der Ball, nach dem Ausdruck einer französischen Berichterstatterin, „avec les mêmes femmes, a l'air d'en avoir toujours de nouvelles.“ Aber da, wo Walzer und Galopp die Hauptrollen spielen, kommen nicht nur die Fuß- und Fingerspitzen der Damen mit färbenden und „flés trissirenden“ Gegenständen in Berührung; hier läßt der Handschuh und Ermel des Tänzers an gewissen Partieen Spuren zurück, merkbarer und entschiedener, als die verschwommenen Streifen, welche auf Daguerre's Tafeln andeuten, daß im Moment der Abbildung ein Vogel vorübergeflogen ist. In diesen Fällen wäre eine weit radikalere Erneuerung der Toilette erforderlich, und es thäte Noth, daß man je nach ein paar Trachten nicht nur Teller und Besteck, sondern auch das Tischtuch wechselte.

Wie sich die Spitzen überall eingedrängt haben, wo dieses luftige Gewebe schicklicherweise Platz findet, so werden auch nun ihretwillen sehr stark Hauben getragen, von weißen und schwarzen Spitzen, mit dem mannigfachsten Beiwerk an den Schläfen, Blumen aller Art, Juwelen, mächtigen Sammtrosetten ꝛc. Die modernsten Hüte sind von schwarzem, gelbem, grünem, grauem Sammt, mit schwarzen Spitzen besetzt. Die vornehmsten Zeuge zu Negligékleidern sind bunter Taffet, Wollmousseline, türkische Mousseline. Die Shawls spielen dabei noch immer eine große Rolle: man sieht welche von schwarzem Kaschemir mit abstechend gefütterter Kapuze, von damascirtem Sammt, von Plüsche mit Kaschemirfransen, von weißem Kaschemir mit einer Goldborte und Kaschemirfranse.

In der männlichen Tracht hat sich nichts verändert: immer noch die enganliegenden schwarzen Beinkleider, die Weste von Sammt oder Atlas mit Metallknöpfen. Die Haare werden immer noch rings um den Kopf in Locken geschlagen, nur läßt man sie nicht mehr bis auf die Schultern niederfallen; der Bart wird à la Franz I. gestuzt. Es versteht sich, daß die Hand nach wie vor in den gelben Handschuh gezwängt wird. Dieser gelbe Handschuh spielt gegenwärtig ungefähr dieselbe Rolle, wie seiner Zeit der rothe Absatz: er ist in seiner makellosen Frische das Wahrzeichen des Mannes, der mit keinem Schmutz, das heißt mit keinem materiellen Schmutz in Berührung kommt.

Korrespondenz-Nachrichten.

Hamburg, Februar.

Der Eisgang der Elbe.

Das neue Jahr begann für unsere Stadt und ihre Umgegend unter gewaltigen Stürmen und mancherlei seltsamen Naturerscheinungen. Nachdem ein ungewöhnlich früher Frost im November die Elbe bereits mit einer dicken Eisdecke belegt hatte, so daß man — was um diese Jahreszeit etwas Unerhörtes für unser Klima ist — selbst zu Schlitten nach dem am jenseitigen Ufer gelegenen Haarburg fahren konnte, stellte sich im December bei hellem Sonnenschein und klarer Luft eine wahre Frühlingswitterung ein, und die Temperatur stieg so bedeutend, daß die dichten Eismassen zu schmelzen anfingen und sich dem Meere zu in Bewegung setzten. Das Fahrwasser wurde wieder frei und die bei Curhafen lagernden Seeschiffe konnten sich, wenn gleich, der schwimmenden Eisschollen wegen, mit einiger Gefahr, an die Stadt wagen. Es macht einen ganz eigenen, höchst angenehmen Eindruck, nach langer Zeit wieder die sieben Schüsse von der Elbe her zu hören, womit die einlaufenden Seeschiffe den Hafen begrüßen. Für den Kaufmann zumal sind diese Signale, die die Befreiung des mächtigen Stromes von seiner Eisdecke verkünden, ein wahres Evangelium. Mit ihnen beginnt, nach langer, drückender Stille, ein neues, reges Leben, sowohl im Comptoir, als an der Börse und im Hafen. Der Handelsgeist erwacht dann gleichsam aus seinem Winterschlafe und die Spekulation entfaltet die lustigen Schwingen. Alle Kräfte fangen wieder an sich zu regen; alle Hände haben vollauf zu thun, und besonders herrscht an der Börse frohe Bewegung. Mit Recht darf man daher die Befreiung des Stromes von der hemmenden Eisdecke als ein wichtiges Ereigniß für unsere Stadt ansehen, und wirklich bildet diese für mehrere Tage fast ausschließlich den Gegenstand des Gesprächs. „Wird der Fluß ganz frei werden? — Wird die Eismasse sich nicht irgendwo stauen? — Kann man schon von Haarburg frei herüberkommen? — Wird ein neuer Frost die schönen Hoffnungen nicht etwa wieder vereiteln?“ — Dies sind die Fragen, die man aller Orten und von Aller Lippen vernimmt. Auch werden häufig Wetten angestellt, daß die Elbe an dem und dem Tage gänzlich vom Eise befreit seyn werde. Gegen das Ende des vorigen Jahrs wurde sie wenigstens wieder fahrbar: laue Lüfte wehten, der häufig gefallene Schnee schmolz und die Wiesen zeigten sich fast im Frühlingsschmucke. Dazwischen ein mächtiges Gewitter, das sich drohend über unserm Haupte entlud, und mit dem Beginn des neuen Jahrs das Vorspiel des großen Sturmes, der uns am 3ten Januar traf. Es gibt kaum einen großartigern, gebietendern Anblick, als den Eisgang eines so gewaltigen und lebendigen Stromes, wie es unsere Elbe ist, die bekanntlich unter den deutschen Flüssen nur der Donau den Vorrang gestattet. Durch gewaltige Stürme brechen an ihrem Ausflusse in die Nordsee große Eismassen los und setzen sich seewärts in Bewegung; ihnen folgen bald andere. Der heftig bewegte, schnell dahin schießende Fluß lockert von unten auf die starre Eisdecke, während die wärmere Luft von oben die Zerstörung vollendet; Beides zusammen macht, daß dies oft in unglaublich schneller Zeit geschieht. Mit ungeheurem Krachen, oft mit einem donnerartigen Getöse löst sich das Eis in großen Massen vom Ufer los und berstet in der Mitte des Stromes von einander; die ganze große, starre Decke theilt sich in größere oder kleinere schwimmende Inseln, die, wenn ein günstiger Wind aus Osten sich erhebt, schnell in die Nordsee hinabgeführt werden. Der Strom, eben noch so starr und todt, erscheint dann wie eine sich kräftig regende, ungeheure Schlange, die sich frisch gehäutet hat, im vollsten Glanze und höchster Lebendigkeit. Alles jauchzt, Alles jubelt; einer fast drückenden Stille in der Stadt und besonders im Hafen folgt das regste Leben, und von allen Gliedern des großen Körpers scheint die Erstarrung genommen zu seyn. Von den stolz und mit geblähten Segeln dahinschwimmenden Schiffen donnernder Jubel; das Wehen der bunten Flaggen und Wimpel fast aller Nationen; das eben so malerische, als lebendige Hin- und Herfahren der zum Theil glänzend bemalten Boote und Gondeln; die fast phantastisch gekleideten, nervigten Matrosen in ihren blutrothen Flanellhemden oder blauen Jacken; der in schrillem Falsett ertönende Zuruf derselben — Alles dies gibt ein Bild, dem an Seltsamkeit und Großartigkeit kaum ein anderes gleichkommt, und von dem der Binnenbewohner sich keinen Begriff machen kann.

(Fortsetzung folgt.)

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

№ 42.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Montag, den 18. Februar 1839.

Wird nur dafür ein Batzen begehrt,
Ist in der Noth wohl hundert werth.

Goethe.

Reise- und Lebensbilder.

Von Franz Freiherrn Gaudy.

V.

Barba-nera.

Während in unserm Vaterlande das lesende Publikum dem Saturnus gleich seine ihm zweimal im Lauf des Jahres gebornen, löschpapiernen Kindlein heißhungrig verschlingt, sogar mitunter die ihm in Windeln gebotenen Steine zu verdauen weiß, und das Taufregister des Meßkatalogs jederzeit zu kurz findet, läßt sich der Römer, unter dessen Bedürfnissen das der Lektüre den niedrigsten Rang einnimmt, mit zwei winzigen, kaum drei Bogen starken Büchlein abspeisen. Ihre jährliche Erneuerung genügt, um seinen Durst nach Wissen zu stillen, um ihn vollkommen au courant mit den Weltbegebnissen zu erhalten; sie sind seine Real-Encyklopädie, sie umfassen alles, was für ihn von Interesse seyn kann. Ich rede, wohlverstanden, von der periodischen Literatur, welche er neben der stabilen, dem fleißig gehandhabten modo di servire la santa messa, und dem noch eifriger studirten Traum- und Lottobuche sich aneignet.

Jene zwei beim Beginn des Jahres eingehandelten Schriften sind aber, erstens das Diario di Roma, welches die hohen, allgemeinen Feste (festo di precetto di divozione e di palazzo), die besonderen Heiligentage, die Prozessionen der verschiedenen Kirchen, die Mondwechsel und Veränderungen der Tageszeit angibt, und zweitens das Büchlein des Barba-nera. Sein vollständiger Titel lautet aber: „Die Umwälzungen der Himmelskörper, berechnet für den 12. Grad von Rom, und gültig für ganz Italien, oder astronomische Beobachtungen des berühmten Schwarzbartes für das Jahr 1839. Sie verkünden die Weltbegebenheiten, den Aufgang der Sonne, den Mondwechsel, Wetterveränderungen, die Cabala für die Liebhaber des Lottos, die Jahrmärkte, den Münzfuß, das Geburtsjahr der Fürsten und Kardinäle.“ — Für fünf Bajocc kann man nicht mehr verlangen. — Der Holzschnitt zeigt den berühmten Astronomen Barba-nera auf der Sphärenkugel ruhend und mit Cirkel und Zauberstab — ich halte nämlich das Instrument für einen solchen — bewaffnet. Ueber ihm leuchten Sonne, Mond und Sterne in brüderlicher Eintracht. Der Stempel des Titelblatts bezeugt, daß die Unternehmung von Seiten der Druckerei der Kammer ausgehe, und demnach aller Wahrscheinlichkeit zu Folge eine einträgliche sey.

Ein allgemeiner Dialog über das Jahr 1839 zwischen dem Philosophen und einem seiner Schüler eröffnet das

Digitized by Google

Buch. Der Scolar beginnt naiv genug mit der Frage: „Wie, mein Heer Philoſoph, Ihr ſchnupft gern?“ Der Weiſe geſteht ein, daß ee dann und wann ſein Priſchen nehme, ſich aber weislich vor Mißbrauch hüte. — Dee wißbegierige Jüngee erbittet ſich eine kurze Geſchichte der Tabakpflanze, deren Entdeckung und ſchnellen Veebreitung. Sie wird ihm zu Theil, wobei auch die Notiz einfließt, wie Urban VIII. den 30ſten Januae 1642 die Strafe der Excommunikation über diejenigen veehängte, welche in den Kirchen von Sevilla geſchnupft, daß Innocenz X. den 8ten Januar 1650 einen gleichen Blitz gegen die Schnupfee im Vatikan ſchlenderte, und Benedikt XIII. durch eine am 10ten Januae 1725 gegebene Gegenbulle den Liebhabern des Tabaks den freien Gebrauch der Doſe geſtattete. Der Negromant warnt noch auf das Nachdrücklichſte vor verfälſchtem Tabak, bedächtige, inhaltsſchweee Woete, welche bisher bei der Tabaksregie noch wenigen Anklang gefunden zu haben ſcheinen, und läßt ſich dann durch eine überraſchende Querfrage des Lehrlings, ob er den heurigen Kalender ſchon verfaßt, bewegen, einige Andeutungen über das bevorſtehende Jahr zu geben.

Der Schwarzbart veeſichert, daß 1839 ein gutes Jahr ſeyn wird, indem es unter beſonderem Einfluß der Sonne ſtehe, daß die Kornernte reichlich ausfallen und der Regen ſich zur rechten Zeit einſtellen werde — freilich kommen die in den Beegen liegenden Dörfer nicht ohne Hagel ab. Zugvögel werden ſich in Menge einfinden. Ueber das Wetter äußeet er nicht ohne Scharfſinn, daß ſich der Wintee naß und mit Schnee begleitet zeigen wird, der Frühling ſtürmiſch, der Sommer leidlich heiß, dee Herbſt regneriſch. Von Peſt und Cholera haben wir nichts zu befurchten. Die Ereigniſſe des Jahres anbelangend, gibt er die tröſtliche Verſicherung: der Friede werde fortbeſtehen, Zwietracht und Hader werden ihr Unweſen nur in weit, weit entlegenen Provinzen treiben, wobei es denn natürlich ohne beklagenswerthe Thatſachen nicht abgehen könne. „Doch genug,“ fährt er fort, „der Almanach ſagt euch dies Alles genauer. Nehmt ihn hin und leſt ihn mit Aufmerkſamkeit.“ Der Schüler dankt, empfiehlt ſich und ſchlägt das erſte Blatt auf.

Es zeigt, wenn die Sonne aufgeht, in welche Stunde Mittag, in welche andere Mitternacht fällt, eine Notiz, die dem deutſchen Leſee ziemlich überflüſſig erſcheinen mag, bei Regulirung des perpetuum mobile der italieniſchen Uhr abee von unerläßlicher Wichtigkeit iſt. Hierauf folgen die einzelnen Tage mit den Namen dee Heiligen und Angabe der Jahrmärkte, und am Schluß eince jeden Woche der Wetterbericht, der Geſundheitszuſtand, die Weltbegebniſſe. Die Vorherveekündigungen des Zauberers in Bezug auf die Witterung dürften nur für diejenigen, welche eine Reiſe nach Italien bezwecken, von Intereſſe ſeyn; die Bemerkungen über den jedesmaligen Stand der Geſundheit zeugen von ſcharfer Beobachtungsgabe und tragen das Gepräge der Wahrheit; denn wer möchte beſtreiten, daß ſich in der Mitte Januars nicht viele Huſten und Schnupfen unter den jungen Leuten zeigen werden, daß gegen Ende Aprils die am Podagra Laborirenden viel zu leiden haben, daß im Sommer das Fieber herrſchen und im Herbſt ſich nicht Wenige mit unreifem Obſt den Magen verderben werden? Ich will jedoch den Aerzten ihren Verdienſt nicht verkummeen und dieſe Seite lieber unbeeührt laſſen.

(Fortſetzung folgt.)

Friedrich II. auf der franzöſiſchen Bühne.

(Fortſetzung.)

Trotz Allem kam die Aehnlichkeit nicht; alle dieſe Pathetik machte nur, daß ich nach rechts und links Grimaſſen ſchnitt und die Harmonie meiner Geſichtsmalerei zerſtörte. Ich war lächeelich anzuſehen. Dennoch ſezte ich dies Studium fort, hielt an meinee Idee feſt und teieb das Bedürfniß, mich zu begeiſtern, ſo weit, daß ich meinem Bedienten den Namen von Friedrichs Kammerhuſaren gab, daß ich Flöte ſpielte, oder vielmehr einem erbärmlichen, beſchädigten Inſtrument die gräßlichſten Töne entlockte; ich wußte ja, wie das Flötenſpiel Schuld geweſen, daß Friedrich den Kopf etwas nach einee Seite hin trug; ich nannte, ohne Rückſicht auf das Geſchlecht, einen mir gehörigen Kater Alcmène, nach dem Namen von Friedrichs Lieblingsbündin; kurz, ich beging die offenbarſten Thorheiten, um mich in Begeiſterung zu verſetzen. Da kam mir eines Tags zufällig eine Aneidote unter die Augen, die man mir beſondees empfohlen, die ich aber troz dem nicht beachtet hatte. „Gefunden, gefunden!“ rief ich da plötzlich aus und ſchlug in die Hände.

Man weiß, daß Friedrich Jean Baptiſte Rouſſeau zu commentieen pflegte und ſogar einen Theil ſeiner Oden umgeſchrieben hat. Was mich nun ſo frappirte, war eine Arbeit über eine der Oden des Dichters, die der König am 25ſten Auguſt 1758 am Abend vor der Schlacht von Zorndoef niedergeſchrieben; Herr von Catt, Freund und Selretär des Königs, hatte eine Abſchrift davon genommen. Sie fängt ſo an:

Ode onzième de Rousseau, deuxième strophe.

de Rousseau.

Les troupeaux ont quitté leurs cabanes rustiques,
Le laboureur commence à lever ses guérets,
Les arbres vont bientôt de leurs têtes antiques
Ombrager les forêts.

Digitized by Google

de moi,

Les troupeaux ont quitté leurs cabanes rustiques,
Le laboureur actif sillonne les guérets;
Un vert tendre et naissant sur leurs rameaux antiques
Orne les arbres des forêts.

Die andern Strophen waren eben so paraphrasirt; unten hatte sodann der König bemerkt: „geht an für den Vorabend einer Schlacht." (Passe pour la veille d'une bataille.)

Diese Kaltblütigkeit, diese Kunst der Selbstbeherrschung, diese Fähigkeit, Verse zu machen und mit Worten zu spielen, wenn man König ist und um seine Krone spielt, wenn man Feldherr ist und seinen Ruhm einsezt, öffneten mir die Augen; ich sah, ich hatte studirt, als hätte ich einen Karl XII. darzustellen; ich sah, daß in Friedrich nichts Jugendliches, nichts Leidenschaftliches, nichts Gigantisches war, daß seine Physiognomie vielmehr den Ausdruck des Nachdenkens als irgend einer Gemüthsbewegung werde gehabt haben. Dieser König hatte aus dem Kriege eine Kunst und eine Wissenschaft gemacht, wozu vielmehr tiefe Gedanken als verwegene Entschlüsse erforderlich sind, mehr Genie als Tapferkeit; er mußte eine Schlacht überdenken, wie Montesquieu und Buffon ihre Bücher. Ich fragte mich dann: „sieht man einen Dichter den Kopf aufwerfen, einen berühmten Astronomen den Himmel angucken? geht ein großer Schauspieler immer so einher, als stünde er vor dem Parterre? Nein, sie sehen in sich hinein. Der beste Weg, Friedrichs Gesicht zu finden, ist daher, ihn wie einen großen Mathematiker, einen geschickten Schachspieler aufzufassen und in sein Antlitz Alles zu legen, was man in den Zügen von Menschen findet, die gewohnt sind, ihre Gegner matt zu machen. — Als ich darüber im Reinen war, sezte ich wirklich ein Schachspiel auf meine Toilette, und wiewohl ich in diesem gelehrten Spiel nichts weniger als ein Meister war, machte ich meine Grimassen, indem ich Pläne combinirte, und sah dann in den Spiegel — und Wunder! ich glich! ich glich vollkommen!

Dies flößte mir solches Vertrauen ein, daß ich beschloß, vor dem entscheidenden Augenblick die Wirksamkeit meiner Copie zu erproben. Ich ließ Saint Fal bitten, Abends zu mir zu kommen, weil ich ihm etwas Wichtiges mitzutheilen hätte. Er kam; man bat ihn, im Salon zu warten. Ich kam nicht und Saint Fal ward ungeduldig. Ich blieb im Nebenzimmer; mein Herz schlug mir zu heftig, ich fürchtete, mit Einem Schlage meine Illusionen vernichtet zu sehen. Als Saint Fal endlich schon fortgehen wollte, ließ ich meinen einzigen Vertrauten, den Chevalier Boufflers, in das Zimmer treten. Saint Fal kannte ihn nicht. „Sie warten, mein Herr?" sagte Boufflers beim Eintreten. — „Ja, Herr, und mit großer Ungeduld." — „Sie wissen," entgegnete Boufflers, „unsere Pflicht ist, zu warten." — „Unsere Pflicht? Wer sind Sie denn, mein Herr?" — „Der englische Gesandte." Erstaunt fährt Saint Fal zwei Schritte zurück. Er glaubte einen Narren vor sich zu haben, als mein Bedienter in reicher Livrée die Thüre öffnete und mit einer Kammerherrnstimme: der König! rief.

(Fortsezung folgt.)

Ueber Daguerre's Entdeckung.

In der Sitzung der Pariser Academie vom 4ten Februar kam Daguerre's Entdeckung wieder zur Sprache, und zwar bei Gelegenheit eines Schreibens des englischen Physikers Talbot, worin er vorläufig ankündigt, daß er ein Mittel, die Bilder der Camera obscura zu fixiren und sofort dem Einfluß des Lichtes zu entziehen, schon im Jahr 1835 gefunden habe, und daher die Priorität der Entdeckung für sich in Anspruch nimmt. Daguerre hat Arago sein ganzes Geheimniß anvertraut; was also der berühmte Physiker über die Sache sagt, hat weit mehr Werth, als die Aussagen gewöhnlicher Augenzeugen. Arago äußerte in Beziehung auf die Ansprüche des Engländers: der früher über diese Sache in der Academie erstattete Bericht scheine demselben nur unvollständig zugekommen zu seyn; aber selbst die Richtigkeit seiner Behauptung vorausgesezt, sey nicht zu vergessen, daß Daguerre schon vor vielen Jahren bei seinen Versuchen zu so befriedigenden Resultaten gelangt sey, daß kein Physiker geglaubt hätte, man könne es darin noch weiter bringen, welche Resultate aber ihm, als Künstler, noch nicht völlig Genüge gethan. — Arago fährt fort: „Daguerre fühlte, welcher Ausbildung sein Verfahren fähig war, und so arbeitete er in der Stille fort, auf die Gefahr hin, daß ihm ein Anderer zuvorkam, nicht aber ihn überholte; denn die Sache gehört nicht in die Klasse von Entdeckungen, welche man dem Zufall zu danken hat, und die das bleiben, was sie im ersten Momente sind. Ich kenne Daguerre's Verfahren und kann sagen: wenn es einmal veröffentlicht ist, so wird die Reihe sinnreicher Versuche, die es voraussezt, dem Physiker, und die hohe Vollendung der Bilder dem Künstler gleich große Freude machen. Die ganze Academie und manche ausgezeichnete Künstler haben die Platten gesehen, und Daguerre hat somit keineswegs, wie Talbot meint, nur eine Entdeckung angekündigt, sondern Resultate vorgelegt. — Die ersten Versuche und nach denselben gewonnenen Abbildungen schreiben sich schon von den Jahren 1815 und 1816 her. Schon damals hatte man die zwei Hauptpunkte, auf die es ankommt, gewonnen: man konnte das Bild der äußern Gegenstände fixiren und der Zeichnung Dauer geben. Noch war aber manches Hinderniß wegzuräumen: die angewandten Substanzen waren nicht empfindlich genug für das Licht; es brauchte zwölf Stunden, um die lichten Partieen des Bildes vollständig zu entfärben, was jezt in wenigen Minuten geschieht. Wollte man also an einem Tage fortoperiren, so bekam man wohl einen getreuen Schattenriß der Objekte, aber kein genaues Relief; denn allermittelst rückte die Sonne vor, die Schatten verschoben sich, und nur der Umriß war richtig. Ließ man aber auch das Licht mehrere Tage hintereinander, immer zur selben Zeit wirken und schloß es dann jedesmal für den Rest der vierundzwanzig Stunden von der Camera obscura aus, so war dabei immer noch der Uebelstand, daß

Digitized by Google

die Abbildungen, nach dem Kunstausdruck, nur „massirt" waren, nur kontrastirende Schatten und Lichter zeigten, aber keine Mitteltinten; diese verschmolzen gewöhnlich mit den Schatten. — Uebrigens hatte Daguerre's Verfahren seine jetzigen wesentlichen Eigenschaften schon im Jahr 1829. — Wenn ich sagte, es habe bei Daguerre des Künstlerblicks bedurft, um ihn die Möglichkeit ahnen zu lassen, daß die Natur durch das bloße Spiel von Schatten und Licht noch weit getreuer dargestellt werden könne, als es ihm selbst Anfangs gelungen, so könnte man meinen, es gehöre auch ein Künstler dazu, um mit dem Mittel zu operiren, was den Nutzen der Erfindung sehr einschränken müßte. Dem ist aber nicht so: ich bin durchaus kein Zeichner, und habe nach Daguerre's Anleitung, bei dem gegenwärtig herrschenden trüben, ungünstigen Wetter, in zehn Minuten eine prächtige Ansicht des Boulevard du Temple zu Stande gebracht. — Unter den Gegenständen, die im Gesichtsfelde lagen und sich auf dem Schirm in der Camera obscura abbildeten, befand sich ein Haus mit einem Blitzableiter. Nach einem bekannten optischen Gesetze mußte der Blitzableiter auf der Abbildung einen zu kleinen Winkel einschließen, als daß man ihn ohne Vergrößerungsglas sehen konnte. Sah man ihn auf der Zeichnung, so war die Silhouette nicht richtig, so war er dicker angegeben, als er nach den Gesetzen der Perspektive seyn sollte. Ich suchte ihn und fand ihn nicht; aber obgleich er meinem Auge nicht sichtbar war, das Licht hatte ihn nichtsdestoweniger gezeichnet, und durch das Vergrößerungsglas gewahrte ich ihn sogleich."

Der Akademiker Biot verliest einen Brief an den Engländer Talbot, in dem er ihm seine Zweifel auseinandersezt, daß seine, Talbots, etwaige Entdeckung mit Daguerre's zusammenfalle. Er äußert darin unter Anderm, Daguerre habe ihm eine Menge, wissenschaftlich äußerst interessanter physikalischer Beobachtungen mitgetheilt, die ihm sein Verfahren an die Hand gegeben; auch habe er auf Biots Bitte verschiedene Experimente angestellt, die ihm für die Theorie von höchster Bedeutung zu seyn scheinen.

Korrespondenz-Nachrichten.

Hamburg, Februar.

(Fortsetzung.)

Grosse Sturm.

Der erste Eisgang dieses Jahres täuschte indeß manche fröhliche Hoffnung, und sezte die Stadt sogar einer überaus drohenden Gefahr aus; denn kaum war die Mitte des Stromes wieder vom Eise frei und die Schifffahrt wieder möglich geworden, so trieben heftige Stürme aus Nordwest die in Bewegung gerathenen Eismassen wieder zurück, und diese stauten sich unterhalb des Hafens nicht nur auf, sondern wurden durch den sich erhebenden Orkan und die ungeheure Aufregung des Wassers so übereinander geschoben, daß wir Eisberge von achtzehn Fuß Höhe erhielten, deren Anblick uns in die arktischen Gegenden versezte und uns ein noch nie zuvor gesehenes Schauspiel darbot, vor dem man zugleich von Furcht und Bewunderung stand. Besonders bangte natürlich die Kaufmannschaft, da viele ihrer Schiffe hart bedroht waren und unter diesen Umständen der Hafen keine Sicherheit mehr darbot. Man suchte, um das gefürchtete Verderben abzuwenden, Subscriptionen zu eröffnen, um durch Menschenhände die stockenden Eismassen wegschaffen zu lassen; ja, die Kammer soll, wie man sich erzählte, 40,000 Mark (etwa 20,000 Thlr. preuß.) für die Beschaffung dieser Riesenarbeit ausgeboten haben. Allein die Zeit der Titanen und Hrimnisser ist längst vorüber, und erschrocken und zaghaft stand das moderne Pygmäengeschlecht vor einem Werke, wozu seine Kraft bei weitem nicht ausreichte. Man mußte die Hände in den Schoß legen und die Natur walten lassen. Und sie waltete auch diesmal mit Liebe, wenn gleich, wie immer, etwas zuküppisch und plump, doch Heil erstrebend, wie sie es in den menschlichen kranken Körpern zu thun pflegt, in denen sie durch heftige Fieber, Blutergüsse u. s. w. die zerstörte Gesundheit wieder herzustellen bemüht ist, wobei sie freilich oft tödtet. — Am Abend des 8ten Januar erhob sich ein Orkan aus Nordwest, wie man ihn hier nur selten erlebt. Schon am Tage zuvor hatten große Schwärme von Seemöven, die vom Meere her schreiend anlangten, auf dieses Ereigniß vorbereitet. Die ganze Natur war im Aufruhr und die erbangende Erde schien sich neu gebären zu wollen. Bald verkündeten die üblichen drei Kanonenschüsse von den Bastionen Johannes und Gerhardus — beide an der Elbseite gelegen — daß das Wasser auf zwölf Fuß am Flußmesser gestiegen sey, und schon nach sehr kurzer Frist verkündeten drei neue Schüsse ein abermaliges Steigen um einen Fuß. Nach den beiden ersten Signalen wird jeder Fuß höher nur durch einen Schuß angezeigt; doch folgten diese Schüsse in großer Geschwindigkeit aufeinander, und bald hatte man die traurige Gewißheit, daß das Wasser zwanzig Fuß hoch am Flußmesser stand; da aber die Ebbe erst um 10½ Uhr Abends eintrat, wurde die Gefahr wirklich drohend. Schon bei dem zweiten Signal hatten die Bewohner der Keller in den niedrigen Gegenden der Stadt anfangen müssen, ihre geringe Habe anzuräumen, um sie in Sicherheit zu bringen; allein die Fluth wuchs mit so reißender Schnelligkeit, daß Vielen nicht Zeit dazu blieb. Höher als am Abend des 8ten stand die Fluth im Jahr 1825 nicht, wo wir den bedrohlichen Deichbruch erlebten, und wirklich war man auch dieses Mal auf ein solches Unglück gefaßt, weßhalb man alle zur möglichen Abwehr desselben erforderlichen Anstalten traf. Die rüstigen Männer auf den Elbdeichen (Dämmen) blieben sämmtlich auf und bewachten die immer höher steigende Fluth mit sorgsamen Augen, auch wurden die Sandsäcke hervorgeholt, um, wenn ein Durchbruch sich zeigen würde, diesen sofort zu stopfen; zum Glück aber zeigte sich diesmal eine solche Vorsicht als überflüssig. Im Hafen hatten indeß Noth und Zerstörung einen sehr hohen Grad erreicht. Eine Menge Seeschiffe — wie man sagt, 28 — hatten in der Hoffnung, mit dem für die Aufahrt günstigen Nordwest den Hafen zu erreichen, alle Segel aufgespannt, und diese peitschte der sich plötzlich in einen Orkan verwandelnde Sturm vor sich her, so daß sie das Bild von eben so vielen „fliegenden Holländern" darboten. An das Einziehen der Segel war nicht mehr zu denken; man mußte Gott walten lassen. Unglücksfälle konnten nicht ausbleiben: Boote wurden von Schiffen übersegelt und in den Grund gebohrt; Schiffe fuhren mit solcher Gewalt gegen die noch immer aufgestauten Eisberge an, daß sie sich darin festkeilten; wieder andere geriethen auf den Strand der Elbinseln und selbst der Deiche und lagen, als die Sturmfluth aufgehört und das Wasser sich verlaufen hatte, halb gekippt mitten im Festlande, was einen wunderbaren Anblick darbot, als der nächste Morgen alle diese Zerstörung beleuchtete.

(Fortsetzung folgt.)

Beilage: Literaturblatt Nr. 19.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

№ 43.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Dienstag, den 19. Februar 1839.

So herrlich fruchtet, was die Muse gönnt! —
Was heute fröhlich macht, was heute rührt,
Nicht etwa flüchtig wird's vorbeigeführt:
Was heute wirkt, es wirkt auf's ganze Leben.

Goethe.

Friedrich II. auf der französischen Bühne.

(Fortsetzung.)

Ich erschien gekleidet, als sollte ich eben auf die Bühne treten. Mein langsamer, gemessener Gang, mein auf die linke Seite gebeugter Körper, der Kopf nach derselben Richtung geneigt, das etwas schwankende Knie, der eine Mundwinkel in die Höhe gezogen, mein glänzendes Auge, das schnell über alle Gegenstände im Zimmer glitt, als wolle es Alles mit Blitzesschnelle mustern, und dann wieder halb neckisch, halb gutmüthig lächelnd auf die Anwesenden sich richtete, alles das war von außerordentlicher Wirkung: denn der Mann, auf den es abgesehen war, fiel sprachlos in einen Lehnstuhl zurück. Hierauf führte ich vor ihm mit dem Chevalier Boufflers eine bekannte Scene auf, die in Bezug auf die englischen Subsidien und eine von den Franzosen den Engländern beigebrachte Schlappe zwischen Friedrich und dem englischen Gesandten Statt gefunden. Sein Beifall und sein Entzücken kannten keine Grenzen.

Nach diesem Erfolg beschleunigte ich die Proben und die Aufführung. Endlich klebte der Anschlagzettel an allen Ecken von Paris. Das Publikum strömte von allen Seiten herbei. Ich war nicht ohne Besorgniß, so sehr ich mich auch in meinem Kostüme fühlte. Ich hatte zahlreiche und höchst achtbare Zuschauer, und unter ihnen einen furchtbaren Augenzeugen. Ich spielte vor der ganzen Gesellschaft des Herzogs von Orleans und des Herzogs von Nivernois, ich sah in den ersten Logen mehrere Deputirte der Generalstaaten, und unter ihnen einen, dessen breite Brust, dessen gewaltiger Kopf mit der dichten Perrücke fast eine ganze Loge ausfüllte; man nannte ihn mir, es war Mirabeau. Auch erfuhr ich, daß der Prinz Heinrich halb versteckt in einer Loge Richter über die Wahrheit eines Gemäldes seyn werde, dessen Hauptfigur sein heldenmüthiger Bruder war.

Ich trat ein. — Unmöglich läßt sich der Eindruck beschreiben, den mein Erscheinen im Saale machte. Kein Ton, keine Bewegung; Alles war so still, daß, als ein Schnupftuch aus der dritten Logenreihe niederfiel, Dazincourt behauptete, er habe dasselbe beim Niederfallen rauschen hören. Die Schildwachen auf der Bühne präsentirten das Gewehr; ich musterte mit einem Blick die kriegerische Haltung meiner Soldaten; langsam den Kopf um die Läufe ihrer Gewehre wendend, hatte ich ein mißvergnügtes Achselzucken für die linke Schildwache und warf der andern das Lächeln zu, womit man einen alten Kriegsmann belohnt. Das Parterre regte sich immer noch nicht; da sagte ich zu mir, immer noch an den Soldaten denkend: du bekommst den Orden pour le mérite.

Digitized by Google

Und auf einmal, als wäre mein Gedanke ein Signal gewesen, erscholl eine Salve von Applaus aus allen Ecken des Saales; dann, als ich mich umwandte, um zu sprechen, trat die vorige Stille ein, alles wie nach militärischem Commando. Ich begann; Alles gelang mir, ich wurde gefeiert, beklatscht beim Kommen, beim Gehen; die Vivats betäubten mich fast; der Prinz Heinrich weinte — ein schöner Triumph!

Nur Ein Mann störte mein Glück. Er blieb durchaus theilnahmlos; den Kopf auf seine Hand gestützt, saß er da vom Beginn des Stücks, bis der Vorhang niedergefallen war. Es war, als wollte er absichtlich gegen die freudige Bewegung protestiren, die um ihn her laut ward. Die Leser errathen, daß es der Edelmann war, den man mir als Mirabeau bezeichnet hatte. Alles hätte ich darum gegeben, gerade diesem einzigen Manne Beifall abzugewinnen; wäre das Stück länger gewesen, ich hätte nur für ihn allein gespielt. Er verdarb mir meinen Triumph; später aber erfuhr ich den Grund dieser grausamen Gleichgültigkeit. Mirabeau hatte eine geheime Geschichte des Berliner Hofes herausgegeben, in der er sich über alle dortigen Personen lustig machte und eine Menge Indiskretionen beging. Ganz Paris hatte dies Buch verdammt; aber der Skandal schafft Käufer. Ludwig XVI. war darüber um so mehr entrüstet, als der Prinz Heinrich eben Frankreichs Gastfreundschaft in Anspruch genommen, und hatte dem Parlamente befohlen, dem Buch den Proceß zu machen. Ich war sehr froh, daß die Starrheit dieses Felsens während der Vorstellung nicht auf meine Rechnung kam, sonst wäre mir mein großer Tag für immer verdorben gewesen.

Reise- und Lebensbilder.

(Fortsetzung.)

Von allgemeinerem Interesse sind jedoch die politischen Begebenheiten, die uns in diesem Jahr bevorstehen. Sie sind nicht wie die übrigen Lehren und Warnungen allein für den 12sten Grad berechnet, auch meinen Landsleuten möge die Weisheit Barba-neras zu gute kommen, auch sie mögen sich nach den gegebenen Winken richten und sich vorsehen. Der parenthetische Commentator ist übrigens mit dem Berichterstatter ein und dieselbe Person.

Januar. Erste Woche. Es werden interessante Entdeckungen gemacht. Feuersbrunst in einer orientalischen Stadt. Man erwartet wichtige Neuigkeiten. (Mit welcher bewundernswürdigen Bestimmtheit äußert sich der Sterndeuter! sein kleiner Finger mußte es ihm gesagt haben. Kaum acht Tage nach der Verkündigung ist auch die Begebenheit und der Kurier mit dem preußischen Ultimatum schon eingetroffen.)

Zweite Woche. Ein Proceß ängstigt eine Familie. Man erwartet die Bestrafung einiger Verbrecher. Große Paraden. (Höchst glaubwürdig.)

Dritte Woche. Ein General ist auf Reisen. Man erzählt sich wunderliche Geschichten. Ein Regiment rückt in eine Stadt ein und verbreitet Schrecken.

Vierte Woche. Diplomatenreise. Erdbeben. (Ist doch drei Wochen früher eingetroffen — was kann Barbanera für die Ungeduld des Vesuvs?)

Februar. Erste Woche. Ein Minister übernimmt das Portefeuille. Eifersucht und Streit zwischen jungen Leuten. (Ich beschwöre die Schönen, bei Beginn des Carnevals diese Warnung zu beherzigen und Unheil vorzubeugen). Viel Spitzbuben.

Zweite Woche. Eine Prinzessin geräth in große Gefahr. Diverse Kaufleute machen bankerott. Ein Minister arbeitet. (Hört! hört!)

Dritte Woche. Das Wort eines Diplomaten gibt zu vielen Auslegungen Veranlassung. (!)

Vierte Woche. Auf einer entfernten Insel entdeckt man viele Mißvergnügte. (Barba-nera stichelt.) Ein Prinz wird geboren. Viel Einbrüche finden statt. Man spricht von unbestimmten Neuigkeiten.

März. Erste Woche. Einige schlechte Menschen beklagen sich. (Wohl gar über das Buon-governo? Welche Bosheit!)

Zweite Woche. Das gesetzgebende Bureau einer Hauptstadt wird uneinig. Von Seiten irgend eines Hofes wird irgend eine lobenswerthe Maßregel ergriffen.

Dritte Woche. Verschiedene ausgezeichnete Personen begeben sich nach einer Hauptstadt. (Fade!)

Vierte Woche. Man liest in öffentlichen Blättern mehrere telegraphische Berichte. Eifersucht zwischen zweien Höfen. Die Auflösung eines Ministeriums scheint bevorzustehen. (Dürfte eben so gut beim Schluß einer jeden der 52 Wochen prognostizirt werden.)

Die Weissagungen dieses römischen Nostradamus für die folgenden Monate aufzuzeichnen, verbietet mir der beschränkte Raum. Nur den bedeutendsten sey eine flüchtige Erwähnung vergönnt.

In der Mitte Mai's hofft man die baldige Consolidirung einer Verfassung. (Wozu Gott seinen Segen geben möge!) — Gegen Ende Junis werden viele Reisende von Räubern angefallen. Die Unzufriedenheit wächst in einer entfernten Provinz. Zwei Literaten gerathen in Fehde. (Kaum glaublich.) — Im Juli widersprechen sich die Zeitungsnachrichten. — Im Monat August reist ein gewisser Fürst auf's Land. Streit und Uneinigkeit bei einer parlamentarischen Sitzung. Die Politiker ziehen gar-

Digitized by Google

sonderbare Folgerungen. Un regno so trova ridotto ad un situazione compassionevole (Poverello!) — Der Oktober bedroht uns mit verschiedenen Umtrieben und der Reise eines Fursten durch sein Land. — Im Lauf des Novembers geht es wild her: Geächtete flüchten sich in die Berge. Ein Minister wird laut getadelt. Stürmische Verhaftungen. Verdächtige Personen reisen. Regimenter schiffen sich ein. Es gibt viel zu sprechen. — Im December wird einem guten Fürsten von einem guten Volk Beifall zugejauchzt. Die Intriganten stehen beschämt. (Ende gut, Alles gut.)

Die Unfehlbarkeit der Voraussagungen wird übrigens durch ein dreifaches Imprimatur bekundet, durch die Unterschrift des Vikarius des h. Offizio, des Bischofs von Foligno, des apostolischen Delegaten zu Perugia. Die zum Schluß des Büchleins angehängte Genealogie schließt mit dem 31sten Juli des vorigen Jahres ab und ist mithin von altem Datum. Sie beginnt wie billig mit dem Kirchenstaat, gibt das Alter des regierenden Papstes auf 74 Jahre an, und die Zahl der Kardinäle, welche das heilige Kollegium bilden, auf 56. Dreizehn Hüte sind vakant. Die ältesten Kardinäle zählen 84 Jahre, der jüngste 39.

Das einzige Unklare im ganzen Barba-nera ist die Cabala für den Lottospieler, welche jedem Monat angehängt ist. Sie ist fast zu orakelmäßig gestellt. Ich wage mich an keine Uebersetzung und gebe nur eine dieser Anweisungen als Pröbchen:

Uno e 3 danno l'estremo,	4	1	6
Otto e 7 vengon poi.		5 7	
Giocatori, dite voi			
Sei con 5 che sarà?	8	3	1

Wer diese Frage zu lösen versteht, setze im Monat Mai in die Lotterie. Es kann ihm nicht fehlen.

Einiges aus der Reise eines Kapuzinergenerals.

Hartmann von Reinegg wurde 1726 zum Oberhaupt der Kapuziner gewählt, der erste Deutsche, dem diese Würde zu Theil ward. Trotz seiner 69 Jahre entschloß sich Hartmann, die Klöster seiner seraphischen Söhne zu besichtigen. Er durchreiste daher Spanien, Frankreich, die Niederlande, Deutschland, Helvetien und Italien. Auf dieser Wanderung, die sieben Jahre dauerte, begleitete ihn als deutscher Geheimschreiber Pater Emmerich von Hall in Tyrol. Dieser gab dann, „zu nutzbaren, auch ergötzlichen Zeitvertreibung, auf vielfältig- und sehnliches Anverlangen" eine Beschreibung der Reise heraus: „Siebenjährige Wanderschaft R. P. Hartmanni, des ganzen Capucinerordens ministri generalis. Ynsbrugg. 1753. 4." — Einige Stellen aus diesem sehr seltenen Buch werden vielleicht manche Leser ergötzen. Im ganzen Buch sind Gastronomie und Polemik ungefähr im selben Verhältnisse gemischt, wie in den folgenden Notizen.

Auf die Franzosen stichelt Pater Emmerich bei jeder Gelegenheit. „Wir versuchen nun hier in Bajona nach der spanischen auch die französische Capucinerkuchel, in welcher die Speisen zwar ziemlich wohl bereitet werden, aber sehr geschmeidig angericht: viel Teller und wenig darauf."

Bei Sables, einem Städtchen in der Bretagne, bemerkt er: „An diesem Ort lauffte bei Ankunfft P. Generalis alles Volk zusammen, und hatte unser Muletier mit seinen zwei Maul-Eßeln mehr Zuseher als mancher Pohlnischer Bären-Treiber mit seiner Schallmey-Pfeiff." — Und bei Nantes: „Heute wurde ein Predig gehalten, unter welcher die Weibs-Bilder hauffenweiß in das Claustrum hereindrangen, auch allda frey herumspatzierten, bis man letzlich dieses Gefingel-Werk doch mit herber Müh wiederum von dannen hinausgest.bert." — Bei Augsburg heißt es: „Diese vornehme Reichsstadt ward im Jahr des Herrn 1703, da ich mich daselbst im Novicial befande, von denen Franzosen hart belagert, auch endlich wirklich eingenommen; als aber folgendes Jahr Prinz Eugenius in der siegreichen Schlacht bei Höchstätt den französischen Goggelhahn dermaaßen gerupft, daß er annoch mit Schmerzen daran gedenket, wurde Augsburg und selbige Gegend von so unbeliebigen Gästen erledigt."

Zur Probe, wie deutsche Verhältnisse besprochen werden, Folgendes: „Die Speißkuchel ist hier (in Köln) zwar gut, doch siehet man fast nichts als Mehlspeisen und sehr vieles von kalten Sachen, als schweinern Schunken u. dgl. Indessen muß sich ein reisender Magen in Warmes und Kaltes zu schiken wissen." — Als der General nach Bacharach kam, mußte, obgleich die Bürgerschaft größtentheils protestantisch war, auf Befehl des Kurfürsten von der Pfalz mit allen Glocken geläutet werden. Dies entlockt dem Pater folgenden schadenfrohen Seitenhieb: „Wie nun dieses unverhoffte Glockenspiel dem Herrn Pastor und seiner Hausfrauen etwan gefallen, lasse ich dahin gestellt seyn." — Straßburg gibt vollends Veranlassung zu einem siegprangenden Ausfall auf die Protestanten: „Die Lutheraner haben in dieser Stadt das freie Religions-Exercitium, nicht aber die Calvinisten. Im allhiesigen großen Kranken-Spital, so unsre Patres bedienen, wird Raritat halber ein Wein aufbehalten, der über 240 Jahr alt, folgsam älter als der lutherische Glauben ist."

Digitized by Google

Korrespondenz-Nachrichten.

Hamburg, Februar.

(Fortsetzung.)

Sturmfluth. Ominöser Traum. Mystifikation.

Von dem Leben in den niedrigen Theilen der Stadt kann man sich kaum einen Begriff machen. Diese boten im wörtlichsten Verstande den Anblick von Venedig dar, indem alle Gassen zu schiffbaren Kanälen geworden waren, und wirklich mit Kähnen beschifft werden mußten, um die Passage zu erzwingen. Sobald die wirkliche Gefahr beseitigt war, zeigte sich Alles voll Leben und Rührigkeit, ja selbst voll Heiterkeit: es gab aller Orten für die physische Kraft und die Industrie zu verdienen, und wenn das ist, dann ist der überaus thätige Hamburger immer bei der Hand. In den überschwemmten Gassen wimmelte es bald von Kähnen aller Art, und improvisirte Schiffer boten aller Orten ihre Hülfe an. In Gegenden, wo das Wasser minder hoch stand, offerirten rüstige Arbeitsleute sogar ihre Schultern Männern und Frauen, um den Weg durch das Wasser zurückzulegen, und selbst zarte Damen durften es nicht verschmähen, sich von diesen modernen heiligen Christophoren durch die wogenden Fluthen tragen zu lassen. Dabei fielen natürlich, außer manchen malerischen und ergötzlichen Scenen, auch hin und wieder Prellereien von Seiten der Träger vor, die, in der Mitte des Wassers angelangt, plötzlich ihre anfänglichen Forderungen erhöhten, und wollte man ihnen nicht willfahren, die armen Geprellten mitten in der Gasse niedersezten, so daß sie sich zu einem wenig behaglichen und zuträglichen kalten Bade verurtheilt sahen. Nachts wurden die Gassen mit einer Menge von erleuchteten Schiffen befahren; diese schwimmenden Lichter auf der brausenden Wasserfläche, die das Bild der Flamme zitternd abspiegelten, hatten ganz das Ansehen von Irrwischen, die sich über eine sumpfige Fläche hinbewegen, was sich überaus malerisch, ja fast feenhaft ausnahm. Man konnte sich den durch alle diese wechselnden Bilder erregten Betrachtungen um so ungestörter überlassen, da mit der Mitternacht die drohendste Gefahr für die Stadt beseitigt war, indem von da an die Fluth zu sinken anfing. Mit Recht wird der Ausländer, der an solche Ueberschwemmungen nicht gewöhnt ist, die Frage aufwerfen: wo bleiben die Bewohner der Keller und der der Ueberschwemmung ausgesezten Gebäude, und auf welche Weise bergen sie ihre geringe Habe? Ein uralter Gebrauch, den selbst der Inhumanste nicht zu verletzen wagen würde, befiehlt den Bewohnern der nächstliegenden, geschüzteren Gebäude, die Bedrohten sammt ihren Effekten bei sich aufzunehmen, bis das Wasser sich wieder verlaufen hat. So geschah es auch diesmal. Bei solchen und ähnlichen Gelegenheiten zeigt sich der biedere, menschenfreundliche und hülfreiche Charakter des Hamburgers in seinem vollsten Glanze: Hohe und Niedere helfen einander brüderlich; der Unterschied der Stände hört für den Augenblick auf und man bringt einander ohne Murren Opfer aller Art.

Von diesen großartigen Ereignissen sey es mir vergönnt, auf eine, zwar in ihren Folgen unwichtigere, doch gleichfalls auf traurige Weise interessante Begebenheit der lezten Tage überzugehen. Folgendes wurde mir von einer zuverlässigen Person, die in der Nähe des Unglücklichen wohnte, von dem ich zu erzählen habe, mitgetheilt. Vor einigen Nächten hatte der Lehrbursche eines auf dem Deiche wohnenden Schlossermeisters einen entsezlichen Traum: ihm wurde nämlich in diesem die Kehle auf dem Wege nach dem drei Stunden von hier entfernten Städtchen Bergedorff abgeschnitten. Er erzählt am Morgen seinem Lehrherrn den gehabten Traum, und dieser antwortet ihm nicht ohne einige Bestürzung: „Das ist doch um so sonderbarer, da du heute wirklich nach Bergedorff gehen mußt, wo ich eine Geldzahlung zu leisten habe.“ Der Knabe sträubt sich und fleht; allein er muß trotz dem den unglückseligen Weg antreten. Etwa auf der Mitte desselben, in Billwärder, ergreift ihn auf's Neue eine solche Angst, daß er zu dem ihm wahrscheinlich bekannten Vogt des Dorfes geht und diesen um Gotteswillen bittet, ihm bis über eine einsame und gefährliche Stelle hinaus einen Begleiter mitzugeben. Der Vogt gibt ihm seinen Knecht mit, der wieder nach Haus umkehrt, so wie er den Knaben über die bezeichnete Stelle gebracht hat. Allein dieser kann trotz dem nicht fort, sondern kehrt, dem heimkehrenden Knechte nachgehend, wieder nach Billwärder um, wo er den Vogt nochmals bittet, ihm den Knecht bis Bergedorff mitzugeben: er habe Geld bei sich, einen entsezlichen Traum gehabt und fürchte sich sehr. Der brave Mann willfahrt ihm nochmals und der Knecht wird zum zweiten Male sein Begleiter. Am folgenden Tage bringt man die Leiche eines Ermordeten, den man mit abgeschnittenem Halse an einer abgelegenen Stelle auf dem Wege nach Bergedorff gefunden. Neben ihm lag ein großes Messer, mit welchem vermuthlich die That verübt worden war. Schaudernd erkennt der Vogt in dem Ermordeten den unglücklichen Schlosserburschen und zugleich das Messer für eines, das er am Tage zuvor dem Knechte gegeben, um die Weiden damit zu beschneiden, die eines seiner Ackerfelder einfassen. Als dem Knechte die Leiche und das Messer gezeigt werden, gesteht er sogleich sein Verbrechen ein, das er erst dann bei sich beschlossen, als er erfahren, daß der Knabe Geld bei sich habe. — Da ist Stoff zu einem neuen „vier-und-zwanzigsten Februar!“

Auf eine erheiternde Weise wurde das Publikum in der lezten Zeit durch den Uebertritt eines jungen, angehenden, wie man sagt, in seinem Fache höchst geschickten Kaufmanns zur Bühne unterhalten. Dieser junge Mann hatte sich schon früher den Musen gewidmet, und sogar unter dem Namen Ludolph Schleier ein belletristisches Blatt, den „Nordalbingischen Telegraphen,“ auf eigene Kosten herausgegeben; dieses mußte jedoch aus Mangel an Theilnahme — wie ich glaube, schon nach dem ersten Quartale — wieder eingehen. Trotz dem gab der junge Mann seine sehr gute Comptoirstelle auf und beschloß, sich gänzlich den Musen zu widmen, und nicht nur Dramen zu schreiben, sondern selbst darin aufzutreten. Vergebens riethen ihm Wohlmeinende dies ab, da ihm zum Bühnenhelden Alles fehlt: er trat trotz dem in Altona auf, und da einige Spötter sich den übeln Scherz erlaubten, ihm einen fast wüthenden Beifall zu zollen, da das ganze anwesende Publikum in diesen Scherz einstimmte, hielt sich unser armer junger Mann für einen zweiten Garrick und Roscius, und gibt jezt auf der Bühne in der Vorstadt St. Georg Gastrollen über Gastrollen, was freilich, da das ganze Publikum sich einen — wie ich glaube, unerlaubten — Scherz daraus macht, den Armen in dem Wahne zu bestärken, daß er zum Mimen geboren sey, sehr volle Häuser, aber auch großen Skandal gibt, so daß selbst die Polizei einschreiten muß. Das traurige Spiel wird leider noch immer fortgesezt und könnte leicht ein sehr unglückliches Ende nehmen. Als das traurige Zeichen einer gleichsam vom Vergnügen übersättigten Zeit und Generation ist es anzusehen, daß ein ganzes Publikum zu solchen Ergötzungen seine Zuflucht nimmt, um noch ein Lächeln auf den Lippen hervorzurufen!

(Fortsetzung folgt.)

Beilage: Kunstblatt Nr. 15.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

№ 44.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Mittwoch, den 20. Februar 1839.

Mille miracula movet faciemque mutat locis; et defert montes, subrigit plana, valles extuberat, novas in profundo insulas erigit. Haec ex quibus causis accidant, digna res est excuti. Quod, inquis, erit pretium operis? — quo nullum majus est: nosse naturam.

Seneca.

Ueber Erdbeben überhaupt und vorzüglich jene in der Schweiz. *

Von F. J. Hugi.

So viel zu allen Zeiten über die Erdbeben gesprochen und geschrieben worden, so wenig sind wir darüber noch im Reinen. Die Wirkungen sind zwar sehr gewaltig, die Ursache davon aber nicht nur gänzlich unserer Beobachtung entzogen und in's Innere der Erde gedrängt, sondern so wesentlich mit dem Wesen des Erdleibes verwoben, daß ohne durchgreifende Auffassung desselben sich nie eine genügende Erklärung denken läßt. Andernseits werden aber auch die Erscheinungen der Erdbeben beitragen, die Naturgeschichte der Erde zu beleuchten. Jede anzuführende Erklärungsart der Erscheinungen muß natürlich auf dem Gebiete der Hypothese wurzeln. Der große Haller bemerkt aber: „die Gewißheit ist ein echtes Gold, dessen Preis niemals herunte:gesezt werden kann; es wäre gut, wenn wir dessen so viel hätten, daß wir der willkührlichen Münze entbehren könnten; da aber dieses nicht angeht, da wir ohne diese fast von der ganzen Naturlehre schweigen müßten, sollten wir nicht das Fehlende mit dem Wahrscheinlichen ergänzen und statt einer Ruine ein Gebäude aufführen?"

Was Herder von den Menschen sagt: „Wie der köstliche Wein von seinem Boden Geschmack nimmt, Saft und Farbe, so sind wir die Gewächse der Zeit," das gilt, wie von allen wissenschaftlichen Ansichten, so vorzüglich auch von denen über die Erdbeben. Waren z. B. in der Wissenschaft blos materielle und mechanische Ansichten vorherrschend, so wurden die Erdbeben nach diesem Maßstabe erklärt, was so weit ging, daß selbst Helmonts unterirdisch schwimmender und an die Ufer anschlagender Klöppel vollen Beifall fand. Tauchte im Laufe der Zeit die chemische oder organische Ansicht auf, oder wurde der Sinn für Physikotheologie oder Naturphilosophie vorherrschend, oder wurden auch nur einzelne wichtige Entdeckungen, wie Elektricität, Galvanismus, die Spannung der Dämpfe, die Bildung und Verbrennung der Gase u. s. w. bekannt, gleich fand man eine entsprechende Ursache jener großen Erscheinung. So sind der Theorien über die Erdbeben wohl unzählige.

Die Ansichten der Alten hat uns am besten Seneca im sechsten Buche seiner Quæstiones naturales gesammelt. Thales glaubte, die Erde sey vom Wasser getragen wie ein Schiff, und daher die Schwankungen derselben. Ein

* Dieser Aufsatz des rühmlich bekannten Naturforschers ist für jeden allgemein Gebildeten verständlich, und wird allen, die sich für Naturgeschichte überhaupt, und für das Leben der Erde insbesondere interessiren, willkommen seyn.

Digitized by Google

großer Theil der alten Weisen nahm im Erdinnern Ströme, stürzende Bäche, Seen oder Meere an, wie auf der Oberfläche. Bald nun erschüttern die bewegten Meere, bald die angeschwollenen Flüsse die Ufer und damit die Erdoberfläche; nach andern aber waschen die Innengewässer erdige Theile weg, wodurch Felsenstürze und Erdschlipfe erfolgen, und dadurch die Erdbeben. Nach Anaxagoras entsteht oft im Erdinnern ein Luftzug, der die verdichtete und bewölkte Innenluft durchbricht und dadurch Feuer entlockt, wie in den Außenwolken, das nun Alles durchdringt und erschüttert. Anaximenes nimmt eine fortwährende innere Verwitterung an, und in deren Folge Felsenstürze auf das Feste oder in's Wasser, was jene Bebungen zur Folge habe. Manche andere, sagt Seneca, nehmen ein inneres Glühen an, wodurch ein ungeheurer Dampf entsteht, der vermöge seiner steigenden Spannkraft Alles auseinander treibt, weniger heftig aber eine Bewegung der Erdtheile hervorbringt. — Aristoteles und Theophrast, zum Theil auch Archelaus betrachten als Ursache der Erdbeben eine innere Ausdünstung, feucht, als Dampfentwicklung, oder trocken, als Gasentwicklung, wobei die zusammengedrängte Luft einen Ausweg sucht und alles Widerstrebende erschüttert. Strato von Lampsacus, der 281 Jahr vor Christus den Gegenstand bearbeitet, baut seine Theorie auf den Gegensatz von Kälte und Wärme, die im Erdinnern in fortwährendem Kampfe alle jene Erscheinungen bewirken. Metrodorus von Chios glaubt, in die ungeheuern Lufträume der Erde stürze Wasser oder Luft, dadurch entstehe Schall und Wiederhall, wodurch die umgebende Erdrinde erbebe wie die Wände eines Fasses, in das man hineinruft. Posidonius unterscheidet mit Recht eine senkrechte Bewegung nach oben und ein Schwanken nach den Seiten, dem Seneca noch ein eigentliches Zittern oder Beben beifügt. Das Erstere entstehe durch unterirdische Einstürze, die zwei letzteren dagegen durch eingeschlossene, einen Ausweg suchende Luft. Dieser Ansicht ist auch Callisthenes, den Alexander der Große tödtete. Democrit, Epicur und andere behaupten, keine der angeführten Ursachen sey allein die wahre, sondern aus den Erscheinungen lasse sich auf mehrere zugleich schließen; sie lassen nun Erde, Wasser, Luft und Feuer sich vereinen und gegenseitig auf einander einfließen, um jene Wirkungen hervorzubringen.

Mit dieser fast eins ist eine andere Ansicht des Alterthums, der auch Seneca zum Theil beistimmt. Er führt sie mit folgenden Worten an, mit der Bemerkung, daß die meisten Schriftsteller dieser Ansicht seyen: „Daß die Erde nicht ohne Luft sey, ist offenbar. Ich meine aber nicht die, wodurch sie mit sich selbst zusammenhängt und ihre Theile verbindet, die auch in Steinen und todten Körpern ist, sondern ich meine jene Leben gebende und erregende und alles nährende. Wenn sie keine solche hätte, wie könnte sie doch so vielen Pflanzen, die von nichts anderem leben, Luft eingießen? Wie könnte sie so verschiedene Wurzeln hegen und so Vieles und Verschiedenes erzeugen? Es könnte die Erde nicht so Vieles und Großes, ja Größeres als sie selbst ist, ernähren, wenn sie nicht voll Lebensluft wäre, die sie Tag und Nacht von allen Seiten ausströmt. Unser Körper wird angefeuchtet, theils durch diese Luft, theils durch das Blut. Wir haben aber theils enge Behältnisse der Lebensluft, durch welche sie nur strömt, theils weitere, in denen sie sich sammelt und von da vertheilt. So ist auch der ganze Erdkörper theils von Wassern, welche die Stelle des Bluts vertreten, theils von Luft durchströmt, welche man nicht anders als Lebenshauch der Erde nennen kann. Aber wie in unserm Körper beim gesunden Zustande die beweglichen Adern ihre Ordnung halten, beim gestörten Zustande aber schneller schlagen, und wie Seufzen und tiefes Aufathmen Zeichen von Entkräftung ist, so bleibt auch die Erde im natürlichen Zustande unerschüttert; fehlt es aber irgendwo, dann entsteht eine Bewegung wie in einem kranken Körper, indem die Luft ihre Adern erschüttert. Auch unser Körper erzittert nur in dem Falle, wenn irgend eine Ursache unsern Athem in Unordnung bringt, so wie er z. B. durch Furcht zusammengezogen oder durch's Alter kraftlos wird, oder durch Unthätigkeit der Adern seine Lebhaftigkeit verliert, oder durch Frost gehemmt, oder durch Fieber gestört wird."

Alles Erdbeben entstehe so durch gehemmten Athmungsproceß, durch gehemmten Luftzug; die eingeschlossene, zusammengedrängte und durch die innern Processe verdorbene Luft suche einen Ausweg nach oben und den Seiten, und so werden die nahe gelegenen Erdmassen erschüttert.

Aus den Jahrhunderten der Mittelzeit ist uns wenig Neues und Gediegenes bekannt; ja die tiefen Lehren des Alterthums waren gänzlich vergessen. Statt der natürlichen und rein wissenschaftlichen Betrachtungsweise der Natur, die wir bei den alten Griechen und auch theilweise bei Lucretius, bei Seneca u. s. w. finden, tauchte einerseits der unsinnigste Aberglaube und andererseits eine religiöse Ansicht auf, die zu einseitig dem Alterthum sich entgegensetzte und mit diesem im Kampfe sein Heil nur in dessen gänzlicher Vergessenheit suchen mußte. Zugleich war jene Mittelzeit äußerlich zu sehr bewegt und innerlich von den Fesseln einer alles Denken beherrschenden und jede freie Aeußerung verdammenden Hierarchie zu sehr gebunden und zu wenig vorgebildet, als daß man zu tieferem Selbstdenken und Selbstforschen hätte erwachen können. Man lese die unzähligen Citate älterer Schriften in den naturhistorischen Werken des alten Jesuiten Schott, und man wird staunen über den tiefen wissenschaftlichen

Digitized by Google

Stand jener Jahrhunderte. Indessen die Zeit rang sich nach ihren Verhältnissen so gut als jede andere empor. Als die Furcht vor dem Heidenthume verschwunden war, fanden die Schriften der Alten wieder Würdigung, und das nüchterne Forschen erwachte.

(Fortsetzung folgt.)

Reise- und Lebensbilder.

Von Franz Freiherrn Gaudy.

VI.

Epiphania.

Das erste große Fest, welches das junge Jahr den Römern bringt, ist der heilige Dreikönigstag. Am Vorabend findet ein Markt von Kinderspielzeug und Eßwaaren aller Art auf der Piazza Sant'Eustachio und in den umliegenden Gassen Statt. Ganz Rom strömt hin, um die ausgestellten Herrlichkeiten anzustaunen, und sich mit Vorrath für den folgenden Tag zu versehen. Epiphania ist nämlich das Fest der Kinder, welche zum Angedenken der Gold und Myrrhen darbringenden Könige mit Spielwaaren und Naschwerk beschenkt werden. Der Römer verwandelt den Namen des Festes in Befana, und schafft diese Befana wieder zu einer Hexe um, welche zur Nachtzeit durch den Kamin herabsteigt, sich theils sichtbar in Gestalt einer schwarzgekleideten Puppe zeigt, theils sich begnügt, Spuren ihrer Anwesenheit zu hinterlassen, und die Taschen der frommen Kinder mit Nüssen und Konfituren vollzustopfen. Im ersten Falle trägt sie zwei Strümpfe voll Leckerbissen in der einen Hand, in der andern eine Ruthe. Schöne Kinder schicken jungen Männern von ihrer Bekanntschaft wohl am andern Morgen ein allerliebstes Strümpfchen zu, und dem Empfänger liegt es ob, diesen naiven Pompadour mit Confetti zu füllen.

Der Markt wird nach dem Ave Maria bis zur dritten Stunde der Nacht besucht. Die Erleuchtung mit Tausenden von Lampen und Lämpchen macht sich prächtig, nicht als ob sie die unserer Weihnachtsmärkte so gewaltig überstrahlte, wohl aber weil sie unter so klarem, heiterm Himmel stattfindet, wo die Oellampe ungeschützt im Freien brennt und kein Luftzug das stille Flämmchen bewegt. Hinter der Rotonda beginnt die Region der Lebensmittelverkäufer. Jeder hat seine Waare auf das lustigste aufgeputzt. Der Fruchthändler stapelt Aepfel, Apfelsinen und Zitronen in riesigen Haufen auf, besteckt sie mit Rosen und Myrtenzweigen, und beklebt die Pinienäpfel und Nüsse mit Goldschaum; auf den Tischen der Federviehverkäufer liegen lange Reihen bis auf Kopf und Schweif gerupfter Kapaunen, wilder und zahmer Enten, Lerchen, Drosseln und Bekassinen, während in den daneben stehenden Käfichten hunderte von Stieglitzen und andern Singvögeln wild durcheinander flattern. Der Fleischhauer behängt die geschlachteten Ochsen und Zicklein mit chinesischen bunten Lampen; der Pizzicarol gallonirt seine Salami, Mortadella, Büffel- und Parmesankäse mit Silberflittern, bunten Papierstreifen und Lorbeerfestons. Jeder Waare ist ein Zettel angeheftet, welcher in kolossalen Ziffern die Preise benennt. Unter den Spielwaaren zeichnen sich die von Thon gebildeten fingerlangen Püppchen durch ihre Zierlichkeit aus. Sie dienen zur Zusammenstellung des presepio, der bildlichen Darstellung der Anbetung der Hirten, und bilden einen eigenen Handelsgegenstand. Ganze Buden sind voll kleiner Schäfchen, Eselchen, Hirten, wasserschöpfenden Mädchen, Madonnen, und über dem bunten Gewimmel glitzert der langgeschweifte Stern des Morgenlandes. Jede Familie erbaut ihren Kindern in der heiligen Nacht das Krippkein, und läßt die herumziehenden Pifferari aus den Abruzzen kommen, und die Schalmei und den Dudelsack davor blasen. Das profane Spielzeug, Tänzerinnen und Offizierpuppen, Hanswurst, antike und moderne Helme, Trommeln und Trompeten, Kesselchen und Pfännchen, gleicht sich überall. Befremdlicher erscheinen dagegen dem Nordländer, zumal dem Nichtkatholischen, die kleinen zinnernen Weihkesselchen, Monstranzen, Patenen, die Meßgewänder und Stolen von Goldpapier, die Nonnen und Mönchspuppen, die vollständig garnirten Duodezkapellchen. Sie dienen zu Geschenken für die dem geistlichen Stand bestimmten Kinder, für die schon in der Wiege dem Himmel gelobten. Kein Mensch sieht in dem Spiel mit dem Heiligsten eine Profanirung. Meine Wirthin erwiderte auf den deßhalb gemachten Einwurf, weßhalb ich denn keinen Anstoß an den Bildern der Madonna und der Apostel nehme, welche den Sendi- und Paulstücken aufgeprägt sind, und ob diese im täglichen Wechsellauf von Christen zu Ketzern, Juden und Heiden nicht noch ärger als jene Hostien und Sprengwedelchen entweiht würden? Was ließ sich darauf entgegnen? — Die Hauptlust des Epiphaniamarktes ist aber für den Römer der Lärm. Hier ist er in seinem eigentlichen Elemente, hier darf er der ihm angebornen Leidenschaft nach Herzenslust fröhnen und Probe zu dem bevorstehenden Karneval halten. Jedermann, gleichviel welchen Alters und Ranges, eilt, seine Hände mit einer Schellentrommel zu bewaffnen, ein Holztrompetchen zu erstehen, vor allem aber ein daumenlanges zinnernes Pfeifchen, und darauf seine beethovenschen Symphonien aufzuführen; wehe dem fremden Ohre, das sie anhören muß!

Digitized by Google

Mit Sonnenaufgang verkündet der Donner der Kanonen von der Engelsburg das Fest. Der Prozession in St. Peter, der feierlichen Messe in der Sixtinischen Kapelle, der griechischen Wasserweihe in St. Anastasio beizuwohnen versäumte ich zu Gunsten der in der Kirche der Propaganda nach allen Riten begangenen Messen. War dem Laien auch das Meiste um so unverständlicher, als die um Auskunft angesprochenen römischen Geistlichen selber sich mit Unkenntniß entschuldigten, so blieb mir doch die Augenlust unverkümmert. Welch herrliche Gestalten, welch edle, malerische Köpfe, welch reiche Ornate zeigten sich nicht an den verschiedenen Altären unter den coptischen, arabischen, syrischen, griechischen Priestern! Einer der schönsten Männer war ein Mönch vom Berge Libanon, dessen Bekanntschaft ich vor einigen Tagen gemacht hatte. Gleich den meisten prangte er mit der Zierde eines vollen, unverkürzten Bartes, und der scharlachrothen, einer Kaiserkrone ähnlichen, abgestumpften Mitra.

(Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Hamburg, Februar.

(Fortsetzung.)

Theurung. Literatur.

Wahrlich, es liegt in der gegenwärtigen Zeit weit mehr Stoff zur Trauer, als zur Heiterkeit. Das vorige, für die Produktion der ersten Bedürfnisse so ungünstige Jahr, verbunden mit wucherischer Spekulation, die von der allgemeinen Noth eben die größten Zinsen zu ziehen bemüht ist, hat in den meisten, zum Leben durchaus nothwendigen Artikeln eine Theuerung hervorgebracht, die den Menschenfreund mit Schrecken erfüllen muß. Das Brod ist um das Doppelte theurer, als in andern Jahren, und die Fleischpreise sind so gestiegen, daß die Armuth gar nicht mehr auf dieses Nahrungsmittel rechnen kann. Dazu kommt noch, daß, wegen der an andern Orten ausgebrochenen Viehseuchen, das Schlachtvieh in Holstein und Jütland von Spekulanten aufgekauft wird, und überdies auch noch der König von Dänemark seit Neujahr einen Ausgangszoll darauf gelegt hat. Von solchen Unfällen wissen aber unsere Metzger und Bäcker, die durchaus unter keiner Controlle stehen, eben ihre besten Vortheile zu ziehen, und statt die Fleisch- und Brodpreise nur um so viel zu erhöhen, als die Accise beträgt, schlagen sie gleich das Doppelte auf. Dies hat zur Folge, daß der Unbemittelte die benöthigten Lebensmittel theils aus dem nur zehn Minuten von Hamburg entfernten Altona einzuschwärzen sucht, theils lieber die Accise an den Thoren dafür bezahlt, wobei er immer noch einen bedeutenden Vortheil hat, da dort die Preise im Verhältnisse außerordentlich billig sind, auch das Brod nach amtlicher Vorschrift gebacken werden muß. Freilich gibt es in Altona keine Schlächter und Bäcker, die ungeheuer reich sind, eigene Equipagen u. s. w. haben; aber die öffentliche Wohlfahrt steht sich doch besser dabei, und so wäre eine ähnliche Controlle wahrlich auch für uns zu wünschen. Wie weit die Unverschämtheit einiger Bäcker geht, ist kaum zu glauben: das von ihnen gelieferte Brod ist um die Hälfte kleiner als früher, und das Roggenbrod, trotz des um das Doppelte theurern Preises, so schlecht und so sehr mit Kleie vermischt, daß es kaum zu genießen, ja gewiß für die Gesundheit nachtheilig ist; und doch bildet es die Hauptnahrung der ärmern Klasse. Diese Uebertreibung wird indeß ihre Frucht tragen; denn eben dadurch, daß das Unheil seine höchste Spitze erreicht hat, wird man zu der Ueberzeugung gelangen, daß ihm durch heilsame Gesetze gesteuert werden müsse, wie dies bereits in andern wohleingerichteten Staaten längst geschehen ist. Ueberall, wohin man blickt, sey es auf das Materielle oder auf das Geistige, bietet sich Stoff zur Trauer und zu großen Bedenklichkeiten dar. Gährungsstoffe liegen aufgehäuft da, und hin und wieder haben bereits Gährungsprocesse begonnen. Namentlich werden diese leztern auch in der Literatur immer sichtbarer, und zwar eben in den Geistern, die sich aus der Masse herausheben. Es ist eine neue geistige Welt im Werden; aber wie wird sie sich gestalten, und welche Frucht wird diese bange, verworrene Durchgangsperiode uns bringen? Wie lange wird man in der Literatur noch beim Negiren bleiben, und wann endlich den Boden glatt genug rasirt und ausgerodet finden, um frische, bessere Saat hineinstreuen zu mögen? Dies sind die Fragen, welche der Denkende sich täglich vorlegen muß, die aber eben so lebensmüde machen, weil man sich keine Antwort darauf zu geben vermag. Zwar scheint es bei einigen bevorzugten Geistern schon Tag werden zu wollen und sie die Durchgangs- und Gährungsperiode bereits hinter sich zu haben; allein diese Wenigen, die eben durch früheres Irregehen vielleicht auf den rechten Weg geriethen, werden von den zur Zeit noch auf Irrwegen Wandelnden mit einer fast an's Gemeine streifenden Wuth verfolgt und als Apostaten verschrien, was denn wahrhaft widrige Federkriege hervorruft. Zu denen, die sich sowohl durch Geist, als durch Gesinnung gegenwärtig auszeichnen, muß man unbedingt jezt Gutzkow und den kleinen Kreis seiner nähern Freunde rechnen. Das, was er durch seine „Wally" in Vieler Augen sündigte, vergütete er wieder durch seine neuern Geistesprodukte. Man darf wohl behaupten, daß Gutzkow, gegen den sich bei seinem Hiehertommen so viele Stimmen, so manche Vorurtheile erhoben, mit jedem Tage mehr Terrain in der guten Meinung gewinnt, wozu denn freilich sein streng geregeltes bürgerliches Leben, worauf man hier mit Recht einen großen Werth legt, nicht wenig beitragen mag. — Ein anderer strebsamer junger Mann und reichbegabter Geist ist Ludwig Wihl, den Gutzkow nach sich gezogen zu haben scheint. Er ist ein glücklicher und geschäzter Dichter, und beweist durch seine kritischen Aufsäze, namentlich im „Hamburger Korrespondenten," daß er Geist und Urtheilskraft in ausgezeichnetem Maße besize. Er gehört, da auch er die Durchgangsperiode schon hinter sich zu haben scheint, durchaus zu den Gemäßigten, und strebt sichtlich nach Unparteilichkeit und Wahrheit.

(Schluß folgt.)

Beilage: Intelligenzblatt Nr. 1.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

№ 45.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Donnerstag, den 21. Februar 1839.

Da kam die Menge zusammen, und wurden bestürzt; denn es hörete ein Jeglicher, daß sie mit seiner Sprache redeten.

Lucas.
Apostelgeschichte.

Reise- und Lebensbilder.

(Fortsetzung.)

Nach Tisch strömt das Volk nach der Kirche Araceli, um die Prozession des h. Bambino zu sehen. In der zweiten Seitenkapelle zur Linken am Eingang ist schon von der Weihnachtszeit an ein Presepio errichtet. Die Jungfrau, eine fast lebensgroße Figur, sizt bei der Wiege des Jesuskindes, der h. Joseph steht zur Seite, Hirten nahen, aus den transparenten Wolken schaut Gott Vater, von Engelschaaren umgeben, hernieder. Die Gestalten sind grell bemalt, mit Putz und Flitterstaat überladen, und dennoch macht das Ganze einen wunderbaren Effekt. Die Beleuchtung geht vom Himmel aus, von dem ein magisches Licht auf die Heiligenbilder fällt. Die Kapelle, das ganze linke Kirchenschiff sind dunkel gehalten, der Fußboden mit Knieenden überdeckt. Man hört nur das Wispern der Gebete. Dann und wann wird der schwere Vorhang der Kirchenthür aufgehoben, und ein scharfes Licht von Außen streift über die andächtige Menge, welche zu jeder Tageszeit um die Krippe geschaart ist. Am Epiphaniatage wird dem Presepio gegenüber eine Art Tribune errichtet; festlich gepuzte kleine Knaben und Mädchen werden wechselsweise hinaufgehoben und halten eine kurze Rede bald auf die Madonna, bald auf das Jesuskind. Nach dem Hochamt wird das leztere umhergetragen. Der Santissimo Bambino von Araceli ist ein Wickelkind von Wachs, dessen silberne Krone eben so wie die Windeln von Perlen und Edelsteinen flimmern. Voraus zieht eine Musikbande, welche Donizettis oder Mercadantes Walzer spielt; ihr folgen die Klosterbrüder, mit Kerzen in den Händen, den Zug beschließt der Prior, welcher den Bambino trägt. Zweimal wallt die Prozession durch das Haupt- und die Seitenschiffe jenes alten Tempels des capitolinischen Jupiter. Das Gedränge ist entsezlich; nur mit Mühe vermag die Miliz dem Zuge den bedürftigen Raum zu gewirken. Von weit und breit ist das Landvolk hereingeströmt; die Frauen der Gebirge in malerisch bunten Trachten, die Römerinnen mit ihren rothwollenen Kopftüchern erblühen gleich farbigen Tulpen aus dem Gewühl. Jezt bewegt der Zug sich langsam nach dem Haupteingang. Die Trompeten schmettern, der Prior tritt aus der Pforte, zeigt den Bambino dem auf der Treppe des Kapitols, auf der von Araceli, auf dem gleichnamigen Platze geschaarten Volke, und die Tausende sinken auf die Knie und schlagen zerknirscht an die sündige Brust.

Früher war es an demselben Tage, wo die Festreden von den Schülern der Propaganda in ihren verschiedenen Muttersprachen abgehalten wurden. Das Zusammentreffen

Digitized by Google

von so vielen Feierlichkeiten hat jezt die Vertagung jenes Esercizio accademico auf den nächsten Sonntag Nachmittag nothwendig gemacht. Die Straße vor der Propaganda, die Gänge und Treppen waren mit Lorbeer- und Myrtenzweigen bestreut. Ein junger, aus Koblenz gebürtiger Propagandist begrüßte in mir den Landsmann und führte mich in den festlich zu jenen Redeübungen geschmückten Saal. Im Hintergrund erheben sich amphitheatralisch über einander ansteigende Sitze für die Alumnen; zunächst der Bühne standen die mit rothem Sammt ausgeschlagenen Sessel für die patres purpurati; ihnen folgten die langen Reihen der Rohrstühle für die Zuhörer, welche sich in großer Anzahl zu dem seltenen Feste eingefunden hatten. Jezt zogen die Schüler in ihren wallenden schwarzen und rothgefütterten Talaren paarweise ein und reihten sich auf der Tribüne. Bald nach ihnen erschienen auch sechs Eminenzen. Der lezte war der berühmte Mezzofanti, dieser Alexander unter den Gelehrten, der im Siegesflug fünfzig Königreiche und ihre Millionen Unterthanen, ein halbes hundert Sprachen und deren Wortgewimmel erobert und beherrscht.

Der Schulakt begann mit einer lateinischen Rede, welche Rom als stete Siegerin durch die Gewalt der Waffen, durch die größere Macht der Wissenschaften, des Glaubens pries. Der Redner wurde applaudirt. Die anwesenden Italiener gaben das Signal und belehrten uns Fremde durch praktische Fingerzeige, wie solche Huldigung einem Jeden, der sich öffentlich hören lasse, von Gott und Rechts wegen zukomme. Jezt erhob sich ein Redner nach dem andern, bald rechts, bald links, nannte aber wohlweislich erst die Sprache, in welcher er sich vernehmen zu lassen gedenke, eine Vorsicht, die bei diesem babylonischen Stimmengewirr unerläßlich war. Eine hebräische Rede folgte, ihr eine syrische, von einem aus Aleppo gebürtigen Schüler gehalten; dieser eine samaritanische, lezterer eine arabische. Der Redner stammte vom Berge Libanon und erntete allgemeinen Beifall durch den Wohllaut seiner metrischen Dichtung, durch lebensvollen, kräftigen Vortrag. Nach ihm sprachen ein Türke und ein Perser. Ein Illyrier trug in italienischen Terzinen eine ziemlich frostige Allegorie von Tugend und Unschuld vor. Zwischen beiden brach ein junger Mann in schwarzem Fracke und blitzendem Ordensstern und gewaltigem Bart ein — es war Don Miguel. Die ihm gezollten Complimente, das Scharren der Stuhl- und Menschenfüße verschlang den Rest der Rede. Zwei junge Armenier redeten zuerst in der Schriftsprache, dann in der Mundart des Volks, und vereinigten sich dann zu einem elegischen Gesang, der stark, aber nicht angenehm an den der kosackischen Sänger, die den Pulls heulend voranziehen, erinnerte. Die nachfolgenden Sprachen waren die georgische, mandaische und kurdische. Drei junge Männer erhoben sich, um eine chaldäische Ecloge vorzutragen; nachdem sie eine Zeitlang gestritten, ja sogar hart an einander gerathen, wie ich es aus dem heroischen Aufstampfen des Fußes entnahm, versöhnten sie sich und ließen vereinigt eine nicht allzuliebliche Hymne erschallen. Sie wurden abgelöst durch den altgriechischen Redner, dieser durch einen neugriechischen, dieser wieder durch einen Dubliner, welcher schwülstige lateinische Hexameter scandirte. Die celtische Sprache ward durch einen Mac-Intyre repräsentirt, Schottland und Irland reihten sich ihr an, diesen Illyrien und die Bulgarei. O'Connor aus Irland unterschied sich von seinem radikalen Namensvetter durch die Zahmheit seines italienischen Sonetts; weniger geduldig geberdete sich der Pole, der den Untergang der Freiheit seines Vaterlandes in schönen, männlichen Versen beklagte, worauf der Deutsche, ein kleines, blondes Jüngchen, in bluttriefenden achtzeiligen Stanzen den bethlehemitischen Kindermord und andere Kopfabschlagungen vortrug. Holland, England, Romanien und Portugal sprachen nach ihm. Ein junger Paderborner gab ein fast zu epigrammatisches Epigramm in lateinischer Sprache zum Besten: es war schon zu Ende, ehe man nur den kleinen Redner in dem immer dunkler werdenden Saale und unter den schwarzen Commilitonen ausfindig gemacht hatte. Eben so wenig genügte der Bombast der französischen Alexandriner. Eine Kalifornese, Paolo Tae, dessen charakteristische Physiognomie den fernen Volksstamm verrieth, redete erst katalonisch, dann in seiner Muttersprache, welche durch ihre barbarischen Laute allgemeinen Jubel verbreitete; hierauf ließen sich ein Spanier, ein Wallache, ein Albaneser, ein Kind des orientalischen Oceans in der Sprache der Gambier-Inseln hören. Zwei junge Egyptier hielten einen coptischen Dialog; ein Landsmann trug äthiopische Verse vor. Nun kam die altchinesische Sprache an die Reihe: Joachim Kuo von Huo-nan, mit veritabelster chinesischer Pagodenphysiognomie, streute einen Hagel von harten, Chausseekieseln gleichenden Monosyllaben über die Versammlung aus; er erntete einen wüthenden Applaus, während Jungchina leider ein zu schwächliches Organ hatte, um einen gleich vollen Lorbeerkranz zu erringen. Sein Gesang klang übrigens harmonischer, als sich nach so rauhen Lauten erwarten ließ. Ein italienisches ringraziamento beschloß die originelle Feierlichkeit, welche am folgenden Tag für die Ordensgeistlichen wiederholt wird.

Ueber Erdbeben. Von J. F. Hugi.

(Fortsetzung.)

In Bezug auf unser Thema sehen wir in jener Mittelzeit zuerst wieder die Ansichten der Alten erwachen,

Digitized by Google

dann sich ergänzen und modifiziren. Pater Kircher z. B. glaubt, das Innere der Erde erzeuge alles, was die Außenfläche; Feuchtigkeit, Wasser, Luft und Feuer mit Sulphur, Nitrum, Salz u. s. w. sey in den ungeheuern Innenräumen in fortwährender Gährung, und wenn die dadurch erzeugten Dämpfe und Gase gehemmt seyen, nach der Außenfläche zu entweichen, so erschuttern sie die Höhlenwände und endlich qua data porta ruunt.

Die vorzüglichsten neueren Ansichten über Erdgestaltung, die eben so verschiedene über Erdbeben zur Folge hatten, mögen folgende seyn: Franklin betrachtet die Erde wie eine hohle Nuß, Hansten als immer thätigen Doppelmagnet, Steffens das Innere als metallischen, und Andere als granitischen Kern, Biot, Cordier u. s. w. als feurig-flüssige Masse, in allmähligem Erkalten begriffen, und Peron als einen Eisklumpen, der erst an der Oberfläche aufgethaut. Gruithuisen hält die Erde für ein Aggregat von ineinander eingesenkten Weltkörpern; nach Fischer sollen die Flötzgebirge als Ringe vom Himmel gefallen seyn und die feurig-flüssigen Urgebirge aufgetrieben und so die Erde als Aggregat vollendet haben. Nach Davy ist die Erde eine außen von der Sonne und innen durch chemische Processe erwärmte Kugel. Nach Poisson wandert sie im Weltraum, ist nun in kälteren Gegenden angekommen, wird aber wieder nach wärmeren zurückkehren. Prevost vergleicht sie mit einem Braten, der schon so lange sich am Spieß vor dem Feuer gedreht, daß endlich auch das Innere gar geworden. Nach Fourier ist sie eine glühende und nur durch Ausstrahlung außen hart gewordene Kugel. Nach Delametherie ist die Erde eine galvanische Säule. Vielleicht der größere Theil aber behauptet, die Erde sey aus einer Flüssigkeit oder einem alten Chaos hervorgegangen, bald nach mechanischen Gesetzen der Schwere, bald nach mehr chemischen, elektrischen u. s. w. Tournefort, Keppler, Poetius, die Naturphilosophen und vielleicht der größere Theil der heutigen Forscher betrachten die Erde, wie Plato, Pythagoras, Heraklit, Empedokles u. s. w. als Organismus, der aber bald pflanzen-, bald thierähnlich, bald ganz eigenthümlich gedacht wird.

Immerhin hat auf die Erklärung der Erdbeben eine vorgefaßte Ansicht über die Erdgestaltung wesentlichen Einfluß. Wenn auch Davy, Humboldt, Gay-Lussac die Erdbeben von den Explosionen der Kalimetalle, Lemery von der Entzündung des Schwefels mit Eisen, und Andere von Steinkohlenbränden herleiten, und man wieder die Elektrizität, Wasserstoff, Sauerstoff, Dämpfe und die ganze Chemie zu Hülfe ruft, so gründen sich doch alle jene Annahmen wieder auf irgend eine allgemeine Erdansicht, und dienen nur, in Verbindung mit derselben die Sache zu entwickeln.

Näheren Einfluß auf die Entwicklung der Theorien über Erdbeben hatten fast immer die Vulkane, die heißen Quellen, die Zunahme der Wärme nach Innen, dann die Annahme, daß nur zwanzig Meilen tief unter der Erdfläche die Luft vermöge des atmosphärischen Druckes dichter als Gold seyn müsse, ferner Stukelys Berechnung, daß ein dreißig Meilen sich erstreckendes Erdbeben wenigstens funfzehn bis zwanzig Meilen tief herauf kommen müsse. Meist jedoch legt man auf jene Annahmen zu viel Gewicht und erwägt zu wenig, daß sie theils einseitig, theils nicht ganz erwiesen sind.

(Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Wien, Februar.

(Auszug aus einem Privatbriefe.)

Die kaiserliche Familie.

Blicken wir am Anfang des neuen Jahres zurück, um die durchzogene Straße des verflossenen zu überschauen, so müssen wir gestehen, daß wir sie recht bequem, obgleich etwas langweilig zurückgelegt haben. Wenig hervorspringende Berge haben den Weg durchschnitten, und Abgründe sind hier zu Lande fast unmöglich. Welchen Nachgeschmack das Jahr 1838 hinterlassen — wer will das bestimmen? Im Grunde ist der Zeitraum eines Jahres viel zu kurz, um die Farbenveränderung des socialen Lebens scharf und kenntlich hervortreten zu lassen; ist doch selbst in Paris und London dies zu bestimmen unmöglich, wenn nicht etwa die Politik den Pinsel ergreift, um der socialen Physiognomie einige markige Striche aufzutünchen. In Oesterreich aber behält das Angesicht der Societät seine ruhigen Züge, und nur die Zeit bringt hie und da einige Falten und Schönpflästerchen hinein. Nehmen wir etwa die humane Bewegung, welche die Ueberschwemmung in Ungarn hier hervorbrachte, aus, so sehen wir nirgends einen Punkt, der das Niveau des gewöhnlichen Einerlei unterbrochen hätte. Das wichtigste Ereigniß bleibt die mehrmonatliche Abwesenheit des Kaisers. Wenn die Abwesenheit des Hofs in jeder Residenz eine Veränderung des geselligen Barometers hervorbringt, so ist dieses in Wien um so mehr der Fall, da sich jene Veränderung nicht nur in den höhern Kreisen, sondern auch in den untern Volksklassen manifestirt. Wien heißt nicht umsonst die Kaiserstadt: es gehört zum Charakter dieser Residenz, daß der Kaiser innerhalb ihrer Mauern sich befindet. Der Wiener fühlt sich unbehaglich, wenn er nicht um die Mittagsstunde die sechs milchweißen Rosse der Erzherzogin Sophie durch die Jägerzeile rollen sieht, wenn er nicht Abends in der Loge das ruhige Gesicht des Erzherzogs Franz Karl erblickt, wenn er nicht Sonntag Morgens den Kaiser und die Kaiserin, umgeben von den blitzenden Uniformen der ungarischen und deutschen Garden, den feierlichen Zug in die Burgkapelle antreten sieht. Der Wiener ist gewohnt, fast täglich in die unmittelbare Nähe der kaiserlichen Familie zu kommen.

Digitized by Google

Im Gedränge der öffentlichen Vergnügungen, auf Spaziergängen, Redouten ꝛc. kommt bisweilen der Rock des Bürgers mit dem eines kaiserlichen Prinzen in Berührung, im Prater fährt der Wagen der Kaiserin nicht selten hinter einem schlichten Fiaker im langen Zuge her, ohne die Ordnung zu stören, und will man endlich den Kaiser selbst sehen, so braucht man nur im Winter Nachmittags auf die Bastei zu gehen; der Mann im einfachen Oberrocke, der dort in Begleitung zweier anderer Herren fast unbemerkt promenirt, das ist der Kaiser mit seinen Oheimen, dem Erzherzoge Karl und dem Erzherzoge Ludwig. Fast an jedem hübschen Wintersnachmittage kann man dem Kaiser auf dieser Promenade begegnen, und wer ihn nicht persönlich oder aus dem Porträt kennt, der ahnt gewiß nicht, daß der schlichte Mann, der neben ihm einhergeht, der Beherrscher des österreichischen Staats ist. Selbst aus den Mienen der übrigen Spaziergänger ist nichts zu merken, sie ziehen den Hut und gehen ruhig vorüber; nur Wenige bleiben stehen, aber fast keiner verräth im Ausdruck seiner Physiognomie jenes Erstaunen, welches eine ungewöhnliche Erscheinung hervorzubringen pflegt. Von jener ängstlich kleinlichen Etikette, mit welcher sich hier und da mancher Hof, selbst untergeordneten Ranges, umpanzert, ist hier keine Spur zu finden. Ich führte vor einiger Zeit zwei Fremde, die aus einer kleinen deutschen Residenz hieher kamen, in das Burgtheater. Es wurde gerade ein beliebtes Lustspiel von Deinhardstein gegeben und das Publikum überließ sich seiner natürlichen Laune, lachte, applaudirte, empfing die Schauspieler ꝛc. ganz nach gewöhnlicher Weise. Als der Vorhang nach dem ersten Akte gefallen war, begann jene laute Conversation, worin der Wiener vielleicht nur von dem Italiener übertroffen wird. Plötzlich stieß mich einer meiner Gäste leise an: „Wer sizt dort oben in jener glänzenden Loge?" — „Es ist der Kaiser," antwortete ich. — „Unmöglich," flüsterte jener fast erschrocken, „bemerken Sie nur, wie laut, wie ungebunden das Publikum ist." — „Und dennoch sehen Sie da oben den Kaiser lächeln, und die Kaiserin schaut ganz behaglich durch ihre Lorgnette zu uns in's Parterre herab: Sie können daraus zur Genüge sehen, daß man unsere Ungebundenheit nicht übel nimmt."

(Fortsetzung folgt.)

Hamburg, Februar.

(Schluß.)

Mystiker. Theater.

Im benachbarten Holstein rührt sich der „alte Maulwurf" wieder einmal unter der Erde. Claus Harms, Probst und Pastor zu Kiel, der berühmte Thesenmann, oder, wie man ihn wohl scherzweis nennt, der Papst von Holstein, eifert aufs Neue gegen die Aufklärung und namentlich gegen die Dintersche Schullehrerbibel. Die Sache ist diese: Ein Schullehrer in Süder-Ditmarschen (Holstein) erhielt, zum Beweise der Anerkennung seiner Berufstreue, von der patriotischen Gesellschaft die Dintersche Bibel zum Geschenke. Dies hielt Pastor Harms für eine Versündigung am Christenthume und zog sowohl gegen die Geber, als gegen den Empfänger im „Itzehoer Wochenblatte (einem Provinzialblatte) donnernd los, was natürlich mehrere Repliquen veranlaßte, unter denen sich die des Archidiatonus Wolf in Kiel durch Gediegenheit und christliche Würde auszeichnet, und der Gesinnung ihres Verfassers um so mehr Ehre macht, da er mit Harms auf einer Kanzel steht. Uebrigens verhalten sich die Mystiker in unserer Stadt und Umgegend ziemlich still und treten, wenn auch noch geheim fortwirkend, doch nicht mehr so laut und entschieden auf, als vor einigen Jahren, sey es, weil sie zu begreifen anfangen, daß ihr Reich ein Ende habe, sey es, weil der Unwille der Herrscher über die Königsberger Muttergeschichte und die Auswanderungen ganzer, durch die Mystiker irre geleiteter Gemeinden sie einschüchtert, oder endlich, weil die Hauptschreier ihren Zweck erreicht und die gewünschten Versorgungen gefunden haben. Bei uns ist ganz ersichtlich das Unwesen dadurch mehr in den Hintergrund getreten, daß diejenigen, welche am lautesten und keckesten ihre Stimme zu Gunsten der Verfinsterung erhoben, Anstellungen, nicht sowohl von den Behörden, als von ihren Anhängern erhielten. So ist der Candidat Morath, ein eifriger Vertheiler der Traktätchen, die er in einem Seebade den dort anwesenden Damen auf eine belästigende Weise aufgedrungen haben soll, zum zweiten Prediger in Mölln befördert worden; der Candidat Wichern ist Vorsteher der Rettungsanstalt für verwahrloste Kinder, die, von den Mystikern begründet, ganz in ihrem Sinne und Geiste verwaltet wird; der Candidat Pehwöller ist Superintendent bei der Gesellschaft für die Heidenbekehrung — so lautet der Titel, wenn ich nicht irre — und der famöse Herausgeber des berüchtigten „Bergedorfer Boten," Candidat Brauer, Vorsteher einer Anstalt, worin Missionäre gebildet werden, die von dem Volke, charakterisch genug, „die Mutteranstalt" genannt wird. Die drei Letztern haben treffliche Stellen mit guten Einkünften, sind verheirathet und — schweigen jetzt, wo sie zu schreien nicht mehr nöthig haben. Ich denke, das ist bezeichnend genug.

Das hiesige Stadttheater ist noch immer bemüht, seinen alten Ruhm zu behaupten; manches classische Stück geht über unsere Bühne, das wohl allein durch eine gute Darstellung sich erhält, da der Geschmack des Publikums sichtlich im Argen liegt. Unter den neuern Opern hat die Halevysche: „Guido und Ginevra, oder die Pest in Florenz," wahrhaft Furore gemacht; aber, zu unserer Schande sey es gesagt, weniger durch guten Text und gediegene Composition, als durch die außerordentlich schönen und reichen Decorationen des Theatermalers Cecchi, verbunden mit einer vortrefflichen Darstellung. — Die Bull hat uns nochmals besucht und zwar reichen Beifall von Seiten der Kenner, aber nicht mehr jenen Enthusiasmus gefunden, den er bei seinem ersten Auftreten fand: er war nicht mehr neu. — Das sogenannte zweite Theater schmachtet ersichtlich nach Neuigkeiten, d. h. nach pikanten, wozu namentlich Lokalpossen zu zählen sind, denn mit diesen, so wie mit Parodien, kann es allein das Haus füllen, da ihm zu ernsteren und größeren Darstellungen die Mittel fehlen. Das Auftreten des oben erwähnten Ludolph Schleier im Theater zu St. Georg thut ihm großen Schaden, und dürfte wirklich das letztere, sehr artige Theater mehr in Aufnahme bringen, als dem zweiten Theater lieb seyn kann.

Beilage: Kunstblatt Nr. 16.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

№ 46.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Freitag, den 22. Februar 1839.

Pfui! wer handelt mit Schwefelfaden!
Schiller.

Der Gewürzkrämer.

Nach Balzac.

Die ganze Geschichte erklärt es hinlänglich, warum das Große, das unsere Zeit hervorbringt und erstrebt, sich in der heutigen Literatur nicht spiegelt, warum sie aber ein getreues Bild dessen ist, was an der Zeit klein und unkräftig erscheint. Mehr als je geht in der raschen äußern Entwicklung der Mensch in der Masse unter; der durch die Verfolgung von Gesammtwirkungen befangene Sinn der Zeitgenossen hat weder Lust noch Muße, auf die eigenthümlichen Lebensäußerungen der Einzelnen zu achten; man gewöhnt sich immer mehr, bei Betrachtung socialer Verhältnisse, wie beim Betrieb der Geschäfte, nach ganzen Summen zu rechnen, und die einzelne Scheidemünze, wie das Individuum, als unerheblichen Bruch zu ignoriren. Hand in Hand mit dieser Richtung des allgemeinen Geistes geht in der schönen Literatur die Vernachlässigung oder die Schwäche der individuellen Charakterzeichnung, und der Trieb, statt Porträts, Carrikaturen zu malen, als Repräsentanten ganzer Classen von Charakteren. All den Vereinen zu hundert Zwecken, den tausend auf Aktien betriebenen Unternehmungen entsprechen in der Poesie jene idealen Individuen, jene Typen, auf welche die Charakterzüge ganzer Stände, Gewerbe, politischer, religiöser, literarischer Parteien übergetragen sind. In diesen meist burlesken Gemälden sind ihrem ganzen Wesen nach vorzüglich die Franzosen stark, und sie haben diese reiche Quelle eines wohlfeilen und nur zu leicht schiefen und nichts beweisenden Witzes nach allen Richtungen und mit allen Kunstmitteln ausgebeutet.

Eben wird wieder in Paris ein Werk angekündigt, das sich mit solcher poetischen Genremalerei ganz eigens beschäftigt und zur Vermehrung der Wirkung die illustrirende Zeichnung herbeizieht. Beim bekannten Verleger Curmer erscheint nächstens unter dem Titel les Français eine Sammlung von Charakteren und Typen, wozu Balzac, J. Janin, Cormenin, Madame Ancelot u. s. w. Beiträge liefern. Sie wird in wöchentlichen Lieferungen, 18 an der Zahl, ausgegeben, deren jede nur sechs Sous kostet. Jede Lieferung gibt einen Originaltypus: der Bankier, der Nationalgardist, der Deputirte, der Taschendieb, la femme comme il faut u. s. w. mit Textillustrationen von Gavarny, Traviès, Gigoux u. A. Daß hier, wie so oft, gleich ihrer zwölf und mehr zu einem Werk zusammentreten, charakterisirt die Zeit wie die Literatur.

Wir haben den ersten Probebogen erhalten, der den Epicier von Balzac enthält, und geben die Hauptpartieen dieser Arbeit des geistreichen, aber viel zu viel schreibenden Mannes.

Digitized by Google

Zum voraus ist zu bemerken, daß das deutsche Gewürzkrämer den Begriff von Epicier keineswegs erschöpft. Das Geschäft des Pariser Epicier ist weit ausgedehnter als das unseres Gewürzkrämers. Man findet bei ihm alle die Artikel, welche Balzac in der folgenden Skizze in den Text eingeflochten hat, und die man bei uns in zehn verschiedenen Laden, beim Materialienhändler, Apotheker, Zuckerbäcker ꝛc. suchen muß. Seit der Julirevolution ist aber der Epicier ein politischer Typus geworden. Das Wörterbuch der Akademie definirt den Epicier als einen Mann, der Gewürze und Spezereien verkauft; diese Definition ist aber jezt viel zu eng, sofern man den Spieß- und Pfahlbürger überhaupt darunter versteht. Was dem deutschen Studenten der Philister, das ist der jeune France der Epicier.

Wir hoffen später den Artikel: la femme comme il faut, gleichfalls von Balzac, folgen lassen zu können.

* * *

Manche Leute, undankbare Seelen, gehen unbekümmert am dreimal heiligen Laden des Gewürzkrämers vorüber. Thut dies ja nicht! So widerwärtig, schmierig und schlechtbemüzt auch der Ladenbursche, so blühend und vollmondlächelnd auch der Ladenherr seyn mag, ich betrachte sie stets mit Achtung und rede sie mit der Ehrerbietung an, welche der Constitutionnel ihnen bezeugt. Ich lasse eine Leiche, einen Bischof, einen König vorbeipassiren, ohne Acht darauf zu geben, allein einen Gewürzkrämer kann ich nie mit gleichgültigem Auge ansehen. Meinem Dafürhalten nach ist der Gewürzkrämer, dessen Allgewalt sich kaum von hundert Jahren herschreibt, eines der schönsten Produkte der modernen Gesellschaft. Ist er nicht ein eben so ungemein ergebenes als ausgezeichnet nüzliches Wesen, eine beständige Quelle von Süßigkeit, Licht und wohlthätigen Nahrungsmitteln? Ist er nicht der Handlanger Afrikas, der Geschäftsträger Indiens und Amerikas? Gewiß, der Spezereikrämer ist alles das; aber was seiner Vollkommenheit die Krone aufsezt, er ist alles das, ohne es zu ahnen. Weiß etwa der Obelisk, daß er ein Kunstdenkmal ist?

Ihr schnöden Spötter, bei welchem Gewürzkrämer seyd ihr je eingetreten, der euch nicht mit freundlichem Lächeln und abgezogener Mütze bewillkommt, während ihr euern Hut auf dem Kopf behieltet? Der Metzger ist roh und eckig, der Bäcker blaß und mürrisch; allein der dienstfertige Gewürzkrämer hat in allen Stadtvierteln eine holdselige Miene. Der Fußgänger jeden Standes, der in Verlegenheit ist, wendet sich daher weder an das verdrossene Wesen des Uhrmachers, noch an den mit blutriefendem Fleisch umringten Ladentisch, hinter welchem die rothwangige Metzgerin thront, noch an das mißtrauische Gitter * des Bäckers; er wartet, bis er an einen Spezereiladen kommt, um einen Fünffrankenthaler wechseln zu lassen, oder nach seinem Wege zu fragen; er ist fest überzeugt, daß dieser Mann, der allerchristlichste des gesammten Handelsstandes, für Alle da ist, obschon er am meisten zu thun hat; denn die Zeit, welche er den Vorübergehenden widmet, stellt er sich selbst ab. Man findet viel eher ein schlechtgewachsenes Frauenzimmer, als einen unhöflichen Gewürzkrämer.

(Fortsezung folgt.)

* Seit der Plünderung der Bäckerladen in der ersten französischen Revolution sind diese Laden in Paris vergittert.

Ueber Erdbeben. Von J. F. Hugi.

(Fortsezung.)

Nur bei der organischen Ansicht über die Erdbildung scheint mir eine natürliche und haltbare Theorie der Erdbeben möglich; daher zuerst einige Worte über jenen Organismus.

Bekanntlich hat Alexander von Humboldt in einer großen Reihe von Versuchen Thon, Steinsalz und viele andere Gesteine in bestimmte Mengen von atmosphärischer Luft eingeschlossen, wobei diese sich verminderte, indem der größere Theil des Sauerstoffs mit der Gebirgsart sich vereinigte und dagegen Kohlen- und Wasserstoff gebildet wurde. Diese Versuche wurden später von Saussure, Böckmann, Ruhland, Schubler und vielen Andern wiederholt und auf fast alle Gebirgsarten angewendet, wodurch als unwidersprechliche Thatsache sich ergeben, daß die Gebirgsarten unserer Erdkruste das Ein- bis Zehnfache ihres Volumens Luft absorbiren, wobei der Sauerstoff größtentheils an die Gebirgsart tritt und dagegen aus dieser Kohlen- und Wasserstoff sich entwickelt.

Zu ähnlichen Resultaten führt auch die Betrachtung der Natur. Manche Gebirgsarten werden unter atmosphärischem Einflusse wechselsweise bald naß, bald trocken, wenn auch die Hygrometrie keinen größern und geringern Wassergehalt anzugeben vermag; andere dagegen befeuchten sich weniger, bekommen aber einen fohligten oder erstickenden Geruch, aus welchem allem man an vielen Orten auf künftige Zersetzung der äußern Atmosphäre zu schließen gewohnt ist. Auf jeden Fall wird durch die Verwandtschaft der Atmosphäre zu jenen Gebirgsarten die erstere zerlegt, die vorher entsäuerte Gebirgsart gesäuert und theils Wasser, theils Kohlensäure u. s. w. gebildet. Bekannt genug sind die wechselweisen Luftströme

Digitized by Google

in das Innere der Gebirgshöhlen und der Grubengebäude; eben so weiß jeder Gebirgsmann und Naturforscher, daß die Flamme des Lichtes, welches man vor den Felsgebilden hin und her bewegt, bald in die zarten Schichtenklüfte und Spältchen gezogen, bald aber von entgegengesetztem Luftstrom nach außen gebogen wird, und daß alle diese Erscheinungen durchaus nicht von der Temperatur abhängen, sondern nur durch die Zersetzung und Umwandlung der Luft im Innern des Gesteines bedingt sind. Welchen Sinn endlich hätten die bösen Wetter in den Grubengebäuden, gegen welche man allenthalben mit so großen Unkosten fortwährend frische Luftströme einführen muß, um das Athmen der Arbeiter möglich zu machen, wenn sie nicht durch Absorbtion des Sauerstoffs und durch Umwandlung der aufgenommenen Luft bedingt würden? Daß jene Gase schon gebildet aus dem Innern des Gesteins oder aus weiter Tiefe von vulkanischen Herden u. s. w. herausströmen, ist wohl noch nie im Ernst behauptet worden, wohl aber, daß selbe fortwährend an Ort und Stelle sich entwickeln müssen, was aber nur bei der Zersetzung der Atmosphäre durch die Gebirgsarten sich denken läßt. Diese Behauptung wird zur Gewißheit durch die Thatsache, daß die Verderbung der atmosphärischen Luft und die Entwicklung des kohlensauren Gases nur an bestimmte Schichten gebunden ist, und daß oft in höheren oder tieferen Schichten andere, entsäuerte Gase, wie Wasser- oder Stickgas u. s. w. sich entwickeln.

Schon aus dem Angeführten ergibt sich, daß das rhythmische, fortwährende Einsaugen und Zerlegen der sauerstoffreichen Luft ein fortwährendes Ausscheiden und Ausstoßen von irrespirablen Gasarten zur Folge haben müsse. Ein solches aber tritt uns allenthalben entgegen, ja die ganze Erdfläche nimmt fortwährend eine Menge Sauerstoff auf und gibt dagegen andere Gasarten von sich, wodurch der Thonboden in Ackererde, alles Vegetabilische in Humus umgewandelt und alle Vegetation bedingt wird. Doch abgesehen von diesem allgemeinen Ein- und Ausathmen brechen allenthalben eine unzählige Menge Ströme von irrespirablen Gasarten zu Tage. Ein sehr kleiner Raum am Laacher-See stößt nach Bischofs Beobachtungen täglich über 600,000 Pfund Kohlengas aus. Solche Gasquellen, Hundsgrotten, Solfataren, Luft- und Schlammvulkane, brennende Wasserstoffquellen u. s. w. finden sich über die Erde hin allenthalben, millionenweise. Die meisten jener Quellen von irrespirablen Gasarten sind rhythmisch, nehmen täglich regelmäßig oder mit der Aenderung des Wetters zu oder ab, oder hören auf und erscheinen regelmäßig wieder. Bedeutungsvoll sind auch im Orient jene vielen Löcher, welche die alten Bewohner durch die verschlackte Erdkruste bis zu den lockeren Gebirgsarten gegraben, in denen nun, nach Niebuhr und andern, fortwährend heftig die Luft aus- und einströmt, und über welche der Patriarch Joseph, der sein Leben in jenen Gegenden zubrachte, die Notiz gibt, daß die alten Bewohner durch Grabung jener Löcher in die Tiefe die früher so häufigen Erdbeben abgeleitet oder unschädlich gemacht hätten.

Als nächste Folge dieser Einathmung, Umwandlung und Ausathmung erscheint die Quellenbildung, die keine andere Theorie noch genügend zu erklären wußte. Da die Theorie der atmosphärischen Niederschläge durch Thatsachen und Berechnungen widerlegt wurde, so nahm man zu heberartigen Kanälen oder Dampf seine Zuflucht, der aus dem Erdinnern steigen und in den hohlen Gebirgskuppen sich wieder condensiren sollte. Die Beobachtung in Bergwerken, Höhlen und beim Brunnengraben zeigt aber auf's bestimmteste, daß alle Quellen in Klüften, Spalten, Höhlen nur tropfenweise entstehen, nach und nach zusammensintern und zu Tage kommen. Gewöhnlich ist die Bildung der Quellen nur an gewisse, meist thonigte, lockere Schichten gebunden, die auf die Bestandtheile des Wassers so geringen Einfluß haben, daß z. B. Eisenlager nicht Eisenquellen, Salzlager nie Salzquellen erzeugen. Die sogenannten artesischen Brunnen erscheinen nur, wenn bestimmte lockere Schichten durchbohrt sind. Daß alles Quellwasser Anfangs kohlensauer ist, in seinem Verlaufe aber die Säure verliert und zu Flußwasser wird, weiß Jeder, aber eben so, daß die von den Gebirgsarten und der ganzen Erdfläche eingesogene atmosphärische Luft bei der Umwandlung den Sauerstoff verliert und dann irrespirabel der Erde entsteigt.

Nicht nur mit dem Festen des Erdkörpers steht die Atmosphäre in inniger Wechselwirkung und fortwährender Thätigkeit, mit demselben ein einziges untrennbares Wesen bildend, sondern selbst das Meer wiederholt die gleichen Processe. Es ist allgemein bekannt, daß vor Ungewittern auch bei vollkommenster Windstille das Meer in heftige Bewegung gerath und gleichsam zu sieden scheint. Bei der Insel Nisida hörte ich bei schönstem, stillstem Wetter zu Anfang der Nacht öfters ein heftiges Brausen mit Wellenbewegung, ohne daß später übles Wetter folgte. Vor der Erscheinung her ging jedesmal ein schönes Leuchten des Meers. Vom Verdeck herab sah man auf dem Wasser millionenfach einzelne Lichtpunktchen entstehen und im gleichen Momente vergehen. Am Kiel des Schiffes, oder wo immer das Wasser sich rieb oder schlug, schien Alles zu gluhen. Vom Verdeck her sah man jenes Leuchten nur in der Entfernung von etwa dreißig Fuß; stieg man höher, so erweiterte sich die glänzende Fläche um das Schiff, und umgekehrt nahm sie ab. War das Auge einen Fuß über dem Wasser, so sah es die Leuchtpunkte nur 1^1, Fuß weit. Von elektrischer Erscheinung zeigten auch die zartesten Kügelchen nicht die

Digitized by Google

geringste Spur; hielt man dagegen das Auge möglichst nahe an die Wasserfläche, so sah man zwei bis drei Zoll unter selber jeden Augenblick kleine Bläschen entstehen, leuchten, emporsteigen und vergehen. Mit größter Bestimmtheit beobachtete ich diese Bläschenbildung schon früher nach langer Windstille südlich von Sardinien an hellstem Tage. Die erzeugten Bläschen waren im grünlichten Wasser ungemein hell und würden gewiß bei der Nacht als leuchtende Punkte erschienen seyn. Die Erscheinung brachte unruhiges Meer, dem später sanfter Wind folgte, welcher endlich den Gang des Schiffes wieder förderte.

(Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Wien, Februar.

(Fortsetzung.)

Oesterreichische Dichter und Künstler. Theater.

Indem ich mich aber bemühe, Ihnen die Farbe des verflossenen Jahres zu schildern, muß ich auf das Reich der Farben selbst übergehen und die Kunstausstellung berühren, die, obgleich eine der interessantesten, welche in den Sälen zu St. Anna jemals Statt fand, dennoch keine genügende Besprechung in den außerösterreichischen Journalen gefunden hat. Es ist anerkannt, daß fast jeder Aufschwung, den die Poesie eines Volkes oder einer Zeit genommen hat, ein geistiges Echo in der Kunst fand und bewirkte. Poesie und Kunst sind Milchschwestern, die stets aus den Brüsten des Zeitgeistes eine und dieselbe Nahrung sogen. Die Poesie hat in Oesterreich in den letzten zwei Decennien eine Blüthe entfaltet, welche dem übrigen Deutschland eine Anerkennung abgewann, die früher der österreichischen Literatur nie zu Theil geworden ist. Aus welchen Quellen diese neue geistige Stimmung nun immer sprudeln mag, so viel ist gewiß, daß im Gebiete der Kunst dieselbe Erscheinung sich wiederholen mußte. Wirklich haben gleich die ersten Coryphäen dieser neuen Periode der österreichischen Poesie: Grillparzer und Zedlitz, ähnliche Repräsentanten im Bereiche der Kunst an Schnorr und Kraft gefunden; Schnorr's Faust hat auf der hiesigen Gallerie nicht weniger Sensation erregt, als Grillparzers Ahnfrau auf der hiesigen Bühne. Wenn nun aber seitdem der Kreis der österreichischen Dichter sich vergrößert hat, so zeigte die letzte Kunstausstellung, daß die Kunst auch nicht zurückgeblieben sey. Eine Schaar jugendlicher Künstler, die wir noch im Nachtrabe glaubten, sahen wir plötzlich mit leuchtenden Augen und sieghaften Waffen in den ersten Reihen kämpfen, voll Glut und Eifer, ihren alten Meistern den Lorbeer abzugewinnen. Die trefflichen Bilder von Pollak und Swoboda, die Genregemälde des Naturalisten Reder ꝛc. ꝛc. sind nicht nur als Erzeugnisse der Gegenwart, sondern auch als Bürgen einer noch schönern Zukunft erfreulich. Ein nicht zu verkennender Berührungspunkt zwischen dem österreichischen Dichter und Künstler ist jene gesunde Sinnlichkeit, die es mehr mit dem Empfundenen als mit dem Erdachten hält, und die in ihren Darstellungen mehr das Concrete als das Abstrakte liebt. Der norddeutsche Künstler und Poet mag dem österreichischen in der Idee, in der Spekulation überlegen seyn; in der Farbenpracht, in der Versinnlichung steht er zurück. Wo Poesie und Kunst aus dem Bereiche des Verstandes in das Gebiet der Phantasie übergehen, wo das Geistige eine Mischung von Sinnlichem enthält, da läßt der österreichische Dichter und Maler seine kräftige Individualität walten, und die Farbentöne klingen und glänzen im Spiel einer sprühenden Einbildungskraft. Welche Herrlichkeit, welch unnachahmliche Farbenpracht strahlt aus den Gemälden Ammerlings! Bilder, welche durch die Composition sich auszeichnen, lassen sich beschreiben, die Farbe aber, die Carnation, das Licht ist außer dem Bereiche der Feder, und so kann ich Ihnen bei dem besten Willen keine Schilderung von jenen wunderbaren Bildern Ammerlings geben, unter welchen besonders seine „junge Morgenländerin" die Phantasie aller Beschauenden entzündete, und monatelang das Gespräch des Tages blieb. Ein anderer Berührungspunkt der österreichischen Dichter und Maler ist ihre beiderseitige Vorliebe für Naturschilderung. In der österreichischen Poesie ist die Lyrik und in der Malerei die Landschaft überwiegend. In letzterer steht Gauermann, alle hiesigen Maler weit überragend, als eine ganz originelle Erscheinung da. Die Eigenthümlichkeit dieses Künstlers läßt sich vielleicht nicht treffender bezeichnen, als indem man seine Bilder mit den Gedichten Lenaus vergleicht: dieselbe sanfte Melancholie in der Naturanschauung, derselbe durchsichtige Farbenschmelz, der Waldgeruch, das saftige Grün, der kühne Baumschlag u. s. w. Lenau und Gauermann gefallen sich beide in Schilderungen von Waldscenen, und diese sind unstreitig die trefflichsten ihrer Schöpfungen. Es ließe sich noch manche Parallele zwischen österreichischer Kunst und Poesie aufstellen und durchführen, so z. B. der Mangel an größeren Compositionen. Wie in der Literatur die Novelle nur wenig bei uns angebaut wird und fast jedem andern Felde in der Poesie untergeordnet dasteht, so ist es in der Malerei mit dem Genrebilde der Fall; und wie in der Literatur das große Epos ganz vermißt wird, so scheint auch im Gebiete der Kunst das historische Gemälde ganz zurückzutreten. Indeß würde mich die Schilderung der Verhältnisse und Ursachen, warum diese Zweige der Poesie und Kunst so wenig entwickelt sind, zu weit führen. Ich wende mich lieber zu den Theaterangelegenheiten, die in der That keinen geringen Raum in dem geselligen Leben der Wiener einnehmen. Es ist wirklich zum Erstaunen, welche wichtige Rolle hier noch immer das Theater spielt. Es ist verzeihlich, wenn in kleinen Residenzen und Provinzialstädten, wo der Bach des öffentlichen Lebens matt im Sande verrinnt, das Schauspielhaus zum Mittelpunkt der geselligen Freuden wird; aber in dieser kolossalen Stadt, wo das Leben einem rauschenden Meere gleicht, das in ewiger Ebbe und Fluth immer neue Erscheinungen an's Ufer wirft, hier ist es unbegreiflich, wie jene armselige Lampenwelt noch immer das ungeschwächte Interesse für Hunderttausende dergestalt behalten hat, daß es den Mittelpunkt aller Conversation und Vergnügungen bildet.

(Fortsetzung folgt.)

Beilage: Literaturblatt Nr. 20.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

№ 47.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Sonnabend, den 23. Februar 1839.

Ob nie die Hand ihm bebte, ahnungsvoll:
Daß seine Mutter Rom von Zions Trümmern
Gesteinigt einst, erschlagen werden soll?

A. Grün,
fünf Ostern.

Ein Fund in der Opferbüchse.

Silbern seh' ich's heute glasten
In dem braunen Kupfermeer.
Seltner Schatz im Opferkasten,
Gröschlein, ei, wo stammst du her?

Welch ein ungewohnt Gepräge,
Wie man's nicht in Rollen trifft?
Eh ich dich zum andern lege,
Sprich, weß Bild und Ueberschrift?

Was? ein Lorbeer statt der Krone
Auf dem hochgetragnen Haupt?
Du gehörest einem Sohne
Roms, vom Siegerkranz umlaubt!

Wie gebietrisch, wie allmächtig
Sehn mich Stirn und Augen an!
Und die Umschrift wie so prächtig:
Imperator, und — Trajan!

Du, des größten Reichs von allen
Unverwischter, großer Held,
Mußt als Opferpfennig fallen
Einem andern Herrn der Welt!

Du, der vor des Unthiers Zähne
Den Bekenner werfen hieß, *
Und, beim Gähnen der Hyäne,
Des Jahrhunderts Milde pries: **

Liegst du, liegst du, stolzer Kaiser,
Dem Gekreuzigten zu Fuß?
Pflücken deines Lorbeers Reiser
Deutsche Bauern Ihm zum Gruß?

Ja, in dunkler Zeit erloschen,
Schärft sich wieder mein Gesicht;
Und vor mir in diesem Groschen
Hält des Menschen Sohn Gericht!

Gustav Schwab.

* Trajanus sprach das Urtheil: „Wir gebieten, daß Ignatius, welcher vorgibt, er trage einen Gekreuzigten in sich, von den Kriegern gebunden und in die große Stadt Rom geführt werde, damit er den wilden Thieren zur Speise diene, dem Volk aber zur Belustigung."
Sendbrief des Philo und Agathogûs, 2,25.

** „Namenlose Klaglibellen (gegen Christen) sollen keine Anschuldigung veranlassen. Denn dies ist vom schlimmsten Beispiel, und nicht unsers Jahrhunderts."
Trajans Brief an Plinius (X,98.)

Digitized by Google

Ueber Erdbeben. Von J. F. Hugi.

(Fortsetzung.)

Bei Taranto stellte ich eine Menge näherer Versuche an. Oefters sah ich den Muschelfischern zu, welche die Bohrmurschel, pholas dactilis, mit langem Messer aus dem thonigten Grund herausstachen. Sie standen etwa zwei Fuß im Wasser, stachen mit dem Messer den Grund aus, schlugen mit der Hand das trüb gewordene Wasser weg, spritzten dann mit einer Feder Oel auf das Wasser und sahen nun, wo die Muschel liegen möchte. Bei näherer Untersuchung zeigte sich das Wasser jedesmal so voll sich entwickelnder Bläschen, daß man wirklich die Muschelöffnung nie sehen konnte. Sobald nun Oel aufgegossen wurde, hörte die Bläschenbildung auf und man sah auch das zarteste Steinchen. Oefters sah ich das innere Meer bei Tarent (mit dem großen nur durch einen sechs Fuß breiten Kanal in Verbindung und ganz von Gebirgen eingeschlossen) bei vollster Windstille in heftigster Bewegung und beobachtete dabei die gleichen Erscheinungen, nur so stark, daß es zu sieden schien und die Wellen sich hoben. Dabei fuhr ich einst mit einer Tonne Oel hinaus, goß es aus und sah den Wellenschlag rasch sich mäßigen. Gleiches sah ich auf dem großen Meer, wo ich den Raum zwischen der Peters- und Paulsinsel fast ganz mit Oel bedeckte.

Daß die Alten das Oel als wogenstillend kannten, ist eine so bekannte Thatsache, daß Niemand widersprechen konnte. Neuere und Aeltere erklären es dadurch, daß das Oel die mechanische Reibung zwischen Luft und Wasser hemme; allein wenn man die gehmmte Bläschenbildung beobachtet, kann keine andere Ansicht gelten, als daß Luft und Meer fortwährend in Wechselwirkung stehen und sich jederzeit gegenseitig auszugleichen suchen, daß aber durch fetten Ueberzug die Berührung und Affinität zwischen beiden aufgehoben wird. Die Wasserhosen, das Senken der Wolken, das Aufsteigen des Meers und unzählige Erscheinungen könnten hier noch angeführt werden, vielleicht selbst die Ebbe und Fluth; wenigstens haben eine Menge Beobachtungen die Mondtheorie bereits erschüttert; und zudem erscheint auch die Absorbtion und Exhalation der Luft auf dem Erdfesten durchaus rhythmisch. Nach den bestimmtesten Beobachtungen von Heidler, Brandes, Krüger u. s. w. steht zu Marienbad, Pyrmont, Ems, Meinberg u. s. w. das ausgestoßene Gas am höchsten bei Aufgang der Sonne, fällt dann allmählig bis zwei oder drei Uhr, steigt dann wieder bis zur Nacht, um während dieser wieder zu fallen.

Gleicher Rhythmus zwischen Inhalation und Exhalation herrscht über die ganze Erdfläche, was vorzüglich zwischen den Wendekreisen das mit der erwähnten Gasemanation gleich gehende Steigen und Fallen des Quecksilbers beweist. Nach acht Uhr steht es am höchsten, fällt dann bis gegen drei Uhr, steigt darauf sechs bis sieben Stunden, fällt wieder bis Morgens vier Uhr und steigt wieder bis acht Uhr. Daß der Gang des Barometers, wie alle wichtigen Veränderungen in der Atmosphäre, von jener Ein- und Ausathmung bedingt sey, kann keinem Zweifel mehr unterworfen seyn. Keine der unzähligen Theorien war bisher im Stande, die Erscheinung des Barometergangs und die Zersetzung der Luft genügend zu erklären. Gleicher Rhythmus herrscht nun auch in der Bewegung des großen Oceans von einem Ende zum andern; und sehr wahrscheinlich wird er hier ebenfalls durch die Wechselwirkung zwischen Luft und Meer oder deren wechselweise Ausgleichung und den Uebergang ihrer Formen hervorgebracht. Wenigstens der Theorie, daß der Stand des Mondes Ebbe und Fluth bewirke, widerspricht eine Menge Thatsachen; und keineswegs richtet sich diese Meeresbewegung allenthalben nach dem Stande des Mondes.

Mit den angeführten Thätigkeiten des Meers steht seine Farbe jedesmal in inniger Beziehung. Alle Seemänner nennen das Meer das größte Kamäleon. Nie ist seine Farbe über sechs Stunden sich gleich, sondern sie wechselt, ohne Einfluß der Helle und Farbe des Himmels oder des Grundes, in so unzähligen Uebergängen vom Hellblauen in's Dunkle und Meergrüne, daß dieser Wechsel zu den schönsten Schauspielen des Beobachters gehört. Mir ist das erwähnte Leuchten, jene Blasenbildung und Bewegung jederzeit erst dann vorgekommen, nachdem die Farbe des Meers vom Blauen in's Grüne übergegangen war.

Wir sehen somit die Atmosphäre in fortwährender inniger Wechselwirkung mit dem Erdganzen; beide sind gegen einander keine todten, bloß mechanischen Massen, sondern es herrscht zwischen beiden eine rege Wahlverwandtschaft, eine fortwährende Ausgleichung, Bildung und Umbildung. Das höhere Thier nimmt die atmosphärische Luft durch eigene Organe auf; in diesen wird das schwarze, entsäuerte Blut gesäuert und umgebildet, indem der Sauerstoff gierig mit dem Blute sich vereint und aus diesem Kohlenstoff frei wird. Das gesäuerte Blut geht nun in den ganzen Körper, wo es wieder entsäuert wird, indem es allenthalben saure Stoffe absetzt, wie Galle, Schweiß u. s. w. Das auf diese Art entsäuerte Blut strebt sofort wieder nach dem anregenden Lebenselemente; und in diesem Rhythmus von Säurung und Entsäurung, in diesem Schwanken der flüssigen Form zwischen der luftigen und festen, und in der fortwährenden Umgestaltung und Ausgleichung besteht aller Lebensorganismus. Bei den niedrigen Thier- und Pflanzenformen verschwinden allmählig die eigenen Athmungsorgane nnd die Luft wird mit der ganzen

Digitized by Google

Körperfläche aufgesogen, in allen Theilen des Körpers werden die Säfte gebildet, und aus allen Theilen der Oberfläche entsteigt nieder die entsäuerte Luft. In Folge dieser Thätigkeit erzeugen sich unzählige neue Stoffe, z. B. beim Thiere Eisen im Blute, Kalk u. s. w. Der letztere ist bei den Korallen so häufig, daß er ganze Inseln bildet, während doch die zarten Thierchen nie grobe kalkige Stoffe genießen. So erzeugt sich im Pflanzenleibe, auch mit destillirtem Wasser begossen und auf Schwefel u. s. w. erzogen, ein Menge Eisen, Kupfer, Kiesel und der größere Theil der sogenannten elementaren Stoffe. Auf gleiche Weise sehen wir fortwährend auf der ganzen Erde ähnliche Stoffe in Folge der Säuerung, Wasserbildung und Entsäurung sich bilden, z. B. Torf, Kohle, Tuff, ganze Kalklager, Salpeter, Salze, Eisen u. s. w., so daß die allmählige Entwicklung der Erde uns nicht ferner räthselhaft erscheinen kann. Je rascher aber bei allem Organismus das Ein- und Ausathmen und die innere Umgestaltung erfolgt, desto intensiver wird die Wärme, ja diese kann nichts anderes seyn als gesteigerte Thätigkeit bei der Umwandlung und Ausgleichung der Formen, die auch beim Feuer vorzüglich energisch, obwohl nicht rhythmisch, und mithin nicht organisch, sondern nur chemisch ist. So ist die Erdwärme nicht die Folge eines Centralfeuers, sondern der in allen Theilen vor sich gehenden fortwährenden Umgestaltung der atmosphärischen Luft, der rhythmischen innern Säurung und Entsäurung.

(Fortsetzung folgt.)

Der Gewürzkrämer

(Fortsetzung.)

Gewisse Leute haben es gewagt, aus den Wolken ihrer falschen Scheingröße, ihres starren Verstandes oder ihrer kunstreich zugestutzten Bärte herab, den Gewürzkrämer einen Gimpel zu heißen. Sie haben aus seinem Namen ein Sprichwort, eine Meinung, ein Ding, ein System, eine europäische und encyklopädische Figur gemacht. Man sagt: „Es ist ein Gewurzkrämer!" wenn man eine Masse schlimmer Prädikate zusammenfassen will. Es ist hohe Zeit, daß man diesen Diokletians des Spezereihandels den Garaus macht. Was hat man an dem Spezereikrämer auszusetzen? Etwa seine mehr oder weniger rothbraunen, grasgrünen oder chokolatfarbigen Beinkleider? seine blauen Strümpfe in Schlappen, seine Pelzmütze mit grünaugelaufener Silbertrodel oder schwarz gewordener Goldquaste, seine dreieckig zusammengelegte, bis an's Zwerchfell reichende Schürze? Aber hat denn unsere gemeinbürgerliche Gesellschaft, wo es keinen Geburtsadel mehr gibt und wo alles so emsig arbeitet, wie die Ameisen, das Recht, diese ehrenvollen Zeichen der Arbeitsamkeit zu verspotten? — Käme es etwa daher, weil man gewöhnlich annimmt, daß ein Spezereikrämer gar nicht denkt, und von Kunst, Literatur und Politik gar nichts weiß? Und wer hat denn die zahllosen Auflagen von Voltaire und Rousseau verschlungen? wer kauft denn die „Souvenirs et Regrets" von Dubufe? wer hat die Kupferplatten des „Virgil'schen Kriegers," des „Leichenbegangnisses eines Armen" und des „Angriffes auf die Barriere von Clichy" * abgenutzt? wer weint bei den Melodramen? wer hält noch etwas auf den Orden der Ehrenlegion? wer nimmt Aktien auf fabelhafte Projekte? wer füllt die ersten Logenreihen der komischen Oper, wenn „Adolph und Clara" oder das „bürgerliche Stelldichein" gegeben wird? wer liest die Romane von Paul de Kock? wer besucht und bewundert das neue historische Museum in Versailles? wer hat dem „Postillon von Longjumeau" seinen Ruf verschafft? wer wählt die gefährlichsten Deputirten der Opposition, und wer unterstützt die energischen Maßregeln der Regierung gegen die Ruhestörer? der Gewürzkrämer, der Gewürzkrämer und abermals der Gewürzkrämer! Man findet ihn mit dem Gewehr im Arm auf der Schwelle aller, selbst der entgegengesetztesten Nothwendigkeiten, gleich wie er auf der Schwelle seiner Hausthür steht und nicht immer begreift, was vorgeht, aber alles mit seinem Stillschweigen, mit seinem Gleichmuthe und mit seinem Gelde unterstützt. Wenn wir keine Wilde, keine Spanier oder Saint-Simonisten geworden sind, so haben wir es der großen Armee der Gewurzkrämer zu danken. Sie hat Alles aufrecht erhalten; vielleicht hält sie eins wie das andre aufrecht, die Republik so gut wie das Kaiserreich, die Legitimität so gut wie die neue Dynastie; allein so viel ist gewiß, daß sie aufrecht erhält. Aufrecht erhalten ist ihre Devise; wenn sie nicht irgend eine gesellschaftliche Ordnung aufrecht erhielte, an wen sollte sie denn verkaufen? Der Gewürzkrämer ist etwas sich von selbst Verstehendes, das bei wichtigen Krisen vor- oder rückwärts geht, den Mund auf- oder zumacht. Ist nicht sein Glauben an die hergebrachten Albernheiten wahrhaft zu bewundern? Man wehre ihm einmal, sich vor einem Bilde von Paul Delaroche zu drängen, die Kinder des General Foy auszustatten, für Armenbälle zu unterschreiben, auf Judenpech und Erdharz zu spekuliren, das Holen der Asche Napoleons vorzuschlagen, und seinen Jungen je nach den Umständen als polnischen Lancier oder als Artilleristen der Nationalgarde zu kleiden! Du würdest dich vergebens abmühen, prahlerische Journalistik;

* Diese Kupferstiche findet man in Paris in jedem Bürgerhause.

Digitized by Google

aber es ist gar nicht deine Absicht; du bist zu allererst bei der Hand, Feder und Presse vor ihm zu neigen, ihm ein freundliches Gesicht zu machen und ihn in die Falle des Abonnements zu locken.

Ist aber die Bedeutung dieses Eingeweides, welches dem gesellschaftlichen Leben so unentbehrlich ist und von den Alten vielleicht vergöttert worden wäre, je recht aufgefaßt worden? Es baut einer als Spekulant ein Stadtviertel oder ein Dorf; er hat mehr oder weniger Häuser fertig; er war so gescheut, an eine Kirche zu denken; er findet verschiedene Sorten Einwohner, er rafft einen Schulmeister von der Straße auf, Alles findet sich nach und nach: ein Pfarrhaus, Adjunkte, ein Flurschütz ꝛc., kurz, es wird etwas hergestellt, was nach Civilisation aussieht, gerade wie man einen Kuchen backt. Aber nichts hält zusammen, das Ganze fällt auseinander, so lange man diesen Mikrokosmus nicht durch das stärkste aller Gesellschaftsbande, durch einen Gewürzkrämer verbunden hat.

(Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Wien, Februar.

(Fortsetzung.)

Neue Theaterstücke. Halms Imelda.

Das Burgtheater brachte im Laufe des vorigen Jahres in Allem 18 Novitäten, darunter zehn Originalstücke und acht Uebersetzungen. Unter den Originalstücken waren fünf von einheimischen Dichtern, nämlich „Weh dem der lügt," Lustspiel von Grillparzer; — „zwei Familien" Schauspiel von Bauernfeld; — „die Fremde" Schauspiel von Madame Weissenthurn; — „die Maltheser" Schauspiel von Kuffner; — und „Imelda Lambertazzi" Trauerspiel von Halm. Ueber die ersten drei habe ich Ihnen bereits geschrieben; Kuffner's „Maltheser" liegt der gleichnamige Roman von Van der Velde zu Grunde, und erspart mir somit die Inhaltserzählung. Die dramatische Bearbeitung ist, ohne gerade durch ergreifende Situationen und schwunghafte Verse sich auszuzeichnen, dennoch so, daß das Stück mehrere Aufführungen erlebte. Ueber Halms „Imelda" muß ich mich hingegen etwas weitläuftiger aussprechen, da dieser Dichter seine dramatische Laufbahn mit einem so glücklichen Schusse begann, daß ein Echo in ganz Deutschland wiederhallte und es auf alle künftigen Produktionen desselben gespannt machte. Das jüngste Kind Halms aber ist ohnstreitig sein schwächstes, und wie sehr die hiesige Tageskritik sich auch bemühte, die Mängel desselben zu bemänteln, so klaffte hinter diesem schönrednerischen Mantel dennoch die tiefe Wunde hervor, an welcher das Stück verblutet. Welches Schicksal kann wohl einen Dichter treffen, der eine Ilias post Homerum schreibt? und Halm that dies. Der Stoff dieser Imelda ist kein anderer als „Romeo und Julie," nur daß die Liebenden hier Fazio und Imelda heißen, und die „Montecchi und Capuletti" die Namen Geramei und Lambertazzi führen. Der Schauplatz, wo diese zwei Geschlechter mit wildem Haß einander verfolgen, ist Bologna. Das Trauerspiel beginnt mit einem Turniere, welches die Stadt angeordnet hat, und wobei zur Hütung des Friedens die Geramei und Lambertazzi sich verleiden mußten, nicht mitzukämpfen. Imelda, die reizende Tochter des alten grimmigen Lambertazzi, soll dem Sieger den Kranz überreichen. Dieses bewegt Fazio, den Neffen und Erben Geramei's, der die Jungfrau heimlich liebt, verkleidet in die Schranken zu reiten und den Kranz zu erkämpfen. Er wird erkannt, und vergebens bemüht sich der Podesta, die gereizten Gemüther zur Versöhnung zu stimmen; der Streit flammt von Neuem auf, und zwar um so erbitterter, als Fazio zur Vermittlung desselben eine Verbindung zwischen ihm und Imelda vorschlägt. In stiller Mondnacht wagt Fazio die Gartenmauer in der Burg Lambertazzis zu übersteigen, und in einem Zwiegespräch beschließen beide eine Zusammenkunft bei dem in der Nähe hausenden Klausner, um dort sich zu vermählen und zu fliehen. Wenn nun diese Gartenscene uns durchaus an die unsterbliche Balkonscene in der Shakespear'schen Dichtung erinnert, so trägt die darauf folgende Scene nur noch mehr dazu bei. Fazio wird nämlich auf dem Rückwege von Azzo, dem Verlobten Imeldas, angegriffen und erlegt diesen im Zweikampfe, wie dort Tybald von Romeo erschlagen wird. Nun folgt die Katastrophe: die Liebenden finden sich des andern Morgens bei dem Klausner zusammen. Aber Imeldas Brüder haben die Spur der Flüchtigen ausgekundschaftet. Bernardo, der eine, ist dem andern vorausgeeilt und fällt Fazio mit dem Schwerte an; er wird niedergestochen. Jetzt kommt auch der zweite Bruder herbei, auch er wird niedergestoßen. Aber die Waffen waren vergiftet, und Fazio, obgleich nur leicht verwundet, wird von dem Gifte überwältigt. Imelda, die in der Klausnerhütte mittlerweile gebetet, tritt heraus, erblickt die Gefallenen, hört von dem Geliebten, was geschehen, saugt das Gift aus seiner Wunde und stirbt mit ihm. Jammernd steht der Vater, der alte Lambertazzi, bei den Leichnamen seiner drei Kinder. Auch der alte Geramei langt an und der Podesta vereint, wie der Prinz in Romeo und Julie, die Hände der Feinde. Wie unnatürlich und wahrheitswidrig aber diese Schlußversöhnung hier angewendet ist, fällt zu stark in die Augen, als daß es nöthig wäre, Worte darüber zu machen. Es ist keineswegs meine Absicht, das Stück mit dem kritischen Messer zu zergliedern und die Mängel und Schönheiten desselben darzustellen. Ich sage absichtlich die Schönheiten, denn obgleich dieses Trauerspiel vom zweiten Akte an matter, ja zuletzt fast komisch wird, so ist doch die Behandlung des ersten Aktes so meisterhaft, daß sie auch das beste Werk zieren würde. Und überhaupt trifft nicht die Ausführung, sondern die Wahl des Stoffes der schärfste Tadel. Was müssen wir von dem denken, der ohne die Intention, einem alten Stoff eine neue Seite abzugewinnen, eines der größten Kunstwerke der Welt ergreift, seine Glieder auseinander zerrt, die edelsten und schönsten Theile herabfallen läßt, die übriggebliebenen dann locker zusammenfügt und es zur Schau als sein Werk ausstellt? Auch Raupach hat in seiner „Corona von Saluzzo" den Frevel begangen, sich am Stoff von „Romeo und Julie" zu vergreifen; aber er war klug genug, nicht nachzubilden: er hat das Sujet umgekehrt und auf den Kopf gestellt. Freilich büßte die Dichtung dadurch alle Lebenswahrheit ein, aber der Dichter hat sich salvirt, zwar nicht in Bezug seiner poetischen Kraft, aber doch hinsichtlich seiner dramatischen Mathematik. Halm aber hat sich nicht einmal von dieser Seite zu decken gesucht; keine Scheu, keine Ehrfurcht hat ihn zurückgeschreckt, mit dem größten aller Dichter einen Wettlauf zu unternehmen; keine Pietät für den erhabenen Geist hat ihn zurückgehalten, aus dem göttlichen Dom, den er erbaut, Steine herauszubrechen und sie zum Bau seines eigenen Gemäuers zu verwenden.

(Schluß folgt.)

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

№ 48.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Montag, den 25. Februar 1839.

Wir können's so fortreiben, uns zum Spaß und ihm zur Buße, bis unser Zeitvertreib selbst so müde gejagt ist, daß er uns bewegt, Erbarmen mit ihm zu haben.

Shakespeare,
was ihr wollt.

Der Gewürzkrämer.

(Fortsetzung.)

Wenn man lange zaudert, an die Ecke der Hauptstraße einen Gewürzkrämer zu pflanzen, wie man oben auf dem Kirchthurm ein Kreuz aufgepflanzt hat, so läuft Alles davon. Brod, Fleisch, Priester, Schuhe, Regierung und Bauholz, das Alles kommt mit der Post, mit dem Frachtfuhrmann oder mit dem Hauderer; aber der Gewürzkrämer muß da seyn, am Orte wohnen, zuerst aufstehen, zulezt schlafengehen und seinen Laden zu jeder Tageszeit den Kunden, Schwätzern und Kaufleuten öffnen. Ohne ihn kann man keinen jener Excesse begehen, welche die moderne Staatsgesellschaft von der alten unterscheiden, die weder Branntwein, noch Tabak, Kaffee, Thee und Zucker kannte. Sein Laden liefert jedem Bedürfniß das Seinige: Thee, Kaffe und Chokolade, die Schlußsteine aller wirklichen Frühstücke; Unschlitt, Oel und Wachs, die Quelle aller Erleuchtung; Salz, Pfeffer und Muskate, die Rhetorik der Kochkunst; Reis, Bohnen und Maccaroni, wesentliche Elemente jeder vernünftigen Lebensweise; Zucker, Syrup und Eingemachtes, ohne welche das Leben höchst bitter wäre; kurz, es würde ein vollständiges Bild aller unserer Bedürfnisse daraus, wenn man die Trinitäten, welche der Spezereikram umfaßt, alle herunnen wollte. Der Gewürzkrämer ist selbst eine Trilogie: er ist Wähler, Nationalgardist und Geschworner. Ich weiß nicht, ob die Spötter einen Stein hinter der linken Brustwarze haben; allein mir ist es unmöglich, dieses Ehrenmannes zu spotten, wenn ich die Agathkugeln in seinen hölzernen Fächern liegen sehe und an die Rolle denke, welche er in meiner Kindheit spielte. Wie hoch steht er im Herzen der jungen Wildfänge, denen er Papier zu ihren Schiffen, Bindfaden zu ihren Drachen, Schwärmer und Zuckerwerk verkauft!

Dieser Mann, welcher in seinem Laden Wachslichter zu unserm Begräbniß, und in seinem Auge eine Thräne zu unserm Andenken bereit hält, greift unabläßig in unser Daseyn ein. Er verkauft dem Dichter Dinte und Feder, dem Maler Farben und der ganzen Welt Dunst.* Ein Spieler hat Alles bis auf den lezten Pfennig verloren und will sich umbringen; der Spezereikrämer verkauft ihm Pulver und Blei, oder Arsenik; oder er hofft Alles wieder zu gewinnen, der Spezereikrämer verkauft ihm Karten. Eure gute Freundin kommt zum Besuch; ihr könnt sie mit keinem Frühstück bewirthen, ohne zum

* Colle, Leim, soviel als blauer Dunst; wir haben den Doppelsinn durch Dunst, das in ganz Deutschland Vogelschrot bedeutet, wiederzugeben versucht.

Digitized by Google

Gewürzkrämer zu schicken; sie macht sich keinen Fleck auf's Kleid, den er nicht mit seiner Seife wieder herausbrächte. Wenn ihr in einer ängstlichen Nacht nach Licht schreit, so überreicht euch der Gewürzkrämer die rothe Pappröhre mit dem wunderbaren, klassischen Zündfläschchen, welches weder die deutschen Streichschwefelhölzer, noch die prachtvollen Feuerzeuge mit Ventilen aus der Mode bringen. Ohne seine Wichse geht kein Mensch auf den Ball; er verkauft endlich dem Priester die Hostie, dem Soldaten den Hundert und siebenjährigen,* dem Carneval die Maske und dem schönen Geschlecht das kölnische Wasser. Er verkauft Arzeneien, welche den Tod bringen, und Substanzen, welche das Leben verlängern; er selbst hat sich an's Publikum verkauft, wie eine Seele an den Teufel. Er ist das Alpha und Omega unserer gesellschaftlichen Ordnung. Man macht keinen Schritt und keine Meile, es ist kein Verbrechen und keine gute That, kein Kunstwerk und keine Ausschweifung, kein Freund und keine Freundin denkbar, ohne daß die Allgewalt und Ubiquität des Gewürzkrämers im Spiel ist. Dieser Mann ist die Civilisation in einem Kaufladen, die Staatsgesellschaft in einer Düte, die Nothwendigkeit in Waffen von Kopf bis zum Fuß, die Encyklopädie in Beispielen und das Leben in Schubfächern, Flaschen, Töpfen und Beuteln. Wir haben erlebt, daß man die Protektion eines Gewürzkrämers der eines Königs vorzog: die des Königs tödtet, die des Gewürzkrämers macht lebendig.

Durch welches Verhängniß ist es gekommen, daß man diesen Angelpunkt des gesellschaftlichen Lebens, dieses friedfertige Geschöpf, diesen praktischen Philosophen und diese rastlose Industrie zum Typus der Dummheit gemacht hat? Welche Tugenden gehen ihm ab? Keine. Die durch und durch edle Natur des Gewürzkrämers bildet einen Hauptzug in der Physiognomie von Paris. Zeigt er sich nicht von Zeit zu Zeit auf Veranlassung irgend einer Katastrophe oder einer Feierlichkeit im Glanz seiner Uniform, nachdem er sich lange geweigert, in Uniform auf die Wache zu ziehen? Seine mobilen blauen Linien mit wallenden Bärenmützen begleiten in vollem Pomp die berühmten Todten oder die triumphirenden Lebendigen und bilden galanterweise das blühende Spalier, wenn eine königliche Braut ihren Einzug in die Hauptstadt hält. Was seine Ausdauer und Beharrlichkeit anlangt, so ist dieselbe fabelhaft. Er allein hat den Todesmuth, sich alle Tage mit einem gesteiften Hemdkragen zu guillotiniren; unermüdlich wiederholt er den Kunden seine Späße und Witze; mit väterlicher Fürsorge sammelt er die Sous der Armen, der Wittwen und Waisen, und mit anspruchsloser Bescheidenheit präsentirt er sich bei seinen Clienten aus den höhern Ständen. Behauptet man wohl gar, der Gewürzkrämer habe nichts erfunden? Quinquet war ein Gewürzkrämer; durch seine Erfindung ist er ein Wort der Sprache geworden und hat die Industrie der Lampenfabrikanten geschaffen.

Wenn der Spezereikram keine Pairs de France und keine Deputirten mehr liefern wollte, wenn er zu unsern Volksfesten keine Lampen mehr hergäbe, wenn er mit einem Mal aufhörte, die verirrten Fußgänger zurecht zu weisen, den Vorübergehenden Fünffrankenstücke zu wechseln und die arme Frau, welche ohnmächtig an der Straßenecke niederfällt, mit einem Glase Wein zu stärken, ohne sich nach ihrem Stand und Namen zu erkundigen; wenn die qualmende Oellampe des Gewürzkrämers nicht mehr gegen seinen Feind, das um elf Uhr ausgehende Gas, protestirte, wenn er sein Abonnement auf den Constitutionnel aufkündigte, wenn er den Ideen des Fortschritts huldigte, gegen den Preis Monthyon zu Felde zöge, den Kapitänsposten in seiner Compagnie ausschlüge, das Kreuz der Ehrenlegion verschmähte, sich unterfinge, die Bücher, woraus er seine Duten macht, zu lesen; wenn er die Symphonien von Berlioz in den Concerten des Conservatoire mit anhörte, Cousin studirte und Ballanche verstände, so wäre er ein entartetes Wesen und verdiente es, als Puppe zu dienen, welche die Witzpfeile des ausgehungerten Künstlers, des undankbaren Schriftstellers und des mit der Verzweiflung ringenden Saint-Simonisten herunterschießen, wieder aufsetzen und von Neuem auf's Korn nehmen. Allein betrachtet ihn genau, theure Mitbürger! Was seht ihr? Einen Mann, gewöhnlich von kurzer Gestalt, mit Pausbacken und rundem Bauche, einen guten Hausvater, guten Gatten und guten Herrn.

(Schluß folgt.)

* Eine Art Kartoffelbranntwein.

Ueber Erdbeben. Von J. J. Hugi.

(Fortsetzung.)

Man hat Beobachtungen, daß die Wärme nach innen stufenweise zunehme; allein sie sind meist in Kohlengruben oder in Schichten angestellt, welche viel Luft zu absorbiren und zu zersetzen im Stande sind. Anderseits haben wir eben so viele Beobachtungen, daß höher in bestimmten Schichten die Wärme bedeutend, und dann nach der Tiefe zu, vorzüglich in kompaktem Gestein, gradweise im Abnehmen begriffen ist. Die Wärme der Erde verhält sich nach Vergleichung der bisherigen Beobachtungen durchaus wie die Wahlverwandtschaft der betreffenden Schichten zur Atmosphäre und die dadurch

Digitized by Google

bewirkte Zersetzung der lezteren. Die warmen Quellen somit sind nicht von einem Centralfeuer gewärmt, sondern sie kommen aus Schichten, die der Wechselwirkung mit der Atmosphäre sehr günstig sind, sie sind das Produkt der raschen Umwandlung und Zersetzung selbst; die Quellen dienen somit als Maßstab der Athmungsthätigkeit der Erdfläche.

Auch der Vulkanismus hat seinen Grund in der angeführten innern Thätigkeit, und zwar um so mehr, da, nach Hamilton und andern, nach dem Verschwinden der Feuersäule die Luft mit ungeheurer Gewalt in den Crater dringt, bis die Flamme wieder erscheint, und da, wie erwiesen, die Flamme erst im Crater und bei Berührung der Atmosphäre sich bildet, so daß der aufgesogenen Luft im Innern der Sauerstoff äußerst rasch entzogen, dadurch die Masse umgewandelt und dabei gekohltes Wasserstoffgas, Wasserdampf u. s. w. gebildet wird, welche leztere bei Berührung der Atmosphäre mit dieser sich ausgleichen, indem sie den Sauerstoff derselben gierig aufnehmen und somit als Flamme erscheinen. Ohnehin ist alles Verbrennen nur eine Vereinigung des brennenden Körpers mit Sauerstoff, oder eine Oxydation, wie das leibliche Leben; nur ist das leztere durch wechselweise Desoxydation rhythmisch, und jeder Organismus ist somit nur durch pulsartige Säurung und Entsäurung der flüssigen Mittelform bedingt, oder durch Athmungsprozeß, von dem alle andern Bildungen und Entwicklungen abhängen.

Die weitere Entwicklung der organischen Erdansicht, die Beweise dafür und der Zusammenhang mit dem planetaren und Weltganzen würden für den Zweck dieses Aufsatzes zu weit führen; nur kann noch bemerkt werden, daß die Erde die Mutter aller individuellen Organismen ist, daß diese auf ihren untern Stufen nicht durch Zeugung, sondern nur durch gehörige Wechselwirkung des Luftigen, Flüssigen und Festen entstehen, daß sie aber sich emporringen zu immer größerer Selbstständigkeit, und daß sie an Unabhängigkeit vom Erdorganismus zunehmen, je mehr sie Organe für das Anregende, Dynamische, das Lichtprinzip, je mehr sie das Hirn als Sonne in sich aufnehmen; daß es endlich Unsinn wäre, zu behaupten, alle jene Lebenserscheinungen, aller jener ewige Rhythmus von Zu- und Abnahme, von Plus und Minus werde durch eine todte Erdmasse hervorgebracht. So wenig aber das Pflanzenleben ohne Erdenleben, so wenig ist dieses ohne solares und dieses ohne universelles möglich. Die Schöpfung ist nur Ein Organismus, bei dem aber das Einzelne nach dem Grundtypus des Großen und Ganzen sich gestaltet.

Die Erdbeben erscheinen jedesmal unter Verhältnissen, welche die angeführte Wechselwirkung der Atmosphäre mit dem Erdganzen nicht bezweifeln lassen. Vor dem Erdbeben vom 24sten Jenner 1837, Nachts nach zwei Uhr, lagerte sich über die Sümpfe von der Linth, von Murten u. s. w. ein graubrauner, eigenthümlicher Nebel, der einige Stunden vor dem Erdbeben allenthalben sich zeigte, vor dem Eintritt aber rasch sich senkte und verschwand, worauf nach Berichten aus Zurich und dem Oberland die Luft äußerst windstill und auffallend helltönend war. Nach Berichten aus Friedrichshafen, Baden, Basel u. s. w. bemerkte man vorher auffallende Unruhe bei den Stubenvögeln, Pferden, Katzen und Hunden; die lezteren bellten, nach bestimmten Berichten aus Zürich, durchaus nicht, senkten den Schwanz und streckten den Kopf mächtig in die Höhe, als wollten sie etwas auswittern. Von Nachts zwölf Uhr an flatterten und krächzten im Simmenthal, Brugg und Winterthur die Elstern und Krähen; allenthalben waren die Stubenvögel unruhig; nach dem Eintritte des Erdbebens fielen sie bei Solothurn von den Stangen und lagen wie im Erstickungskampfe oder schrien äußerst ängstlich. Aehnliches wird von Olten und Biel berichtet. Nach dem ersten Stoße war in funf Minuten ein leichter Nebel vorhanden, in Luzern erhob sich ein Südwind, in Neuenburg West- und am Neckar Ostwind. Nach dem Erdbeben herrschte eine solche Wärme im Boden, daß eine Menge zweiflügligter Insekten und Schmetterlinge, die in der Erde sich verwandeln, zum Vorschein kamen, obwohl sie die Temperatur der Atmosphäre noch nicht zu ertragen vermochten. So bei Solothurn. Vom Niedersimmenthal und Zurich wurden in den Berichten solche Insekten namentlich angeführt.

(Fortsetzung folgt.)

Talbot und Daguerre.

Der Engländer Talbot, dessen Reclamation bei der Pariser Akademie wir neulich (Nr. 42) erwähnten, tritt allen Ernstes als Daguerres Nebenbuhler auf. Er hat in der Londoner Societät eine Abhandlung über seine Entdeckungen vorgelesen und dieselbe der Pariser Akademie mitgetheilt. In der Sitzung der leztern vom 12. Februar kam die Sache wieder zur Sprache. Talbots Schrift scheint die französischen Akademiker keineswegs darüber aufgeklärt zu haben, in welchem Verhältniß eigentlich seine Entdeckung zu der Daguerres steht; jedenfalls scheinen Methode und Resultate wesentlich verschieden zu seyn. Wir führen im Folgenden das Hauptsächliche an, gestehen aber, daß wir nicht aus Allem klug werden.

Humphry Davy und Wedgewood war es schon vor geraumer Zeit gelungen, mittelst des salpetersauren Silbers Bilder zu erhalten (in welchem Grad der Vollständigkeit ist nicht gesagt); aber diese Bilder verwischten sich wieder, selbst am zerstreuten Licht, und sie hatten sich vergeblich nach einem Mittel umgesehen, dies zu verhindern. Talbots erste Versuche fallen in das Jahr 1834. Er wandte zuerst auch das

Digitized by Google

salpetersaure Silber an, und halte es anfangs nur auf Schattenrisse abgesehen, die man im Dunkeln aufbewahren und nur bei Kerzenlicht betrachten konnte. Bald aber versuchte er andere chemische Stoffe, und mit gewissen gelang es ihm so gut, daß nun sein eifrigstes Bestreben dahin ging, den Bildern Dauer zu verschaffen, und dies gelang ihm auch. Er combinirte sofort seine Methoden, und erhielt so verschiedene, mehr oder weniger befriedigende Resultate. „Auf meinen Zeichnungen," sagt er, „stellt sich der Gegenstand weiß dar; aber der Grund, von dem er sich abhebt, kann je nachdem man das Verfahren und die Reagentien abändert, hellblau, gelb, rosenfarbig, braun oder schwarz seyn. Ein grüner Grund läßt sich nicht herstellen, jedoch einer, der in's bouteillengrüne sticht." Talbot ist zu folgenden Resultaten gelangt: 1) Er bildet Pflanzenblätter, Blumen u. dgl. ab. Namentlich erwähnt er der Abbildung eines façonnirten Bandes, die so getreu sey, daß man in einiger Entfernung ein wirkliches Band zu sehen glaube. 2) Er reproducirt die Umrisse eines Porträts. 3) Er kann Glasgemälde abbilden. Er bemerkt, wenn die Sache gelingen solle, dürfe kein Hochgelb und Roth dabei seyn, weil so gefärbte Gläser den violetten Strahlen, welche die chemische Wirkung bedingen, den Durchgang versagen. Diese Bilder kommen unter allen, die er hervorgebracht, einer Kreidezeichnung am nächsten; auch seyen es die einzigen, auf welchen die Farbe einigermaßen angedeutet sey. Hierbei ist zu bemerken, daß auch auf manchen Bildern Daguerres Andeutungen von verschiedenen Farben vorkommen, wobei aber von Reproduktion der natürlichen Farben der Gegenstände entfernt nicht die Rede ist. So hat Daguerre Bilder vorgezeigt, welche Sepiazeichnungen auf hellbraunem Papier gleichen; die Lichter erscheinen dabei wie weiß aufgehöht, aber dieses Weiß spielt in's Grünlichte, ist also ganz andersfarbig als der röthliche Grund. 4) Er bildet im Sonnenmikroskop vergrößerte Gegenstände ab. In diesem Punkte scheint Talbot wirklich Ausgezeichnetes zu leisten. 5) Er erhält Ansichten von Bauwerken. Nach seinen eigenen Aeußerungen scheinen dabei die von der Sonne beleuchteten Flächen sehr genau abgebildet zu seyn, während die andern nur Schattenmassen ohne Detail geben. Auf Daguerres Bildern sieht man auch an den Particen, auf welche kein Licht direkt fällt, Alles, was das Auge selbst daran unterscheidet. 6) Er kopirt Kupferstiche. Darin scheint es Talbot am weitesten gebracht zu haben: er erhält zuerst auf seinem „sensitive paper" ein verkehrtes Bild, das die weißen Stellen des Stichs schwarz, die Zeichnung selbst weiß angibt. Von diesem klatscht er sofort ein zweites ab, das Zeichnung und Farben wieder umkehrt und somit ein genaues Abbild des Originals ist.

Aus allem bisher bekannt Gewordenen geht hervor, daß beide Männer sehr wahrscheinlich auf dieselben oder analogen Reagentien gekommen sind, mit denen sie aber verschieden operiren, und daß die Sache nicht so einfach ist, als es Anfangs scheinen konnte. Kunst und Wissenschaft können bei dieser Konkurrenz nur gewinnen.

Korrespondenz-Nachrichten.

Wien, Februar.

(Schluß.)

Vorstadtbühnen. Neue Opern.

In der That, der ungünstige Erfolg ist eine nur sehr geringe Strafe für den Frevel dieses Tempelraubs. Ich habe mit der innigsten Theilnahme Halms Talent in allen seinen Produktionen verfolgt und habe, obgleich sein „Abept" und „Camoens" hinter seinem ersten Werk zurückgeblieben sind, doch nicht gezweifelt, daß bei einer glücklichern Wahl seiner Sujets er jene Hoffnungen realisiren werde, zu welcher die „Griseldis" berechtigte. Aber eben diese Wahl macht mich irre. Wie es heißt, will Halm jetzt eine Iphigenia schreiben; wo soll das hinaus? — Wenn nun unsere besten Dichter mit ihren Schöpfungen für das Burgtheater uns nicht vollkommen zufrieden stellen konnten, was soll ich erst von jenen Produktionen sagen, die auf den Vorstadtbühnen dem Publikum vorgeführt werden? Hier endet jeder dramatische Maßstab. Ich habe Ihnen bereits einmal geschrieben, daß jene jämmerlichen Produkte von Turteltaub und Hopp, die im Königstädter Theater zu Berlin den bekannten Scandal erregten, hier zu den bessern Stücken dieses Genre's gehören: brauche ich noch mehr zu sagen, um Ihnen den Standpunkt unserer sogenannten Lokalposse zu bezeichnen? Ein Aggregat von Unsinn, Trivialitäten und Zoten, die man nicht einmal mehr Zweideutigkeiten nennen kann, bilden den Inhalt aller dieser Stücke. Ich sage mit Vorbedacht Aller, denn es sind im Laufe dieses Jahres nicht zwei Stücke gegeben worden, die hievon eine Ausnahme machten. Selbst der alte Geist des Wiener Humors hat sich schamroth von diesen Machwerken zurückgezogen. Die Kernspäße, welche sonst die Possen Bäuerles, Meisls, Raimunds und Nestroys auszeichneten, wird man in den gegenwärtigen Stücken vergebens suchen. Einen großen Theil der Schuld dieses Verfalls der Volksbühne trägt der Theaterdirektor Carl, über dessen Verwaltung die Jeremiaden so zahlreich sind, daß ich sie unmöglich wiederholen kann. Leider hat Carl nun auch die Direction des Leopoldstädter Theaters übernommen, da er das Gebäude käuflich erstanden. In diesem Theater, sonst dem Mittelpunkt des Wiener Volkshumors, wo Schuster, Raimund, Korntheuer, die Krones, Enndl, auch den bittersten Misanthropen zum Lachen brachten, schallt jetzt nur das Echo jener Trivialitäten, die seit längerer Zeit im Theater an der Wien ihr Wesen trieben. Carl hat einen großen Omnibus bauen lassen, worin die von ihm engagirten Histrionen alle Abende von der Wieden nach der Leopoldstadt und von der Leopoldstadt nach der Wieden geführt werden. Man sagt, in diesem Thespiskarren müssen 21 Personen Platz nehmen, das nöthige Gepäcke an Garderobe und Requisiten nicht gerechnet. Genug davon. Im Kärntnerthortheater gastirte die Hasselt mit dem glänzensten Erfolg; weniger glücklich die Altistin Bobgarschek. Erstere ist für das nächste Jahr neben der Luzer als alternirende erste Sängerin engagirt. Eine neue Oper „Turandot" von J. Hoven erhielt einen succès d'estime. Hoven ist der Schriftstellername des hiesigen Regierungsraths Pesque von Püttlingen, der bereits als Liedercompositeur manches Verdienstliche geleistet hat. Der Oper Turandot fehlt die Einheit des Styls, sie ist ein Aggregat von französischem, deutschem und italienischem Styl, und der Compositeur hat in dem Verlangen, es allen Parteien recht zu machen, keine einzige zufrieden gestellt. So eben ist Lindpaintners „Genueserin" an diesem Hoftheater zur Aufführung gekommen. Lindpaintners Compositionen genießen hier eines ausgezeichneten, ich möchte sagen, classischen Rufs, und so wurde auch seine neue Oper sehr günstig aufgenommen. Das nächstemal mehr darüber.

Beilage: Literaturblatt Nr. 21.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

№ 49.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Dienstag, den 26. Februar 1839.

— When these prodigies
Conjointly meet, they are portentous things
Unto the climate that they point upon.
Shakespeare.

Ueber Erdbeben. Von J. F. Hugi.

(Fortsetzung.)

Das beängstigende, erstickende Gefühl der Thiere mit vorzüglich entwickelten Athmungsorganen ist eine bei den meisten Erdbeben beobachtete Thatsache. 1531 verscheuchte das Erdbeben alle Vögel aus Kalabrien, so 1783 aus Sicilien. Erst nach fast einem Jahre, da die lezten Stöße aufgehört hatten, kehrten sie wieder zurück. Bei dem Erdbeben von Campanien hoben sich die Steinchen des Mosaikbodens eines Bades wechselsweise, stießen Blasen aus und fügten sich wieder zusammen. Zugleich erstickten bei Pompeji 600 Schafe. 1795 drang in England zum Schrecken der Bergleute die Luft mit ungeheurer Gewalt in einen Schacht. — Mit dem ersten Hornung des Jahrs 1783 fingen in der Gegend von Messina, Reggio u. s. w. alle Quellen sich zu trüben an, einige wurden milchig, andere röthlicht. Das Wetter war still, die Luft dunstig, bei Menschen und Thieren herrschte ein beengendes Gefühl, die Hunde heulten erschrecklich. Das Meer stieß allenthalben mächtige Luftblasen aus, und zwischen Messina und Reggio fing es zu kochen an, die ausdrückliche Untersuchung jedoch konnte nicht die geringste Wärme des Wassers ermitteln. Beim Faro öffnete sich das Meer in trichterförmige Schlünde, und etwas später entstanden aus jenen Tiefen sechs Wassersäulen, die hoch in die Luft sich erhoben; dann begann die Erzitterung des Bodens.

Schon Seneca führt an, daß nach großen, anhaltenden und weit ausgedehnten Erdbeben die Pest zu folgen pflege. Dies war auch der Fall im Jahr 1348. Durch den größten Theil von Europa zeigte sich während des Erdbebens rother Regen und giftige Ausdünstungen, in deren Folge die Pest entstand. Die Luft, heißt es, wurde dick, übelriechend und betäubend für Menschen und Thiere; der Wein in den Fässern trübte sich. Aehnlich war es bei dem ein Jahr dauernden Erdbeben von 1356, wo Basel zerstört wurde. Auch der schwarze Tod wird dem ihm vorangehenden Erdbeben zugeschrieben. Auch dem Erdbeben von 1531, welches Lissabon das erstemal zerstörte, folgte unmittelbar die Pest. So wird beinahe keines der größeren Erdbeben beschrieben, ohne Angabe von verdorbener Luft, schädlichen Ausdunstungen, sonderbaren Erscheinungen in der Luft und der Erde, und hie und da erfolgten Krankheiten unter Menschen oder Thieren.

Am merkwürdigsten jedoch erscheint für die Schweiz das Jahr 1755, wo Lissabon zerstört wurde. Mit dem Anfang des Oktobers fiel über das Alpengebirge eine große Menge Schnee. In der flachen Schweiz war die

Digitized by Google

Trockenheit seit zwei bis drei Monaten so bedeutend, daß Wassermangel entstand. Den 14ten verbreitete sich plötzlich in allen Gebirgsgegenden der Schweiz ein so heißer Dampf, daß er aus einem Backofen zu kommen schien. Nach zwei Stunden war die Luft mit äußerst dichtem rothem Nebel angefüllt. Gegen Abend fiel fast über die ganze Schweiz, vorzüglich aber über Wallis, die Urkantone und das Alpengebirge, auch über Schwaben u. s. w. blutrother Regen und in den Hochalpen Flocken von rothem Schnee. Von neun Kubikzoll Regenmenge erhielt man einen Kubikzoll eisenhaltige, leimigte Erde. Alle Gegenstände waren mit diesem rothen Pulver überzogen, das nach einiger Zeit aschgrau wurde und so scharf war, daß es die Baumblätter durchfraß und alle Tücher auf den Bleichen von Zurich frisch gewalkt werden mußten. Darauf folgten ungeheure Regengüsse und furchterliche Lokalorkane nach allen Richtungen, wechselnd mit sanftem Regen, der gewöhnlich blutheoth war. So ging es bis zum 1sten November fort, der ungewöhnlich still war. Um neun Uhr Morgens kamen alle Seen der Schweiz ohne Spur von Wind, zum Schrecken der Menschen, plötzlich in äußerst heftige Bewegung. Die Wellen schlugen zwölf bis funfzehn Fuß hoch und schienen zu sieden. Um zehn Uhr legte sich plötzlich alles Gewässer zur Ruhe und dagegen erbebte alles Land (bei gänzlicher Ruhe der Seen) so heftig, daß an einigen Orten, wie in Wallis, der Boden sich hob und spaltete. Unmittelbar nach den Stößen entstand eine ungewöhnliche Wärme; fast alle Quellen trubten sich, viele wurden röthlich, eine Quelle im Wallis, eine zu Gemenor und eine zu Bristol wurden blutroth. Die heißen Quellen von Töplitz stockten eine Minute und brachen dann mit rothem, heißerem Wasser hervor. Am meisten aber floßen blutrothe Quellen zu Fetz in Afrika. Zu Torn und an vielen andern Orten brachen heiße Quellen hervor und fast durchgehends erhöhte sich auf das Erdbeben die Temperatur der Quellen. Von dieser ersten Erschütterung an dauerten die fortwährenden Bebungen fast ein halbes Jahr unter ähnlichen Erscheinungen fort; am heftigsten aber in Wallis, und vorzüglich in der Gegend von Brig.

Den 30sten März 1767 Nachmittags zwei Uhr kam bei ganz stiller Luft der Zurichersee so in Aufruhr und Bewegung, daß die Schiffe von den Ketten gerissen oder mit den Pfählen auf die Ufer geworfen wurden. Das Wasser schäumte und schien stellenweise in Luft übergehen zu wollen. Von Erderschütterung war nirgends eine Spur beobachtet worden. Schon 1741 ereignete sich nach dem Erdbeben vom 14ten Februar ein Gleiches.

(Fortsetzung folgt.)

Der Gewürzkrämer

(Schluß.)

Wer hat sich das Glück je anders als in der Gestalt eines kleinen rothbackigen Krämerladenburschen mit blauer Schürze gedacht, der auf dem Tritt einer Materialwaarenhandlung steht, die Frauen mit lüsterner Miene mustert, sich nach der Herrschaft umguckt, keinen Heller im Vermögen hat, mit den Kunden scherzt, über ein Theaterbillet ganz selig ist, den Patron für einen großen Geist hält und den Tag herbeiwünscht, wo er sich, wie der Patron, in einem runden Spiegel rasiren kann, während ihm seine Frau das Hemd wärmt und Halstuch und Beinkleider zurecht legt. Das ist das echte Arkadien! Schäfer zu seyn, wie Poussin es verlangt, ist nicht mehr Mode; Gewurzkrämer zu seyn ist eine der größten Seligkeiten auf Erden.

Kunstler und Feuilletonisten, ihr grausamen Spötter, denen das Genie so wenig heilig ist als der Gewurzkrämer, wir wollen zugeben, daß der kleine Rundbauch allerdings ein Vorwurf für euren boshaften Griffel seyn mag. Keine Frage, einige Gewürzkrämer präsentiren leider, wenn sie das Gewehr präsentiren, einen Schmeerbauch, der bei den Revüen der Nationalgarde das Alignement der marschirenden Reihen unterbricht, und wir haben keichende Hauptleute bittere Klage darüber führen hören. Allein wer kann sich einen blassen, magern Gewürzkrämer denken? es wäre um seine Ehre geschehen, wenn er den leidenschaftlichen Leuten in's Gehege gehen wollte. Es ist einmal so: er hat einen Bauch; Napoleon und Ludwig XVIII. hatten auch einen, und wenn die Deputirtenkammer keinen hätte, so würde Alles drunter und drüber gehen. — In den Augen fühlender Menschen hat er keinen Fehler, als daß er sich ein Landhaus vier Meilen von Paris wünscht, an welches ein Garten von dreißig Quadratschuhen stößt, wo er sodann sein Bett und seine Stube mit gelben, rothgeblümten Calicovorhängen schmücken und sich auf Utrechter Sammtstühlen niedersetzen könnte. Er ist der ewige Mitschuldige dieser infamen Stoffe.

Was ihn in der Welt außerhalb seines Ladens in allen möglichen Verkleidungen kenntlich macht, sind seine Redensarten und Meinungen. Man fährt mit der Diligence nach Meaux, Melun, Orleans; im Interieur sizt einem ein gutgekleideter Jemand gegenüber, welcher einen mit mißtrauischen Blicken mustert. Man erschöpft sich in Vermuthungen über den Partikulier. Ist es ein Sachwalter? ein neuer Pair von Frankreich? ein hoher Beamter? Eine blasse, kränkliche Dame äußert, sie habe die Cholera gehabt und sey noch nicht völlig davon hergestellt. Das Gespräch wird allgemeiner; der Unbekannte

Digitized by Google

ergreift das Wort: „Mösieu —“ Mit diesem einzigen Wort gibt sich der Gewürzkrämer zu erkennen. Der Gewürzkrämer spricht nicht Monsieur, weil es zu affektirt lautet; ebensowenig Msieu, was höchst schnippisch und höhnisch klingt; er sagt mit triumphirender Miene Mösieu, was sich halb ehrerbietig, halb herablassend anhört, seine Hochachtung ausdrückt und seiner Rede eine wunderbare Salbung verleiht. „Mösieu,“ beginnt er, „während der Cholera haben die drei größten Aerzte, Dupuytren, Broussais und Mösieu Magendie ihre Kranken nach verschiedenen Kurmethoden behandelt: alle, oder wenigstens beinahe Alle sind gestorben. Sie haben es nie herausgebracht, was die Cholera ist; aber die Cholera ist eine Krankheit, woran man stirbt. Jene Krise, Mösieu, hat dem Handel und Wandel viel geschadet.“ Nun kommt es an seine politischen Ansichten, und diese lassen sich so zusammenfassen: „Mösieu, es sieht aus, als ob die Minister nicht wüßten, was sie thun. Man mag sie noch so oft wechseln, es kommt immer auf eins heraus. Nur unter Napoleon ging die Sache ihren rechten Gang; aber was war auch Napoleon für ein Mann! Frankreich hat viel an ihm verloren, und wir müssen eingestehen, man hat ihn nicht gehalten!“ — Man findet ferner, daß der Gewürzkrämer durchaus verwerfliche religiöse Ansichten hat. Die Berangerschen Lieder sind sein Evangelium. Diese abscheulichen, mit Politik versetzten Refrains haben ein Unheil angestiftet, welches der Gewürzkram lange nicht verwinden wird. Es werden vielleicht hundert Jahre vergehen, bevor ein Pariser Gewürzkrämer — die in der Provinz sind etwas weniger von jenen Liedern angesteckt — in's Paradies kommt. Seine Wonne, Franzose zu seyn, führt ihn zu weit. Gott wird ihn dereinst richten! — Dauert die Reise nur kurze Zeit und spricht der Gewürzkrämer kein Wort — ein sehr seltener Fall — so erkennt man ihn an der Art und Weise, wie er sich schnäuzt. Er nimmt einen Zipfel des Schnupftuchs in den Mund, packt es in der Mitte, schüttelt es eine Zeitlang auf den Fingern herum, greift sich dann gravitätisch an die Nase und bläst eine Fanfare, worauf ein Kapphorn eifersüchtig werden könnte.

Ein Gewürzkramer vom alten Schrot und Korn, welcher dreißig Jahre lang die tausenderlei Gerüche seines Bodens eingeathmet, den Fluß des Lebens mit Myriaden von Häringen hinabgeschwommen und Rippe an Rippe mit einer Unzahl von Stockfischen gehandelt, der jeden Abend den Schmutz vor seinem Laden weggefegt und Gott weiß wie viele bockische, schmierige Sous gehandhabt hat; dieser Mann, der seine Gemahlin verloren und zur Erde bestattet, wie es die Quittung vom Stadthause für ein auf alle Ewigkeit erworbenes Begräbnißterrain unter seinen Familienpapieren beweiset, verkauft, reicher geworden, als er sich je gewünscht, seinen Laden. In den ersten Tagen spaziert er in Paris herum, wie ein großer Herr, sieht den Dominospielern zu, und geht sogar in's Theater; aber er fühlt dabei, wie er sich ausdrückt, ein Kribbeln in den Beinen und am ganzen Körper. Er steht vor jedem Gewürzladen still und horcht auf den Klang der Mörserkeule. Beim Anblick eines durch das schöne Wetter auf seine Thürschwelle herausgelockten Gewürzkrämers fährt ihm unwillkührlich der Gedanke durch den Kopf: Sieh, das bist du Alles einst gewesen! Von dem Magnet der Spezereien angezogen, besucht er seinen Nachfolger. Der Kram ist im besten Gange; aber unser Soudermann kehrt mit schwerem Herzen nach Hause zurück. Broussais, den er wegen seines Unwohlseyns um Rath fragt, schickt ihn auf Reisen, ohne ihm gerade die Schweiz oder Italien ausdrücklich zu empfehlen. Nach einigen weiten vergeblichen Ausflügen in die Umgegend von Paris, wie Saint-Germain, Montmorency, Vincennes, kann es der arme Mann, der nun immer elender wird, nicht mehr aushalten; er kehrt in seinen Laden zurück, wie die Taube Lafontaines in ihr Nest, indem er sein großes Sprichwort anführt: Je suis comme le lièvre,* je meurs où je m'attache! Sein Nachfolger erlaubt ihm, Düten zu machen und im Laden zu helfen. Sein Auge, das bereits eingeschrumpft war, wie das Auge eines Bratfisches, strahlt wieder von Freude.

Die tüchtigsten Köpfe unter den Gewürzkrämern werden Maires irgend einer Landgemeinde und verbreiten dort einen gewissen Abglanz der Pariser Kultur. Diese machen sich alsdann an Voltaire oder Rousseau, auf den sie subskribirt haben, schlagen aber das Buch bei der siebzehnten Seite wieder zu. Stets bei der Hand, ihrem Vaterlande nützlich zu seyn, lassen sie eine Träufe ausbessern und widersetzen sich den Eingriffen der Geistlichkeit, indem sie den Gehalt des Dorfpfarrers herabsetzen. Einzelne versteigen sich sogar so weit, daß sie ihre Ideen dem Constitutionnel mittheilen, von dessen Redaktion sie vergebens Antwort erwarten. Andere sammeln Unterschriften zu Petitionen gegen die Sklaverei und gegen die Todesstrafe.

Ich mache dem Gewürzkrämer nur Einen Vorwurf: er findet sich in zu großer Menge. Er muß es selbst zugeben, daß er gemein ist. Einige Sittenrichter, welche ihn unter dem Breitengrade von Paris beobachtet haben, wollen behaupten, die guten Eigenschaften, die ihn auszeichnen, verwandeln sich in Gebrechen, sobald er sein eigener Herr wird. Er bekommt alsdann, heißt es, einen leichten Anstrich von Wildheit, legt sich auf's Commandiren, Zurechtweisen und verliert seine Sanftmuth. Ich bin weit entfernt, diesen Beschuldigungen, welche

* Statt Lierre.

Digitized by Google

vielleicht mit der kritischen Zeit des Gewürzkrämers zusammenhängen, zu widersprechen; allein beobachtet die verschiedenen Menschenklassen, studirt ihre Schwachheiten und Thorheiten, und fragt euch dann, wo es etwas vollkommenes in diesem Jammerthal gibt? Haben wir Nachsicht mit den Gewürzkrämern; und überdies, was würde aus uns, wenn sie vollkommen wären? Man müßte sie anbeten und ihnen die Zügel des Staats anvertrauen, vor dessen Wagen sie sich muthig vorgespannt haben. Um Gotteswillen, ihr grinsenden Spötter, für welche diese Zeilen bestimmt sind, laßt sie davor und quält diese interessanten Zweifüßler nicht zu sehr! Habt ihr denn nicht genug an den Ministern, an den neuen Büchern und an den Vaudevilles?

Korrespondenz-Nachrichten.

London, Februar.

Die Theater und die Königin. Concerte. Bauten.

Als O'Connell neulich im Unterhause die Beleidigungen, welche Lord Brougham im Oberhause gegen ihn ausgestoßen, in vollgerütteltem Maße heimgab, sagte er am Schluß, er habe kein Recht, sich zu beklagen, wenn selbst weibliche Unschuld auf dem Throne vor der giftigen Zunge eines solchen Verläumders nicht geschüzt sey. Dieses hat Bezug auf ein vor Kurzem erschienenes Pamphlet unter dem Titel „A Letter to the Queen," welches allgemein Lord Brougham zugeschrieben wird. Seine, in die Galle getäuschter Hoffnungen getauchte Feder ist in der ganzen Schrift nicht zu verkennen, welches durch beißende Satire, den vortrefflichen Styl, die freie, ja oft beleidigende Sprache gegen die Königin, die darin als ein unwissendes Kind aufgeführt und behandelt wird, hier das größte Aufsehen erregte und zu den interessantesten politischen Erscheinungen der neueren Zeit gehört. — In der literarischen Welt haben wir in der letzten Zeit nichts Neues von Interesse gehabt. Man ist gespannt auf ein neues Werk, welches Mrs. Trollope unter dem Titel: „Michael Armstrong, or the factory boy," in monatlichen Lieferungen herauszugeben gedenkt, und das, wie man glaubt, eine Nachahmung von Dickens's populärem Roman: Oliver Twist, seyn wird. Nachahmungen von populären Werken gelingen selten; besonders dürfte ein so talentvoller und origineller Schriftsteller wie Dickens nicht leicht einen Nachahmer finden, und am allerwenigsten in Mrs. Trollope. — Sie werden sich erinnern, wie die englischen Blätter vorigen Sommer der Königin ihre Vernachläßigung der Nationaltheater vorwarfen, während sie die italienische Oper fast jeden Abend besuche. Sie hat die englischen Theater seit einiger Zeit mehrmals wöchentlich besucht, und nun schreien sie alle, wie unschicklich es für eine Königin sey, sich so oft im Schauspielhause sehen zu lassen, so daß sie, wie es scheint, es Niemanden recht machen kann. Den allerhöchsten Unwillen der Sonntagsblätter erregte jedoch der Besuch, womit J. M. Van Amburghs brüllende Gesellschaft, die seit mehreren Monaten in Drurylane haust, beehrte. Nachdem sie eines Abends der Vorstellung beigewohnt, und die vollkommene Eintracht und das höfliche Benehmen der anwesenden Herren Bären, Tiger, Panther und Hyänen, die ein unter ihnen sich befindendes Lamm mit wahrer Menschenfreundlichkeit behandelten, bewundert hatte, kam ihr der Einfall, sich, von ihrem Hofstaat begleitet, auf die Bühne zu begeben, um zu sehen, wie diese Bestien sich nach einer solchen moralischen und physischen Abstinenz bei der Fütterung benehmen würden, welche in ihrer Gegenwart vor sich ging. Obgleich es nun für eine Königin nicht ganz schicklich seyn mag, um sich an einer Fütterung wilder Thiere zu ergötzen, die Bühne eines Theaters zu betreten, wogegen man in England besondere Vorurtheile hegt, so war es doch nicht der Mühe werth, über eine solche jugendliche Grille so viel Wesens zu machen. — Vorige Woche wurde das St. Jamestheater mit einer rivalisirenden Gesellschaft vierfüßiger Künstler eröffnet, welche jedoch in jeder Hinsicht weit hinter Van Amburghs Künstlern zurück stehen. Zur Bezeichnung des jetzigen Geschmacks des englischen Publikums brauche ich nur zu sagen, daß, während Drurylane mit seinen Löwen und einer höchst abgeschmackten Pantomime alle Abende gefüllt ist, Coventgarden, wo Shakespeares Werke, wenn auch nicht ganz, doch theilweise vortrefflich aufgeführt werden, leer bleibt. Die übrigen Theater bieten, wie gewöhnlich um diese Jahreszeit der Fall ist, nichts Neues dar. Madame Vestris, welche das hiesige Publikum nach ihrer Niederlage in Amerika mit verdoppelter Gunst aufgenommen, füllt durch ihr und ihres Mannes, Charles Mathews, treffliches Spiel jeden Abend das Haus, ohne neuer Stücke zu bedürfen. In Adelphi erhöht ein Riese, Namens Bitzin, das Vergnügen der Zuschauer. Die Promenadeconcerts à la Musard im englischen Opernhause werden mit dem größten Erfolge fortgesezt und beweisen deutlich, daß der Geschmack für Musik in England zunimmt. Das herrliche Orchester von sechzig Musikern, vielleicht eines der besten in Europa, die gute Auswahl der Musikstücke, die elegante Versammlung von Herren und Damen, die jeden Abend das Theater füllen, die ungenirte und gewissermaßen continentale Einrichtung des Ganzen, gewähren einen Genuß, den man früher hier ganz entbehrte, und den Strauß's vorjährige Concerte zuerst kennen lehrten.

Vorige Woche fand wieder einer jener häufigen Unglücksfälle Statt, Folgen des, hier so gewöhnlichen Lasters der Trunkenheit, welches jedoch täglich abnimmt. Ein junger Mann, Neffe von Sir Francis Burdett, der, um 7 Uhr Morgens, betrunken in eine gemeine Schenke in Haymarket kannelte, wettete dort mit einem armen Manne fünf Schillinge, daß er nicht eine Flasche ungemischten Branntweins austrinken könne. Der arme Mann nahm natürlich das Geld, trank die Flasche aus, und starb zwei Stunden darauf. Der Richter, vor den der Mörder zum Zeitvertreib gebracht wurde, verurtheilte ihn zu fünf Schilling Geldbuße, die gewöhnliche Strafe für Trunkenheit. — So schnell auch sonst der Häuserbau in London vor sich geht, wovon das neue Gebäude der Londons und Westminster-Bank, die Reihen von Palästen, die jezt die City, den häßlichsten Theil der Stadt, zieren, und die durch Aladins Zauberlampe entstanden zu seyn schienen, hinlänglichen Beweis liefern, so scheint hinsichtlich des Baues unserer Börse der Zauber gelähmt, oder wenigstens durch den Streit der Cityporation mit den Lord of the Treasury suspendirt. Vor einigen Tagen fand man mit Kreide auf den Ruinen der alten Börse geschrieben: „Dieser Baugrund ist auf neun und neunzig Jahre zu vermiethen; nach Verlauf dieser Zeit wird solcher für den Bau einer Börse verwendet."

Beilage: Kunstblatt Nr. 17.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

№ 50.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Mittwoch, den 27. Februar 1839.

He joined the rogues and prospered, and became
A renegade of indifferent fame.

Byron.

Der deutsche Renegat im Dienste Abd-el-Kaders.

Zweiter Brief.

Ich zog mit meinen Kanoniren Tlemcen zu. Unser Marsch war wegen Mangels an Lebensmitteln sehr beschwerlich; drei Tage lang fanden wir an der Straße keine Bevölkerung und mußten, um nicht zu große Umwege in die Berge zu machen, uns mit schwarzem, in Wasser aufgeweichtem Zwieback und einer in kaltem Wasser eingerührten Mehlsuppe begnügen. Jenseits des Flusses Oued-el-Hammon trafen wir eine große Anzahl flach auf der Erde liegender Steine, welche noch Denkmäler der Römer sind; ich bemühte mich, eine Inschrift zu finden, konnte aber nur hin und wieder halbverwischte lateinische Buchstaben entdecken. Am Abend des dritten Tages erreichten wir einen Aduar. Nachdem wir mit Mühe den dichten Verhau von gefällten Bäumen, der ihn umgab, durchbrochen hatten, wurden die vorangehenden Kanonire ziemlich unfreundlich von den aus dem nächsten Zelte getretenen Beduinen begrüßt; als sie aber die Kanone und unsere Uniform erblickten, erheiterten sich ihre Gesichter und wir wurden gastfreundlich empfangen. Der Führer der Kanonire blieb mit mir im Zelte des Caid; wir wurden trefflich bewirthet. Den folgenden Tag war unsere Reise durch ununterbrochenes Regenwetter noch unangenehmer, und schon brach der Abend an, ohne daß die Hoffnung, ein schützendes Obdach zu finden, sich erfüllt hatte. Da sprengte auf einmal der an meiner Seite reitende Paschdubschi — Chef der Kanonire — feldeinwärts einem kleinen Thale zu. Seiner Richtung folgend, erblickte ich einen sich flüchtenden Beduinen; bald war er eingeholt und festgenommen. Trotz seines Sträubens, wurde er gezwungen, uns nach dem nächsten Aduar zu führen. Den folgenden Tag überschritten wir den Isser und am Abend befanden wir uns in der Nähe von Tlemcen.

Ich sah auf dieser Reise nur selten gut bebaute Felder, ausgenommen die Gegend von Alvada-mita, Ouled Ali und jenseits des Isser. — Am siebenten Tage früh gegen neun Uhr erstiegen wir die Anhöhe, auf welcher die alte Porta Romana liegt, die auf dieser Seite den Eingang des nach Tlemcen führenden Weges bildet. Rings herum erblickt man alte, halb verfallene Mauern, und mitten unter diesen Trümmern findet man zahlreiche Quellen eines guten, wohlschmeckenden Wassers. — Bei unserer Ankunft wurde ich sogleich zum Chalifa Sidi Buhammedi geführt. Dieser vornehme Araber ist ein geborner Kabaile und hat erst später die arabische Sprache, mit welcher die der Kabailen nur wenig Aehnlichkeit hat,

Digitized by Google

erlernt. Er ist ein Mann von fünfzig Jahren, und sein Benehmen ist plump und unbeholfen. Er verhält sich zu Mustapha wie ein Bauer zu einem Hofmann, aber seine Wohnung ist weit prächtiger als die Mustaphas. Er empfing mich ziemlich freundlich und gab mir den Auftrag, die von einem Italiener angelegte Stückgießerei zu besichtigen. Als ich aus seinem Zimmer trat, bemerkte ich unter den auf dem Hofe stehenden Arabern einen jungen Mann mit blondem Bart, der um den schwarzen, von Kameelgarn geflochtenen Strick, welcher den Haik auf dem Kopfe festhält, ein schwarz-roth-goldnes Band geschlungen hatte. Erstaunen fesselte einige Augenblicke meine Schritte, schnell alsdann auf ihn zugehend, entfuhr meinen Lippen ein unwillkührliches „Prost!" — Guten Morgen! entgegnete er, und wir lagen einander in den Armen. Ich erkannte in ihm einen alten Hallenser Burschen, den, wie mich, die Stürme des Lebens hinausgeschleudert auf unbekannte Bahnen. Meine Empfindungen vermag ich nicht zu beschreiben; sie waren ein Gemisch von Freude und Schmerz, Wehmuth und dem erwachten Bewußtseyn eines verlornen Glücks.

Wir gingen mit einander nach dem Méchouar, wo der Italiener Albengo arbeitete; auf dem Wege dorthin erfuhr ich, daß ein Mechanikus aus dem Elsaß seit drei Tagen im Gefängniß sitze, weil er durch wiederholte vergebliche Versuche mit einer von ihm errichteten Kanonengießerei dem Emir bedeutende Summen verschwendet hatte. Schon früher war er in Verhaft gewesen, und nur auf seine bestimmte Versicherung, daß er bei einem nochmaligen Versuche das Werk zu Stande bringen würde, hatte man ihn in Freiheit gesezt. Vor vier Tagen hatte er seinen lezten Versuch gewagt. Die Chaous wachten bei der Arbeit; der Mechanikus hatte einen hohen Ofen construirt, konnte ihn aber mit den gelieferten schlechten Kohlen nicht heizen. Er nahm daher seine Zuflucht zu Schmeiztiegeln. Als aber das Modell zur Hälfte gefüllt war, fiel der Boden aus den von schlechter Masse gefertigten Tiegeln, und der Versuch war abermals mißlungen. Der Unglückliche wurde sogleich in's Gefängniß geworfen. Schon hatte Buhammedi Befehl ertheilt, ihn zu erdrosseln; jedoch befurchtend, daß der Emir, welcher den Deutschen nach Tlemcen geschickt hatte, diesen Schritt mißbilligen möchte, gab er Gegenbefehl und schrieb an Abd-el-Kader, auf welche Weise er den Delinquenten bestrafen solle. Der hochherzige Emir hat ihn begnadigt. — Im Méchouar traf ich den Italiener mit dem Baue eines neuen Ofens beschäftigt. — Der Méchouar ist ein großer, mit verschiedenen Gebäuden umgebener und dicht mit Bäumen besezter Garten. — Die Ziegelsteine, deren man sich beim Baue bediente, erkannte ich sogleich für untauglich, und die Folge bewies, daß ich mich nicht geirrt hatte. Bei der ersten Heitzung stürzte der Ofen zusammen. Albengo, klüger als sein deutscher Vorgänger, spielte den fanatischen Muselmann und begab sich alle Tage nach einem nahe gelegenen heiligen Orte, um sein Gebet zu verrichten. Um sich noch sicherer zu stellen, spielte er zuweilen den Narren und zwang dadurch die Araber, ihn mit Ehrfurcht zu behandeln, denn bekanntlich ist der von Geistern Besessene in diesen Ländern eine heilige Person, der man sogar den Titel „Marabut" gibt. Nachdem sein Ofen verunglückt war, begab er sich an jenen Ort, welcher alle Verbrecher schüzt, und schrieb von dort an den Emir. Dieser ertheilte ihm die Erlaubniß, zu gehen, wohin es ihm beliebe. Der schlaue Italiener erklärte hierauf, er habe den Entschluß gefaßt, eine Wallfahrt nach Mekka zu machen, und wurde auf diese Weise noch reichlich mit Geld versehen. Seine Reise fand aber ihr Ziel in Algier. — Ich machte hier ferner die Bekanntschaft eines Bayern, welcher früher Unteroffizier in der französischen Fremdenlegion gewesen und, von dieser verabschiedet, in die Dienste Abd-el-Kaders gegangen war, der ihn zum Exerziermeister und später zum Oberbefehlshaber der Infanterie ernannt hatte. Er hatte sich in mehreren Gefechten gegen die Franzosen durch Tapferkeit und Umsicht ausgezeichnet und sich das unbegrenzte Vertrauen seines neuen Gebieters erworben. Diese Gunst erregte aber die Eifersucht der übrigen Chefs, welche Alles aufboten, um den Deutschen zu verderben. Mohammedo, so wurde der Bayer genannt, einsehend, daß er den Verfolgungen seiner Feinde nicht entgehen würde, suchte sich durch die Flucht zu retten. Kurz zuvor war der Friede an der Tafna geschlossen worden, wobei der Deutsche als arabischer General der Infanterie thätig war. Die Friedensartikel enthielten unter andern die Bestimmung, daß die Deserteurs beider Theile nicht ausgeliefert werden sollten. Auf diese Clausel sich stüzend, flüchtete sich kurz nachher Mohammedo mit einem andern französischen Deserteur nach Oran. Der General, welcher damals in Oran commandirte, pardonnirte den Franzosen, erklärte aber dem Bayer, daß er ihn zurückliefern würde. Er wurde verhaftet, und der Kommandant ließ Abd-el-Kader wissen, sein General sitze in Oran gefangen und er könne nach Willkuhr über ihn verfügen. Der Emir, über die Treulosigkeit seines Lieblings erbittert, empfing diese Nachricht mit der lebhaftesten Freude. Er sandte sogleich mehrere Chaous nebst zwei prächtigen Pferden als Geschenk für den General nach Oran. Der Deserteur wurde den Abgesandten überliefert. Jener hatte sich unmittelbar nach seiner Ankunft in Oran europäisch gekleidet und den Bart abgeschnitten, was die fanatischen Beduinen als das größte Verbrechen betrachten. Unter den fürchterlichsten Verwünschungen banden sie den Ausgelieferten zwischen ihre Pferde und sprengten im wildesten Galopp mit ihm fort. Auf dem

Digitized by Google

ganzen Wege erhielt er weder zu essen noch zu trinken, und alle Araber, die ihm begegneten, spieen ihm in's Gesicht und schlugen ihn mit ihren Schuhen. Im Lager bei Massara versammelte der Emir einen Kriegsrath, um über das Loos des Abtrünnigen zu entscheiden.

(Fortsetzung folgt.)

Ueber Erdbeben. Von J. J. Hugi.

(Fortsetzung.)

Manche Erdbeben zeichnen sich durch auffallend gestörten Barometergang, durch Aenderung der Temperatur, durch eigenthümlichen Geruch der Atmosphäre aus, durch Mattigkeit, Gefühl von Angst, beschwertes Athmen, durch warmfeuchte Nebel, bleigraue Luft, Aenderung in der Richtung des Windes, Schäumen des Meeres und der Seen, durch Trübung der Quellen u. s. w. Kurz jedes wird Momente bieten, die uns erinnern, daß die äußere und innere Atmosphäre unter sich, mit dem Schichtensystem und selbst mit der Wassermasse in lebendiger Wechselbeziehung stehen, daß bei etwaiger Störung dieses Oxydations- und Desoxydationsganges mehr oder weniger Wasser gebildet wird, daß aus der Zersetzung so viel irrespirable oder fremdartige Gase hervorgehen können, daß selbe bei ihrem Eintritt in die Atmosphäre nicht schnell genug assimilirt werden und selbst beengtes Athmen und überhaupt Störung des thierischen Organismus erzeugen können. Untersucht man nur 2 bis 3 Fuß über einer fortströmenden mächtigen Quelle von Kohlengas, Stickgas oder andern irrespirablen Gasen die Luft, so zeigt diese im normalen Zustande allenthalben die gleichen Bestandtheile, was unmöglich wäre, wenn jene Gase sich nicht gleich assimilirten, sich nicht umwandelten, was auch als Beweis dient, daß sie nicht Elementarstoffe, sondern ebenfalls zusammengesetzt sind, indem Elementarstoffe weder vernichtet noch neu erzeugt werden können, aus ihnen aber durch fortwährende Gegensätze die Reihen immer zusammengesetzterer Stoffe zu entstehen pflegen. Diese regelmäßige Ausgleichung aber kann momentan gestört werden, und jenes Zittern oder Schauern der Erdfläche, so wie verdorbene Luft, Krankheiten u. s. w. als Folge dieser Störung auftreten.

Daß der fortwährenden Assimilation der aufsteigenden irrespirablen Gasarten in der Atmosphäre ein eben so rhythmischer innerer Zersetzungsakt der Atmosphäre in der Erde entsprechen muß, ist Gewißheit, weil die eine Thätigkeit ohne die entgegengesetzte nicht fortwährend vor sich gehen könnte. Eine unthätige, todte Erdmasse endlich würde nicht fortwährend jene unzähligen Stoffe zu liefern, noch jenen Rhythmus von Zu- und Abnahme von Begeistung und Abstumpfung, von Erzeugung und Vernichtung des Lebens zu bewirken im Stande seyn.

Wir beobachten in der ganzen Natur, wohin wir immer uns wenden mögen, eine innere Bewegung der Theile. Kein Körper, dem Einfluß der Elemente ausgesetzt, bleibt unverändert. Beobachteten doch Boyle, Patrin u. A. das allmählige Wandern dunkler Flecken an festen Steinarten, an Hornstein, Malachit u. s. w. und Keppler, Tournefort und viele andere wiesen auch beim einzelnen Mineral ein inneres Leben nach. Durch Schallwellen wird nicht nur das Blasinstrument, sondern selbst bedeutende Körpermassen durch und durch in fühlbare zitternde Bewegung gesetzt. Bei dieser ewigen Unruhe und Beweglichkeit der Theile herrscht bei allem Leiblichen ein inniges Streben nach Vereinigung, nach Ausgleichung und neuer Bildung. Dieser Gegensatz, dieses Ausgleichungsstreben nimmt zu, wie die Verschiedenartigkeit der Körper zunimmt, oder wie bei gleichartigen Körpern die Verschiedenheit der Temperatur wächst. So löst der Schwefel sich auf, um zum nahe gelegten Silber übergehen zu können, so steigen nach Schubert Metalle, in's Wasser gelegt, den Gesetzen der Schwere entgegen, aufwärts, um sich mit schwefligten Gasen zu vereinigen. Wem ist endlich nicht das gierige Streben der Körper nach Sauerstoff bekannt, nach Oxydation, wem nicht das Streben aller Körper, mit entgegengesetzten andern, nach stöchiometrischen Gesetzen, neue Stoffe zu bilden? Man nannte dieses gegenseitige Anstreben, diesen allgemeinen Gegensatz Chemismus, auch Affinität. Sie ist immerhin die Grundkraft, welche die Zusammensetzung und Bildung der Körper von den entgegengesetzten reinen Elementen an in fortgesetzten Reihen bedingt und in allem Organischen rhythmisch wird. Wenn dieser Gegensatz bei den Körpern auf irgend eine Art angeregt wird, dehnen sie sich aus, und alle ihre Theilchen werden gegenseitig beweglicher. Dieser gespannte Zustand heißt Wärme, die oft bei wirklicher Auflösung und Vereinigung mit dem Angestrebten in Feuer übergeht.

Wird die Affinität durch Reibung, so wie durch Annäherung an Verschiedenartiges, mithin Entgegengesetztes, oder an ungleich Erwärmtes, oder schon mehr oder weniger Gespanntes angeregt, so heißt sie Elektricität, wie eine ähnliche Spannung zwischen der nördlichen und südlichen Erdhälfte als Magnetismus, oder wie die anregende Spannung des Centralkörpers auf die Glieder des Sonnensystems als Licht, und endlich des Gehirns auf die Glieder des Thiers als Nervenreiz erscheint.

Digitized by Google

Wenn somit die Wirkung der Sonne und die Wirkung des Gehirns dynamische Aeußerungen, gleichsam anregende Spannungen eines Centralkörpers auf seine wesentlichen, in fortwährender Wechselwirkung thätigen Glieder sind, so erscheinen Affinität, Wärme, Elektricität, Magnetismus nicht als Wirkungen eines Centralkörpers auf die einzelnen Glieder desselben, sondern als ein und dasselbe, aber verschieden gesteigerte Streben nach Ausgleichung zwischen mehr individuellen Körpern, bethätiget durch die zwei angeführten organischen centralen Grundthätigkeiten.

(Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Triest, Februar.

Marine und Handel. Neue Bauten.

In meinem lezten Berichte sagte ich, daß der Verein des österreichischen Lloyd acht Dampfschiffe unterhalte; seitdem sind noch zwei hinzugekommen, welche auf unserm Werfte erbaut worden sind. Das eine führt, dem Großherrn zu Ehren, den Namen „Mahmudie," das andere: „Graf Mitrowski." Wie alle Dampfboote des österreichischen Lloyd zeichnen sich auch diese neuesten durch Solidität, wie durch zweckmäßige innere Einrichtung sehr vortheilhaft aus. Die Hauptsäle sind hell, geräumig, hoch, elegant möblirt, mit einer gewählten Bibliothek in deutscher, französischer, englischer und italienischer Sprache, und überhaupt mit Allem auf's zweckmäßigste versehen, was zur Bequemlichkeit und Annehmlichkeit auf einer längern Seereise beitragen kann. Gegenwärtig ist außer den gewöhnlichen Fahrten nach Venedig und der Levante auch eine regelmäßige, und zwar wöchentlich einmal, nach Ancona, und alle 14 Tage nach Dalmatien eingerichtet worden. Die Thätigkeit auf unserem Werfte wird immer lebhafter; es werden fortwährend neue Schiffe verschiedenen Kalibers, sowohl zur Verstärkung der inländischen Marine, als für Rechnung des Auslandes gebaut, und da stets mehr Aufträge auf Schiffe eingehen und der bestehende Werft zur Vollziehung derselben nicht ausreicht, so ist die Einrichtung eines neuen im Werke, dessen Kosten, einschließlich des Kaufpreises, auf anderthalb Millionen Gulden angeschlagen werden. Im Ganzen besaß am Schlusse des Jahres 1838 die österreichische Marine 15 Dampfboote mit 5114, und 513 Segelschiffe mit 122,844 Tonnen Gehalt. Von leztern wurden allein im verwichenen Jahre 27 hier vom Stapel gelassen, unter denen der Dreimaster „Elisaweta" den ersten Rang einnimmt. Er ist das größte Kauffahrteischiff, das je in Triest gebaut worden, mit Kupfer gefältert, und dürfte in Bezug auf Struktur, Schönheit und vortreffliche Anordnung mit den amerikanischen wetteifern können. Spricht diese Thätigkeit für das gedeihliche Fortschreiten des überseeischen Verkehrs, so ist es erfreulich zu bemerken, wie auch der Handel mit dem festen Lande täglich größeren Aufschwung erhält: daher auch die beständige Vermehrung der Etablissements, und der bedeutende Zufluß von Fremden jeder Klasse und Zone. Geht es in diesem Maße so fort, so dürfte Triest, wie sich unlängst ein Diplomat ausdrückte, bald mit vollem Rechte das Liverpool des Südens genannt werden können. Auch für die Verschönerung der Stadt ist seit einem halben Jahre wieder sehr viel geschehen, und ich kann mich nie des Erstaunens erwehren, wenn ich irgend eine Straße nach einigen Monaten wieder besuche und sehe, mit welcher Schnelligkeit alte Häuser abgebrochen und dafür palastähnliche Gebäude emporgestiegen sind. Wegen des steigenden Miethzinses fassen aber freilich die Besizer bei der Errichtung ihrer Häuser mehr ihren Vortheil als die Bequemlichkeit der Miether in's Auge, und die neuen Quartiere sind fast alle zwar zierlich, aber keineswegs bequem. Die hohe Miethe, wie sie jezt hier bezahlt wird, ist in Deutschland, so viel ich weiß, ohne Beispiel. Die hiesigen Kapitalisten legen daher auch größtentheils ihr Geld in Grundstücken an, und ich kenne mehrere, die 17 bis 18 Häuser, ja ganze Straßen besizen. Dieser hohe Stand der Miethe hat unlängst einen Aktienverein hervorgerufen, an dessen Spize das Wiener Bankhaus Arnstein und Eskeles steht, und der zum Zwecke hat, einen Bazar zu bauen, welcher nach dem entworfenen Plane der Stadt nicht minder zur Zierde gereichen, als dem Handelsstande die größte Bequemlichkeit bieten wird. Der dazu bestimmte Platz befindet sich im Mittelpunkte der Stadt, dem Theater und der Börse gegenüber, und hat einen Flächenraum von 865 2/3 Klafter. Nach Außen wird dieser Bazar, der den Namen „Tergesteum" führen soll, eine große Anzahl der elegantesten Kaufgewölbe enthalten, nach Innen aber einen großen, freien, mit Bogen, Säulen und Gallerien umgebenen Raum bieten. Die drei oberen Stockwerke sollen zu Wohnungen eingerichtet werden. Das dazu bestimmte Kapital beträgt 750,000 Gulden C. M. — Triest hat nur zwei, einer großen Stadt angemessene Gasthäuser: l'aquila nera (der schwarze Adler) und la locanda grande, die aber keineswegs für das Bedürfniß ausreichen, und es geschieht nicht selten, daß beide dergestalt überfüllt sind, daß Reisende in die übrigen Gasthäuser sich verwiesen sehen, wo sie freilich auf manche Gemächlichkeit Verzicht leisten müssen. Auch diesem Uebelstande wird künftig abgeholfen werden: eine zweite Aktiengesellschaft hat einige Häuser am Meere angekauft, die sie über den Haufen werfen und in ein großmächtiges Hotel umschaffen lassen will. — Vorigen Monat wurde unsere Promenade: Acquedotto, zum ersten Male mit Gas erleuchtet. Der Versuch fiel sehr befriedigend aus; der Unterschied zwischen der Helle der Gas- und der Oelbeleuchtung ist wie 5 zu 1; dennoch aber dürfte geraume Zeit vergehen, bevor der allgemein sich äußernde Wunsch, die Gasbeleuchtung hier überall eingeführt zu sehen, sich realisirt. Freilich ist Triest auch ohne Gas hell genug erleuchtet. Die Beleuchtung gehört hier mit zu den vorzüglichsten Einrichtungen. Da wird auf keinen Mondschein, kein Morgen- oder Abendroth Rücksicht genommen; ohne Unterschied der Jahreszeit werden bis hinauf zu den isolirten Campagnen die schönen Oellampen in den Laternen angezündet, und selbst der trägste Langschläfer kann sie am andern hellen Morgen noch recht freundlich brennen sehen.

(Schluß folgt.)

Beilage: Literaturblatt Nr. 22.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

№ 51.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Donnerstag, den 28. Februar 1839.

Weich ein widerwärtig Zittern,
Häßlich grausenhaftes Wittern!
Weich ein Schwanken, welches Beben,
Schauderndes Hin- und Wiederstreben!

Goethe.

Ueber Erdbeben. Von J. J. Hugi.

(Fortsetzung.)

Der Beweis zum eben Angeführten wäre leicht zu finden. Davy hat anerkannt und durch viele Experimente nachgewiesen, daß Affinität und Elektricität analog seyen, Becquerel hält sie für durchaus identisch, und Paoli wies nach, wie zwei Körper, im natürlichen Zustande chemisch verwandt, bei ungleicher elektrischer Spannung ihre Affinität ändern, kurz wie Affinität in Elektricität und diese in jene übergehe. Eine Menge der größten Physiker haben nachgewiesen, wie die Elektricität nicht nur die Körper modificire, sondern auch die innere chemische Krafteußerung gänzlich umkehre. Seebeck, Oerstedt u. s. w. haben gezeigt, wie ein und derselbe Körper durch ungleiche Erwärmung elektrisch werde oder wie die ungleiche Wärmespannung als Elektricität sich äußere. Berühren sich zwei sehr ungleichartige Körper beinahe, so wird ihre gegenseitige Verwandtschaft, ihr Streben nach Ausgleichung, ihre Wärme so gespannt, daß nicht nur zwischenliegende Körper aufgelöst, sondern der eine von ihnen gesauerstofft, der andere aber gewasserstofft und eben dadurch ihre Verschiedenartigkeit erhalten und folglich ihre gegenseitige Spannung andauernd wird. In diesem Falle heißt das gegenseitige Anstreben Galvanismus. Jeder auf diese Art gespannte Körper mit zwei entgegengesetzten Enden oder Polen ist in seiner Mitte indifferenzirt und ein Repräsentant der zwei entgegengesetzten Erdhälften, spricht folglich sich als Magnet aus und richtet sich frei schwebend mit der Erdachse parallel. Daher macht man gegenwärtig aus allen galvanisch polarisirten Körpern Magnete und alle Magnete sprechen sich wieder umgekehrt unter Umständen als elektrische Körper aus. Es ist bekannt, daß z. B. das Eisen durch Stoßen und Hämmern warm, dann magnetisch wird, und daß dieses magnetisch gewordene Eisen wieder elektrisch sich äußern kann. Auch haben Ampères und Babinets Versuche gezeigt, daß zwei Körper von gleicher Natur, aber von ungleicher Temperatur chemisch sowohl als elektrisch und magnetisch wirken können. Nun betrachtet Delametherie die Erde durchaus als eine galvanische Säule und Ampère sowohl als Babinet sagen: es ist nicht anders möglich, als daß bei einer Vereinigung von so ungleichartigen Materien, aus welchen die Erde besteht, unter Umständen galvanische Wirkungen hervorgebracht werden müssen. Wir müssen aber sämmtliche angeführte Wirkungen als dynamisch auffassen und selbe als identisch oder als Modifikationen des einen Grundgegensatzes betrachten, der sich wohl am besten als gegenseitiges Ausgleichungsstreben bezeichnen läßt.

Digitized by Google

und sich vorzüglich bei der angeführten rhythmischen Oxydation des Erdinnern durch die aufgesogene Atmosphäre auf mannichfache Weise als Affinität, gesteigert als Wärme, und noch mehr gesteigert, als Elektricität aussprechen muß.

Die Erdbeben erscheinen allenthalben und jederzeit als ein Zittern, als ein Schauern, an dem jeder Theil der betreffenden Erdoberfläche innigen, nicht bloß mechanischen Antheil nimmt, so daß sie nicht die Folge der Explosionen von Kalimetallen, von Knallgas u. dgl. seyn können. Eben so wenig ist es möglich, sie von innern Verbrennungen oder gar von einem Centralfeuer herzuleiten. Kurz, jede mechanische Wirkungsart müßte Stöße anderer Art zur Folge haben. Doch wir wollen die herrschenden Theorien nicht umständlich zu widerlegen suchen. Wir achten auch die Ansicht eines Jeden, weil es gewiß keine gibt, die nicht auf Gründen beruht.

Zuvörderst sehen wir Länder und Gegenden, wo, so weit die Geschichte reicht, noch nie Erdbeben beobachtet worden sind, so z. B. Unteregypten, wo der Boden bis in ungemessene Tiefen keine Gebirgsschichten aufzuweisen hat, sondern bloß aus aufgeschwemmter Schlammmasse besteht, die wohl der Wechselwirkung mit der Atmosphäre, der In- und Exhalation, aber nicht des ernsteren Gegensatzes der Gebirgsschichten fähig ist. Das Gleiche hat man bei den meisten großen Deltas oder Aufschwemmungen mächtiger Ströme beobachtet. So soll auch ein großer Theil der Niederlande nie Erdbeben erlebt haben. Auch werden im Innern der Continente aus Sand und Gebirgsschutt bestehende Wüsten und mächtige Lager von Geröllen und Anschwemmungen nie oder sehr unbedeutend erschüttert. Dies wird jeder bestätigt finden, der Gebirgskenntniß besitzt und die chronologischen Verzeichnisse der Erdbeben, z. B. von Keferstein, vergleicht. Dann gibt es Gegenden, die nur äußerst selten und nur von unregelmäßigen Bebungen erschüttert werden. Dahin gehören alle ausgedehnten basaltischen und vulkanischen Gebilde, dann alle mächtigen Granitgebilde ohne Gneis- und Thonschieferschichten, und endlich alle Gegenden, wo die Gebirgsschichten mächtig aufgetrieben und durch einander geworfen sind. Zu den erstern gehören die Gegend von Rizzini in Sicilien und die gewaltige Masse des Aetna selbst, die wohl theilweise von einzelnen Lokalausbrüchen, aber nie im Ganzen erschüttert wurde, was die so merkwürdige Geschichte dieses Bergs durchaus bemerkt. Zu den zweiten gehört die Gegend von Bagnana in Kalabrien, die Gegend von Palermo und der größere Theil des Innern des Alpengebirges.

(Fortsetzung folgt.)

Der deutsche Renegat im Dienste Abd-el-Kaders.

(Fortsetzung.)

Während die Chefs, welche noch kurz vorher den begünstigten Fremdling beneideten, über die Todesart desselben sich stritten, stand dieser angebunden an einen Pfahl, wo ihn Jeder nach Belieben mißhandelte. Er hörte Wort für Wort die Debatten seiner grausamen Richter. „Lassen wir ihn enthaupten," sprach der Eine. — „Nein! entgegnete ein Anderer, dieser Tod wäre zu schön für einen solchen Hund; wir wollen ihn hängen, damit seine Seele nicht in's Paradies eingehen kann." Endlich wurde beschlossen, das Fußvolk, das er vor wenigen Tagen noch befehligt, nach ihm wie nach einer Zielscheibe schießen zu lassen. Schon waren die Gewehre geladen; Mohammedo erwartete gefaßt die erste Kugel. Da trat plötzlich Abd-el-Kader zu ihm und sprach: „warum hast du mich verlassen?" — Diese Worte, die Abd-el-Kader mit der ihm eigenen Sanftmuth sprach, weckten die Hoffnung in der Brust des Verurtheilten. „Sultan," entgegnete er, „ich habe dir treu gedient und an der Spitze deiner Truppen tapfer gefochten; du hast mir Gerechtigkeit wiederfahren lassen; aber deine Offiziere haben mich verfolgt und auf's Tiefste gekränkt; dies hat mich bewogen, deine Staaten zu verlassen." Abd-el-Kader, menschlicher und edler als der französische General, verzieh ihm und ließ ihn nur so lange im Gefängnisse sitzen, bis sein Bart wieder gewachsen war. Später verfertigte Mohammedo Pulver, theils für den Sultan, theils für die übrigen Araber, und verdient noch gegenwärtig durch diese Arbeit beträchtliche Summen. Seit zwei Jahren ist er mit einer jungen Araberin verbunden. Diese, von Natur sanftmüthig und gut, hat durch den Umgang mit ihm einen gewissen Grad von Bildung erreicht. Sie ist die Wohlthäterin aller Fremden und wird von diesen wie eine Mutter verehrt. Als mich Mohammedo ihr vorstellte, empfing sie mich mit unbeschreiblicher Anmuth und echt deutscher Herzlichkeit.

Nach vier Tagen verließ ich mit den Truppen Sidi Buhammeds Tlemcen, um nach dem Lande der Angadis zu ziehen. Die Angads sind sehr sanft und weit gebildeter als die übrigen Bewohner der Provinz Tlemcen. Die kleine Armee des Chalifa bestand aus 200 Reitern und 600 Mann Fußvolk. Den Tag vor der Abreise verließen die Truppen die Stadt und schlugen nicht weit davon das Lager auf. Dieses bildet immer einen Kreis; die Zelte der Reiterei stehen zu innerst. Jedes Zelt enthält fünfzehn bis zwanzig Mann. Das Zelt des Chefs bildet die Mitte, und vor demselben ist ein großer Raum,

Digitized by Google

wo die Pferde des Emir oder des Chalifen stehen. Ersterer führt deren gewöhnlich sechs bis acht, Letzterer fünf bis sechs mit sich. In jedem Lager befinden sich gewöhnlich zwei bis drei Feldstücke, deren trauriger Zustand aber keine großen Wirkungen verspricht. Die Seele dieser Kanonen ist voller Gruben, und in Folge des schlechten Auswischens mit einer starken Pulverkruste umgeben; die Zündlöcher sind ungemein groß. Die armen Kanonire müssen sich mit ihren Stücken auf dem Marsche furchtbar quälen, indem die auf niedrigen Blockrädern ruhenden Kanonen alle Augenblicke umwerfen. Die unwissenden Paschdubschis, welche sie commandiren, lassen dann gewöhnlich ihren Unwillen an den unschuldigen Kanoniren aus. — Der Paschdubschi Sidi Buhammedis fragte mich einst, als der Wischer eines Geschützes zerbrochen war — Reserveladezeug besitzt man nicht — ob man wohl drei- bis viermal, ohne auszuwischen, schießen könnte. — Hinter dem Hauptzelte steht ein anderes, fast eben so groß als jenes, welches zum Magazine dient und unter der Aufsicht eines zuverlässigen Mannes steht. Vierzig Schritte rückwärts ist das Zelt der Maulthiertreiber, welches zugleich als Küche benuzt wird. Nebenan stehen die Maulthiere, Kameele, gewöhnlich 100 bis 150, und die Schaf- und Ziegenheerden, von denen alle Freitage ein bis zwei Stuck an jedes Zelt ausgetheilt werden. Jedes Zelt gibt während der Nacht zwei Mann Wache; um sich wach zu erhalten, stoßen sie von Zeit zu Zeit ein wildes Geschrei aus. Jeden Morgen wird der Zwieback vertheilt, welcher schwarz und voller Unrath ist; um ihn genießen zu können, muß er im Wasser aufgeweicht werden. Die Pferde bekommen Gerste und werden losgebunden, um zu weiden. Abends erhalten die Truppen gekochte Gerste oder Coscus mit Hammelfleisch.

Alle Nachmittage exerzirt die Infanterie. — Von großen Evolutionen hat man nur sehr unvollkommene Begriffe. Wenn der kommandirende Offizier seine Truppen in Zügen vorwärts marschiren und sie dann Halt und Kehrt machen läßt, so ist er der Meinung, ein schwieriges Manöver ausgeführt zu haben. Beim Exerziren zeigen die Araber, wie wenig die Disciplin ihre Sache ist. Sie sprechen, lachen, drehen sich, machen mit einem Worte, was sie wollen. — Die Infanteristen und Kanonire tragen baumwollene Hemden, leinene Beinkleider von sehr grobem Stoffe und eine graue Jacke mit Capuchon von grober Wolle. Die Ersteren tragen außer dem Gewehr eine Patrontasche, und nur die Bemittelten bewaffnen sich noch mit Dolchen oder Yatagans. Von den Kanoniren tragen nur Wenige Waffen, und nur der Aga ist zu Pferde. — Die Kavallerie ist gut mit rothem Tuch, das der Emir aus Marokko bezieht, bekleidet. Der Anzug besteht aus Jacke, Weste, Pantalon, Haik und einem weißen oder schwarzen Burnus. Die Reiter stehen im höchsten Ansehen, haben doppelten Sold und keinen andern Dienst als die Ehrenwache vor dem Zelte des Chefs. Der Sattel besteht aus einer hölzernen Pritsche, hinten und vorn mit einer Art Lehne versehen, schwach mit Leder belegt und daher sehr hart, um so mehr, da das der Länge nach aufliegende Brett schmal und scharfkantig ist. Die Sättel der Vornehmen sind mit rothem oder blauem Tuche überzogen und gewöhnlich mit goldnen Tressen und Quasten verziert. — Der Zaum ist mit zwei viereckigen Blendledern versehen, welche mit Garn, Seide oder Gold gestickt sind. Das Zaumzeug Abd-el-Kaders und der Chalifen ist von massivem Golde. Besonders auch auf dem breiten Brustriemen pflegen die Araber ihren Reichthum zur Schau zu stellen. Das arabische Roß sympathisirt mit seinem Herrn. Während dieser mit gekreuzten Beinen unter seinem Zelte sizt und in ernste Selbstbetrachtung versunken scheint, steht sein Pferd mit gesenktem Haupte da und macht es gleichsam dem phlegmatischen Gebieter nach; sobald es aber den Reiter fühlt, fängt es an zu schnauben, und beide Wesen entwickeln das höchste Feuer.

Im Lager wie in der Stadt verrichten die Araber sechsmal das Gebet. Marabuts rufen, gegen Morgen gewendet, die Gläubigen zur Uebung dieser heiligen Pflicht. Der Chef jedes Zelts versammelt dazu seine Untergebenen. Nachdem sich der Araber viermal mit der Stirne zur Erde geneigt und gerufen: „allah hukber“ — großer Gott — betet er: „El hämdu lilla herbi laïla min erahmani erahimi mäliki iom adini iaka nabodo uaïako in staëno in serata mustukima dina serata ledina nä hämda reïri el mokdobi aliem uel dalill.“ — „Durch deine Gnade, großer und barmherziger Gott, bitten wir dich heute, der Religion zufolge, zu der wir uns bekennen, weil wir deine Creaturen sind, uns alles, was wir nöthig haben, zu geben und uns vor den bösen Geistern und Menschen zu bewahren. Amen!“ — Fast alle Araber tragen einen Rosenkranz am Halse, der aus hölzernen oder hornernen Kugeln, Perlen, Bernstein oder Perlmutter zusammengesezt ist. Er ist durch größere Perlen in vier Theile getheilt. Indem man, den Rosenkranz mit der Linken haltend, die Perlen durch die Rechte gleiten läßt, sagt man: stafferla, stafferla, oergib uns unsere Sunden. — Ich habe Araber gesehen, welche mehrere Stunden, in tiefe Andacht versunken, nur allein diese Worte wiederholten. — Wenn sie im Gebet die Worte: herbi laïla min ausgesprochen, greifen sie Alle an den Bart. Bevor sie das Gebet verrichten, reiben sie sich die Arme und Hände bis zum Ellbogen mit Kalkstein. Die Abwaschungen nach dem Gebete müssen streng befolgt werden, wenn man für einen guten Muselmann gelten will. — Die Marabuts, welche mit uns im Lager waren, erhoben, wie der Chalifa, einen gewissen Tribut von den

Digitized by Google

umliegenden Stämmen, welcher in Geld, Schafen oder andern Lebensmitteln besteht. Fast täglich kamen Kranke in's Lager, um sich von den Marabuts heilen zu lassen. Ein mit Zauberformeln beschriebener Talisman war die einzige Medizin, welche ziemlich theuer bezahlt wurde. Die Marabuts halten selten Predigten in Volksversammlungen, nur Abd-el-Kader bedient sich zuweilen dieses Mittels bei großen Festen, um seine Unterthanen für seine großen Plane zu begeistern.

(Schluß des zweiten Briefs.)

Distichen

von Ph. H. Welcker.

Die Gerechtigkeit zu ***

Herbst nur und Winter hindurch liegt schlummernd die knurrige Schlafmaus;
Doch die Gerechtigkeit hier schläft so jahraus wie jahrein.

Auf der Straße bei ***

Bettelnder Bub', hier nimm und schweig' nun! Bettelgedanken,
Mir so verhaßt, las ich hier schon am Wege zu viel.

Unterschied.

Selbst mit dem riesigen Ur nahm's einstens der thüringer Mann auf;
Heimwärts hat er dann noch spielend den Bären erwürgt.
Schreckbild ward uns der Bär, eine Fabel im Wald, und die lezte
Bärin * an unserm Gebirg jagte den Jäger zu Baum.

*) Auf dem gräfenhähner Forst im Gothaischen.

Korrespondenz-Nachrichten.

Triest, Februar.

(Schluß.)

Kunst. Literatur. Theater.

Von den gemeinnüzigen Anstalten, die in diesem Jahre eine wesentliche Verbesserung erhalten haben, nenne ich zuvörderst die Militärschwimmschule, welche, im Jahre 1819 errichtet, jezt neu aufgebaut, erweitert, verschönert und bequemer eingerichtet wurde. Ursprünglich für's Militär bestimmt, ist sie Jedem aus dem Civilstande und nun auch dem schönen Geschlechte zugänglich, welchem leztern einige Stunden des Tages ausschließlich vorbehalten sind, und wie ich von einigen Damen hörte, sollen sich recht tüchtige Schwimmkünstlerinnen unter ihnen befinden. Die Anstalt besizt auch einige Kähne, vermittelst welcher man sich in der Ruderführung üben kann, eine Fertigkeit, die in einer Seestadt fast eben so nöthig ist, wie das Schwimmen. — Die privilegirte Seebad-Anstalt, die jährlich im Frühjahre auf dem Meere aufgeschlagen und durch eine lange hängende Brücke mit dem festen Lande verbunden wird, wird jezt mehr als sonst von Fremden besucht. Im verwichenen Sommer wurde sie auch vom Kronprinzen von Würtemberg benuzt, der in Triest einen sehr angenehmen Eindruck zurückgelassen hat.

In der neuen St. Antonienkirche ist ein großes Altarblatt: „die Kreuzigung Christi," von Joseph Tunner, aufgestellt worden. Es ist, bei manchen Mängeln, ein Werk, das dem Künstler und der deutschen Kunst zur größten Ehre gereicht. Aber Tunner mußte in der hier erscheinenden italienischen Zeitschrift „la Favilla" eine sehr ungerechte Kritik hinnehmen, und warum? weil er das Unglück hat, ein Deutscher zu seyn, und der Italiener für die Kunst ein ausschließliches Privilegium zu haben meint. Ebenso geht es in der Musik: ein Werk mag noch so vortrefflich seyn, es soll und darf nicht gefallen; denn es ist nicht von einem Genio italiano geschaffen. Mozarts Don Juan, der alle Welt entzückt hat, mußte in Mailand Fiasco machen. — Größere Würdigung finden unsere literarischen Erzeugnisse, und man kann annehmen, daß so ziemlich alle besseren deutschen Autoren in's Italienische übertragen worden sind. Ausführlicheres über diesen Gegenstand in einem besondern Artikel.

Im Gebiete der Literatur ward und wird von den hier lebenden Schriftstellern mehr als in sonstigen Jahren hervorgebracht. Besonders thätig ist A. Ritter von Tschabuschnigg, der den besten Schriftstellern Oestreichs beigezählt wird. Der bekannte Botaniker Dr. Biasoletto bereitet seine auf der Reise mit dem Könige von Sachsen gemachten naturhistorischen Forschungen in Dalmatien zum Drucke vor. — Der Buchdrucker Marenigh veranstaltet eine Prachtausgabe des Torquato Tasso mit, unter Morgben's Leitung gestochenen Kupfern. Die See- und Handelsberichte des österreichischen Lloyd erhielten eine Erweiterung; sie erscheinen jezt unter dem veränderten Titel: „Journal des österreichischen Lloyd," und liefern außer commerziellen und industriellen Aufsäzen besonders gute allgemeine Berichte aus dem Orient und Italien. Dieses Journal sollte eine politische Tendenz erhalten, die aber wegen so mancher Hindernisse vor der Hand wegbleiben mußte.

Mit unserer Oper waren und sind wir dieses Jahr übel daran. In der Herbstsaggione sang hier die Prima Donna Lalande, die vor drei Lustern sehr brav gewesen seyn soll, aber nun in das Alter gekommen ist, wo sie auf ihren Lorbeern ruhen und keinen Ohrenzwang mehr anthun sollte. Eine Oper nach der andern fiel durch ihre Schuld durch. Für die Carnevalsaison wurden nicht weniger als sechs Primedonne engagirt; allein von drei, die wir bis jezt hören mußten, sind zwei unter aller Kritik und eine (Taccani) mittelmäßig. Die erste Oper, Anna Bolena, fiel durch; die zweite, la Sonnambula, hinkt auch schon über die Bühne. Das gegenwärtige Balleteorps ist sehr schlecht. Das Publikum zischt, pfeift, gähnt und fügt sich in Geduld. Die Carnevalfreuden haben bereits begonnen; die Redouten füllen sich, Soireen folgen auf Soireen, Bälle auf Bälle. Von leztern ist der bei dem allgemein verehrten Gouverneur von Weingarten ganz besonders glänzend ausgefallen. Auch über unsern Carneval nächstens ein Mehreres.

Beilagen: Kunstblatt Nr. 18 u. Monatsreg. Februar.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Drei und dreißigster Jahrgang.

1839.

März.

Stuttgart und Tübingen,

im Verlage der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Digitized by Google

Das Morgenblatt.

Der Gedanke, in einer unterhaltenden und belehrenden Zeitschrift die Literatur und die ganze Bildung der Gegenwart, mit Ausschluß der politischen Tagesgeschichte, auf würdige Weise zu repräsentiren, ist dem **Morgenblatt** bei seiner Stiftung im Jahr 1806 zu Grund gelegt und seitdem festgehalten worden.

Für die literarische Kritik und für die Kunst sind längst besondere Beilagen angeordnet, und für diese beiden Zweige selbstständige Redaktionen bestellt.

Dem eigentlichen Unterhaltungsblatt bleibt im Allgemeinsten die Aufgabe, der vaterländischen Literatur, besonders der Poesie in ihren verschiedenen Zweigen, als Organ zu dienen, und dann, die allgemeinen Fortschritte in Literatur, Wissenschaft und Kunst in ihrem Bezug auf das Leben der Völker, die Bewegung und Entwicklung der Gesellschaft möglichst vielseitig zur Anschauung zu bringen. — Das **Morgenblatt** kann, der oben angedeuteten Idee gemäß, den verschiedenartigsten Stoff in sich aufnehmen. Hinsichtlich der Form wird dabei die Rücksicht festgehalten, daß das Ernste, wissenschaftlich Belehrende nicht sowohl erschöpfen, als anregend wirken, das Anziehende und Unterhaltende aber sich möglichst vom Gemeinen fernhalten soll.

Das Material zerfällt in folgende Hauptabschnitte:

Poesie. Gedichte lyrischen, beschreibenden, erzählenden, epigrammatischen, satirischen Inhalts; Bruchstücke ungedruckter dramatischer Dichtungen; Dichtungen jeder Form aus dem erzählenden Fache. Von den interessantesten Produkten fremder Literaturen werden Bruchstücke oder Uebersetzungen mitgetheilt.

Leben. Schilderungen des Volkslebens in allen Kreisen und Beziehungen, in ernster und komischer Form, Reisebeschreibungen und Auszüge aus solchen, fortlaufende Berichte von den wichtigsten Orten über die gesellschaftlichen und literarischen Verhältnisse, über Kunst, Bühne, Musik. Der Zweck und die Oekonomie der Blätter erlauben übrigens nicht, von irgend einem Orte eine eigentliche Musik- und Theater-Chronik zu geben, und dergleichen Leistungen überhaupt anders als in Bezug auf's Allgemeine zu besprechen. Auch dem Wechsel der äußern Lebensformen, den Moden, den Verfeinerungen aller Art wird die gebührende Aufmerksamkeit geschenkt, mit der nothwendigen Rücksicht, daß hier nur die bezeichnendsten Formen angedeutet, die vornehmsten Resultate hervorgehoben werden können.

Geschichte. Das **Morgenblatt** eignet sich auf diesem Felde vorzüglich an: Kulturgeschichte, wichtige archäologische Entdeckungen, Denkwürdigkeiten aus der nächsten Vergangenheit, Beiträge zur Bildungsgeschichte berühmter Männer, ungedruckte Arbeiten und Briefe derselben u. s. w.

Wissenschaft. Fortlaufende Notizen über die wichtigsten Entdeckungen und Erfindungen; Darstellung der interessantesten Ansichten vorzüglich in den Fächern, welche in nächster Beziehung zum Leben und der Entwicklung der gesellschaftlichen Verhältnisse stehen, in den philosophischen und Naturwissenschaften im weitesten Sinne. Der Hauptgesichtspunkt dabei ist, sowohl elementarische Didaktik als streng wissenschaftliche Sprache zu vermeiden, und dem Ernsten und Wissenswürdigen durch ansprechende Form Eingang zu verschaffen.

Ein sich stets erneuernder und verjüngender Kreis schätzbarer Mitarbeiter sichert der Redaktion die Mittel, der Zeitschrift den Ruf zu erhalten, dessen sie schon so lange genießt. Schriftsteller, welche der Redaktion die Ehre erweisen, sie in ihren Bemühungen zu unterstützen, werden ihre Beiträge, wenn diese dem Zweck und dem Charakter der Blätter entsprechen, dankbar angenommen und von der Buchhandlung angemessen honorirt sehen.

Alle Tage, mit Ausnahme des Sonntags, erscheint ein Blatt. Für literarische Anzeigen werden besondere Intelligenzblätter beigelegt.

Jeder Monat erhält ein Titelblatt, mit allgemeiner Inhaltsanzeige.

Das **Literaturblatt** stellt sich zur Aufgabe, über alle Erscheinungen der neuesten Literatur zu berichten, die für den größern gebildeten Leserkreis von Interesse seyn können, d. h. über die vorzüglichsten neuern Dichterwerke, so wie über alle Gattungen der vorherrschenden Unterhaltungsliteratur; ferner über wichtige neue Forschungen aller Art, durch welche der Horizont des menschlichen Wissens erweitert wird, in Länder- und Völkerkunde und Geschichte, in allen Gebieten der socialen Kultur und selbst in den strengern Wissenschaften, sofern Werke dieser Art großes Aufsehen erregen und für das praktische Leben nicht ohne Folgen sind, so daß sie keinem Gebildeten fremd bleiben dürfen. Dem Zwecke solcher literarischen Mittheilungen sagt die referirende Form am besten zu, die in möglichster Kürze den wesentlichen Inhalt eines Werkes bezeichnet, und das Zusammenordnen nach Fächern, wodurch dem Leser eine Uebersicht und eine Vergleichung des Verwandten gewährt wird. Der scherzende Ton ist nicht ausgeschlossen, wo es der Gegenstand mit sich bringt oder erlaubt, die Strenge der verdammenden Kritik aber gewissenhaft nur ganz verwerflichen Tendenzen vorbehalten.

Durch die Wahrnehmung einer vermehrten und vielversprechenden Wirksamkeit der bildenden Kunst wurde im Jahr 1819 das Erscheinen des **Kunstblatts** als regelmäßiger Beilage des **Morgenblatts** veranlaßt. Die Absicht dieses Unternehmens konnte nur seyn, die Kunstbestrebungen der Gegenwart und Vorzeit einem weitern Kreise als dem, welchem deren unmittelbare Anschauung zu Gebote steht, bekannt zu machen und dadurch zu allgemeiner Erweckung und Ausbildung des Kunstsinns beizutragen. Diesen Zweck hat die Redaktion von Anfang bis jezt verfolgt und betrachtet ihn, bei der weitgreifenden Entwicklung und vielfachen Begünstigung, welche die Kunst seitdem gewonnen hat, fortdauernd als Richtschnur ihres Bestrebens.

Das **Kunstblatt** bemüht sich zuvörderst, übersichtliche Berichte über die Leistungen der lebenden Kunst aus den Hauptorten ihrer Thätigkeit zu liefern, und was in diesen nicht Erwähnung findet, durch kurze Nachrichten zu ergänzen. Jene Berichte können erzählend oder beurtheilend seyn; in denen lezterer Art spricht jeder Mitarbeiter seine individuelle Meinung aus, die Redaktion jedoch hat sich die Umsicht und Billigkeit zum Augenmerk gesezt, welche durch Liebe zur Sache überhaupt geboten ist.

Digitized by Google

An diese Uebersichten knüpfen sich Berichte über die Förderungen, welche der Kunst durch persönliche Gönner und die ihr gewidmeten Anstalten und Vereine zu Theil werden, Beschreibungen und Beurtheilungen einzelner ausgezeichneter Werke der Architektur, Sculptur und Malerei, Anzeigen neuer Kupferstiche und Lithographien, Nachrichten über neue Erfindungen, Biographien lebender oder kürzlich verstorbener Künstler, und Abhandlungen über Gegenstände der Theorie und Philosophie der Kunst.

Die Kenntniß früherer Kunstperioden suchen Beiträge mannichfaltiger Art zu fördern; das vorchristliche Alterthum und jede für dessen Verständniß wichtige Forschung und Entdeckung, ingleichen die Anfänge der christlichen Kunst, ihre Blüthe und ihr Fortgang bis auf unsere Zeit, sind in diesem Gebiete zu berücksichtigen.

Zugleich verlangt die archäologische und artistische Literatur eine fortwährende Beachtung, weßhalb Anzeigen, Beurtheilungen und kurze Notizen über neu erschienene Bücher und Kupferwerke eine möglichst umfassende Uebersicht zu geben bestimmt sind.

Endlich steht auch den Anzeigen des Kunst- und Buchhandels, so weit sie die bildende Kunst angehen, ein mäßiger Raum des Blattes offen.

Dankbar erkennt die Redaktion die ihr bisher zu Theil gewordene Mitwirkung vieler ausgezeichneten Gelehrten und Künstler; im Einverständniß mit der Verlagshandlung wird sie bemüht seyn, dem Kunstblatt ferner eine gleiche Theilnahme zu erhalten.

Der Jahrgang des „Morgenblatts“, mit Einschluß des „Literaturblatts“ und „Kunstblatts“, kostet 20 fl.
Der Jahrgang des „Literaturblatts“ und „Kunstblatts“ ohne das „Morgenblatt“ . . . . . 10 fl.
Der Jahrgang von jedem dieser Blätter einzeln, nämlich das „Literaturblatt“ . . . . . 6 fl.
das „Kunstblatt“ . . . . . 6 fl.

Für diesen Preis kann, nach Uebereinkunft mit dem Löbl. Haupt-Postamt in Stuttgart, das „Morgenblatt“ in Würtemberg, Bayern, Franken, am Rhein, Sachsen und in der Schweiz durch alle Postämter bezogen werden.

J. G. Cotta'sche Buchhandlung.

Inhalt.

(Die Zahl zeigt die Nummer des Blattes an.)

Gedichte.

Das erhörte Gebet. Von D. A. Assing. 53.
Glosse. Von A. v. Maltitz. 60.
Am Grabe des Erbprinzen Constantin Löwenstein. Von F. v. Pecklin. 68.
Der Alchymist. Von R. E. Prutz. 70.
Liebeleben. Von C. Mayerath. 76.

Erzählungen.

Der Gastfreund. Von E. Spindler. 52. 53. 54. 55. 56. 57. 58. 59. 60. — 64. 65. 66. 67. 68. 69. 70. 71. 72. 73.

Naturwissenschaftliches.

Ueber Erdbeben überhaupt und vorzüglich jene in der Schweiz. Von F. J. Hugi. 52. 53.
Daguerre's früheres empfindliches Papier. 57.
Das Erdbeben auf Martinique. 63.
Noch einige Bemerkungen über Daguerre's Erfindung. Von Dr. Nürnberger. 71.

Länder- und Völkerkunde.

Florentiner Gesellschaftsleben. 54—58.
Der deutsche Renegat im Dienste Abdel-Kaders. 59—63.
Reise und Lebensbilder. Von Franz Freiherrn Gaudy. 61—64.
Landschaftsbilder aus Ungarn. 77.

Aufsätze gemischten Inhalts.

Scenen aus den Wildnissen Nordamerikas. 65.
Villeggiatur in Weinsberg. Von Emma v. Rinckorf. 66. 67. 68. 69. — 72. 73. 74. 75.
Eine angebliche Entdeckung. 70.
Moden. 74. 75.
Der Fasching und die Fasten in Paris. 76. 77.
Englischer Puff. 76.

Korrespondenz.

Paris. 52. 53. — 61. 62. 63. 64. — Köln. 54. — Dresden. 55. 56. — Weimar 57. — Breslau. 58. 59. 60. 61. 62. — Stuttgart. 65. 66. 67. 68. — London. 67. 69. — Berlin. 70. 71. 72. 73. 74. 75. — Rom. 72. 73. — Wien. 76. 77.

Kunst-Blatt.

Nro. 19.

Niebuhrs Briefe. Peter Heß. Eugen Neureuther. — Denkmäler. — Metallguß. — Ciselirkunst. — Medaillenkunde. — Numismatik. — Malerei. — Neue Stiche und Lithographien. — Kupferwerke. — Alterthümer.

Nro. 20.

Kunstausstellung in München 1838. (Beschluß.) — Radirungen. Bilder und Randzeichnungen zu deutschen Dichtungen, erfunden und radirt von Sonderland. — Alterthümer. — Preisbewerbung. — Versteigerungen. — Statistik der Kunst. — Literatur.

Nro. 21.

Zur Kunstgeschichte. — Archäologie. Brevi cenni di un monumento scoperto a Porta Maggiore del cav. Luigi Grifi. — Karlsruher Kunstausstellung. September 1838. (Fortsetzung.)

Nro. 22.

Zur Kunstgeschichte. (Fortsetzung.) — Karlsruher Kunstausstellung. September 1838. (Fortsetzung.)

Digitized by Google

Nro. 23.

Zur Kunstgeschichte. (Beschluß.) — Karlsruher Kunstausstellung. September 1838. (Fortsetzung.) — Technisches. — Persönliches.

Nro. 24.

Bestand und Wirken des Kunstvereines in München. — Persönliches. — Preisbewerbungen. — Kunstausstellungen. — Artistischer Verkehr. — Versteigerungen. — Akademien und Vereine.

Nro. 25.

Bestand und Wirken des Kunstvereins in München. (Beschluß.) — Museen und Sammlungen. — Bauwerke. — Sculpturen. — Metallguß. — Denkmäler. — Malerei.

Nro. 26.

Ueber die Entwickelung der neueren englischen Holzschneidekunst seit Bewicke. — Malerei. — Alterthümer und Ausgrabungen. — Neue Lithographien. — Kupferwerke. — Literatur. — Statistik der Kunst. — Nekrolog.

Literatur-Blatt.

Nro. 23.

Orientalische Literatur. 1) Gemäldesaal der Lebensbeschreibungen großer moslimischer Herrscher der ersten sieben Jahrhunderte der Hidschrei, von Hammer-Purgstall. Fünf Bde.

Nro. 24.

Orientalische Literatur. 1) Gemäldesaal großer moslimischer Herrscher ꝛc. (Schluß.) — Alterthumskunde. Gallus oder römische Scenen aus der Zeit Augusts. Zur Erläuterung der wesentlichsten Gegenstände aus dem häuslichen Leben der Römer von Wilhelm Adolph Becker. Zwei Theile. — Neue Reisen. 3) Kurzgefaßte Lebensbeschreibungen der merkwürdigsten evangelischen Missionärs. Nebst einer Uebersicht des gegenwärtigen Zustandes des Christenthums in Ostindien. Von Dr. C. Ch. G. Schmidt. Zweites Bändchen.

Nro. 25.

Orientalische Literatur. 2) Mahmud Schebisteris Rosenflor des Geheimnisses. Persisch und deutsch herausgegeben von Hammer-Purgstall. Mit zwei Ansichten.

Nro. 26.

Deutsche Geschichte. 1) Paul Warnefrieds Geschichte der Longobarden. Zum ersten Mal aus einem Codex der königl. Bibliothek zu Bamberg aus dem zehnten Jahrhundert übersezt und mit Anmerkungen versehen von K. von Spruner. — 2) Historisch-geographischer Handatlas. Von demselben. Zweite Lieferung erste Abtheilung. — 3) Des ritterlichen freien Adels zu Franken Leben und Sitten. Von Hans Freiherrn von Aufseß. Erster Band: Geschichte des Hauses Aufseß. Erstes Heft. — Romane und Novellen. 18) König Mys von Fidibus oder drei Jahre auf der Universität. Wahrheit und Dichtung aus dem Leben eines Künstlers von K. Stein. Zwei Bände. — 19) Tonleben. Novellen und vermischte Aufsätze von A. Kahlert. — 20) Die Mosaikbilder und die lezten Albini von Georg Sand. Aus dem Franz. von O. von Czarnowsky. — 21) Bergers lezte Novelle. Herausgegeben von Eichel.

Nro. 27.

Neue Reisen. 9) Reise des Marschalls, Herzogs von Ragusa durch Sizilien. Authentische, unter Aufsicht und aus Auftrag des Verfassers besorgte deutsche Ausgabe. — Romane und Novellen. 22) Der Schmuck. In Briefen. Seitenstück zu den Perlen von Henriette Hanke. Drei Theile.

Nro. 28.

Romane und Novellen. 23) Maupart von Georg Sand. Aus dem Französischen von Fanny Tarnow. Zwei Bände. — 24) Ehestandsgeschichten. Von Frau Charles Reybaud. Uebersezt von Fanny Tarnow. Zwei Theile. — 25) Anton, von Charlotte Reybaud. Uebersezt von Fanny Tarnow. — 26) Die Auferstehung vom Tode, von Michel Massou und A. Luchet. Nach dem Französischen frei bearbeitet von L. Kruse. Drei Theile. — Römische Geschichte. Die Verfassung des Königs Servius Tullius, als Grundlage zu einer römischen Verfassungsgeschichte entwickelt von Ph. E. Huschke.

Nro. 29.

Dichtkunst. Die göttliche Comödie des Dante Alighieri. Metrisch übersezt nebst beigedrucktem Originaltexte mit Erläuterungen und Abhandlungen herausgegeben von August Kopisch. In einem Bande. Erste und zweite Lieferung. — Sprachlehre. 1) Etymologische Forschungen auf dem Gebiete der indogermanischen Sprachen, insbesondere des Sanskrit, Griechischen, Lateinischen, Litthauischen und Gothischen, von Dr. Aug. Friedrich Pott. Zweiter Theil. Grammatischer Lautwechsel und Wortbildung.

Nro. 30.

Der Leo-Hegelsche Streit.

Nro. 31.

Der Leo-Hegelsche Streit. (Schluß.) — Sprachlehre. 2) Das Sprachgeschlecht der Titanen. Darstellung der ursprünglichen Verwandtschaft der tartarischen Sprachen unter sich und mit der Sprache der Hellenen, und Andeutung der zunächst daraus hervorgehenden Folgen für die Geschichte der Völker und Sprachen. Von Ritter von Xylander. — 3) Allgemein brauchbares stammkundiges Handwörterbuch zur Kenntniß des schlüpfrigen, oft tief versteckten Sprachganges, sowie zum Licht und Recht der Muttersprache in einzelnen Fällen ꝛc. Von C. W. Heinzelmann.

Nro. 32.

Indische Literatur. 1) Nalas und Damajanti, eine indische Dichtung aus dem Sanskrit übersezt von Franz Bopp. — Deutsche Gebichte. Forschungen auf dem Gebiete der neuern Geschichte. Herausgegeben von K. A. Müller. Erste und zweite Lieferung.

Nro. 33.

Indische Literatur. 2) Urwasi und der Held. Indisches Melodrama von Kalidasa, dem Dichter der Sakuntala. Aus dem Sanskrit und Prakrit metrisch übersezt von Dr. B. Hirzel.

Digitized by Google

№ 52.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Freitag, den 1. März 1839.

Que j'éprouve de joie, et que cette embrassade
A réchauffé le coeur de ton vieux camarade!
Delavigne.

Die Gastfreunde.

Episode aus dem Leben; von E. Spindler.

I.

Der Gastfreund zu Falkenau.

Der Waffen und des Ruhmes müde, hatte der Major Norbert dem Dienst im Heere entsagt. Der im Kriege aufgewachsene Soldat liebte nicht die militärischen Spielereien im Frieden; der vom vornehmen Leben der Hauptstadt verwöhnte Weltmann fand keinen Geschmack mehr an den Täuschungen des Lebens. Ländliche Ruhe und Stille, die beschränkteren Kreise bürgerlichen Treibens, die er so zu sagen noch niemals kennen gelernt hatte, reizten ihn. Denn er hatte, nachdem er seinen Panzer abgeworfen, darunter ein kindlich fühlendes, menschenliebendes Herz gefunden, das ihm nicht erlaubte, im einsiedlerischen Lebensüberdruß zu verkümmern. Ruhe für Leib und Seele, Muße, die edle Kunst der Malerei, der er sich ergeben, zu pflegen, einige Menschen, mit denen sich ehrlich und aufrichtig umgehen ließ — mehr verlangte Norbert nicht. Zwei Freunde waren dem leise Anfragenden, wie es Freunden ziemt, entgegengekommen. Der Eine, der auf dem Lande wohnte, hatte ihm geschrieben: „Komm, ein Glied meiner kleinen Familie zu werden, und bleibe bei mir immerdar." — Der Andere, der in einer kleinen Stadt hauste, hatte geantwortet: „Ich und meine herzlich geliebte Anna erwarten dich mit Freuden. Niemals sollst du wieder von uns gehen."

Dem älteren, geprüfteren Freunde den Vorzug gebend, reiste Norbert mit Sack und Pack nach Falkenau. Das Gefühl bequemer Freiheit, die erwachende Frühlingszeit und die prachtvolle Umgebung des Schlößchens, das wie eine Perle in smaragdner Schaale im Schooß von waldigen Gebirgen lag, stimmten den Reisenden zur Freude. Vorauseilend dem Wagen, betrat er, um seine Gastfreunde zu überraschen, den frischduftenden Park, den zierlichen Blumengarten und den Portikus, unter dessen Säulen der Herr von Falkenau saß, zärtlich umfangen von seiner schönen Gattin und spielend mit einem blühenden Kinde, das er auf den Knieen schaukelte.

„Sieh da! eine Gruppe, des besten Malers würdig!" rief der Major das Gattenpaar an. „Vergebt, daß ich störe, und schenkt mir, dem Gast, nur einen winzigen Antheil an dem Glücke, das ihr so überschwenglich genießt!" — „Willkommen!" antwortete der ruhige Falkenau mit biederem Handschlag. — „Wir sind ausnehmend erfreut," fügte die errötheude junge Frau hinzu. Der Major unterbrach sie, indem er das kleine Mädchen vom Schooße des Vaters hob, in seine Arme nahm und liebkosend sprach: „Erlauben Sie, gnädige Frau, daß ich in

Digitized by Google

dieſem Ihrem Ebenbilde, in meinem Pathchen, das ich zum erſtenmale ſehe, Sie ſelbſt umarme. Falkenau kennt mich lange; bei ihm bedarf ich keiner weitern Empfehlung; aber ich hatte bis heute noch nicht die Ehre, von Ihnen gekannt zu ſeyn, und weiß mich bei der Mutter nicht beſſer einzuſchmeicheln, als indem ich verſpreche, bei Ihrer Tochter die Freundespflichten, die mir die geiſtliche Verwandtſchaft auflegt, in vollem Umfang zu erfullen."

Eliſe verneigte ſich geſchmeichelt; das Kind griff lächelnd nach den glänzenden Augen des freundlichen Pathen; Falkenau umarmte den Jugendgenoſſen mit verdoppelter Wärme. — „Komm, daß ich dir zeige, wo du wohnen wirſt und wie das Haus deines Gaſtherrn beſtellt iſt," ſagte er. Und als ſie nun wandelten durch alle Räume des wohlgehaltenen Schloſſes, durch die Wirthſchaftsgebäude und Gärten, und an das Gitterthor nächſt der Landſtraße kamen, um den Wagen zu erwarten, der ſchon aus der Ferne durch Staubwolken heranrollte, ſprach der Major zum Freunde: „Höre, ich habe heute unter guten Auſpizien dein Haus betreten. Ich finde dich glücklich, dein Haus in ſchönſter Ordnung; eine geſegnete Hand waltet in deiner Wirthſchaft. Du haſt das große Loos gezogen, und ich bin ehrlich genug, zu geſtehen, wie ſehr ich bereue, dir einſt ſo heftig deine Heirath mit einem Mädchen unter deinem Stande widerrathen zu haben. Die Einfachheit, die Natürlichkeit deiner Gattin, verbunden mit ihrem Ordnungsſinn, bilden einen entſchiedenen Gegenſatz zu der eiteln Verflachung unſerer vornehmen Damen. Hätte ich ſtatt der Agneſe, die ein Jahr lang meine Geradheit an der Naſe führte, eine Eliſe gefunden! Wohl hätte ich dann der Liebe den Grundſatz geopfert, dem ich ſtets huldigte: ein Soldat unter den Waffen dürfe kein Weib haben. — Mittlerweile habe ich Zeit und Alles geopfert, um ein Hageſtolz zu bleiben; doch kenne ich nicht den Neid der alten Junggeſellen, und bin höchlich zufrieden, daß der Himmel dir an Eheglück zulegte, was ich entbehren muß!"

„Ich danke," antwortete Falkenau nach einer kleinen Pauſe; „ich hab's in der That beſſer getroffen, als mancher Andere. Laß uns jedoch von dir reden; du glaubſt nicht, wie ich mich freue, daß du endlich einmal da biſt. Der Herzensfreund iſt ſtets von mir am ſchmerzlichſten vermißt worden. Du wirſt Abwechslung in die Einförmigkeit meines Landlebens bringen. Wir werden noch einmal die Vergangenheit durchleben, die Gegenwart erſt recht genießen und für die Zukunft unſere Pläne machen. Denn für uns gibt's noch eine Zukunft, denke ich." — „Für mich, den Invaliden mit einer rebelliſchen Bleſſur, die mich ſchon im fünf-und-vierzigſten Lebensjahr aus dem Felde, vom Dienſte und vom Hofe ſchlägt?" fragte der Major lächelnd.

Da trat die Bonne mit dem Kinde auf dem Arm heran und ſagte, indem ſie das Mädchen dem Vater übergab: „Die gnädige Frau ſchicken das liebe Fräulein Paulinchen, um den gnädigen Herrn Papa zu bitten, mit dem Herrn Major umzukehren. Die Collation iſt aufgetragen und die gnädige Frau warten." — „Ei, ſo wollen wir gleich gehen. Nicht wahr, lieber Norbert?" — „Ja freilich. Galante Leute laſſen Damen nicht warten. Der Wagen wird auch ohne unſer Zuthun an Ort und Stelle kommen."

Das Allerlei des Veſperſchmauſes war recht gut, der Wein edel. Eliſe behandelte den Gaſt mit äußerſtem Zuvorkommen. Um den Pflichten der Hausfrau zu genügen, nahm ſie faſt gar keinen Antheil am Geſpräch der Männer und miſchte nur dann und wann ein unbedeutendes Wort ein, wenn der Major ſie höflich in die Unterredung zog. Oefters drehte ſie den Kopf nach der Thüre, gleich als horchte ſie auf ein Geräuſch. Wirklich trug auch die Bonne die kleine Pauline in der Säulenhalle auf und ab, ſchwatzte mit dem Kinde, und dann und wann rief das Kind: Papa, Papa! Eliſe ziſchelte dem Gatten in's Ohr. Falkenau erwiderte mit einem ruhigen Kopfſchütteln. Eliſe wurde roth und ſah auf ihren Teller nieder; die Männer redeten weiter. Auf einmal ſtand Eliſe auf, verbeugte und entfernte ſich. — „Entſchuldige ſie, lieber Norbert, ſie iſt ganz närriſch mit dem Kinde und kann nicht lange ohne daſſelbe ſeyn." — „Nichts natürlicher, lieber Falkenau. Das erſte Kind — und die Mutter alle ſind überhaupt nicht anders."

Als der Major eine Weile darauf ging, um nach ſeinem Gepäcke zu ſehen, und an der offenen Thüre von Eliſens Zimmer vorüberſchritt, ſah er die Hausfrau darin allein am Fenſter ſitzen, ernſthaft und müſſig. Paulinchen wurde aber im Garten ſpazieren getragen. Als der Major eine Minute darauf zurückkam, war Eliſens Thüre zugemacht. Falkenau ging noch allein, wie zuvor, im Speiſezimmer auf und ab. — Die Herrn ritten aus, um die Feldgüter, die zum Schloſſe gehörten, zu beſehen. Bei ihrer Rückkehr empfing ſie Eliſe, obgleich es ſchon dämmerte, am Eingang des Hauſes, Paulinchen auf dem Arm. „Wer kommt da, mein Liebchen?" — „Papa, Papa!" — „Iſt ſo lange ausgeblieben, der ſchlimme Papa!" Falkenau ſprang vom Pferde und empfing ſein Töchterchen freundlich aus der Mutter Händen.

(Fortſetzung folgt.)

Ueber Erdbeben. Von J. F. Hugi.

(Fortſetzung.)

Am häufigſten und gewaltigſten werden jene Gegenden erſchüttert, wo verſchiedenartige und vorzugsweiſe

Digitized by Google

neuere Gebirgsarten unzerstört in regelmäßiger Lagerung übereinander sich ausbreiten. Belege dazu fand ich bei meinen Wanderungen durch Kalabrien und Sicilien in Menge. Aeri, in Mitten des kalabresischen Gebirges auf ungeheuer zertrümmertem Granitgebirge liegend, hat noch nie die Spur eines Erdbebens erfahren; dagegen geht nie ein Jahr vorbei, ohne daß das kaum zwei Stunden weit entfernte, auf neueren Sand- und Kalkschichten liegende Bisignano heftig erschüttert wird. Vom Capo Savero bis Pizzo zieht sich dem Meere entlang eine gewaltige sumpfige Ebene. Von dieser Ebene an erheben sich gegen das Gebirge tertiäre Formationen, auf denen Eufemia, Nicastro u. s. w. liegen. Zwei Stunden weiter aufwärts ist aller Kalk- und Sandstein verschwunden und das Gebirge besteht aus zertrümmerter Granitmasse, in welcher Stella, Migliarina u. s. w. liegen. Die lezteren Orte werden eben so wenig erschüttert als jene der Ebene, während Eufemia und Nicastro häufigen Erdbeben ausgesezt sind. Die auffallendste Lage jedoch besizt Rossano am tarantinischen Golfe. Es steht auf einem 600 bis 800 Fuß hohen, fast ringsum senkrechten Felsen, der als Kegel dem Urgebirgsgetrümmer aufgesezt ist und aus unzähligen Schichten von weißem und rothem Sandsteine besteht, wechselnd mit Lagern von Thon und schlammigen Kalkstraten. Auf gleichen Schichten liegen das nahe Crassia, Cropalati und mehrere andere Orte. Eine Menge Ruinen dienten mir damals in Rossano als Beweis, daß die Klagen über Erdbeben gegründet waren. Nun wurden leztes Jahr alle jene Orte zerstört; in Rossano steht kein Gebäude mehr. Aber in jenem Theile der Stadt, der am Fuße des Felsens auf Trümmergranit steht, fühlte man, nach bestimmten Berichten eines meiner Bekannten, die Bebung nicht, hörte aber das Geheul derselben und sah den Ruin der Stadt. Südwestlich von jenem Bezirke treten vulkanische Massen auf, nördlich und westlich dagegen, im Monte Formosa und seinen Thälern, zertrümmerte Granitgebilde, und in allen dort gelegenen Orten, wie St. Giorgio, Longobaco, Barbano u. s. w. merkte man vom Erdbeben gar nichts.

Zu den erdbebenreichsten Gegenden gehören anerkannt die Ufer des Kanals von Messina. Nördlich dieses Kanals, dem Faro gegenüber, bei Bagnana, hebt sich eine ungeheure Granitmasse in einer Mächtigkeit von mehr als 2000 Fuß aus dem Meere. An diese lehnt sich Gneis, Glimmer- und Thonschiefer, dann folgt Muschelkalk und, bis gegen Reggio horizontale Richtung annehmend, neuere Kalk- und Sandsteingebilde, auf welche gegen Pellaro quaternäre Gebilde sich lagern. 1783 blieb Bagnana und die ganze Granitregion unbeschädigt; dagegen fanden Messina, Reggio u. s. w. fast gänzlichen Untergang. Jedem Reisenden fällt es auf, wie unglaublich Bagnana bevölkert ist; jeder Winkel, jeder Vorsprung über die Granitwände ist mit Häusern besezt, und doch hat die Gegend fast kein kulturfähiges Land; dagegen sind die schönen, fruchtbaren Gegenden von Fiumara bis Reggio wie verödet und tragen nur wenige kleine Häuschen. Fragt man nach der Ursache, so weiset man auf die unzähligen Ruinen und gibt die Erdbeben an. So blieb auch bei jenem Sturze von Messina das nahe Rametta verschont.

In Europa jedoch sind die Erdbeben am häufigsten zu Eglisau am Rhein. Herr Landolt, der einige Jahre dort Landvogt war, berichtete an Ebel, daß er an den Rheinufern, wo man die Eglisauer Lokalerdstöße vorzüglich fühlt, am frühen Morgen gewisser Tage Dunststreifen und einen schwefelichten Geruch beobachtet habe. Die Bohrversuche auf Salz, welche hier 800 Fuß tief getrieben wurden, durchstachen unzählige wechselnde Schichten von kalkigem, thonigem Mergel, Thon u. s. w., welche Straten sämmtlich und vorzugsweise der Absorbtion der Luft günstig sind.

Es wurde schon oben das Gesez ausgesprochen, daß alle verschiedenartigen, über einander gelegten Körper in gegenseitiger Spannung begriffen seyen. Auch macht man, wie bekannt, aus allen Gebirgsarten, in sofern sie nur verschiedenartig sind, wirksame galvanische Säulen. Auch ist nachgewiesen worden, daß die Atmosphäre als wesentlicher Theil des Erdganzen mit den Erdschichten in rhythmischer Wechselwirkung stehe, indem die sauerstoffreiche Luft von den Schichten aufgesogen, entsäuert, dabei die Quellen gebildet und dann die entsäuerte, meist kohlenstoffreichere Luft nach vollbrachter innerer Ausgleichung wieder entlassen werde. Ferner wurde nachgewiesen, daß, je energischer dieser Athmungsprozeß vor sich gehe, desto mehr die ursprüngliche Spannung der Schichten als Wärme, und bei noch höherer Energie auch als Elektricität aufzutreten pflege; welch leztere somit immer als Folge der durch den Athmungsprozeß gesteigerten Schichtenspannung erscheint. Wie bei der galvanischen Säule, deren Wirkung von der dazwischengelegten Flüssigkeit und dem dadurch bedingten Zersezungs- oder Oxy- und Desoxydationsprozesse abhängt, so muß beim Schichtensystem der Erdfläche die Spannung und Wirkung sich steigern, wie die Flüssigkeit aus der eingesogenen Luft nach Umständen reicher sich bildet und dadurch selbst eine Oxydation oder Desoxydation der heterogenen Schichten hervorgebracht wird. Ist doch allgemein bekannt, daß bei Erdbeben die Quellen gewöhnlich reicher und wärmer hervorbrechen. Daß nun bei dieser Thätigkeit des Schichtensystems, bei diesem Zersezungs-, Säurungs- und Entsäurungsakte durch die ganze Schichtenfolge alle einzelnen Theile derselben in zitternde Bewegung gerathen können, ist bei der allgemeinen Beweglichkeit der Theile

Digitized by Google

keinem Zweifel unterworfen; eben so wenig, daß auf diese Vorgänge Prozesse, wie Entwickelungen von Gasen u. s. w. erfolgen können, die im Stande sind, als rascheste Oxydation oder als Feuer aufzutreten, die Schichtenmassen aufzuheben, durch einander zu werfen, oder zu zertrümmern, wodurch dann freilich den künftigen Erdbeben ein Ende gemacht würde. Auch kann keinem Zweifel unterworfen seyn, daß in früheren Perioden der Erdbildung, wo sämmtliche Gebirgsmassen noch in ausgedehnten, mehr horizontalen Richtungen um die Erdfläche sich schmiegten, alle jene Processe in gewaltigen Verhältnissen auftreten mußten, woraus nicht nur die Umwandlung der Gebirgsarten, sondern auch die heutige Gestalt der Erde überhaupt hergeleitet werden kann und soll.

(Schluß folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Paris, Februar.

Der Fasching.

Diesmal hatte der Fasching ein besonderes Ansehen. Wegen der Hoftrauer war weder in den Tuilerien, noch bei den Ministern und andern hohen Beamten, noch bei den auswärtigen Gesandten irgend ein Ball; der Mittelstand aber, der sich weder an Hoftrauer, noch an Kriegsgerüchte kehrt, und sich seine Lustbarkeit nicht nehmen läßt, eben so die reichern und unabhängig lebenden und die Legitimisten tanzten desto eifriger, je kürzer diesmal der Fasching war; das eigentliche Volk, das heißt die von ihrer Handarbeit lebende Klasse hat wohl nie so viel getanzt und gezecht, als diesmal. Obschon die Pariser sich gern das ganze Jahr hindurch belustigen, so geht es doch im Karneval noch viel toller her als an den gewöhnlichen Belustigungstagen, das heißt an den Sonn- und Feiertagen, die für die hiesigen Handwerker wahre Zechtage sind; manche begnügen sich nicht einmal mit denselben, sondern nehmen auch noch den Montag als Fortsetzung des Sonntags dazu. Die drei eigentlichen Karnevalstage werden aber ganz mit Tanzen und Zechen zugebracht, und da geht es außerhalb den Barrieren von Paris furchtbar her. Hier stehen hunderte von Schenken und Gasthäusern, wo der Pariser Pöbel sich versammelt, weil er hier den Wein, wo nicht besser, doch viel wohlfeiler, als innerhalb der Zollbarrieren bekommt. Diese Schenken haben ungeheure Säle mit Tribünen für das Tanzorchester. Vor mehreren Barrieren bilden die Schenken ganze Dörfer, die anderswo als kleine Städte würden angesehen werden. Belleville zum Beispiel ist beträchtlicher, als manche deutsche Residenz. Wenn hier am Sonntage das Volk in der Hauptgasse auf- und niederwogt, kleine Krämer ihre Eßwaaren überall ausrufen, und Musik aus allen Schenken erschallt, so hat das für den stillen Beobachter wirklich etwas Betäubendes. Dies ist auch der Ort, wo der Pöbel den Karneval am tollsten begeht. Die Wache an der Barriere und die zu Belleville sich aufhaltenden Gensdarmen haben die größte Mühe an diesen Abenden, allen Streitigkeiten ein Ende zu machen und die Zänker, welche mit Fäusten und leeren Flaschen auf einander losschlagen, in Verhaft zu nehmen und wegzuführen. An diesen Tagen sind die Schenkwirthe des Zuspruchs so sicher, daß sie ganz gebieterisch werden und dem Volke ihre Bedingungen machen. Wer nämlich bei ihnen etwas verzehrt und vorausbezahlt, kann bleiben, so lange er etwas vor sich stehen hat. Ist dies aber verzehrt, so muß er fort oder von neuem zehren. Der Pöbel läßt seinerseits die Leute aus den gebildeten Ständen, welche die Neugier herbeiführt, merken, daß er hier der stärkere Theil ist. Es ist schon lange so hergebracht, daß am Aschermittwoche früh Morgens manche Neugierige sich nach Belleville begeben, um hier den verkleideten, betrunkenen und vor Mattigkeit dahintaumelnden Pöbel nach Hause ziehen zu sehen. Manche Leute bezahlen ihre Plätze in den Schenken, als ob sie in's Schauspiel gingen. Der Pöbel weiß es, daß er hier zur Schau dienen muß und rächt sich dafür an den Neugierigen, die er ertappen kann, indem er sie mit Mehl, Koth und dergleichen bewirft, weßhalb manche Personen nur im verschlossenen Wagen und gleichsam verstohlenerweise dem häßlichsonderbaren Zuge zuschauen. Auf den Pariser Bällen der kleinern Theater hat der Fasching ein etwas besseres Ansehen. Hier will schon jeder in seinem besten Schmucke erscheinen, und Trunkenheit äußert sich hier sehr selten, würde auch von den Unternehmern nicht geduldet werden. Aber hier haben die Weiber zweideutigen und auch schlechten Rufes so ziemlich die Oberhand, weßhalb auch Frauenzimmer von guter Aufführung nicht leicht hingehen. Auf den größern Bällen, deren Eintrittspreis ziemlich hoch steht, geht es auch vornehmer zu. Ladendiener, Beamte und Studenten machen hier die Mehrzahl aus, und auch in diesen Sälen läßt sich das Einschleichen mancher leichtsinnigen Frauenzimmer nicht vermeiden. Ein höchst fremdartiges Schauspiel gewährt der Musard'sche Ball. Man weiß, daß Musard der Pariser Strauß ist, daß er sich durch seine Tanzquadrillen berühmt gemacht hat, und dieselben alle Abende den Liebhabern in einem großen und schönen Saale zum Besten gibt. Während des Carnevals gibt er aber Bälle, auf welchen es toller hergeht, als auf irgend einem andern Pariser öffentlichen Balle. Ich weiß nicht, ob der Mann mit seiner Tanzmusik die Tanzenden wirklich begeistert, oder ob diese Wirkung nur eine Einbildung ist, aber so viel ist sicher, daß wenn Musard im Fasching zu den beliebten Galopps aufspielt, 12 bis 1500 Menschen sich in Bewegung setzen, und den Saal wie toll auf und ab galoppiren. Für den ruhigen Zuschauer ist wirklich Gefahr dabei, sich im Augenblicke des Beginnens eines solchen wilden Galopps den Tanzenden im Wege zu befinden; er muß umgeworfen werden und unter die Füße der Galoppirenden gerathen. Hätten die Tanzenden eine gewisse Bahn, so ließe sich dem wilden Treiben noch in der Nähe zusehen; allein der ganze Saal wird von ihnen in Anspruch genommen; überall herrscht dieselbe Tollheit, dasselbe Wogen, Drängen und Stoßen, bei welchem die schwachen Tänzer selbst oft in große Gefahr gerathen, und nur aus den Logen herab kann man gemächlich diesem sonderbaren Tanze zusehen. Wie es zugeht, daß Musard die Leute so elektrisirt, begreife ich nicht; denn der Mann scheint nicht einmal bedeutendes musikalisches Talent zu besitzen. Die meisten Quadrillen, die er komponirt, sind aus neuen Opern gezogen. Das einzige, was er dabei thut, ist, daß er die entlehnten Themas in Tanzmusik umsetzt. Wahrscheinlich ist er unter den Händen eines schlauen Spekulanten, welcher den leicht erworbenen Ruf des Mannes auszubeuten versteht, und ihn fortwährend hoch preisen läßt, damit die Einnahme desto stärker werde. Daher die unverschämten Puffs, welche man jetzt in den Zeitungen liest, und die, wie es scheint, von eigends damit sich abgebenden Schreibern verfertigt werden.

(Schluß folgt.)

Beilage: Literaturblatt Nr. 23.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

№ 53.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Sonnabend, den 2. März 1839.

Ora et labora.
Sprüchwort.

Das erhörte Gebet.

Zu Olynthos auf des Tempels Schwelle,
Wo verehrt ward Zeus im Götterbilde,
Lag am Wintertag ein Mann, verarmet,
In Verzweiflung mit dem Hunger ringend.
Seine Handelsschiffe all' versunken!
Keinen Trost als einen holden Knaben,
Ebenbild der hingeschiednen Gattin,
Den er unter'm nahen Hüttendache
Ach! verließ verschmachtend wie er selbst.

„Sollt' ich hier die Wallenden zum Tempel
Bettelnd anflehn um die milde Gabe?
Eh'r den Tod, als so das Leben fristen!
Doch des holden Knaben Noth und Ohnmacht?! —
Zeus! o daß aus deinem offnen Himmel
Silber auf's gebeugte Haupt mir fiele!
Daß zunächst ich nur den Hunger stille! —
Mit der angefachten Lebensflamme
Angefacht würd' wieder mir Besinnung,
Lebensmuth, die alte Kraft zu handeln,
Edel mich und meinen Sohn zu retten!"

Tief erschöpft, doch wunderbar beruhigt,
Er entschlief unfern des Tempels Säulen,
Schlief verhüllet bis zur Morgendämmrung.
Tiefer Schnee indessen war gefallen,
Der das Haupt ihm und die Brust bedeckte,
Der verschüttete des Tempels Schwellen.
Vor dem Tempel standen Greis' und Jungfrau'n,
Durch den Schnee gehemmt, ihn zu betreten;
Draus hervor trat bald der greise Priester,
Rief dem Armen, noch im Schnee gebettet:
„Guter Fremdling mit den rüst'gen Armen!
O befrei' vom Schnee die Bahn zum Tempel,
Daß der Greise und der Mädchen Sohlen
Leichten Tritts zum Heiligthum gelangen!"

Nach dem Wort warf er ihm zu die Schaufel,
Und die Kraft zusammen rafft' der Arme,
Worfelte den Schnee von Schwell' und Säulen,
Bis er nahe stand dem greisen Priester.
Der voll Danks labt ihn mit süßem Weine,
Reicht' ihm noch ein Laibbrod feinsten Mehles
Mit des Segens mildem Herzensworte.

Freudig bracht's der Vater dar dem Knaben,
Den mit Brodduft er von Ohnmacht weckte,
Dann ihn labte mit der vollen Nahrung.
Drauf gestärkt zum Tempel gingen Beide,
Zeus, dem himmlischen, das Heil zu danken;

Digitized by Google

Und dem Vater dort die Wort' entſtrömten:
„Zeus! erhöret haſt du mein Gebete,
Silber hoch vom Himmel mir geſchüttet,
Abgewehret ſo die Schmach, die tiefe,
Bettelnd nur vom Hunger mich zu retten! —
Fürder drum will ich in allen Nöthen
Dir vertrau'n, der du mich kennſt und ſchonteſt,
Der mir Sohn und Ehr' errettet heute!"

D. A. Aſſing.

Die Gaſtfreunde.

(Fortſetzung.)

Die Dame war beim kleinen Souper die artigſte aller Hausfrauen. Da hie und da von Wirthſchaftsangelegenheiten die Rede war, ſprach ſie ganz beſcheiden mit. Ihr Lieblingsgedanke ſchien zu ſeyn, Alles ſo ſparſam als möglich einzurichten. — „Ich kann den Ueberfluß, das ſogenannte Wohlleben nicht ſehr billigen," ſagte ſie einmal mit ihrer ſanften Stimme; „das Zuviel iſt nur in der Kaſſe gut. Wer weiß denn, was uns noch bevorſteht? Schon Viele ſind aus reichen Leuten arme geworden, nnd wer hilft dann? Auch iſt gerathen, vor Allen für die Kinder zu ſorgen." — „Allerdings, gnädige Frau," verſetzte der Major und konnte nicht begreifen, warum Falkenau unruhig auf dem Stuhle rückte. „Ich bin ein Anhänger Ihres Syſtems. Da wir aber von den Kleinen reden, was macht mein Pathchen? — Iſt es ſchon mit Sandmännlein ſchlafen gegangen?" — „Nicht doch," entgegnete Eliſe etwas lebhaft; „das arme Kind kann ſchon jezt nicht mehr einſchlafen, wenn es nicht den Papa umarmt hat. Ich wette, Lina wartet draußen vor der Thure."

Als wie auf ein verabredetes Stichwort ſchrie das Kind draußen: „Papa!" — „Hören Sie, Herr Major? Erſtaunlich iſt die Liebe der Kleinen zu ihrem Vater. Biſt du dieſen Abend beſſer gelaunt, als am Nachmittag, lieber Emil? Erlaubſt du, daß die arme Kleine hereinkomme, um dir „gute Nacht" zu ſagen?" Falkenau machte eine ungeduldige Bewegung. Der Major nahm aber das Wort: „Ei, warum ſollte er nicht? Das ſchickt ſich wohl. Laſſen Sie das Püppchen nur herein." — „Ich liebe nicht, daß die Kleine meine Gäſte incommodire!" — „Siehſt du, Emil, daß der Herr Major nichts dagegen hat? Er würde ein ſehr zärtlicher Vater ſeyn," ſagten Mann und Frau zugleich. Die leztere ließ das Kind herein. Das arme Weſen war vom Schlafe überwältigt und kannte den Papa nicht mehr; dennoch ſchrie es, von der Mutter in den Arm genommen, mit zufallenden Augen den wohlerlernten Anruf und duſelte wieder ein, unter dem Kuſſe des gerührten Falkenau. Die Mutter entfernte ſich mit der Kleinen und ſprach Abſchied nehmend zum Major: „Laſſen Sie ſich's unter unſerm genügſamen Dache gefallen. Ich freue mich Ihrer Ankunft doppelt, da mein Emil jezt beſſerer Laune ſeyn wird, als früher. Nicht wahr, lieber Emil?" Indem ſie von dem Gatten auf die Stirn geküßt wurde, flüſterte ſie ihm zu: „Du bleibſt nicht gar zu lange, gelt?" und verſchwand. Der Major hatte die Frage vernommen und wunderte ſich keineswegs, als Falkenau nach einer halben Stunde zu ihm ſagte: „Ich denke, wir wollen zu Bett gehen. Du wirſt müde ſeyn, lieber Norbert?" — „Ach ja, ein wenig, lieber Falkenau."

In den nächſten Tagen war Eliſe gepuzt, ſchön wie ein Engel. Die äußerſte Güte war über ihr ganzes Weſen verbreitet. Sie machte ſich ein Geſchäft daraus, dem Gaſt als die gefälligſte Wirthin zu erſcheinen. Sie redete ſchon vertraulicher mit ihm und freute ſich, in ſeiner Geſellſchaft einſt den langen Winter verleben zu können. Ihre freundſchaftlichen Verſicherungen wurden zwar nicht im correkteſten Deutſch, aber mit vieler Herzlichkeit gegeben. Was Falkenau in ſeiner ſchlichten Weiſe nur andeutete, führte die Frau eifrig aus, ſorgte für des Majors Bequemlichkeit und Wohlbehagen, machte Pläne zu Zimmereinrichtungen für die Folge, redete, als ob dieſes trauliche Zuſammenleben niemals aufhören ſollte. — Norbert, gerührt von ſolchem Beginnen, überbot ſich ſeinerſeits in den höflichſten Achtungsbeweiſen, plauderte oft und viel mit dem lallenden Kindlein, erheiterte den kleinen Abendkreis durch ſeine Erzählungen, malte das Porträt der Frau für den Mann, Falkenaus Bild für Eliſe, und ſuchte ſo wenig als möglich zu geniren. Spaziergänge und Spazierfahrten der Geſammtfamilie wurden beliebt. Auf einem der leztern kamen die Falkenauer nach Hirlingen, dem kleinen Städtchen, wo der zweite von Norberts Freunden, Auerbach, mit ſeiner geliebten Anna wohnte. Der Garten eines ſaubern Gaſthofs vor dem Thore war der Ort der Zuſammenkunft für die Honoratioren des Städtchens; Norbert hatte jedoch für diesmal nur Augen für den lebhaften, bald drolligen, bald ſentimentalen Auerbach und für ſeine nicht alltägliche Frau. — Der Erſtere überfluthete den Major mit einer Menge von zärtlichen, wohlgewürzten Vorwürfen, daß er Falkenau vorgezogen. Anna dagegen, eine ernſte, blaſſe Frau mit ſchönen dunkeln Augen, ſtimmte nicht nur in deſſen Ton nicht ein, ſondern ſie ſagte öfters zu ihrem Manne: „Warum die ſe Zudringlichkeit, mein Lieber? Der Herr Major hat nach ſeinem Geſchmack gewählt, und ich für meinen Theil glaube, daß er gut gewählt hat. Er wohnt unſtreitig angenehmer zu Falkenau, als hier,

Digitized by Google

und namentlich bei uns. Glauben Sie mir, Herr Major, wir sind nicht die unterhaltendsten Leute in Hirlingen." — „Ei, du liebenswürdige Schelmin!" lächelte Auerbach seiner Anna zu, die gar nichts Schelmisches in den Augen hatte. „Du machst dir und mir ein schlechtes Compliment, und man sollte glauben, du wärest recht sehr froh, daß Norbert unserm Freund den Vorzug gegeben?" Er küßte schäkernd die Fingerspitzen seiner Frau. Anna erröthete etwas, dann richtete sie den Blick auf Norbert und sagte ruhig: „Ich bin überzeugt, daß dein Freund meine Worte nicht übel gedeutet hat. Er kann versichert seyn, daß seiner die herzlichste Aufnahme wartet, wenn er unser Haus zum vorübergehenden oder ständigen Aufenthalt wählen wollte. Doch wiederhole ich: unsere Einförmigkeit würde ihn schwerlich fesseln." — „Wenn ich den Versuch machte?" fragte der Major scherzhaft. — „Sie sind noch einmal eingeladen, Herr Major." — „Bravo!" rief Auerbach aus. „Probire und wähle dann auf's Neue!" — „Das müßt' ich mir verbitten," sagte nun Falkenau, ohne zu spaßen; „welch eine Schmach für mich und Elise, wenn Norbert sich von unserm Landleben abspenstig machen ließe! Nicht wahr, mein Engel?" Er drehte sich zu Elise, die ihr Gesicht hinter der kleinen Lina versteckt hatte und gleichgültig herüberfragte: „Was sagst du, Emil?"

(Fortsetzung folgt.)

Ueber Erdbeben. Von J. F. Hugi.

(Beschluß.)

Die Betrachtung der Natur liefert nebst den angeführten eine unzählige Menge von Beweisen für diese Ansicht. Wir wollen aber nur noch Einiges ausheben. Das Erdbeben von 1795 wurde in England von tiefer in der Erde arbeitenden Bergleuten durchaus als über ihnen sich entladend beobachtet. Die Erdbeben folgen jederzeit gewissen Gebirgsformationen, oft älteren, und dabei werden dann die aufgelagerten neueren ebenfalls mit ergriffen; oft aber gehen sie nicht so tief, haben ihren Sitz nur in neueren Gebilden, und dann werden sie Lokalerdbeben. Merkwürdig ist hier das vorjährige Erdbeben in Syrien, das, nach englischen Berichten, nur einer gewissen Schichte folgte; alles auf ihr wurde zerstört, während Orte, nur einen Büchsenschuß von ihr entfernt, unversehrt blieben. Das Erdbeben in der Schweiz vom 21. Januar 1837 ging so tief als der Muschelkalk und erstreckte sich von Genf bis über Stuttgart hinaus. Im Verhältniß aber, wie jene Formation zurücktritt oder von mächtigen neueren Gebilden überlagert wird, wurde das Beben unmerklicher. So von Solothurn an im westlichen Jura. Dem Jura entlang erfolgte die Erzitterung von Nord nach Süd, oder ganz vollkommen mit der Streichung des Gebirges in rechtem Winkel. Bei Baden macht der Muschelkalk einen merkwürdigen Ausläufer von der Juralinie gegen Süden, und in der ganzen Gegend erfolgte die Erzitterung mehr von Ost nach West. Im Niedersimmenthal, wo die Streichung des Muschelkalkes mit dem Jura parallel ist, gingen auch die Erschütterungen gleich von Nord nach Süd. Im Obersimmenthal jedoch ist die Streichung südlich, und nach Zeitungsartikeln und näheren Nachfragen waren dort die Erschütterungen von Ost nach West. So in Lauterbrunnen. Im Sandsteingebilde der mittleren Schweiz waren die Bebungen geringer und keine bestimmte Richtung der Stöße konnte angegeben werden; zu Freiburg im Breisgau jedoch war die Erzitterung entschieden östlich und westlich, also wieder in rechtem Winkel mit der allgemeinen Streichung jenes Kalkgebildes. In das Gneis-, Glimmer- und Granitgebilde trat die Erschütterung nirgends.

Läge die Ursache der Bebungen nicht im gesammten erschütterten Schichtensysteme, sondern ginge die Stoßgewalt aus großer Tiefe von gewissen Punkten, von Explosionsherden u. s. w. aus, so wären alle erwähnten Erscheinungen unerklärlich. Erdbeben, welche, wie das eben erwähnte, das Kalkalpengebilde und den identischen Muschelkalk des Jura, mit den übergelagerten neueren Gebilden, und mithin die ganze Schweiz erschütterten, finden wir seit dem Jahre 180 nach Christus 121 aufgezeichnet. Wir finden aber keine Thatsache, welche vermuthen ließe, daß die Bebungen je in das schon veränderte und zertrummerte Granit- und Gneisgebilde übergetreten wären. Seit dem Jahre 1121 finden wir ferner 34 Erdbeben, welche nur die neueren Gebilde des Jura erschütterten, und deren Wirkung nicht zur Tiefe des Muschelkalkes reichte. Ferner finden wir seit dem Jahre 1450 192 Erdbeben aufgezeichnet, welche nur das Sandsteingebilde der mittleren Schweiz in zitternde Bewegung setzten. Es muß aber bemerkt werden, daß vorzüglich in früherer Zeit nur aufgezeichnet wurde, was sich durch irgend bedeutende Zerstörungen kund gegeben, und daß die angeführte Anzahl kaum den zehnten Theil aller Bebungen betragen dürfte. Endlich gab es von jeher eine unzählige Menge von Lokalerdbeben, von welchen folgende angeführt zu werden verdienen: Den 1sten September 1806 hörte man am Roßberg ein heftiges Getöse, und die Erschütterungen waren merklich; um fünf Uhr des 2ten Septembers war es am heftigsten; da trennte sich ein Theil des Schichtensystems vom Berge, wobei Goldau u. s. w. zerstört wurde. Die Schichten der Kalknagelfluh trennten sich von jenen des Sandsteins. Zwischen den Sandsteinschichten und der Nagelfluh waren hie und

Digitized by Google

da schwache Schichten von Süßwasserkalk mit Lymneen u. s. w. Schon 1533 fand am gleichen Berge eine gleiche Erschütterung statt, wobei das Dorf Röthen verschüttet wurde. So war 1714 Toben und Unruhe in den Liasschichten der Diablerets, so 1584 am Tour d'Ay, 1618 bei Plurs, 563 am Teutetunum u. s. w. Schwächere, kaum merkliche Erzitterungen des Bodens sind so häufig, daß sie in vielen Gegenden jede Woche sich ereignen und auf die Fruchtbarkeit des Bodens von wesentlichem Einflusse sind. In Rossano war in drei Wochen keine Nacht, wo ich nicht aus dem Schlafe gerüttelt wurde.

Durch genaue Verfolgung der bekannten Thatsachen ließe sich die angeführte Ansicht zur Gewißheit erheben; es genüge aber für den Zweck dieses Aufsatzes, nur dieses Wenige angedeutet zu haben.

Korrespondenz-Nachrichten.

Paris, Februar.

(Schluß.)

Der Fasching. Neue Theaterstücke.

Die andern Unternehmungen bleiben nicht zurück und lassen sich ebenfalls auf das unverschämteste herausstreichen. So ließ sich neulich der Musardsche Ball auf folgende Weise ankündigen: „Dieses Jahr erhält der Musardsche Ball, wie immer, schwärmerischen Beifall. C'est un tourbillon de dominos, une trombe de Pierrots et une avalanche de postillons et de débardeurs à vous étourdir, à vous éblouir, à vous fasciner. Es ist ein Strom von Harmonie, es sind Wellen von Tänzern und Tänzerinnen, die sich in einem von Spiegeln und tausend Kronleuchtern blitzenden Saale lustig um einander drehen. Der Karneval befindet sich ganz und gar bei Musard. Nichts kann einen Begriff von der Fröhlichkeit geben, welche bei den Nachtfesten im Vivienne-saal herrscht." Die große Oper hatte einmal versucht, wie man sich noch aus ältern Berichten erinnern wird, Musards Orchester auf ihre Bälle zu versetzen. Allein es ging so toll dabei her, daß die Würde und das hohe Ansehen der Oper dadurch in's Gedränge kam, und sogar ein Prozeß gegen den Operndirektor eingeleitet wurde, welcher damit endigte, daß derselbe 10,000 Fr. zu zahlen verurtheilt wurde. Ob er sie wirklich gezahlt hat, weiß ich nicht. Das Ganze war wohl nur ein Blendwerk, um das Publikum zu überzeugen, daß die Oper sich nichts von ihrer Würde vergeben könne. Dieses Jahr hat sie Jüllien, einem Nebenbuhler Musards, das Tanzorchester übergeben, und auch dieser hat seine gedungenen Lobhudler in den Zeitungen. Eine derselben spricht von dem „originellen Striche," von der Mannigfaltigkeit des Rhythmus und von den äußerst grazidsen Melodien, wodurch sich die Jüllienschen Walzer auszeichnen sollen, so daß sie den besten Produkten der deutschen Schule an die Seite gestellt zu werden verdienen. Der Opernball hat immer etwas Vornehmeres als die andern, zumal da er das doppelte kostet; die Leute aus der höhern Sphäre finden sich hier zusammen, und die Tagesblätter haben oft diese oder jene Aeußerung, welche irgend einem notabeln Manne oder auch einer notabeln Frau auf dem Opernballe entschlüpft seyn soll, meistens ein bon mot, anzuführen. Wenn starke Bewegung in der politischen Welt herrscht, wie zu gegenwärtiger Zeit, so haben die Gespräche im Opernfoyer auch einen politischen Charakter. Daher schöpfen die Börsenmänner zuweilen ihre Hoffnung oder ihre Furcht aus dem Foyer, spielen à la hausse oder à la baisse, verlieren oder gewinnen, verwünschen oder preisen die Nachrichten, die sie aus dem Opernsaale mit nach Hause und zur Richtschnur genommen hatten. Da gegenwärtig Bälle so sehr in der Mode sind, und die Theaterbälle sogar in der Fastenzeit fortgesezt werden sollen, zum großen Leidwesen der Geistlichkeit und der Andächtigen, so hatte ein Theaterdichter den Einfall, die Bälle zum Gegenstande einer dramatischen Handlung zu wählen. Das Stück heißt les trois bals, und wird auf der Variétesbühne gespielt. Im ersten Aufzuge kommt ein Bal des grisettes vor, das heißt ein Tanz, wo lustige Putzmacherinnen und Nähterinnen die Hauptrolle spielen; im zweiten Aufzuge ein Ball in einem großen Hause, und im dritten Aufzuge der tolle Musardsche Ball. Der Verfasser hätte als vierten und fünften Aufzug einen sogenannten Subskriptionsball in verdächtigen Häusern, und zulezt den Pöbelball der sogenannten Courtille zu Belleville hinzufügen können; dann wären die verschiedenen Abstufungen so ziemlich beisammen. Allein die lezten Stufen würden doch zu abschreckend erscheinen; schon der Musardsche Ball ist nicht der sauberste in der Darstellung, noch viel häßlicher würde es in der Courtille ausgesehen haben. Zu den Neuigkeiten aus der Karnevalszeit gehört auch das neue Opernballet Gipsy, welches eben so gut la bohémienne heißen könnte, was in Frankreich eine Zigeunerin bedeutet, obschon dieses Volk sicher nicht aus Böhmen nach Frankreich gekommen, und noch viel weniger aus Böhmen gebürtig ist. Zigeuner und Zigeunerinnen sind ein Lieblingsgegenstand jeziger Theaterdichter und Künstler. In mehreren Theaterstücken spielen sie eine Hauptrolle. Im Opernballette ist ein ganzer Roman auf sie gebaut; die Fabel ist ungefähr dieselbe, wie die der deutschen Pretiosa. Ein Kind aus einer angesehenen englischen Familie wird von Zigeunern gestohlen. Dieses Kind ist im Ballette eine reizende und schön tanzende Zigeunerin geworden, und Fanny Elsler, welche diese Sarah vorstellt, hat nie so trefflich getanzt. Ihre Schwester spielt die Rolle der ältern Zigeunerin Mab, welche auf die jüngere Sarah eifersüchtig ist und ihr allerlei Uebel zuzufügen sucht. So kommt es, daß Sarah, als sie auf dem Jahrmarkte zu Edinburg tanzt, eines Diebstahls beschuldigt und vor den Sheriff Campbell geführt wird. Nun entdeckt dieser, daß Sarah das ihm einstens entwendete Töchterchen ist. An diesen einfachen Faden hat der Dichter St. Georges eine Liebesgeschichte geknüpft, wodurch die Handlung verwickelter wird. Ein sogenannter Krakauertanz mit Stiefeln und Sporen, den Fanny Elsler hat einlegen lassen, hat großen Beifall gefunden und muß fast immer wiederholt werden. Die Zigeunerinnen kommen jezt wieder in Mode auf der Bühne. Das Gymnase dramatique hat bereits auch eine unter dem spanischen Namen Gitana auf seine Bühne gebracht. Dieses Theater besizt eine junge schlanke Schauspielerin Namens Dlle. Nathalie, welche bereits die berüchtigte Cachucha getanzt hat: sie mag gebacht haben, wenn man die Cachucha tanzt nach dem Beispiele der Fanny Elsler, so könne man auch wie diese eine Zigeunerin spielen. Das Stück ist wenigstens ziemlich unterhaltend, und wenn Dlle. Nathalie sich auch zu Fanny Elsler wie ein Vaudeville zu einer großen Oper verhält, so wäre es doch möglich, daß die Gitana neben der Gipsy sich aufrecht hielte, bis wieder etwas ganz Neues die Pariser entzückt. Dg.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

№ 54.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Montag, den 4. März 1839.

— England ist in seinem Andrang rasch,
Wie Wasser, das ein Wirbel in sich saugt.
Shakespeare.
Heinrich V.

Florentiner Gesellschaftsleben.

Was thut im Winter die Florentiner elegante Welt? Die Frage ist leicht beantwortet: sie amusirt sich. Das ist das Ziel ihres Daseyns, das ist die Losung, womit sie der Zeit entgegentritt. Erreicht sie ihren Zweck? Wird sie nicht, eine Semele mit Marabouts und Atlasschuhen, verzehrt von der Flamme, die über sie zusammenschlägt in der Umarmung des Freudengottes? Schleudert sie nicht den herostratischen Pechkranz in einen Palast von Holz, Pappe und Muslin? Es kommt darauf an, wie man die Sache nimmt. Ich höre gesezte Leute seufzen, ich höre junge Leute frohlocken; die entre deux âges, zu denen ich selber zu gehören die Ehre habe, scheinen bisweilen in der Verlegenheit zu seyn, sollen sie das eine thun oder das andere.

Bevor ich nun näher erläutere, wie diese Florentiner Gesellschaft sich amusirt, muß ich billig angeben, wie sie zusammengesezt ist. Hier tritt mir das bunteste Gemisch entgegen. Wallensteins Heer, oder die Truppen eines Kronprätendenten könnten nicht vielfarbiger seyn, Die Masse theilt sich aber in drei Hauptschaaren. Zuerst, wie sich von selbst versteht, die Engländer. Man weiß schon, Florenz ist einer ihrer Lieblingsplätze. Zu Tausenden kommen sie, oft nur mit der Absicht, einige Wochen zu bleiben und dann ihren Stab weiter zu setzen, werden aber festgehalten durch die Verführungen dieser Syrene. Im September und Oktober, wenn nicht eben Cholera und Quarantänen um die Wette wüthen, möchte Einem angst und bange werden; denn dann füllen sie alle Gasthöfe, durchziehen, Heuschreckenschwärmen ähnlich und im Sturmschritt, Galerien und Kirchen, notiren Lohnbedienten-Gelehrsamkeit in ihre Tage- und Taschenbücher, zanken sich halbe Stunden lang herum um eines halben Pauls willen, und werden um Scudi beschuppt, ohne es zu merken. Die glänzende Zeit der alten Ingreß, der Milordi ist indeß längst vorüber. Der italienische Wirth weiß es nur zu gut, daß die Meisten der Oekonomie wegen reisen. Der alte Respekt vor ihnen hat zwar nicht aufgehört, sich aber sehr vermindert. In Gesellschaften, wenigstens außerenglischen, findet die große Masse schwerer Aufnahme, als andere Nationen. Das kommt einestheils von ihrer, weniger Staunen als Schrecken erregenden Zahl, anderntheils von ihrer gar zu oft barocken Erscheinung. Viele civilisiren sich zwar einigermaßen auf der Reise durch Frankreich, und die Damen bekommen einen Anflug von Geschmack im Anzug: aber man braucht nur z. B. einen ersten Winterball im Casino dei Nobili zu besuchen, um sich an Cruikshankschen Figuren beiderlei Geschlechts zu ergötzen; denn zum Casino haben sie alle Zutritt. Von den Einheimischen darf zwar nur der Nobile hin, der in das goldene Buch irgend einer

Digitized by Google

toscanischen, mit Patriziern gesegneten Stadt Eingetragene; in Hinsicht der Fremden aber drückt man ein Auge zu. So kommt's denn, daß diese das Casino gleichsam mit Sturm nehmen: es gelingt ihnen immer mehr, die Einheimischen daraus zu vertreiben, und es verdient bemerkt zu werden, daß man auf den Bällen, die der collektive Florentinische Adel gibt, die wenigsten Florentiner antrifft. Ich will gerade nicht behaupten, daß diese Bälle dadurch gewinnen. Kommen Engländer höhern Standes (denn glücklicherweise haben wir viele Gäste, die keineswegs zu dem geschilderten John Bull gehören), so rümpfen sie die Nase, denn sie finden wohl hie und da Gevatter Schneider und Handschuhmacher, wahrscheinlich sehr respektable Leute, aber nicht eben diejenigen, mit denen sie im Westend zusammenzutreffen pflegen. Von den übrigen Zwecken und Beschäftigungen dieser unglückliche high-life-Versuche machenden Touristen weißich nicht viel zu melden. Kunstgeschichte und Topographie studieren sie insgesammt, mit eben so viel Eifer wie Andacht, aus Mrs. Starke, die beinahe so schlecht ist wie unser Neigebaur, was viel sagen will. Die Zeitungen lesen sie, wenn sie überhaupt lesen, im Vieusseurschen Kabinet, von wo sie bisweilen auch einen Trollopeschen Roman sich holen. Früher spekulirten die Bilderhändler auf sie, dies hat indeß nachgelassen. Eine Dame, die ich kannte, kaufte an den Straßenecken eine Galerie von einigen hundert Bildern zusammen, im Preise von ein zu fünf Paul, und sandte sie auf ihr Schloß nach Irland. Das, was man Carlo Dolci taufte, war ehemals die Hauptpassion. Hier, in Rom und Neapel findet man in den Magazinen der Gemäldeverkäufer, Mosaicisten, Marmorschleifer, Corallenhändler ꝛc. immer eine Quantität Waare, die dem mehr Eingeweihten als roba per gli Inglesi bezeichnet zu werden pflegt. Der Handel mit schlechten Bildern hat indeß seit einigen Jahren eine andere Hauptrichtung genommen. Tritt man in eines der zahlreichen Negozi di quadri antichi e moderni, und sieht man eine Reihe entsetzlicher Croûtes, schwarz oder roth, stark gefirnißt, mit breiten goldnen Rahmen und möglichst fremdklingenden Namen, oder kommt man zu einem Restaurator und findet ihn damit beschäftigt, irgend ein unglückliches, aus einer Polterkammer ausrangirtes, an funfzig Stellen geschundenes und durchlöchertes, von Kamin- und Lampenrauch geschwärztes Produkt des siebzehnten Jahrhunderts zu flicken, zu verkleben, zu verstopfen und mit kühnem, schöpferischem Pinsel zu überfahren, und fragt man: A che serve questa robaccia? so erhält man jedesmal zur Antwort: Per l'America è troppo buona! Die Vereinigten Staaten sind das Eldorado der Trödler. Eine seltsame Kunstwuth ist in die Yankees gefahren. Sie begnügen sich nicht damit, Schiffsladungen geflickter Ruinen zu kaufen, welche wahrscheinlich einmal als Meisterwerke der schönsten Blüthezeit Italiens in Museen bewundert und in catalogum registrirt werden, sie bereichern sich auch mit hunderten von schlechten Kopien. Die Sudelanstalt im Museo Bordonico zu Neapel, wo fratzenhafte Schmieralien dutzendweise gefertigt werden, scheint recht eigentlich für amerikanische Kunstbedürfnisse vorhanden zu seyn.

(Fortsetzung folgt.)

Die Gastfreunde.

(Fortsetzung.)

Norbert hieb den Knäuel ineinander gesponnener Redensarten entzwei, indem er rief: „Durchdrungen von Dank für die Freundschaft, die Sie Alle mir zeigen, will ich die Parteien zufrieden stellen, indem ich dem Freund Falkenau verspreche, bei ihm zu bleiben, so lange er mich gerne bei sich sieht, und dem Freund Auerbach zusage, ihn von Zeit zu Zeit auf ein paar Tage zu besuchen, wenn seine Frau nichts dagegen hat." Anna verneigte sich, Elise gähnte und sah nach der Uhr. — „Du hast noch keine Sylbe mit der Auerbach geredet!" lispelte ihr der Gatte in's Ohr. Indessen faßte Auerbach den Major unterm Arm: „Komm mit mir, daß ich dir vorläufig die Reize unserer Stadt zeige. Um so eher wirst du dich bewogen finden, deinen Besuch bei uns bald abzustatten. Wir wollen den guten Falkenau bei den Damen zurücklassen, die endlich ihr Gespräch eröffnen werden, wenn sie ungestört ihre Urtheile über den Fremdling austauschen können." — „Ich wünsche, daß ihr Urtheil gnädig seyn möge," sezte Norbert hinzu, und sie wandelten nach der Stadt. Das Nest war sehr unbedeutend, Auerbachs Haus das schönste im Orte, sein Garten hübsch, aber etwas melancholisch stimmend; die Spaziergänge um's Städtchen waren sehr ordinär. „Es ist hier Alles nicht so schön wie in Falkenau," gestand selbst der Führer, der aus dem angefangenen spaßhaften Ton in einen ernstern gerieth. „Dennoch thut mir leid, daß du Falkenau bewohnst, weil du unmöglich dort bleiben kannst." — „Unmöglich? möglich, aber welchen Grund gibst du an?" — „Die Frau wird dich nicht leiden." — „Oho!" — „Gedenke meiner, Elise ist ein schlimmes Weib." — „Oho!" oho! Du faselst." — „Nicht doch. Falkenau ist der beste Mensch, aber sie hat ihn, wie man sagt, in der Tasche." — „Das hab' ich nicht bemerkt. Die sanfte, blonde Frau? Wie finge sie's an, den trockenen Emil zu meistern?" — „Sie ist schlau, ist nebenbei beschränkten Verstandes und sehr vernachlässigter Erziehung." — „Mag seyn, aber was du eben sagst, schlägt nieder, was du vorhin behauptet hast." — „Mit nichten: beschränkte Leute gehen dreister ihrem Ziel entgegen, als kluge. Die Schlauheit des

Digitized by Google

Beschränkten greift zu Mitteln, die dem unbefangenen Gescheiten unerwartet kommen; die verwahrloste Erziehung zunächst läßt Vorurtheile und Leidenschaften blind walten." — „Du versündigst dich an einer guten Frau." — „Die Frau, ich wiederhole es, ist falsch. Sie liebt ihren Mann nicht halb so innig, als sie sich anstellt. Aber sein Werben hat ihrer Eitelkeit geschmeichelt, dem Ehrgeiz ihrer Krämer- und Schreinerfippschaft gefallen. Was that sie nicht Alles, um ihrer plebejischen Sphäre zu entkommen! Der redliche Falkenau ging in's Garn, machte sie reich, die Vermögenlose, machte sie zur Edelfrau, und siehe, er hat ein Juwel gefunden, das nicht in die Welt seines Standes taugt. Elise flieht die Gesellschaft, weil sie sich darin nicht zu bewegen versteht; sie isolirt den Gatten, damit er nicht vergleiche und zur Erkenntniß komme, sie klammert sich eifersüchtig an ihn und bestrickt ihn mit allerlei List und Kunst, um sich ihm unentbehrlich zu machen. Ist sein Tisch gut besetzt, so nimmt sie den Ruhm hinweg, obschon sie, wenn gleich bürgerlich erzogen, jeden Braten verbrennt, wogegen die Köchin das Beste thun muß; ist der Tisch allzu frugal bestellt, so hält sie ihm eine Sparsamkeitsvorlesung. Bewundert Falkenau eine Blume, so hat Elise sie gepflanzt, wenn's hundertmal der Gärtner gethan; findet Falkenau zum Geburtstagsgeschenk eine Stickerei oder Aehnliches auf seinem Tische, so ist gewiß Elise die Verfertigerin gewesen und hat heimlich ganze Nächte hindurch daran gearbeitet, wenn sie schon die Herrlichkeiten erst Tags zuvor in der Stadt bei ihrer Modelieferantin kaufte. Denn sie ist träge, während sie stets von Geschäften spricht, ungeschickt, wenn gleich ihre Kunstfertigkeit geschickt anpreisend, unwissend, wenn gleich sich anstellend, als schweige sie nur aus Bescheidenheit. Kurz, indem ich Alles zusammenfasse: sie liebt nicht ihren Mann, sondern nur seinen Stand und seinen Reichthum; sie liebt nicht ihr Kind als solches, sondern als ein Mittel, den Mann zu fesseln, und weiß Gott, sie hat das kleine Wesen schon übergenau dressirt, daß es dem redlichen, gutmüthig blinden Emil überall anhängt wie eine Klette. Wenn sie aber nicht Mann noch Kind, sondern nur sich selbst liebt, wird sie die Freunde ihres Mannes, die ihm den Staar stechen könnten, mit guten Augen ansehen? Ach nein, und je freundlicher ihr Mund plappert, je eifriger und gutherziger sie sich benimmt, je weniger würde ich ihr trauen."

„Halt ein, du lose Zunge!" unterbrach der Major seinen Cicerone: „die Klatscherei scheint euch Kleinstädtern mit Fug und Recht vorgeworfen zu werden. Hebe dich von dannen, möchte ich sagen, wenn ich dich nicht trotz Allem lieb und werth achtete. Was du gesprochen, ist wenigstens übertrieben, als ob eine alte Jungfer — eine von den Unangenehmen, denn es gibt gar viele Empfehlenswerthe unter den Unvermählten — ihre Galle damit hätte kühlen wollen. Was kann dich jedoch vermögen, so unbarmherzig zu seyn? Bist du selber nicht glücklich in deinem Ehestande?" — „Frage die ganze Stadt," erwiderte Auerbach selbstgefällig; „darüber ist nur Eine Stimme. Meine theure Anna liebt mich zärtlich, und wird von mir auf den Händen getragen, wie sich's gebührt. Ich könnte dir grollen, daß du meine Anna mit jener Elise vergleichen möchtest, von der du wahrlich viel mehr erfahren wirst, als dir lieb ist. Freilich ist Elise schöner; ich kann nicht begreifen, woher sie die prächtigen hellen Farben hat, und ich möchte sie für geschminkt halten." —

Der Major lachte ihm in's Gesicht. Auerbach fuhr fort: „Ihr Putz ist geschmackvoll, hebt ihren Wuchs außerordentlich. Sie weiß durch ihre Koketterie den guten Burschen, ihren Gatten, zu verblenden, zu verbluffen. Ihre Zähne, ihre Hände, ihre Haare, ihre Augen, ich gestehe es, sind charmant. Ihre Füßchen — ich gebe zu, daß Falkenau unter den niedlichsten Pantöffelchen der Welt steht..." — „Du geräthst in Begeisterung, Freund!" rief Norbert lächelnd; „wie soll ich's verstehen, daß du deine Feindin über Alles preisest?" — „Meine Feindin? Gott bewahre! Sie hat ihre Schwächen; vor diesen wollte ich dich warnen. Alles Andere gehört in ein anderes Kapitel!" Auerbach brach hiemit, sichtlich betroffen, die Unterredung ab. In wenigen Minuten waren die Freunde wieder bei der übrigen Gesellschaft.

(Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Köln, Februar.

Der Fasching.

Unser großartiges Faschingsvolksfest hat sich auch in diesem Jahre wie ein junger Phönix aus dem Staube der Alltäglichkeit emporgeschwungen und auf seinen rauschenden Fittichen einen die früheren Jahre überbietenden Flug genommen. Die den großen Maskenzügen heuer zu Grunde liegende Idee war eine Generalversammlung aller Actionäre der Welt, welcher Stoff dem Humor und der Satire eine reiche Quelle zur Durchgeißlung der dermaligen Weltthorheiten eröffnete. Man kann den kölnischen Hanswurst am füglichsten mit dem Shakespeare'schen Narren vergleichen, welcher unter dem Scheine der Einfalt und Albernheit die treffendsten und mitunter wichtigsten Wahrheiten ausspricht, und sich überhaupt immer als die Geißel der Tagesthorheiten und der krankhaften Richtungen der Welt erweist. Goethe war der erste Auswärtige, welcher das innere Wesen und das geistige Element in unserm Volksfeste erkannte und deshalb nicht wenig zur Förderung desselben beitrug und thätig mitwirkte. Ihm schlossen sich bald andere große Männer an, und auf diese Weise besitzt unser großer Karnevalsverein über 400 eigene Lieder mit eigens dazu komponirten Melodien. Es bilden diese humoristischen Erzeugnisse, wie Goethe früher in einem Briefe an den Ausschuß des Vereines bemerkte, einen eigenen Zweig in der deutschen Literatur. Der Verein zählt bis

Digitized by Google

jetzt über achtzig auswärtige Ehrenmitglieder, worunter die ersten deutschen, französischen, englischen, italienischen und holländischen Namen glänzen. In diesem Jahre wurden Victor Hugo, Bulwer, Niccolini, Horace Vernet, Meyerbeer, Donizetti u. a. m. zu Ehrenmitgliedern ernannt und denselben folgendes Sendschreiben nebst dem großen mit Arabesken und auf das Fest Bezug habenden Sinnbildern verzierten Diplome zugesandt: „In einer Zeit, wie die unsrige, wo die materiellen und industriellen Interessen die Poesie und Kunst aus dem Leben zu bannen drohen, hat sich in unserer altdeutschen, rheinischen Hansestadt Köln schon seit einer Reihe von Jahren ein großer Verein aus allen Ständen gebildet, welcher den heitern Musen in einem großartigen Volksfeste eine schöne Zufluchtsstätte beut und denselben vergönnt, auf eine kurze Frist im Jahre, in der Faschingszeit, in's wirkliche Leben zu treten und die herrschende, beengende Prosa des Tages zu verdrängen. Unter den großen Männern unseres deutschen Vaterlandes war Goethe der Erste, welcher sich diesem poetischen Feste bereitwillig und mitwirkend anschloß und in demselben den Keim zu einem national-deutschen Volksfeste erkannte, wie er es an mehreren Stellen seiner Schriften ausgesprochen. Ein solches von so großer Bedeutung zu erreichen, kann nur durch die Gesammtwirkung aller Talente gelingen. Demzufolge ernennen wir Sie, Ihrem Verdienste huldigend, zum Ehrenmitgliede dieses stadtkölnischen Vereins, mit der Bitte, dieses schöne Fest, welches am Neujahrstage beginnt und mit dem letzten Faschingstage endet, durch Erzeugnisse der Muse, sey es durch Lieder, Melodien oder Skizzen und Ideen zu öffentlichen poetischen Darstellungen verherrlichen zu wollen. Der zahlreiche Verein unserer Stadt wird es sich zur Ehre anrechnen, wenn Sie in der Folge diesem großen Volksfeste an den Faschingstagen persönlich beizuwohnen belieben wollten. Einer baldigen geneigten Antwort in Betracht Ihrer künftigen Mitwirkung harrt der Ausschuß des Vereins entgegen. Also beschlossen zu Köln am Rhein im Januar 1859. Der kleine Rath des großen kölnischen Faschingsvolksfestes." — Da es manchem Leser vielleicht unbekannt seyn dürfte, wie sich Goethe über den Ausschuß des Vereins ausgesprochen, so wollen wir diese Stelle dem V. Bande seiner Aufsätze über Kunst und Alterthum entnehmen und in diesen Blättern anführen: „Man darf dem Fürsten Glück wünschen, unter dessen Schutz und Schirm sich etwas der Art ereignen konnte; deshalb sey der heiter verständigen Männer mit Achtung und Anerkennung erwähnt, welche diese flüchtige, vorüberrauschende Feier mit Vorsicht berathend, mit Umsicht ordnend und leitend zusammentraten, und in der vollkommen gelungenen Realisirung des schönen Plans und in der regen allgemeinen Theilnahme, auch außerhalb den Ringmauern Kölns, für ihr Bestreben Ermunterung und Aufforderung zum rüstigen Förderschreiten auf der betretenen Bahn fanden. Ihnen allein ist und bleibt das Verdienst, dieses Herz und Sinn erheiternde Fest, dem unsre Vorfahren einst mit inniger Begeisterung angehangen, das aber im Laufe der Zeit zu schaaler Gemeinheit und flacher Alltäglichkeit herabgesunken, in alberne, dürre Ausgeburten ausgeartet war, wiederum würdig angeregt und zu neuem Leben erweckt zu haben. Die Zeit wird lehren, ob auch im übrigen Deutschland wiederum allgemein die alte fröhliche Fastnacht zu Ehren kommen[1] und mit ihrer Lust und ihrem Scherze erwachen wird nach dem Vorgange und Beispiele Kölns."

Die großen in diesem Jahre gehaltenen Maskenzüge sprudelten von Witz und Laune. Den ersten großen Zug, welcher am Donnerstag vor Karneval Statt fand und welcher den Einzug der verschiedenen Aktionäre der Welt darstellte, eröffnete ein großer Karren mit Sand, auf welchem Rothschild saß, der ein Tableau in der Hand hielt, worauf die Worte standen: „Einziges, von mir erfundenes und erprobtes Mittel für die Augen der Aktionäre und Diplomaten." Ihm folgte ein Wagen, mit Geldsäcken beschwert, mit der Devise: „Ausgesogenes Mark von allen Ochsen der Welt." In gleichem satirischen Sinne waren die übrigen Masken. Am Abende desselben Tages bewegte sich ein großer maskirter Fackelzug durch unsere Stadt, der fast einen geisterhaften Eindruck hervorbrachte. Am Faschingsonntage war die sogenannte große Kappenfahrt, bei welcher die zahllosen Theilnehmer alle mit der Kappe des Hanswurstes geziert waren, was die sinnige Bedeutung hat, daß, um etwas Großartiges zu Wege bringen zu können, die Köpfe erst unter e i n e Kappe gebracht seyn müssen. Am Abend war die letzte Generalversammlung der Karnevalsfreunde in dem großen, zu diesem Zwecke geschmückten Harff'schen Saale, in welcher, wie auch in den früheren, Reden und Lieder zum Vorscheine kamen, welche Perlen des deutschen Humors genannt werden können. Diese Generalversammlungen beginnen mit dem Neujahrstage und wiederholen sich an jedem Sonntage bis zur eigentlichen Faschingszeit. Die Rednerbühne stellt eine große Amme vor, welche ein Wickelkind ohne Kopf in der Hand hält. Der Kopf des Redners füllt diese Lücke aus, was einen höchst komischen Effekt hervorbringt. Die Amme bedeutet die Zeit, welche die Menschen nicht zur völligen Mündigkeit anfziehen kann. In diesen Versammlungen herrscht ein in jeder Beziehung freies Wort und erscheinen jedesmal fünf bis sechs neue Lieder mit zum Theil neuen Melodien. — Am Faschingmontage glänzte in unsern Straßen der eben so prachtvolle als komische Hauptmaskenzug, dessen zahlreiche sinnige Masken hier einzeln zu beschreiben, zu weit führen würde. Dem Zuge voran fuhr ein großes dampfendes Locomotiv, welchem alle erdenklichen komischen Aktiengesellschaften auf großen Wagen folgten. Auf einem prachtvoll geschmückten Triumphwagen, von sechs Schimmeln gezogen, erschien Hanswurst, umgeben von einer Menge kleinerer und größerer Hanswürste, als Sinnbilder des Scherzes und der Lust, und führte die Aktionäre durch den auf dem großen Neumarkte gebauten Tunnel, die Rosenbahn der Freude genannt, und plötzlich waren die Aktionäre von ihrem Schwindel geheilt und sahen ein, daß des Hanswurstes Aktien der Freude und des reinen Lebensgenusses die besten seyen. Am Abende war der weitberühmte Maskenball im alten großen Kaisersaale Gürzenich, auf welchem sich fast 4000 Menschen in phantastischem Kostüm und buntem karnevalistischem Treiben umhertummelten. Mit dem Glockenschlag zwölf erschien Hanswurst in einem in dem Saale aufgestellten enormen Römerglase, als Sinnbild der dem Weine entspringenden Freude, und begrüßte seine Getreuen. Im Nu stand der äußerst prachtvoll dekorirte Saal in bengalischen, rosigen Flammen, was eine magische und fast zauberhafte Wirkung hervorbrachte. Aus allen Kehlen erscholl ein donnerndes „Alaaf Hanswoosch!" (Es lebe Hanswurst!) Am Fastnachtdienstage entfaltete sich ein solches Leben und Maskengewühl auf unsern Straßen, daß es Jeden, welcher dem Karneval zu Rom beigewohnt hat, lebhaft an den römischen Fasching erinnerte. Zu bewundern ist, daß bei aller Ausgelassenheit des Volkes auch nicht der geringste Streit vorgefallen ist. Das Fest schloß mit einem großen maskirten Pickenick auf dem oben erwähnten Gürzenicher Saale und einem glänzenden Maskenballe im Schauspielhause.

Beilage: Literaturblatt Nr. 21.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

№ 55.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Dienstag, den 5. März 1839.

Petr: — Come, come, you wasp, i'faith, you are too angry!
Cathar: — If I be waspish, best beware my sting!
Shakespeare.
taming of the shrew.

Die Gastfreunde.

(Fortsetzung.)

Geschickte und zeitgemäße Einflüsterungen verfehlen selten, auch beim Unbefangensten, ihren Zweck ganz und gar. Obschon den Warnungen Auerbachs wenig vertrauend, fand sich Norbert dennoch bewogen, Elisens Reden und Betragen in eine stille Aufsicht zu nehmen, und die Parallele zwischen der Frau von Falkenau und Auerbachs Gattin fand sich dann von selbst. Die Vergleichung fiel zum Vortheil der leztern aus, die eine tiefe Gemüthlichkeit und eine ausgezeichnete Bildung zu besitzen schien, während Elise nur flache Empfindungen äußerte und gar häufig in den Schlingen einer verwahrlosten Erziehung strauchelte. Das Hauptsymptom derselben, die gähnende Langeweile bei jedem andern als gerade hausbackenen Gespräch, der Ueberdruß an Allem, was sonst dem kenntnißreichen oder wißbegierigen Menschen interessant erscheint, war in der Emporgekommenen nicht zu verkennen. Eben so wenig fehlten die ungeglätteten Manieren früherer Lebensweise. Unzugänglich dem Scherze, gleichgültig dem Ernste — schwächern Naturen ist eigen, den Scherz immer zu mißverstehen und den Ernst nicht zu würdigen — lächelte sie nur, um ihre schönen Zähne zu weisen, und wurde verdrießlich, da sich die Unterhaltung in die Länge zog. Sie stieß den Gatten leise an, winkte ihm mit den Augen, klagte über die Müdigkeit ihrer lieben Kleinen, und bemerkte unaufhörlich, daß die Zeit, heimzufahren, vor der Thüre sey. Emil übersah lange diese Demonstrationen. Endlich ließ Elise damit nach, verschloß sich aber in stilles Schmollen, ohne von irgend Jemand, als nur von ihrem Kinde, Notiz zu nehmen. Das wirkte nun bei Falkenau, daß er selber das Zeichen zum Aufbruch gab. — Beim Abschied beurkundete sich eine nicht undeutliche Mißstimmung unter den Frauen. Auerbach und Falkenau gaben sich kalt die Hände. Der Major ging, voll Höflichkeit und Rücksicht begrüßt, von Hirlingen weg.

Weil die stumme Feindseligkeit Elisens gegen ihren Mann noch im Wagen fortdauerte, sezte sich Norbert zum Schlafen zurecht und wunderte sich nicht wenig, daß die junge Frau gerade mit ihm zu reden begann. „Wie gefiel Ihnen Hirlingen, Herr Major?" — „Hm, die Stadt ist schlecht, und man muß eben nicht gerade von Falkenau kommen, wenn man die Umgebungen des Städtchens nur leidlich finden will." — „Das meine ich auch. Am besten ist man immer zu Hause. Gelt, Lina, du Zuckerpüppchen? Wickle Sie mir das Kind brav ein, Karoline, daß dem armen Schelm der scharfe Luft nichts thut. Ziehe Sie der Mantel recht

Digitized by Google

zuſammen!" * Das Kind ſchrie „Papa!" — „Schweig ſtill, mein armes Kind, der Papa ſchläft; laß ihn nur heute ſchlafen, Lina!" — Emil, obſchon nicht ſchlummernd, ſondern nur blinzelnd mit den Augen, rührte ſich nicht. „Wie haben Sie aber Auerbachs gefunden, Herr Major?" — „Ei, der Mann iſt noch ſo ziemlich der Alte, die Frau ſah ich zum erſtenmale, und weiß daher noch nicht, was ich von ihr ſagen ſoll." — „Das glaub' ich, Tuckmäuſern ſieht man nicht auf den Herzensgrund." Emil huſtete etwas ärgerlich, der Major antwortete nicht. Eliſe fuhr, in den zweideutig mitleidigen Frankaſenton fallend, fort: „Je nun, die Leute ſind wohlhabend, man verſchreit ſie als reich — nun, es iſt nicht alles Gold, was glänzt — aber geſetzt auch, es hätte ſeine Richtigkeit mit der halben Million — ich würde nicht mit ihnen tauſchen — um Alles in der Welt nicht." — „Wie ſo, gnädige Frau?" — Nach einer Pauſe, als wie mit ſich ſelber ſtreitend, ob ſie es ſagen ſolle oder nicht, verſetzte Eliſe: „Drum ſind die armen Leute eben gar nicht glücklich!" — „Was Sie ſagen! Und er verſicherte mir doch —" — „Ja, ja; er verheimlicht ſein Unglück, der arme Mann; das iſt weltbekannt. Meinen Sie, wie ihn die Frau plagt? Und er iſt doch der beſte Ehemann, meinen Emil gar nicht ausgenommen." — „Hm, hm!" flüſterte Falkenau. — Eliſe gab nicht Acht darauf und ſprach, auf dem ſchnellen Fluſſe der Redſeligkeit ſchwimmend, weiter: „Jedermann und namentlich jeder Mann," ſie lachte über den Wortwitz, „hat ſeine Schwächen und ſeine Launen. Das iſt präcis bei Einem wie beim Andern. So hat auch Herr Auerbach die ſeinigen. Er iſt zum Exempel eitel, eitel — Sie können nicht glauben, wie ſehr!" Eliſe neigte ſich vertraulich zum Major und ſagte halblaut, Emil mußte es indeſſen hören: „Es iſt noch nicht lange — aber Sie ſagen's nicht weiter — ſo hat er mir die Cour gemacht und ſich eingebildet, ich ſey in ihn verliebt. Ich bitte Sie, die Meinung von ſich! Ich hab' ihm freilich, wie's eine brave Frau thun muß, geantwortet, doch konnte ich ihm eben nicht böſe ſeyn, weil ich weiß, daß er ein Fegfeuer im Hauſe hat. Auch iſt er ſeither ganz brav und ordentlich geweſen, und ich hab' Alles vergeſſen." — „Das iſt chriſtlich, gnädige Frau. Wenn Sie jedoch die Güte haben wollten, mir zu ſagen, was denn die Frau —?" — Eliſe unterbrach ihn heftig: „Was ſie für ein Drache iſt? Das will ich Ihnen ſagen. Ein eitler, verzogener, geiziger, eiferſüchtiger, ränkeſchmiedender Drache. Sie hat ihm ein paar Schillinge zugebracht und pocht darauf. Ihr Vater, der Kommerzienrath — nun, man weiß, wie er's als Amtmann getrieben und wie er reich geworden — ihr Vater geht einher wie ein Goliath, als ob er Spatzen unter'm Hut hätte. Er grüßt keinen Menſchen auf der Straße, und gerade ſo iſt auch ſie. Sie ſoll einmal ſchön geweſen ſeyn — man ſieht freilich wenig mehr davon — aber gelehrt iſt ſie noch geblieben wie zuvor, zu ihres Mannes Deſperation. Weil ſie glaubt, ſchön zu ſeyn und Bücher machen zu können — weil ſie Geld hat — daher der Hoffart, daher ihr Krakel. * Er iſt natürlich, ſie ſizt immer auf dem hohen Pferd. Er macht gern Spaß, ſie ſpielt immer die Frau von Mondſchein. Er iſt voll Zärtlichkeit, ſie voll Dünkel und Abneigung. Wo ſie kann, dreht ſie ihm den Rücken zu. Die Mägde können nicht genug erzählen von dem garſtigen Leben bei Auerbachs. Es bleibt auch keine lang, denn die Madame läßt, wenn der Mann nicht zu Hauſe, ihren Zorn an den Dienſtboten aus, die — nebenbei geſagt — nicht ſatt zu eſſen haben. Er trägt und ſchweigt und maskirt, was er kann — aber, du mein Gott! was man weiß, weiß man. Wenn ich erzählen wollte — aber beſſer iſt's, ich ſchweige." — „Das meine ich auch," brummte Emil. Eliſe achtete noch immer nicht auf ihn. „Kein Wort wäre über meine Zunge gekommen, wenn Sie nicht hier fremd wären, Herr Major. Aber Sie müſſen wiſſen, wer Sie umgibt. Ihnen das zu ſagen, iſt meine Schuldigkeit. Ich will indeſſen von den Grundſätzen der Auerbach ſchweigen. Wir ſind ein paar Jahre neben einander aufgewachſen, wir waren miteinander im Kloſter. Freilich, eine kleine dumme Gans, wie ich, durfte ſich nicht neben der gelehrten Mamſell groß machen; aber daß ſie im Gemüth nicht viel taugte, begriff ich bald. Wenn ich ſchwatzen wollte — nun, bei Ihnen iſt's etwa überflüſſig, Herr Major, denn Sie ſind nicht mehr jung; aber die Kokette iſt noch allen Männern gefährlich worden. Jung und alt, ſie weist keinen Anbeter von der Hand, und auf die Ehemänner hat ſie's beſonders abgeſehen. — Haſt du etwas geſagt, Falkenau?" ſezte Eliſe ſpizig hinzu. Er erwiderte trocken: „Nichts geſagt, aber recht lebhaft gedacht, daß es einmal Zeit wäre, dein liebloſes und unverſtändiges Klatſchen über eine ſehr treffliche Frau einzuſtellen. Punktum." — „Du nimmſt recht lebhaft Partei für Madame Auerbach! Hm, weiß ich doch, warum!" — „Punktum, ſage ich." — „Du haſt dich heut ſo gut mit ihr unterhalten! wollteſt gar kein Ende finden! wärſt wohl lieber in Hirlingen zurückgeblieben!" — „Eliſe! willſt du mich zwingen, dich noch einmal zur Ordnung zu weiſen?"

(Fortſetzung folgt.)

---

* In gewiſſen Gegenden Süddeutſchlands exiſtirt in der Volksſprache der Accuſativ nicht, und die Luft iſt männlichen Geſchlechts. Alle noch ſpäter vorkommenden Abweichungen von der Sprache der Gebildeten ſind in jenem Dialekte zu Hauſe. A. d. Verf.

* Hochmuth.

Digitized by Google

Florentiner Gesellschaftsleben.

(Fortsetzung.)

Nun zu der zweiten Hauptabtheilung, den übrigen Fremden. In Hinsicht der Stärke kann sie sich keineswegs mit der ersteren messen, namentlich ist die Zahl der Damen verhältnißmäßig gering. Was aber von ihnen da ist, findet meist zu jeder Gesellschaft Zutritt. Die Russen pflegen die überwiegenden zu seyn, und im Ganzen machen sie eine gute Figur. Die Damen sind fast alle elegant. Hinter dem plattirten Wesen manches jungen Russen mag gewaltig wenig stecken; aber er ist gewandt, es mangelt ihm nie an Assurance, und er spricht, in neunzig Fällen von hundert, vortrefflich französisch, wodurch er vor der Mehrzahl der Engländer einen wesentlichen Vorzug hat. Man hat neuerdings bemerken wollen, daß sie viele Prätensionen machen und als Individuen eine Stellung zu heischen scheinen, welche die politische Größe und Autorität ihres Vaterlandes reflektiren soll. Die Zahl der Polen ist nicht groß. Ein Theil derselben hält sich ganz zu den Russen, die wenigen Andern sind abgesondert. Unter den Franzosen sind besonders viele Legitimisten, die sich um eine seit einiger Zeit hier anwesende hochgestellte Familie geschaart haben, und deren Kreise literarisches wie künstlerisches Verdienst keineswegs fremd ist. Die spanischen Carlisten haben sich meist nach Rom gewandt; ein paar Miguelisten spielen nicht eben eine glänzende Rolle. Die übrigen Nationen haben nur einzelne Individuen geliefert.

Die einheimische florentinische Gesellschaft ist weniger zahlreich, als man vermuthen sollte. Die Mehrzahl der hiesigen Familien nimmt keinen Theil an dem, was man la société nennt, sondern beschränkt sich auf das Theater und den kleinen Kreis der „Conversatione.“ Man sieht solche beständig bei Hofe, wo sie die sogenannte Reserve bilden. Die Casinoballe, wie ich schon bemerkte, sind ganz Fremdenballe geworden. An dieser Zurückgezogenheit ist zum Theil Schuld die Beschränktheit des Einkommens; denn die große Vertheilung des Grundbesitzes in Toscana, seit der Aufhebung der Majorate und Fideicommisse, hat zur Folge gehabt, daß zwar die Mehrzahl derjenigen Familien, deren Guterverwaltung nur einigermaßen geordnet, in ganz erträglichen Umständen sich befindet, man aber jene, welche reich zu nennen sind, an den Fingern abzählen kann. Zum Theil aber wird diese Abgeschlossenheit dadurch veranlaßt, daß es völlig fehlt an einem öffentlichen Leben, an großartigen allgemeinen Interessen, am Bedürfnisse der Mittheilung in weiterem Kreise; endlich durch die Unlust, sich zusammenzufinden mit einer, wie an einem Badeorte mit jedem Jahre wechselnden Fremdengesellschaft, mit der man in den meisten Fällen durchaus nichts gemein hat; vorübergehende und nichts fruchtende Bekanntschaften anzuknüpfen, fremden Gewohnheiten sich fügen zu müssen. Ich würde hinzufügen: die Abneigung vor dem Eingehen in fremde Ansichten und Ideen, wenn in der Gesellschaft überhaupt von einem Austausch von Ideen die Rede wäre, und etwas anderes, als das bloße materielle Amüsement bezweckt würde. Die Zahl der Florentiner ist also verhältnißmäßig gering, und es sind sozusagen gar keine Häuser geöffnet. Die Beziehungen dieser einheimischen Familien zu solchen Fremden, welche entweder einen längern Aufenthalt im Lande machen (und zu diesen sind gerade manche englische Familien zu rechnen, welche sich für Jahre etabliren) oder sonst durch ihre Stellung veranlaßt sind, in nähere Verhältnisse zu ihnen zu treten, sind übrigens die angenehmsten. Man befindet sich unter ihnen immer behaglich, und ihre Liebenswürdigkeit, Billigkeit, ihr anerkennendes Entgegenkommen sind nicht genug zu rühmen. Dies Urtheil ist, so viel ich mich erinnere, das aller jener, welche nicht die häßliche Sitte mitmachen, in Italien nichts gut und schön zu finden, als Landschaft und Himmel — und oft selbst diese nicht.

Somit wäre die Wintergesellschaft zergliedert. Jetzt kommt die andere Frage an die Reihe: was macht man? Wohl so ziemlich dasselbe, was in andern Hauptstädten geschieht, nur mit dem Unterschiede, daß hier keine Debatten in Parlament und Kammern, keine drohenden Bewegungen abeirender Klassen, keine religiösen Streitfragen, keine Kriegschancen, keine großen industriellen und merkantilischen Projekte die allgemeine Aufmerksamkeit mächtig auf sich ziehen und eine Diversion machen, und keine öffentliche Verhandlung wichtiger Lebensfragen auch dem geselligen Leben Färbung, oder wenigstens Beigeschmack gibt. Davon ist nicht die Rede. Toscana bietet wenig oder keine Aussicht zu glänzenden Carrieren im Staatsdienst: der Adel beschränkt sich also fast ausschließlich auf die Verwaltung seines Patrimonio, bringt einen Theil des Jahres auf seinen Gütern zu, den Rest in der Stadt, ohne eine eigentliche Beschäftigung zu haben, wenn man die durch die Bewirthschaftung veranlaßte Korrespondenz mit den Fattoren und die Conferenzen mit den Advokaten ausnimmt. Denn Processe sind unerläßlich, und ich kenne Personen, die deren wenigstens ein Dutzend auf einmal führen und buchstäblich nie im Frieden leben. Dies ist eine Landplage Italiens; um so mehr ist's ein Glück, daß die Reorganisirung der toscanischen Gerichtsverfassung wenigstens den Gang der Processe um ein Bedeutendes abkürzt.

(Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

Korrespondenz-Nachrichten.

Dresden, Februar.

Ein ärztliches Institut. Beleuchtungsmittel. Literatur. Winter.

Besonders dankbare Anerkennung verdient wohl das in den vorlezten Tagen in's Leben getretene Institut, welches von den hiesigen Aerzten, den Doktoren Hofmann, dem Jüngeren, Hirschel und Gerson gestiftet wurde. Es ist ein Ort, wo allezeit in der Vormittagsstunde von 11 bis 12 Uhr Kranke ärztlichen und wundärztlichen Rath erholen können, und zwar die nicht bemittelten ganz unentgeldlich. Kranke, denen es unmöglich fällt, den Weg dahin zu machen, werden, auf ihr Verlangen, von einem dieser Aerzte besucht, die sich, wo Mittellosigkeit eintritt, nicht nur dem Verschreiben von Arzneien, sondern auch den etwa nöthigen chirurgischen Operationen gratis unterziehen. Das Wohlthätige einer solchen, obrigkeitlich genehmigten Anstalt springt zu sehr in die Augen, als daß der Menschenfreund ihr nicht fernere Ausbildung und Erweiterung von Herzen wünschen sollte. — Das sich jezt allenthalben geltend machende Uebergewicht der materiellen Interessen und die vorzügliche Theilnahme an allem auf das Praktische unmittelbar sich Beziehenden zeigte sich unter anderm auch in einer Vorlesung des hiesigen Arztes Dr. Pezhold. Seit einiger Zeit schon den Freunden der Naturwissenschaft durch seine Vorträge im Saale des naturgeschichtlichen Museums hinreichend empfohlen, hielt er vor Kurzem in demselben Local vor einem zahlreich versammelten Publikum eine so zeitgemäße, als lehrreiche Vorlesung, die bisher gebräuchlichen Beleuchtungsmittel überhaupt und das neue sogenannte Siderallicht betreffend. Er erregte damit augenscheinlich ganz ungemeine Aufmerksamkeit. Nach einer passenden Einleitung bemühte er sich, seinem, zum Theil auch weiblichen, aufmerksamen Auditorium den in das Leben so mannigfaltig eingreifenden Gegenstand recht faßlich darzustellen und durch Experimente anschaulich zu machen. Das Hauptresultat des Ganzen fiel dahin aus, daß das so sehr gerühmte Siderallicht als eine neue Erscheinung eigentlich nicht zu betrachten, auch der vorgeschlagenen Ausführung einer Einrichtung desselben im Großen, die Höhe der Kosten abgerechnet, die beträchtlichsten Schwierigkeiten und Hindernisse in den Weg treten dürften. Obschon der Vortrag beinahe zwei und eine halbe Stunde dauerte, so verstand er doch die Aufmerksamkeit fortdauernd dergestalt rege zu erhalten, daß beim Schlusse keine Abspannung zu bemerken war. — Das größte Interesse mußte wohl, bei der jetzigen Lage der Dinge, die Schrift des Landesconsistorialpräsidenten D. v. Ammon erwecken, welche unter dem Titel: „Die gemischten Ehen, namentlich der Katholiken und Protestanten, nach den Ansichten des Christenthums, der Geschichte, des Rechts und der Sittlichkeit, mit besonderer Rücksicht auf das religiöse Zeitbedürfniß dargestellt," so eben hier erschienen ist. Wer wäre wohl geeigneter und würdiger gewesen, die Feder für einen so tief in die heiligsten Bande der Gesellschaft eingreifenden Gegenstand zur Hand zu nehmen? Den Verleger, Buchhändler Arnold, beschäftigt so eben die Veranstaltung einer Prachtausgabe der Verdeutschung von Dante's divina Commedia, durch den Prinzen Johann von Sachsen. Der erste Theil des Werkes: die Hölle enthaltend, nicht für den Buchhandel und auf Kosten des Ueberseyers gedruckt, befand sich schon seit Jahren als Geschenk in mehreren Händen. Er erweckte in Allen, die Gelegenheit hatten, ihn kennen zu lernen, ein großes Verlangen nach dem, wie man hört, noch im Laufe der nächsten Monate zu erwartenden Ganzen. Was Referenten davon vor Augen gekommen, deutet auf das rühmlichste Streben, dem gewaltigen Inhalte des berühmten Gedichts auch ein recht angemessenes, imponirendes Aeußeres zu ertheilen. Das so gestaltenreiche, als sinnvolle Titelkupfer in Umrissen, von Professor Moriz Rezsch erfunden und radirt, nebst mehreren andern allegorischen Blättern von der Hand dieses berühmten Meisters, werden dem Werke zu besonderem Schmucke gereichen.

Die schöne Welt lechzte nach Schlittenabenteuern lange fruchtlos. Die glanzvollen Winterpelze vom Weihnachtsvorabende, welche so viele Reize vor allem Volke verherrlichen sollten, dort hingen sie noch immer unthätig im Garderobeschranke! Eine einzige Nacht jedoch, und der Winter hatte mit einem Male seine dicken Schwanenpelze ausgelegt. Sie wurden auch rasch und vollständig benuzt; übrigens mehr von einzelnen Schlitten, als in großen Gesellschaften zusammengeschaart. Doch fehlte es auch keineswegs an förmlichen Schlittenpartien nach der benachbarten Umgegend, mit vollstimmiger Musikbegleitung. — Der Leipzig-Dresdener Dampfwagen der Eisenbahn mußte allerdings als ein noch nicht einmal vollständig zur Entwickelung gelangtes Kind über die plötzliche Fülle vom Himmel herabgeworfenen Schnees etwas stutzig werden. Kaum aber fühlte er sein Fortkommen gehemmt, so eilte auch schon seine Obervormundschaft herzu, ihm die Hindernisse aus dem Wege zu räumen und auch Vorkehrungen zu möglichster Sicherheit desselben für die Zukunft zu treffen. An einen so jungen, wenn schon vielleicht mit der Theorie hinlänglich vertrauten Burschen, wie dieser Dampfwagen, muß überhaupt die Billigkeit keine zu großen Ansprüche machen. Ein Neuling, wie er, hat mancherlei Lehrgeld zu geben, kann auch nicht alle zufälligen Ereignisse, über die nur die Erfahrung, die ihm eben fehlt, hinreichende Auskunft ertheilt, voraussehen. So wurde schon wiederholt große Klage erhoben, daß die dritte, wohlfeilste Passagierswagenklasse ohne Decke gelassen werde und daher die Dampfmaschine, vom Winde irre geleitet, ihre Funken zuweilen auf Köpfe und Kleider der Passagiere ausspeie und diese manchmal zuweilen recht bedeutend beschädige. Erst neuerlichst soll auf solchem Wege ein eigentlicher Brand entstanden seyn. Bei dem offenbar vorhandenen besten Willen des Directoriums der Anstalt darf man mit Gewißheit der Beseitigung auch dieses Uebelstandes um so zuversichtlicher sich getrösten, da gerade denjenigen, welche von der wohlfeilsten Wagenklasse Gebrauch zu machen pflegen, die Verletzungen ihrer Kleidungsstücke gewiß am empfindlichsten fallen müssen. Auf die Beseitigung allgemeiner, der Dampfwagenfahrt entgegenstehender Hindernisse zurückzukommen, so gibt es übrigens außerordentliche Fälle, denen alle menschliche Kraft doch nicht gewachsen seyn möchte. Dahin gehört eben der in den ersten Tagen und Nächten dieses Monats fortdauernd gefallene und mit Sturm verbundene Schnee. Niemand will sich eines solchen Schnees erinnern. Sogar in den frequentesten Straßen der Stadt waren die zweckmäßigsten Maßregeln nicht im Stande, den Fußgängern einige Bahn zu erhalten. Das lustige Flockengewimmel sprach den rastlosesten Anstrengungen der Besen und Schaufeln Hohn. Gleichwohl bestanden die Schlittenliebhaber auf ihrem rechtmäßigen Vergnügen. Auch die bleichen Gespenster der vormaligen Maskenfreude beeilen sich diesmal um so mehr, ihre fortdauernde Existenz zu zeigen, da ihnen der Kalender die Zeit dazu gewaltig beschneidet. Wenigstens sind sie von erfreulicherer Natur, als die Nervenfieber, die unmittelbar vor ihnen sich ziemlich zahlreich eingefunden hatten. (Schluß folgt.)

Beilage: Kunstblatt Nr. 19.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

№ 56.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Mittwoch, den 6. März 1839.

Magna inter molles concordia. — Respice primum
Et scrutare viros: faciunt hi plura. —
Juvenal.

Florentiner Gesellschaftsleben.

(Fortsetzung.)

So die Florentiner. Die Fremden haben im Durchschnitt noch weniger zu thun. Nachdem sie die ersten drei bis vier Wochen dazu verwendet haben, con tutto comodo die Galerien zu besuchen, in den Kirchen umher zu schlendern und, was viel wichtiger ist, mit der Lokalität und den Wohnungen von Schneider und Schuster, Bijoutier und Bankier sich bekannt zu machen, sind sie freie Herren ihrer Zeit. Ich will den Tag eines dieser beschäftigten Unbeschäftigten eintheilen. Um elf Uhr steht er auf, wenn er nicht zu müde ist; um zwölf wird gefrühstückt. Die Post ist unterdessen angekommen, die toilette de matin gemacht, und gegen eins werden bei Vieusseux die Zeitungen durchgesehen, wobei nach dem Charivari die größte Nachfrage ist. Um halb zwei kann man versuchen, ein paar Damenbesuche zu machen, wenn der Cotillon nicht etwa zu spät geendet hat. Dann spielt man im Casino ein paar Robber oder einige Partien Carté oder geht, ohne jedesmal etwas zu kaufen, in ein fashionables Magazin, wo man in den Mittagsstunden stets Gesellschaft findet, und reitet oder fährt in die Cascinen, wo die schöne Welt am Arno spaziert. Die Sonne ist unter, wenn man nach Hause kehrt; man macht Toilette, geht um sechs zu Tische, um neun in's Theater, um halb eilf in Gesellschaft. Die Zeit des Nachhausegehens bleibt dann Jedem überlassen.

Die Lebensweise unserer weiblichen Eleganten mag der in andern Ländern so ziemlich gleichen. Ich will daher nicht so ungalant seyn, etwas speziell daran auszusetzen. Nur das kann ich nicht unterlassen, zu bemerken, daß das Bestreben derjenigen unter ihnen, welche darauf Anspruch machen, Tonangeberinnen zu seyn, besonders dahin zu gehen scheint, die gewöhnliche Tagesordnung geradezu umzukehren. Die Cascinen, die fashionable Promenade, werden so kurz wie möglich vor Sonnenuntergang besucht, wo die Luft weder am angenehmsten noch am gesundesten ist und der Zweck des Spaziergangs doppelt verfehlt wird. Auf den Ball gehen Manche erst nach eilf: mehr denn einmal ist es mir begegnet, beim Nachhausegehen gegen Mitternacht Ankommende auf der Treppe zu treffen. Gewöhnlich sind's dieselben Personen. Es soll in diesem mitternächtigen Erscheinen ein Kunstgriff liegen, der nämlich, in frischer Toilette zu erscheinen, nachdem die Uebrigen schon anderthalb Stunden getanzt. Natürlich richten sich die übrigen Stunden nach den angegebenen. Es ist übrigens wohl kaum nöthig, daß ich bemerke, wie nur die Extreme des sogenannten Fashionablen in diesen Zügen geschildert sind und ich keineswegs der

Digitized by Google

gesammten socialen Welt eine solche Lebensweise aufbürden will, wenn auch Annäherung an dieselbe gar zu oft vorkommt.

Die Abende sind zwischen Theater und Gesellschaft getheilt. In der Karnevalszeit, die am 26sten December beginnt, sind sämmtliche Schauspielhäuser der Stadt geöffnet, und gewöhnlich wird fünfmal wöchentlich auf acht Bühnen gespielt. In der Pergola und dem Theater Alfieri gibt man Opern. Erstere, das Haupttheater, ist ein sehr hübsches Haus, aber durch Verkehrtheiten der Direktion in jüngster Zeit sehr gesunken, so daß ihre Devise: In sua movenza sta fermo (unter dem Bilde einer Windmühle), leicht Lügen gestraft werden könnte. Das Theater Alfieri nimmt unter diesen Umständen eigentlich den ersten Rang ein, ist aber zu klein und unbequem. Das Schauspiel findet Repräsentanten auf den Bühnen des Cocomero, Teatro nuovo und Goldoni, aber für den Augenblick ist nichts Ausgezeichnetes da, wie auch die neuere dramatische Literatur nichts von Bedeutung produzirt. Volksbühnen sind das Theater von Ognissanti, das von Piazza vecchia und del Giglio. Wessen Geruchsnerven nicht zu empfindlich sind, mag sich hier an den Späßen des Stenterello, der Florentiner Nationalmaske, und den Unterhaltungen in der Volkssprache erbauen, bei welchen Parterre und Logen nicht selten activ und passiv mitspielen. Es ist eine alte Regel, daß in Florenz im Karneval die Oper niemals gut ist. Die Menge geht hin, sie mag gut oder schlecht seyn; der Impresario verwendet also nicht viel darauf. Die elegante Welt besucht das Theater in dieser Jahrszeit seltener als sonst: sie betrachtet es ja doch nur als Salon, und so zieht sie den Ballsaal vor, wo die Conversation eben so leicht und die Toilette en évidence ist. Die übrigen Karnevalsfreuden, Corso und maskirte Theaterbälle (Veglione, in Rom Festino), haben wir mit andern italienischen Städten gemein. Der Maskenball ist aber ohne rechte Freudigkeit, und der Corso ohne Confetti. Wenn's nun so nordisch kalt ist wie in diesem Jahre, so ist das Vergnügen bei diesem Auf- und Abfahren in den Straßen der Stadt nicht gerade außerordentlich groß, und der Corso dient nur zur Befriedigung der Eitelkeit derer, welche schöne Pferde und glänzende Equipagen haben und ihren Kutschern Allongeperrücken über Ohren und Schultern hängen wollen.

Die Musik kommt auch in Betracht. Mit Ausnahme der Concerte (Accademie), welche der Hof während der Fastenzeit zu geben pflegt, sind musikalische Soiréen jezt seltener als früher, doch tritt Gesang oft als Beiwerk zur Conversation. Unter den Dilettanten gibt es einige bedeutende musikalische Talente, welche namentlich durch die Aufführung von Opern, wie der Barbiere di Seviglia, das Elissir d'amore u. a. auf einer Privatbühne glänzende Proben ihrer Virtuosität abgelegt haben. Die Lust an Privattheatern scheint übrigens in Abnahme. Als ich einmal in frühern Jahren in Florenz war, bestanden den Winter hindurch bei dem englischen und österreichischen Gesandten, bei Lord Normanby u. A. Bühnen für dramatische Werke jeder Gattung, und ich habe den eben abgetretenen Vicekönig von Irland mehr denn einmal als Romeo, Bertram, Bastard Faulconbridge und in andern Rollen gesehen, und diplomatische Musik gehört, indem Lord Burghersh gewöhnlich seine eigenen Opern aufführen ließ. Jezt ist eine dramatische Vorstellung zu den Seltenheiten zu zählen.

(Fortsetzung folgt.)

Die Gastfreunde.

(Fortsetzung.)

Die Frau schwieg nun plötzlich. Sie zog den Schleier vor's Gesicht und schmollte abermals. — Im Wagen wurde Alles still, wie überhaupt in der ganzen Gegend, die Nacht rückte heran. Das Schlößchen war bald erreicht. Ohne ein Wort zu sprechen, verschwand Elise mit Kind und Amme in ihren Zimmern. Als das Abendessen aufgetragen wurde, meldete der Bediente, die gnädige Frau würde sich nicht dabei einfinden. — „Schon gut," bemerkte Emil trocken. Dann sagte er, allein mit dem Freunde, zu demselben: „Entschuldige, ich bitte, den Mangel an Delikatesse, den meine Frau den ganzen Abend hindurch gezeigt hat. Ihr Herz ist nicht böse; gewiß nicht, aber —" — „Schon gut, kein Wort davon," antwortete der Major, und das Gespräch ging auf ein anderes Thema über. — An selbigem Abend indessen konnte die kleine Pauline plötzlich einschlafen, wie ein gewöhnliches Kind, ohne nach dem Papa zu verlangen.

Am Morgen fing aber die Blokade erst recht an. Kein weibliches Wesen ließ sich im Hause sehen. Die männliche Dienerschaft, verstohlen lächelnd und unbeholfen, versah nothdürftig und nachlässig alle Geschäfte. Die Dame und Pauline, sonst der Mittelpunkt alles Lebens in Falkenau, blieben unsichtbar, als wären sie auf Reisen gegangen. Der Herr von Falkenau ging umher wie ein gepeinigter Mensch, hing bald den Kopf, bald stellte er sich trotzig an, vermied, seine Bedienten anzusehen, und um so viel mehr wich er dem Major aus. Dieser, obschon neutral zwischen den zürnenden Mächten, verspürte ein Unbehagen, als ob er auf Nadeln sitzen müßte. Alle die kleinen Aufmerksamkeiten, womit ihn Elise anfänglich geflissentlich überhäuft hatte, waren suspendirt, eine

Digitized by Google

nachläßige Behandlung war an die Stelle getreten. Der Major machte Reflexionen über Auerbachs Warnungen. Er fing an, in den Handlungen der Hausfrau einen gewissen Zusammenhang, einen festgesetzten Plan zu ahnen. — Um jedoch auf den Grund zu kommen, sagte er, nachdem das sonderbare Leben ein paar Tage gedauert hatte: „Ich will mich etwas in der Gegend umsehen und werde einige Tage ausbleiben. Sorge, lieber Emil, daß ich den Frieden auf dem Kriegsschauplatz wiederfinde." — „Pah!" erwiderte Emil, sich überhebend, „wofür hältst du mich? Ich, das erste Wort geben? Warum nicht gar! Beim Licht besehen, möchte ich dich wohl begleiten." — „Keineswegs, mein Alter. Willst du das Uebel ärger machen?" — Emil hing wieder den Kopf und sagte kein Wörtlein mehr.

Als nach Verfluß einer Woche Norbert wieder eintraf, war das Elysium nagelneu hergestellt. Der Himmel war wieder offen und Elisens „Willkommen!" trug den Stempel der Ehrlichkeit. Die Gatten waren so zärtlich, die Wirthschaft ging wieder ihren leisen, wohlthuenden Gang, Paulinchen war abermals der Anfang und der Mittelpunkt und das Ende aller Dinge in Falkenau. Der Major wünschte sich Glück zu seiner leichten Kurmethode, und Emil dankte ihm dafür. „Wie du Recht hattest!" sagte er, „du kennst die Weiber, die nicht gern vor einem dritten ihre Fehler eingestehen! Meine Elise ist im Grunde eine herrliche Seele. Sie weiß eine Uebereilung so schön zu bereuen! Solche kleine Stürme am jungen Ehestandshimmel haben etwas reizendes; sie zaubern uns zurück in die Zeit der ersten Liebe, wo selbst die Freude ihre Qual und die Qual ihre Freude mit sich führt." — „Mag seyn, Emil. Nur möchte ich rathen, die Stürme so selten als möglich zu machen." — „Allerdings, Norbert. Wir haben, Elise und ich, uns das Wort darauf gegeben. Du wirst sehen, du wirst sehen, erst jetzt werden wir in Arkadien leben. Alle Mißverständnisse sind gelöst."

„Gott sey Dank," dachte der Major und betrat wohlgefällig seine Zimmer, die mit Blumen und Festons und allerlei Spielereien des Luxus verziert waren. „Ah!" sagte er lächelnd, indem er sich zu seinem Bedienten wendete, „das ist ja allerliebst. Wem verdanke ich diese prächtigen Bouketts?" — „Die gnadige Frau haben sie daher gesetzt, eigenhändig." — „Charmant; und die Laubgewinde und die Singvögel in den blanken Käfichten?" — „Die gnädige Frau" u. s. w. — „Ich bin außer mir; aber dieser wunderschöne Teppich? die niedliche neue Pendule auf dem Kamin?" — „Alles die gnädige Frau" u. s. w. — Norbert war entzückt und bemerkte daher nicht, daß der Bursche sein Gesicht verzog, als er hinausging.

„Eine vollständige Metamorphose!" fuhr der geschmeichelte Hausfreund für sich fort. „Was doch eine Versöhnung nicht alles thut!" — Als er am Spiegel vorüberging, zupfte die so lang schlummernde Eitelkeit den Soldaten am Ermel. „Sollte etwas.....?" fragte er sich lächelnd und besichaute sein Antlitz, das dem tapfern Schwedenkönig Gustav Adolph zu gleichen die Ehre hatte. — Im nächsten Augenblicke aber zupfte er sich selber an der Nase und flüsterte gutmüthig spottend: „Alter Gesell, unterm Helm ergraut, wie kindisch auf einmal? — Ich bitte dich um Verzeihung, guter Emil, der du ein Adonis, gegen mich gehalten, und dabei zehn Jahre jünger bist. Verzeihen auch Sie, meine beste, gnadigste Frau, daß ich Sie einen Augenblick im Verdacht eines so schlechten Geschmacks haben konnte!" Er drehte sich bei den letzten Worten, die er laut genug gesagt haben mochte, um, und schaute verwundert in Elisens verlegenes Gesicht. Er wußte sich kaum zu fassen; Elise kam ihm darin zuvor, und redete ihn mit vieler Mundfertigkeit an: „Ich wüßte nicht, was ich Ihnen zu verzeihen hätte, Herr Major, aber der Geschmack in den Verzierungen dieses Zimmers mag freilich nicht der modernste seyn. Drum sind wir auf dem Lande und kommen allzuselten in die Stadt. Aber ich muß Sie um Verzeihung bitten, daß ich störe, indem ich nachsehen wollte, ob alles in Ordnung ist. Wenn Ihnen irgend etwas fehlen sollte —" — Der Major antwortete mit vielen Komplimenten und Danksagungen. „Da hätte ich denn auch eine kleine Bitte an Sie, liebster Freund," bob endlich die Dame an. — Der Major fuhrte sie zum Sofa, setzte sich ihr gegenuber und neigte, um zu horen, sein Haupt freundlich zu ihr hernieder. Elise sprach mit gar sußen Lauten: „Ich weiß nicht, ob Sie bemerkt haben, daß unser Emil etwas melancholische Natur angenommen hat? Er fängt Grillen und quält sich und andere damit bis auf's Blut. Zum Glück lieb' ich ihn so sehr, Herr Major, daß meine Geduld — doch es ist wider den Respekt, daß ich von mir rede —" — Norbert versicherte sie, mit Lachen kämpfend, daß sie im Irrthum sey. Emil sey sehr wohlgelaunt und liebe sie wenigstens, wie sie ihn. Dennoch schüttelte sie den Kopf, seufzte und versetzte: „Ich muß das besser wissen, das sehen Sie ein, Herr Major. Die Einförmigkeit unseres Landlebens sagt ihm nicht mehr vollkommen zu. Ich weiß ihn zwar nicht gern auswärts in Zerstreuungen versuchen, sobald er allein ist, denn er ist so leicht zu lenken —" — „Ein Vortheil fur Sie, meine Gnädige." Sie verneigte sich erröthend. „Ich danke Ihnen. Aber was er thut, ist stets sein freier Wille. Sie sehen ja, daß er handelt, wie er nur mag. Es darf auch nicht anders seyn. Der Mann soll Herr im Hause seyn. Ich möchte keinen Mann, der — doch, wo bin ich stehen geblieben?" — „Sie sagten, Emil sey so leicht zu lenken." — „Ja so; und er sey melancholisch und ich wünsche durchaus, daß

Digitized by Google

er sich auswärts — dann und wann — Zerstreuung mache — nicht ohne Ihre Begleitung jedoch, Herr Major! Hören Sie? Sie vermögen Alles über ihn. Bereden Sie ihn zu kleinen Ausflügen; aber um's Himmelswillen sagen Sie nicht, daß ich Sie darum gebeten habe. Versprechen Sie mir das." — „Weil Sie's wünschen, gut. Ich sag' ihm nichts von Ihren Befehlen. Um so inniger wird sein Dank seyn, daß Sie seiner Freiheit kein Hinderniß in den Weg legen." — „Will ich denn einen Dank? Ist mir nicht sein Wohlbefinden das Höchste? Sobald er heiter ist, bin ich glücklich, und Sie werden ihn — denn er lebt nur in Ihnen — immer heiter und wohlbehalten zurückbringen; nicht wahr?" — „Ohne Sorge, gnädige Frau." — „Jezt empfehle ich mich Ihnen. Seyn Sie nicht böse und halten reinen Mund. — Sind die Blumen Ihnen angenehm?" — „Sie sind wunderschön." — „Die Blumen, meinen Sie doch? Ja wohl, ich habe die schönsten selber abgeschnitten. Die Festons — nehmen Sie vorlieb mit meiner ungeschickten Hände Arbeit. — Der Teppich — gelt, der ist etwas bunt? — Ich habe just kein schöneres Muster gehabt und wollte ihn doch schnell fertigen, damit —" — „Wie, Alles Ihrer Hände Werk? Wie soll ich das Gefühl aussprechen —?" — „O, ich bitte, loben Sie mich nicht allzusehr, ich werde sonst eitel. Wenn die tausend Hausorgen nicht wären, ich wollte schon Besseres zu Wege bringen. Noch einmal: nehmen Sie vorlieb und vergessen nicht, warum ich Sie bat."

(Fortsezung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Dresden, Februar.

(Beschluß.)

Die Unbelesene, von der Prinzessin von Sachsen.

Zu den Merkwürdigkeiten gehört eine gewisse, bei hiesiger Bühne eingetretene, totale Veränderung. Es ist noch gar nicht lange her, daß die Anonymität der Theaternovitäten auf dem Anschlagezettel die Erwartungen der Bühnenfreunde von dem unbekannten Stücke bis tief unter den leidigen Gefrierpunkt hinabdrängte. Sogar der insipideste Falschname wirkte in solchen Fällen nicht so gefährlich, als eine gänzliche Namenlosigkeit. Nur langsam füllte sich bei dergleichen dramatischen Neuigkeiten das Schauspielhaus, oder vielmehr, es fehlte ihm meist gar sehr an vollständiger Füllung. Aber seit den lezten Jahren findet gerade das Gegentheil statt. Sobald der Anschlagzettel ein Drama oder Lustspiel, und möchte es auch den bedeutungslosesten Titel führen, als zum ersten Male zu geben, ohne des Verfassers Namen ankündigt, so bestürmt alles die Thür des Schauspielhauses lange vor dessen Eröffnung. Und woher diese völlige Umgestaltung der Dinge? Weil man weiß, daß neuerlich alle ohne Autornamen auf dem Anschlagzettel erscheinenden Dramen und Lustspiele von der hohen Verfasserin des Schauspiels: Lüge und Wahrheit und so vieler andern, stets willkommenen Stücke herrühren. Am 17. v. M. wurde nun auch wieder ein neues Lustspiel in vier Akten aus dieser so reichen Geistesquelle gegeben, das man am lezten Tage desselben Monats wiederholte. Sein Titel: Die Unbelesene, führte gewiß Manchen auf die Vermuthung, daß der Hauptcharakter eine Dame seyn werde, welche, verstimmt durch das Lesen mehrerer neuern, ihr als Muster angerühmten Novellen, deutschen oder ausländischen Ursprungs, wo ihr nur widerwärtige Gräuel und abstoßender Skandal entgegentraten, sich von der üblen Laune darüber zu dem Entschlusse, oder gar Schwure verleiten ließ, durchaus keine moderne Novellenlektüre mehr zu versuchen, bis diese schauerliche Richtung der Literatur wieder verschwunden seyn werde. Ein solcher Charakter mit wahrhaft feiner und tiefer Bildung und etwas Humor ausgestattet, schien der Komik ein Feld zu verheißen, auf dem sie sich zeitgemäß tummeln konnte. Von dieser Seite hat jedoch die Verfasserin den Gegenstand keineswegs aufgefaßt. Bei näherer Erwägung würde auch die Ausführung eines solchen Planes eine Kenntnißnahme von Werken erfordern, deren Lektüre einer so edeln, zarten, weiblichen Natur nicht anzusinnen wäre. Ihre „Unbelesene" ist vielmehr ein ohne alle Lebenserfahrung und literarische Bildung in höchster Unschuld aufgewachsenes, weibliches Wesen, das nach dem Tode der reichen Mutter der alte Vormund, des Vermögens halber, sich zur Beute ausersehen hat. Sein Plan, mit Benuzung ihrer Unkenntniß und Unerfahrenheit die Jungfrau zu seiner Gemahlin zu machen, scheint auch schon völlig gelingen zu wollen, als die Umstände dann doch noch die natürliche Wendung nehmen. Schon oft ist dieses Thema bearbeitet worden. So hat es von Steigentesch in dem noch gegenwärtig auf dem Bühnenrepertoire befindlichen Lustspiele: „Der Briefwechsel," mit gutem Erfolg gethan und auch Mahlmann in der Posse: Die neue Gurli, welche leztere schon ihres überraschenden, allerliebsten Introitus wegen den Brettern nicht ganz entzogen werden sollte. Gleichwohl ist es dem feinen Sinne der Dichterin gelungen, dem vielbenuzten Sujet neue und höchst anziehende Seiten und Situationen abzugewinnen und besonders auch die vorkommenden Haupt- und Nebenfiguren treffend zu individualisiren und eingreifen zu lassen. Die ihr eigenthümliche, besondere Kunst, mit Vermeidung langer Expositionen, die der Kenntniß des Zuschauers nicht zu entziehenden, früheren Vorgänge der Handlung selbst durch kurze und doch hinlängliche Erwähnung so congruent als klar einzuflechten, legt auch dieses neue Stück, neben den übrigen mannigfachen Vorzügen der älteren dar. Der sinnreiche Faden, an dem das allgemeine Interesse festgehalten wird, ist so zart und unverkünstelt, daß der Knoten sich mit der graziösesten Leichtigkeit verschlingt und entwickelt. Allerdings werden nur wenige Bühnen eine Schauspielerin für die Titelrolle von solcher Delikatesse des Gefühls und Verstandes und genialer Nüancirung bedeutender Momente haben, wie wir an Fräulein Baner; auch wurde sie vortrefflich unterstüzt. Doch wird gewiß auch auf andern deutschen Theatern dieses Lustspiel seinen Werth geltend machen, wie es z. B. bereits in Berlin und Weimar geschehen ist.

Nur Beiträge dieser Art sind es hauptsächlich, wodurch das Bühnenrepertoire für manche, ihm nach und nach absterbenden älteren, zu ihrer Zeit vielleicht mit großem Applaus gefeierten Stücke entschädigt und frisch erhalten wird. Nächstens soll eine neue Oper zur Aufführung kommen, deren Dichtung und Musik den auch als Novellist von dem gebildeten Publikum sehr geschäzten, geheimen Rath Borromäus von Miltiz zum Verfasser hat.

Beilage: Intelligenzblatt Nr. 5.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

№ 57.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Donnerstag, den 7. März 1839.

J'aurais pour elle au feu mis la main que voilà.
Malheureux qui se fie à femme après cela!
La meilleure est toujours en malice féconde;
C'est un sexe engendré pour damner tout le monde.
Molière,
l'école des maris.

Die Gastfreunde.

(Fortsetzung.)

„Eine originelle, aber treffliche Frau," sagte der gute Major zu sich selber. „Wie hab' ich sie verkannt! Die Güte und Ehrlichkeit selber, und die spießbürgerlichen Reste, die an ihr kleben blieben, machen sie noch pikanter. Pfui, du böser Auerbach! In diesem Hause will ich leben und sterben, da ich doch einmal nicht so klug war, eine Elise zu finden. — Wie schön sie zu bitten weiß! und die niedliche Schlauheit neben der Herzlichkeit! Wie fein sie mich zum Hüter ihres Mannes bestellte, die kleine Eifersüchtige! Kurz, sie gefällt mir um und um. Wie ich's nur anfange, um ihre übergroßen Gefälligkeiten zu vergelten?"

Er dachte an irgend ein kostbares Geburtstagsgeschenk für sein Pathchen, aber die Gelegenheit, zu vergelten, ließ sich nicht so lang erwarten. Von nun an präsidirte das Kind alltäglich bei Tische, mit all seinen Unarten, seinem Geschrei und seinen stets wiederkehrenden Dressurpossen und Dressurzärtlichkeiten. An ein vernünftiges Wort war bei Tische nicht mehr zu denken. Erschien das Dessert, so erhielt Emil das Kind von der Mutter, stopfte es mit Leckereien, und die häusliche Zärtlichkeit wurde von Papa und Mama um die Wette zur Schau getragen; für den dabeisitzenden Gast ein leidiges Schauspiel, das täglich mit denselben Akten, Verwandlungen, Späßen und Katastrophen aufgeführt wurde. Zum Unglück hielt die Tafel selbst den Major nicht lange schadlos. Sie wurde immer frugaler, nüchterner, bald lückenhaft, endlich karg und filzig. — Bald konnte Norbert sich nicht mehr mit den Zufällen eines einzelnen Tages trösten, und selbst Emil, der in der Freude über die Restauration seines Hausglücks die magern Brühen und die verkohlten Braten übersehen hatte, fing an zu stutzen und seine Mißbilligung, wenn auch leise zu äußern. — Die Rüge in Scherz verkehrend, stimmte der Major mit ihm ein — und plötzlich gab es eine Scene, und auf Sonnenschein folgte Regen. Elise brach in Thränen aus und endlich in bittere Klagen, daß dem Gatten in seinem Hause nichts mehr recht sey und er sogar den Gast verleite, sie zu mißkennen. — Norbert und Emil hatten nichts Dringenderes zu thun, als die Klagende zu besänftigen und um Pardon zu bitten. Lange fruchtete es nichts; endlich begütigte sich die verletzte Hausfrau und bestand auf einem täglichen Küchenzettel von der Hand ihres Gemahls. Der Sturm lief gnädig ab; die Dame ließ sich nur an diesem Abend mit Kopfweh entschuldigen. Paulinchen erschien aber als eine lebendige Botschaft des gekränkten Mutterherzens,

Digitized by Google

dem Papa eine lärmende, bald weinende, bald jauchzende „gute Nacht" zu sagen und den Gast in gelinde Desperation zu versetzen.

Das Reich der Küchenzettel hob an. Sie thaten eine Zeitlang ihre Schuldigkeit. Bald jedoch gingen Zettel und Küche, jedes seinen eigenen Weg. Nun kamen die Entschuldigungen bei der Suppe, die Vorklagen beim Entfalten der Serviette. Bald hatte dieses nicht angeschafft werden können, bald war Jenes durch einen Zufall verdorben worden. Den Fisch hatte die Katze, das Wildpret der Hund gestohlen; das Ei war „stredelig," die Milch sauer geworden; Unglück in allen Ecken! Aber wie war zu widerstehen den zarten Voraussetzungen: „Der Herr Major sey ja ein Freund des Hauses und werde es so genau nicht nehmen;" „es fehle freilich dies und das und jenes, weil Alles so theuer sey, was das Gut selbst nicht bringe, aber der Herr Major wisse eine sparsame Hausfrau zu schätzen," oder „er sey ja Soldat gewesen und darum genügsam von Natur und Profession" und was der Beschwichtigungen mehr waren. — „Nimm nicht Anstoß an den unzarten Reden meiner Frau," sagte Emil oft schüchtern zu Norbert; „sie klingen abscheulich, sind aber gut gemeint. Entschuldige sie mit ihrer unzulänglichen Erziehung. Es wird schon anders werden." — „Meinetwegen," seufzte dann Norbert gewöhnlich; „'s thut ja nichts. Laß uns aber heute reiten und auswärts zu Nacht essen. Es wird uns Beide zerstreuen." — Ein Näheres wurde vor der Hand nicht über das sittliche Thema gesprochen.

Als aber nach und nach der Nebel anwuchs und das Wetter immer drohender wurde, trotz der freundlichsten Gesichter und döflichsten Versicherungen, als zwischen den Freunden eine trennende Kluft sich räthselhafterweise aufthat, die sie oft Tagelang hinderte, einander zu sehen, die Speisestunden abgerechnet; als sogar die Gemälde des Majors unter der übertriebenen Reinlichkeitswuth der Hausfrau litten, die, mit eigener Hand öfters segend und putzend, die ungetrockneten Bilder mit Staubwolken heimsuchte; als die Ruhe und Stille um sein Quartier zur Fabel geworden war, indem unbegreiflicherweise die Landstraße für Diener und Mägde durch Norberts Vorsaal geführt wurde; als sogar der Muselrauk, der belebende Kaffee, des Künstlers Frühstück, den der Major liebte, rein und unverfälscht zu genießen, nie nur immer ein Morgenländer es begehrt — als sogar dieser braune Nektar aus der Art zu schlagen und mit demoralisirenden Zuthaten aufzutreten begann: da fühlte der Major in seines Herzens Tiefen sein Gewissen sich regen und Abhilfe lüsten dem warnenden Auerbach. Eifrig suchte er Zerstreuung in der Umgegend; nur selten, nicht selten aber mit Abneigung willigte Emil ein, den Freund zu begleiten. — Der Major vermied auf dergleichen Ausflügen jede indiskrete Frage, jede Bemerkung, die auf Emils seltsamen Hausstand hätte bezogen werden können. „Ist Falkenau mein wahrer Freund und hat er Vertrauen zu mir, so wird er von selbst das Lied aufspielen," dachte der Major. Nicht allein die Rücksicht auf den Freund, auch eine gewisse Scheu vor den Demonstrationen Elisens verschloß ihm den Mund. Er war, um seines ehemaligen Waffengefährten Ruhe zu schonen, selber unter den Pantoffel der Frau gerathen, und nicht eifriger betrachtet der Witterungskundige seinen Barometer, als Norbert Elisens Gesicht beobachtete, so oft er mit Emil von außen kam. Gewöhnlich zeigte es, zwar nicht auf Regen, doch auf kühl; hie und da ein Sonnenblick, dem der Major ein stilles Tedeum sang. Um jedoch diese seltenen Gnadenzeichen auszugleichen, stand eines Abends, da die Herrn von der Jagd heimkehrten, das Signal auf aller Stürme Sturm. Die Dame machte sich zwar nicht unsichtbar, aber sie hatte während des Soupers nicht eine Solbe für Mann und Gast, wohl aber dann und wann für Beide einen Originalblick der Bosheit und des Grolls. So ging das fort bis zum Aufbruch in das Schlafzimmer.

(Fortsetzung folgt.)

Florentiner Gesellschaftsleben.

(Fortsetzung.)

Schon längst hätte ich auf die Bälle kommen sollen, die Quintessenz der Winterovergnügen, den Kampfplatz rivalisirender Reize, das Capitol der Triumphirenden. Wie gesagt, man findet sich sehr spät ein. Die Florentiner behaupten, die üble Gewohnheit schreibe sich von den englischen Gästen her, und ich glaube, sie haben Recht, aber sie hätten's ihnen nicht zugestehen sollen. Die Einladungen sind zwar für neun, aber vor zehn fährt Niemand von Hause weg, und dann kann's Einem noch begegnen, mit Herrn und Frau vom Hause noch ein tête à tête bestehen zu müssen und das Empfangzimmer einsam zu finden. Wie die Gesellschaft componirt ist, brauche ich nach dem Vordergehenden nicht mehr zu sagen. Die Bälle scheiden sich nun in zwei Sectionen, in cosmopolitische und rein-englische, die ich nicht exclusive nennen kann, wenn man sich nicht etwa dazu verstehl, diesem Ausdruck eine passive statt der activen Bedeutung beizulegen. Da letztere indeß die an Zahl geringsten und keineswegs die amusantesten sind, indem man oft diejenigen Engländer nicht trifft, die man treffen möchte, so wollen wir nur erstere besuchen. Und hier muß ich im Vorbeigehen bemerken, wie in Betreff der

Digitized by Google

Toilette der Damen und jener der Männer ganz divergirende Richtungen sich äußern. Erstere wird immer sorgfältiger und eleganter. Selbst in die kleinste Soirée, wo getanzt wird, geht Niemand mehr ohne kurze Ermel und weiße Atlasschuhe; mit Gold und Silber durchwirkte Zeuge kommen immer mehr in Aufnahme, Mädchen tragen Federn in den Haaren, was vordem das Privilegium verheiratheter Frauen war; kommt eine Ballrobe mehr denn dreimal zum Vorschein, so werden Glossen gemacht, am meisten, je reicher, kostbarer, in die Augen fallender der Zeug ist. Dagegen macht die Männerwelt sich's so bequem wie möglich. Die weiße Halsbinde kommt nur auf Hofbällen und bei besondern Gelegenheiten, großen Diners u. s. w. zum Vorschein. Man geniert sich nicht, in Brodequins zum Ball zu gehen, ja die jungere Welt, welche am meisten revolutionäre Gesinnungen hegt, tanzt auch in lakirten Stiefeln. Nur in der Weste ist noch etwas Phantasie sitzen geblieben, und Manche denken von ihr: je bunter, je besser. Sie ist das einzige, was bisweilen die ganze Farbenkette zwischen weiß und schwarz repräsentirt. Ich will nicht entscheiden, ob dieser dezidirte Prinzipienkampf in Betreff der äußern Erscheinung in innern psychologischen Gründen Ursprung und Hinterhalt hat.

Ein Florentiner Ball ist so ziemlich wie ein Pariser oder ein anderer: ich will darum nicht viele Worte darüber machen. Vier Walzer und eben so viele Quadrillen, bei welchen Fremde sich im ersten Moment nicht ganz leicht zurechtfinden, weil einige Licenzen sich hier Geltung verschafft haben; die Mazurca, wenn sich Tänzer dazu finden, bisweilen ein Galopp, endlich der Cotillon — dies sind die Elemente. Strauß'sche Walzer theilen sich in den Abend mit Bellini-Donizzettischen Opernarien, welche man, Sujet und Worte mögen noch so pathetisch und tragisch seyn, leicht zum Dienste der „Muse of the many twinkling feet" arrangirt. Ich weiß aber nicht, ob Strauß ein besonderes Vergnügen empfinden würde, wenn er hörte und sähe, wie man seine hübschen Compositionen abzieht und hie und da abtanzt. Die Göttergabe des Walzens ist nicht Jedem verliehen, am wenigsten jedem Engländer oder Franzosen. Die Sitte, auf dem Teppich zu tanzen, fördert auch nicht die Leichtigkeit der Bewegung: bleiben doch die Füße bisweilen festkleben auf einem solchen fadenreichen Tournayer Kunstgewebe. In kleineren Gesellschaften tanzt man nach dem Piano, bei größern Gelegenheiten ist Orchester da. Ein eigentliches Buffet ist nicht de rigueur. In vielen Fällen begnügt man sich mit dem Theetisch und Backwerk. Man kann aber dann darauf rechnen, unzufriedenen Mienen zu begegnen, namentlich unter den Familienvätern und nichttanzenden Ehemännern, denen auf diese Weise der einzige Lohn ihrer Aufopferung entgeht. Gefrorenes ist indispensabel. Ein förmliches Souper, wobei die Damen niedersitzen, gibt's nur bei großen Festen.

(Schluß folgt.)

Daguerres früheres empfindliches Papier.

Daguerre fängt an, Einiges von den Versuchen mitzutheilen, die ihn auf seine außerordentliche Entdeckung geführt haben. Dies ist gut darauf berechnet, die Neugierde der wissenschaftlichen Welt zu reizen, und er wird sich wohl hüten, durch seine vorläufigen Mittheilungen sein eigentliches Geheimniß zu verrathen. — Biot berichtet in der Sitzung der Pariser Akademie vom 18. Februar: auf seine Vorstellung, wie dankbar es die Physiker erkennen müßten, wenn sie einen Stoff kennen lernten, der empfindlicher für das Licht wäre, als die bisher bekannten, habe ihm Daguerre ein Verfahren mitgetheilt, auf das er bereits im Jahr 1826 gekommen. Das Mittel, dessen er sich jetzt zur Herstellung seiner Bilder bediene, wirke noch weit schneller, es gebe Licht und Schatten ganz treu nach der Natur, und gründe sich auf ganz andere Prinzipien als jenes ältere Mittel; er habe daher auch nichts dagegen, wenn letzteres sofort veröffentlicht werde. — Es besteht in Folgendem:

Man nimmt ungeleimtes oder doch nur wenig geleimtes Papier, wie Druckpapier, taucht es in Salzlöser und läßt es an der Luft oder in mäßiger Wärme trocknen; jedenfalls aber muß es vollkommen trocken werden. Man taucht sofort das mit Salzäther getränkte trockene Papier in eine wäßrige Auflösung von salpetersaurem Silber und läßt es im Dunkeln trocknen; will man je Wärme diezu anwenden, so darf sie nur sehr gering seyn, denn so lange der Stoff noch feucht ist, wird er von den Wärmestrahlen geschwärzt, gerade wie von den Lichtstrahlen. Das Papier muß sodann, wenn man nicht sogleich Gebrauch davon machen will, in ein Buch gelegt oder an einem ganz dunkeln Ort aufbewahrt werden. — Wird dieses Papier der Sonne oder dem hellen zerstreuten Licht ausgesetzt, so färbt es sich augenblicklich schnell und zeigt schon merkbare Tinten, ehe man am salpetersauren Silber die geringste Veränderung bemerkt. Man kann die Wirkung in jedem beliebigen Grad fixiren und allen weitern Effekt aufheben, und zwar einfach dadurch, daß man das salpetersaure Silber, soweit es noch nicht umgewandelt worden, mit Wasser auswäscht. Ist sodann das Papier, aber ohne Erwärmung, wieder getrocknet, so hat das Licht keinen Einfluß mehr darauf. Will man das Papier nicht im Zustand einer bestimmten, fixirten Färbung aufbewahren, so darf man es nur an dunklen Ort in ein Portefeuille legen und es nur bei künstlichem Licht betrachten, besonders in den ersten Tagen; denn mit der Zeit nimmt seine Empfindlichkeit ab und es färbt sich am Ende am Licht nur äußerst langsam. Daguerre hat die Bemerkung gemacht, daß das Auswaschen nicht bei jedem Papierzeug gleich gut gelingt; da er aber diesen Versuch überhaupt bald wieder fallen ließ, so weiß er nichts Näheres hierüber zu sagen. — Auf kein so zubereitetes Papier entspricht natürlich dem stärksten Lichte die stärkste braune Färbung, und so gleichmäßig in den Mitteltinten; bringt man es daher in die Camera obscura, so stellen sich helle Gegenstände, wie ein weißes Haus in voller Beleuchtung und der Himmel bis auf einen gewissen Grad,

Digitized by Google

schwarz darauf dar, schwarze oder ganz beschattete Gegenstände dagegen, wie Bäume, bleiben ganz weiß. — Darin scheint nun auch allein das Verfahren des Engländers Talbot zu bestehen, und wenn er behauptet, er könne die Objekte mit ihren natürlichen Lichtern und Schatten darstellen, (s. Nr. 48.) so bewerkstelligt er dies wohl nur dadurch, daß er das erste Bild wieder als Objekt benützt, und so in der Camera obscura ein zweites erhält, auf dem sich Lichter und Schatten umgekehrt haben, gerade wie er auf die in Nr. 48. beschriebene Weiße Kupferstiche topirt. — Daguerreotypes Mittel mag Allem nach etwas ganz anderes seyn.

Korrespondenz-Nachrichten.

Weimar, Februar.

Nachdruckgesetz. Der Knabe aus Algier. Theater.

Auch in unserem Staate hat nunmehr das geistige Eigenthum jenen kräftigen Schutz gefunden, nach welchem es in Deutschland so lange und vergeblich geseufzt hatte und zum Theil noch seufzt. An die Stelle eines schwankenden, mehr oder weniger gefährdeten Zustands ist nun ein gerechtes, Schriftsteller, Künstler und Verleger gleichmäßig sicherndes getreten. Die für das Königreich Preußen vor Kurzem erlassenen Normen sind in unserem Gesetz fast durchgängig adoptirt worden, weil sie, wie man mit Recht erkannt hat, auf das unsichtigste allen billigen Anforderungen und Wünschen entsprechen, sich genau über jede Gattung literarischen oder künstlerischen Eigenthums, so wie über jede Art von Verletzung desselben verbreiten, die letzteren scharfsinnig charakterisiren und zweckmäßig bedrohen oder verpönen, ohne doch der freien Benutzung literarischer oder künstlerischer Erzeugnisse allzuenge Schranken zu setzen.

Ein zweiter Kaspar Hauser, freilich in etwas verjüngtem Maßstabe, ist in unserer Nähe erstanden. Vor ungefähr Halbjahresfrist wurde ein unbekannter heimathloser Knabe von eilf Jahren, Karl Käsemann sich nennend, in den Straßen der Stadt Eisenach umherirrend getroffen, auf seinen Herkunft bis jetzt ein tiefes Dunkel ruht. Seine Lebensschicksale, welche ein vor Kurzem erschienenes Schriftchen: „Der Knabe aus Algier," erzählt, sind allerdings abenteuerer Art genug. Nach den Aussagen des Knaben ist sein Vater aus einem bei Eisenach gelegenen Dörfchen Stedtfeld gebürtig, von dort aber vor neun Jahren mit seiner Frau und dem damals zweijährigen Kinde nach Frankreich gewandert, wo er sich unter die für Algier bestimmte Fremdenlegion habe anwerben lassen. Indessen findet sich der Name Käsemann weder im Kirchenbuche des erwähnten Dorfes, noch hat sich zu jener Zeit eine Familie dieses Namens dort aufgehalten. Die Erinnerung aus der frühesten Kindheit führt den Knaben immer nur nach Afrika zurück, denn seinalt zuvor in Deutschland gewesen zu seyn, kann er sich nicht entsinnen. In Algier wohnte er mit seinen Eltern in einer unweit des Meeres gelegenen Kaserne. Seine Beschreibung dieser Stadt und der nächsten Umgegend, der Tracht der Eingeborenen ꝛc. stimmt mit der Wirklichkeit, wie wir sie aus den Schilderungen der Reisenden kennen, im Wesentlichen überein. Nachdem er die Mutter durch den Tod verloren, folgte er seinem Vater nach Spanien, wohin sich die Fremdenlegion einschiffte. Dort bringt er, stets dem Regimente nachziehend, mehr im Biouac, zwei Jahre eines beschwerlichen, fast unerträglichen Lebens hin. Auch die Beschreibung, die er von Bayonne, Madrid ꝛc. entwirft, ist der Wahrheit gemäß. Von Vittoria aus schifft er mit seinem verwundeten Vater und einem Theile der Truppen wieder nach Algier zurück. Hier übergibt der unzärtliche, vielleicht auch nothgedrängte Vater den Knaben zweien nach Deutschland zurückkehrenden Ausgebienten Soldaten der Legion, vorgeblich, weil er es in Deutschland besser haben werde. Mit Gewalt wird das sich sträubende Kind auf ein segelfertiges Schiff gebracht und somit in die fremde Welt hinausgestoßen. Man landet in Toulon, der Verstoßene legt kaum mit seinen Gefährten unter Mühseligkeiten und Entbehrungen aller Art den Weg nach Paris zu Fuß, meist bettelnd, zurück, von wo aus die Gesellschaft über Straßburg nach Frankfurt am Main gelangt. Dort wird der Knabe von seinen Begleitern verlassen und er muß, thätlos und hungernd, in der fremden Stadt betteln. Nach mancherlei Schicksalen kommt er nach Eisenach, sieht aber, aus Furcht vor einem drohenden Polizeidiener dem Walde zu, wo der kleine Afrikaner den ersten Schnee in seinem Leben fallen sieht, den er für Baumwollenflocken hält. Er findet endlich Jemand, der sich seiner annimmt, und wird jetzt zu Eisenach mit Hülfe einer Unterstützung von Seiten des Großherzogs erzogen. Ob über die Herkunft und Heimath des räthselhaften Fremdlings je ein genügendes Licht verbreitet werden wird, steht dahin. Anfangs hat man ihn von mehreren Seiten für einen Betrüger gehalten, allein wohl mit Unrecht. Das offene, treuherzige Wesen des Knaben und daß er bei vielfältigen Versuchungen und Proben bis jetzt weder einer Unwahrheit noch eines Widerspruchs in seinen Angaben hat überführt werden können, scheint jenen Verdacht zu entkräften. Bis auf Weiteres wird man daher in dem „Knaben aus Algier" einen jugendlichen, aber unwillkürlichen Abenteurer, ein schuldloses Opfer unnatürlicher väterlicher Härte zu erblicken haben.

Hier möge noch ein kurzer Rückblick auf die Leistungen des hiesigen Theaters im Jahre 1838 Platz finden. Ungeachtet einiger Lücken in den Hauptfächern, behauptet es doch noch immer eine sehr ehrenwerthe Stellung unter Deutschlands Bühnen. Erfreulich ist es, daß man hier dem fratzhaften Einflusse die unglücklich engen Gränzen anzuweisen sich bestrebt. Unter den im vorigen Jahre vorgeführten neuen dramatischen Erzeugnissen, in der Gesammtzahl 25, (16 Lustspiele, drei Trauspiele, sechs größere und kleinere Opern) befinden sich nur neun ausländische, und zwar meist ephemere Werke; die übrigen sind deutschen Ursprungs, darunter drei Spenden der älteren fleißigen Prinzessin von Sachsen: der Majoratserbe, die Fürstenbraut und die Unbeständige, Immermanns Opfer des Schweigens und Friedrich Halms Camoens, Leuners Geschwister, Lindpaintners Macht des Liedes. Auch das ältere Repertorium des vorigen Jahres war im Ganzen zweckmäßig bedacht: Goethe, Schiller, Kleist, Zedlitz, Raupach, Mozart, Weber, Spohr, Weigl, Marschner, Lobe (dessen treffliche Kompositionen, wie wir vernehmen, auch in Paris Anklang finden), neben Spontini, Meyrbeer, Boieldieu, Rossini, Bellini und dem Allerwirksamsten Auber. Von Shakespeare sahen wir kein Werk. — Scribes „Camaraderie," nach einer deutschen Bearbeitung von Alvensleben neulich hier dargestellt, hat sehr gefallen, obschon die rein französischen oder vielmehr Pariser Tendenzen des Stücks dem deutschen Publikum zu fern liegen. Die enthusiastische Aufnahme des Lustspiels in Frankreichs Hauptstadt wird erklärlich, denn es ist eine scharfe Geißel des dortigen politischen Treibens, eine fast schon zu geistreiche als treffende Satire, die dem Autor alle Ehre macht.

Beilage: Kunstblatt Nr. 20.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

№ 58.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Freitag, den 8. März 1839.

— Ihr schleppet hin und her
Verlornes und Erworbnes;
Und bei dem Enden kreuz und quer,
Was bleibt uns denn? — Verdorbnes!
Goethe.

Florentiner Gesellschaftsleben.

(Schluß.)

Vorerst sind die Hofbälle zu nennen. Mit seltener Liberalität sind alle Fremden, welche der großherzoglichen Familie vorgestellt worden, ein für allemal dazu geladen. Bloß auf dem Ball am Neujahrstage erscheint man in Uniform oder habit habillé, auf allen übrigen, deren im Winter vier bis sechs stattzufinden pflegen, im gewöhnlichen Anzuge. Nur schwarzen Halsbinden, Stiefeln und Stöcken ist die Entrée versagt. Der Neujahrsball findet im großen Lokal des Palastes Pitti statt, in den prachtvollen Gemächern des ersten Geschosses, wo auch an den eigentlichen Courtagen, bei großen Concerten und andern festlichen Gelegenheiten empfangen wird. Das Lokal im obern Stock des Riesenpalastes, wo die übrigen Bälle gegeben werden, ist weniger splendid und großartig, aber noch heiterer und freundlicher. Der Ballsaal, unter dem verstorbenen Großherzog Ferdinand eingerichtet, ist von der größten Schönheit, wenn auch nicht übergroß. Ein vollkommenes Viereck bildend, sehr hoch und luftig, an der Eingangsseite mit einer Galerie versehen, wo auch das Orchester ist, bringt er mit seinen zahlreichen und geschmackvollen Verzierungen in weißem Stuck, mit seinen vielen Spiegeln und seinen colossalen Lichterpyramiden eine äußerst glänzende Wirkung hervor. Ihm schließt sich an eine Reihe eleganter und behaglicher Gemächer, um so erwünschter für die Cirkulation, als gewöhnlich Menschenmenge und Hitze im Saal nicht geringe sind. Hier nun sieht man die meisten florentinischen Familien, hier allein (wenn ich bei andern Gelegenheiten einige wenige Ausnahmen mache) unverheirathete Florentinerinnen, welche sonst die Gesellschaften nicht zu besuchen pflegen. — Von den Casinoballen sprach ich schon. Unter den übrigen Häusern, welche regelmäßig empfangen, sind die der Gräfin von Lipona, des Fürsten von Montfort, des englischen Gesandten und des Obersten Orloff die ersten.

Jeder hat von der Schönheit und dem Reichthum der Florentiner Paläste gehört. Es ist wahr, diese Prachtbauten des Michelozzo, des Maiano, des Alberti, des Raffael, sind bisweilen nicht sehr wohnlich, und statt dieser hohen, gewölbten, nicht selten zu dunkeln Säle möchte man sich kleinere Zimmer wünschen für den täglichen Gebrauch. Aber es ist darum nicht gesagt, daß man sich in ihnen nicht behaglich einrichten kann, wenn man dazu Geld und Geschick hat. Abends machen diese schönen Säle und Galerien mit ihren figurenreichen Deckengemälden, mit ihren Wandbekleidungen von schwerem Damast, mit ihrem vergoldeten Täfelwerk, ihren hohen Spiegeln und gewaltigen Kronleuchtern einen

Digitized by Google

großartigen Effekt. Der stets wechselnde Modegeschmack hat sich seit wenigen Jahren dem noch vor Kurzem so verachteten Rococo wieder zugewendet. Ich will nicht behaupten, daß die Formen der Zeit Ludwigs XIV. und XV. die schönsten seyen, und daß man jeden Schnörkel bewundern müsse, der sich an einem alten Möbel findet. Kommt es aber einmal darauf an, eine Art Harmonie darzustellen, so passen diese riesigen Lehnstühle mit vergoldetem Holzwerk und farben- und blumenreichem Seidenüberzuge, diese glänzenden Tische von Ebenholz mit eingelegter Arbeit, diese schweren goldenen Rahmen um Bilder und Spiegel, mit strahlenden Posaunenengeln, Blumengewinden und Arabesken, diese bunten japanischen Vasen, diese sächsischen und Pariser Porzellangruppen und Figuren in abenteuerlichen Formen, diese Kaminuhren von getriebenem Messing — kurz, das ganze Inventar verjährter Prunkkammern, am meisten zum Styl und Charakter des Innern unserer Paläste. Sucht doch sogar die Damentoilette durch Annäherung an die Reifrocksform das Gleichgewicht herzustellen! Wie aber in solchen Dingen, wobei die Mode in's Spiel kommt, nie das rechte Maß gehalten wird, so ist auch der Rococogeschmack bereits auf lindische Weise ausgeartet. Die Spekulation hat gleich Vortheil davon zu ziehen gewußt. Alle alten Häuser, alle Villen weit und breit sind durchstöbert worden. Eine allgemeine Auspfändung hat die Trödelkammern betroffen. Wo irgend etwas von alten Möbeln war, was nur einigermaßen in den Schnörkelkram paßte, wurde es zum Trost der zahlreichen Liebhaber auf den Markt geschleppt, es mochte noch so geschmacklos, unnütz, zerfetzt und wurmstichig seyn. Die gewöhnlichen Kunstgriffe wurden benutzt, hier ein altes Wappen, da eine Chiffer, dort ein anderes Abzeichen angeklebt und angenagelt, und das restaurirte Meisterwerk für den Lehnstuhl der Catharina von Medici, den Pult, an welchem Machiavell den Fürsten geschrieben, den Kasten, in welchem Bianca Capello ihre Juwelen aufbewahrt, das Kaffeegeschirr, welches Cosmus der Dritte seiner Gemahlin an den Kopf geworfen, und mehr dergleichen erklärt und verkauft. Emissäre zogen umher auf den Pachthöfen und kauften den Bauern ihre alten Stühle und Kasten ab, die längst aus der Villa nach dem demüthigen Podere gewandert waren und sich diese Wiedererweckung zur glänzenden Welt der Salons gewiß nie träumen ließen. Ausgeflickt und aufgestutzt, fand und findet denn Alles Käufer. Natürlich sind die Preise sehr gestiegen. Es ist wahr, manches werthvolle Kunstwerk des sechzehnten und siebzehnten Jahrhunderts, das nur sehr uneigentlich in die Rococo-Categorie gehört, aber mitschwimmen muß in dem großen Strome, ist auf diese Weise an's Licht gezogen worden, manche schöne Arbeit von Tarsia, manches zweckmäßige Hausgeräth, aber viel Plunder ist dadurch auf einige Zeit wieder zu Ehren gekommen und hat bessere Dinge verdrängt, um seinerseits auf einmal wieder einer neuen oder aufgewärmten Mode den Platz einräumen zu müssen.

Die Gastfreunde.

(Fortsetzung.)

„Was hat denn die Frau heute wieder vor?“ fragte der Major halb ängstlich, halb ungeduldig; denn seine Langmuth fing an zu reißen, und er fürchtete doch den Bruch. „Was weiß ich?“ antwortete Emil, der seinem Verdruß den Zügel ließ. „Schon heute Morgen, da wir abzogen, merkte ich etwas. Sie wies meinen Kuß zurück. Ich frage nicht mehr nach des Weibes Grillen.“ An den Nägeln kauend, ging er auf und nieder. Norbert hob wieder an: „Das sey dein Ernst oder nicht: ich fordere über Elisens Stimmung Aufschluß, denn diesmal gilt das Scharmützel mir wie dir, und — was soll ich's leugnen? ich möchte entweder die Wurzel all dieser sonderbaren Scenen finden, oder lieber seyn — ich weiß nicht wo.“ Emil hatte dies überhört, mit seinen Gedanken beschäftigt. Dann reichte er auf einmal dem Major die Hand und sagte finster: „Hätt' ich dir dasmal gefolgt! Du hattest es gut und vernünftig mit mir vor. Du bist glücklich; ich aber — du glaubst nicht, wie es mir auf dem Herzen liegt, mein sauberes Glück. Gute Nacht!“

Norbert hielt ihn für diesmal nicht auf. In seinen Zimmern angelangt, dachte er zum erstenmal recht lebendig an Hirlingen und an Anchbachs von Elisen so hart geschmähte Gattin. Sein Bedienter, der ihn auskleidete, bob plötzlich nach einigem Räuspern an: „Des gnädigen Herrn Oberstwachtmeisters Freude war nun auch vorbei.“* — „Welche Freude?“ brummte der gnädige Herr Oberstwachtmeister. „Je nun, die Freude mit den Bäumen. Die gnädige Frau hat heute dem Gärtner befohlen, alle umzuhauen und Kartoffeln oder Sellerie in die Beete zu pflanzen.“ — „Warum dieß?“ Der Bursche zuckte die Achseln: „Ha! ich denk', um die beiden gnädigen Herrn zu ärgern.“ — „Dummes Zeug! was fällt dir ein?“ — „Hm! wenn der Herr Major den Gärtner hören wollten, zu dem sie's selbst gesagt hat — Der Gärtner war noch nicht im Bette.“ — „Das glaub' ich, daß er noch nicht schlief, als ihm die Frau von Falkenau befahl —“ —

* Es ist die und da in Süddeutschland gebräuchlich, das Imperfectum des Zeitworts „Seyn“ statt des Präsens zu setzen.

Digitized by Google

„Ach nein — Sie capiren es nicht. Der Gärtner war draußen in dem Hausplatz." — „Meinetwegen, was soll ich mit dem Gärtner, der schon dagewesen ist?" — „Nein, nein; nicht schon dagewesen. Er war wirklich noch allewil da, und wenn Sie befehlen —" Der Major winkte ihm, lachend und endlich verstehend, zu bleiben. „Ich hasse die Domestikenpʼaudereien über ihre Herrschaft. Mag sie doch gesagt haben, was sie will. Immer ist's aber unbegreiflich — nach so vielen Attentionen, die sie mir erwiesen —" — „Was haben der Herr Oberswachtmeister gesagt?" Der Major erklärte, auf die Vasen, die Uhren, die Landschaften und Teppiche zeigend, was er gemeint habe. Worauf der alte Dragoner: „Mit Verlaub, Herr Major, aber das ist all nur eitel Blenderie * gewesen." — „Erkläre dich; wie so?" — „Die Blumensträuher hat der Gärtner gemacht und hereingetragen. Die Gnädige hat aber immer gesagt zu mir: Sag Er dem Herrn Major allemal, daß ich selber die Blumen gebracht habe und alles Uebrige. So ist sie auch öfter hereingekommen, da der Herr Major schon auf's Haus zugingen, und hat sich gesellt, als ordne und putze und schalte sie da und dort, damit der Herr Major selber sie sähen und in Ihrem Zimmer attrapirten. Pure Blenderie! und so mit dem Teppich, der zu der Gnädigen Aufsteuer gehört und ihr nicht gefällt von wegen den Farben. Und grad so mit den gestochtenen Blättern dort oben. Die Sophie, die Kammermamsell, hat den Krimskrams machen müssen, und sie sagt, sie hätt' es gern gethan, denn der Herr Major waren ihr lieb und werth, und sie wolle es schon einmal bei Ihro Gnaden anbringen, wenn's auf die Trinkgelder losginge." — „Schon genug, alter Esias, schon genug," lachte der Major. „Ihr seyd Gesindel und Pack alle miteinander. Geh hin und schüre nach und nach deinen Mantelsack. Ich meine, wir seyen schon am längsten zu Falkenau gewesen; he?" — „Nach Befehl, und will's Gott, Herr Major. Die armen Pferde werden's Ihnen danken. Der Salamander sieht aus wie ein Handwerksbursche, der vier Wochen im Spital gelegen, und den „Interdock" hätte ich neulich bald aus Zeug und Geschirr verloren, so mager ist er und so dürr. Die Thiere sterben Hungers, denn der Gnädigen ist jedes Körnlein Haber zu viel, und Der und Jener fuhrt sie alle Tag bald in den Stall, bald zum Meilen, überall hin, wo man sie nicht braucht." — „Links um, Marsch!" commandirte der Major dem Esias, und Esias marschirte auf seine Kammer.

Wer den Major bei Sonnenaufgang weckte, war Emil, mit freudigem Gesichte und mit Worten voll Zufriedenheit. — „Ihr sollt nicht einschafen im Zorn, spricht die Bibel," begann der Herr von Falkenau. „Ich habe die Lehre befolgt, und jede Schmollwolke verscheucht, wie die Sonne die brauenden Wettergewölke zertheilt." Er wischte sich den Schweiß von der Stirne. — „So? ich gratulire. Kommen aber diesen Sommer sehr häufig, die Gewitter; sag an, weshalb und warum hat's gestern wieder eingeschlagen?" — „Je nun, ein bischen Eifersucht...." — „Daß Gott erbarm! Also ist sie auf mich eifersüchtig? Denn im ganzen Schlosse gibt es außer ihr selbst nicht eine einzige leibliche Person weiblichen Geschlechts." — Emil sagte verlegen: „Ja, ja, es ist eine eigene Taktik, die meine Elise inne hat, wie noch viele andere Frauen. Wir haben in der Regel die häßlichsten Dienstboten weit und breit. Aber diesmal war's etwas Anderes. Sie hat gezeifert, sie weiß selbst nicht mit wem." — „Brav, immer besser. Mit einem Gespenste ihrer Phantasie?" — „Ja, etwas dergleichen ist's. Du entsinnst dich vielleicht.... Als ich gestern zu dir in die Stube kam, um dich zur Jagd abzuholen, pʼauderten wir, während du dich anklei detest, von allerlei längst vergangenen Geschichten und längst verschollenen Personen; unter andern von der wallachischen Fürstin, die vor mehreren Jahren so viel Aufsehen in der Hauptstadt erregte. Ich war damals noch Offizier.... wir beide machten der halbturkischen Dame den Hof... weißt du noch?" — „Nun?" fragte der Major kalt. — Die Verlegenheit des armen Falkenau stieg. Er fuhr stotternd fort: „Ich erzählte eine Anekdote, die eine andere. Wir lachten, wir witzelten, wir porträtirten die Bojarin mit allen Reizen, die sie besitzmal besaß, und vielleicht auch nicht besaß...." — „Nun?" — „Stelle dir vor," versetzte Falkenau kleinlaut, und scheu nach der Thüre blickend: „meine Frau hat geglaubt, es sei die Rede von einer gegenwärtig in unserer Nähe existirenden Schönheit gewesen, die wir erst kurzlich gesehen, gesprochen; ihre Eifersucht — ein leidiges Uebel — entbrannte, steigerte sich während unserer Abwesenheit...." Er blieb stecken und trommelte an der Fensterscheibe.

Der Major entgegnete langsam: „Kurios! unglaublich sogar! Deine Frau war ja nicht zugegen, da wir von jener Dame sprachen?" — Emil trommelte bestiger, ohne zu antworten. „So erkläre dich einmal!" fragte ihn Norbert etwas barsch. — Stockend versetzte Falkenau: „Sie war freilich nicht zugegen — nicht hier im Zimmer — und dennoch war sie's — denn — denn es ist allerdings schwer verzeihlich — aber —" mechanisch deutete er nach der Thüre, „sie hat Alles gehört und nach gewohnter Weise Alles übel verstanden."

„Gehorcht?" fragte nun der Major gedehnt und verächtlich; „o pfui! das fehlte noch. — Jetzt, lieber Emil, jetzt erst bedaure ich dich von ganzem Herzen;" setzte er nach einigem Schweigen hinzu. — Emil riß das

* Blendwerk.

Digitized by Google

Fenster auf. „He, Verwalter! auf einen Moment!“ rief er, und eilte dann hinaus, um nur das verdrießliche Tete-à-Tete loszuwerden.

(Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Breslau, Februar.

Wintergarten. Redouten. Literatur. Gelehrtenwesen. Theater.

Der Kroll'sche Wintergarten, der den Breslauern vor einem Jahre als eine Art Christgeschenk eröffnet ward, hat in dem laufenden Winter als erster öffentlicher Gesellschaftsplatz sich noch würdiger behauptet, und sein unermüdlicher erfinderischer Schöpfer und Besitzer ist unser maitre de plaisir par excellence geworden. Er benuzte den vorjährigen Sommer zu speculativen Reisen, sah sich um, prüfte Alles, und behielt das Beste, und als mit dem Eintritt der rauhen Jahrszeit die Breslauer wieder nach dem Wintergarten wanderten, sahen sie ihn in einer neuen verbesserten Auflage erstanden. Die Seitenflügel des Saales und zum Theil dessen Wände waren üppiger vom schönen Grün der Cobea scandens umwuchert. An der Vorderseite umschlang sie vier Obelisken, zwischen denen eine geschmackvolle Fontaine ihre Strahlen über einen Lampenkranz ergoß, und die Statuen einer Hebe und Parze zu beiden Seiten des Fonds, getrennt durch hohe, ernste Cypressen, waren von einem reichen Camellienflor und andern Exoteren umflossen, wie am Ende der beiden Flügel die Gestalten der Venus und des Belvedereschen Apolls. Freilich ist hier keine reelle Kunstpracht zu suchen; freilich sind die Statuen keine kostbaren Antiken, sondern nur leidliche Gypsfiguren, und der Wintergarten enthält im Ganzen, wenn man die Flora abrechnet, nur wohlfeile Theaterdecorationen; allein diese sind alle mit so überraschender Sinnigkeit geordnet, daß eine theilweise fast immer neue, reizende Illusion bewirkt wird, und man kann wohl sagen: Kroll mit seinen geringen Mitteln, aber seinem reichen Takt für den Comfort, hat uns eine Poesie des Vergnügens gelehrt, wie wir sie früher nicht ahneten. — Bereits fanden in diesen grünenden, schimmernden Räumen auch wieder mehrere Redouten Statt, die in ihrer Art ausgezeichnet genug, unserer nordischen Schwerfälligkeit nach aber Nichts mehr als glänzende Mummereien waren, wenn auch das Gebiet des Arlequins durch Krolls Fürsorge nicht ganz leer blieb. Wir haben nicht einmal den Karnevalsgeist der Rheinländer, wie viel weniger den der Italiener, um Maskenbälle, diese raffinirten Ausgeburten des menschlichen Witzes, zu einem Lebenstheater des Groteskkomischen zu erheben, was sie doch eigentlich seyn sollten. Es fehlt dem Schlesier nicht an Witz und Erfindungsgeist dazu; allein er scheut das Auffallende, daher auch eine Charaktermaske; er hüllt sich lieber in einen prächtigen Domino, und bei vielen Damen sieht man den Begriff der Maske auf ein simples Ballkleid und Floraugen reducirt. Was Kroll im Dienst Euterpes und Terpsichores für die Conversation thut, das thut Urban Kern im Dienst Uranias. In seinem „Museum für Kunst und Literatur,“ seit einem Jahre mit viel Eleganz eingerichtet, findet man die neuesten Produkte der besten deutschen, französischen, italienischen und englischen Geister, sowie einen gewählten Journalzirkel, und sein Institut, das vor ähnlichen hier schon durch ein heiteres Lokal sich empfiehlt, hat jedenfalls die beste Lesegesellschaft, wie es gar bald, bei so rüstiger Thätigkeit und glücklicher Umsicht, auch die zahlreichste haben wird, obgleich die Leihbibliotheken bei uns wie Schwämme aus der Erde wachsen. — Als älteste und bedeutendste unserer Zeitschriften für rein provinzielle Interessen sind die „Schlesischen Provinzialblätter“ zu nennen, 1785 gegründet von Streit, jezt sehr gut redigirt vom Regierungsrath Sohr. Dieser ist auch Censor für selbstständige schöngeistige Schriften, und gewiß der würdigste Repräsentant der liberalen Gesinnung unserer Regierung, welche überall die geistige Freiheit und deren besonnenen Fortschritt begünstigt. Die ebengenannte Monatschrift enthält seit ihrem Bestehen einen reichen Schatz vielseitiger Wissenschaft über Schlesien, zum Theil stets von dessen vorzüglichsten Geistern beigesteuert, und ist namentlich ihrer statistischen Nachrichten wegen, die sie aus amtlichen Quellen entnimmt, von Wichtigkeit. An sie schließt sich ein „Literaturblatt“ für alle Gebiete an; doch beschränkt es sich dabei meist auf schlesische Verlagswerke oder Schriften von schlesischen Autoren. Es ist das einzige eigentlich kritische Organ, das wir besitzen, ebenfalls von meist competenten Mitarbeitern ausgestattet; nur ist zu bedauern, daß belletristische Werke so gar cavalièrement abgefunden werden, daß Einige sich darin gefallen, als große Unbekannte die kritischen Catone zu spielen, und auch hier Neid, Schadenfreude und Cliquengeist, wie sie von allen Bessergesinnten im gegenwärtigen Zustande der deutschen Kritik mit Indignation wahrgenommen werden, Spielraum zu gewinnen streben. — Die Reaktion gegen die Hegel'sche Philosophie, die von mehreren Seiten sich in Deutschland herausstellt, hat auch in unserer Provinz einen Widerhall gefunden. Dr. K. E. Schnbarth in Hirschberg, als geistreicher Interpret Goethes bekannt, gab ein Schriftchen über die angebliche Unverträglichkeit der Hegel'schen Staatslehre mit der Grundlage des preußischen Staates heraus. — Die Gesammtzahl der Studirenden auf unserer Universität in dem laufenden Wintersemester ist 700; als nicht immatrikulirt besuchen die Vorlesungen 114. — Am 2. Dezember vorigen Jahrs verlor Schlesien durch den Tod einen seiner achtbarsten Gelehrten. Es war Dr. K. G. Pinzger, ehemals Rektor des evangelischen Gymnasiums zu Liegnitz, ebenso talentvoll als gründlich gebildet, und durch zahlreiche größere und kleinere philologische Schriften rühmlich bekannt. — Das Theater betreffend, sind wir noch ziemlich auf dem alten Fleck. In dem bunten Repertoire, wofür die Direktion sorgt und wobei uns verschiedene gehaltlose Rührspiele, z. B. Töpfers „Zurücksetzung,“ als Lustspiele vorgeführt wurden, ergözte in lezter Zeit die Breslauer vorzüglich Schneiders bekanntes musikalisches Quodlibet: „Frdhlich.“ Edmüller, unser wackerer Komiker, schwang sich darin zum Liebling des Publikums empor, was eben so leicht nicht ist, da wir jahrelang an L. Devrient, Schmelka, Wohlbrück, Hansmann u. A. gewöhnt waren, die auch im übrigen Deutschland das rosenrothe Talent bewährten, die Lachmuskeln zu erregen. Edmüller, von angenehmem Aeußern und völlig dialektfreier Sprache, bewahrt vor andern Komikern noch den großen Vorzug eines sehr decenten Spiels, und die Jahrelange gehegte Sehnsucht Breslaus, wieder einmal einen Mann nach seinem Herzen zu haben, ist nun erfüllt.

(Fortsetzung folgt.)

Beilage: Literaturblatt Nr. 25.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

№ 59.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Sonnabend, den 9. März 1839.

— Ein schweifend Lager'
Mit buntem Troß von Menschen, Vieh und Habe:
So war's schon zu der Patriarchen Zeit.
Méry.

Der deutsche Renegat im Dienste Abd-el-Kaders.

Dritter Brief.

Wir brachen, wie ich im vorigen Brief gemeldet, von Tlemcen auf. Ich fahre fort, meine Schicksale zu beschreiben und allgemeine Bemerkungen über die Sitten der Araber daran zu knüpfen.

Nachdem wir eine Nacht bei Tlemcen bivouakirt hatten, wurde das Lager auf das Ufer des Oued Isser verlegt. Morgens um vier Uhr brachen die Kameel- und Maulthiertreiber auf, unter Führung des Aufsehers der Magazine; eine Stunde später marschirte die Infanterie ab und kurze Zeit darauf setzte sich die Reiterei und Artillerie in Bewegung. An der Spitze der Kavallerie reitet immer der Chalifa. Das Lager wird gewöhnlich in einem Thale in der Nähe eines Flusses oder Brunnens aufgeschlagen. Die Stämme der Umgegend, benachrichtigt von der Ankunft ihres Lehnsherrn, schicken diesem ihre Reiter entgegen, um ihn zu begrüßen. Im Lager angekommen, stellt sich das Fußvolk vor dem Hauptzelte in zwei Reihen auf, hinter ihm bilden die Reiter eine Linie. Der Chalifa, begleitet von fünf bis acht Waffenträgern, der Musik und den Fahnenträgern, reitet durch diese Doppelreihe seiner Truppen nach dem Zelte. Sobald er einen Fuß zur Erde setzt, gibt die Artillerie drei Salven. Wenn die Chefs und die übrigen Vornehmen unter ihren Zelten Platz genommen, setzen sich die Kaffeewirthe in Bewegung, um das Lieblingsgetränke zu credenzen. In jedem Lager sind zwei bis drei Cafe's, vor denen Decken und Matten ausgebreitet werden, weil das Zelt nicht alle Gäste aufnehmen kann.

Der Chalifa hat kaum seinen Kaffee genossen, so kommen die Kläger aus den umliegenden Stämmen, um ihm ihre Streitsachen vorzulegen. Nach Beendigung dieses Aktes überliefern die Caids an der Spitze ihrer Reiter den Tribut. Dieser besteht in Vieh, Lebensmitteln und Geld. Die Beduinen, in zwei Gliedern dem Caid folgend, tragen Schüsseln mit Cosceu und Hammelfleisch auf den Köpfen; voran marschiren Einige mit ganzen gebratenen Hammeln, die auf langen Stangen getragen werden. Wenn diese Lebensmittel im Lager ankommen, ertönt wildes Jubelgeschrei unter den Soldaten, welche nicht selten versuchen, den Trägern die Schüsseln zu entreißen. Die Caids vertreiben die Zudringlichen mit ihren Stöcken, den Insignien ihrer Würde. Die Schüsseln wie das mitgebrachte Vieh werden vor dem Hauptzelte aufgestellt und dort vertheilt. Der Finanzminister nimmt das Geld in Empfang und verwahrt es in

Digitized by Google

einer dazu bestimmten Kiste, nachdem er es vorher wenigstens zehnmal gezählt hat.

Nachdem die Soldaten einer kurzen Ruhe genossen, machen sie gewöhnlich Ausflüge nach den nächsten Aduars, um die Gastfreundschaft der Beduinen in Anspruch zu nehmen. Oft lassen sich aber die geizigen Beduinen, die schon ungern den Tribut zahlen, durch ihre Weiber verleugnen, um nicht verpflichtet zu seyn, die oft habgierigen Soldaten zu bewirthen. Auf die Worte: „el muley makesch“ — der Herr ist nicht zu Hause — ist man dann genöthigt, auf die Gastfreundschaft zu verzichten. Wollte man gewaltsam in ein Zelt eindringen, so würde man unfehlbar das Leben auf's Spiel setzen. Ich machte diese Erfahrung an den Ufern der Tafna, wo wir am vierten Marschtage das Lager aufschlugen. In Begleitung meines Freundes Abdallah in einem Aduar angelangt, nahten wir uns dem ersten Zelte und grüßten mit den gebräuchlichen Worten: „de forbi“ — im Namen Gottes. Eine junge Beduinin, aus dem Zelte tretend, antwortete: „der Herr ist nicht zu Hause;“ dabei hob sie aber den Vorhang des Zeltes ein wenig zu hoch auf und wir erblickten drei Männer, die sich im Hintergrunde behaglich an einem Feuer gelagert hatten. Aufgebracht über die Lüge, wollten wir ohne Umstände in's Zelt treten, um dem Muley Vorwürfe über sein Betragen zu machen. Dieser aber, ein wildes Geschrei ausstoßend, sprang mit der Behendigkeit eines Panthers nach seinem Gewehre und drohte, uns auf der Stelle niederzuschießen, wenn wir es wagten, noch einen Schritt weiter vorzudringen. Ich warf meinen Bernus zurück, um ihm durch den Anblick der rothen Uniform und meines Patagans Respekt einzuflößen. Das Mittel verfehlte nicht die gewünschte Wirkung. Das Gewehr wurde bei Seite gelegt und wir unter tausend Entschuldigungen bewirthet.

Oft brachten mir die Weiber ihre Kinder, um sie zu untersuchen, ob sie gesund bleiben und lange leben würden u. dgl. Sie haben den Glauben, jeder Europäer besitze große ärztliche Kenntnisse. In jedem Lager trieb immer einer der Fremden das 'ärztliche Handwerk'. Ein Spanier, im Lager Buhammedis, verkaufte für Augenübel gestoßenen Alaun in kleinen Paketen zu fünf Francs und ein wenig pulverisirte Thonerde gegen das Fieber. Ich selbst spielte zuweilen den Jünger Aesculaps, aber mit mehr Gewissenhaftigkeit als der Spanier, der durch sein Pulver ein altes Weib mit blöden Augen ganz'ich blind gemacht hatte. — Oft mußte ich die Araber von Europa und dessen Wundern unterhalten. Ich erzählte ihnen die unglaublichsten Mährchen, die sie staunend anhörten, oft aber äußerten: „die Romis haben viel schöne Sachen, aber sie kommen in die Hölle, und wir, zufrieden mit einem Bernus und einem Plätzchen, wo wir ruhen können, gehen nach unserm Tode zum Sidi Mohammed, wo uns weit größere Freuden erwarten, als die Christen hier genießen.“

(Fortsetzung folgt.)

Die Gastfreunde.

(Fortsetzung.)

Der Major seinerseits befahl den Salamander zu satteln und ritt weg, ohne zu hinterlassen, wohin und auf wie lange. — Seine plötzliche Entfernung kränkte den Freund, der, wenn gleich von den Schlingen der Gattin umgarnt und von ihren Reizen verblendet, die grundehrlichste Seele von der Welt war. Er machte daher, ungeachtet der Versöhnung, seiner Elise nicht das freundlichste Gesicht. Die junge Frau, die ihre Saat reifen sah, ließ ihn den halben Tag hindurch schlendern und brummen, wie er wollte, und war unerschütterlich in ihrer guten Laune, sanft und dienstfertig, wie Emil es liebte. Kein vorschnell Wort entschlüpfte ihr, und als sie am Nachmittag bemerkte, daß Emil mürbe und seines Schmollens satt geworden, beschloß sie, ihrem Ziel einen guten Schritt näher zu rücken. — Sie saßen unter dem traulichen Dache des Portikus, das Kind spielte zu ihren Füßen. Schon waren die Bäume längere Schatten. Es war um die Zeit des Tags, da dem Menschen Herz und Phantasie aufgeht. Emil betrachtete nicht selten wohlgefällig, wenn gleich verstohlen, Elisens schönes, vom Rosenschimmer des Abends verklärtes Antlitz. Da begann sie, von ihrer Arbeit aufblickend und den seienden Gatten ansprechend: „Des guten Majors Abwesenheit verursacht dir wohl Langeweile, bester Emil?“ — „Sie ist mir nicht angenehm; du kannst dir's einbilden.“ — „Was er nur heute haben mag, daß er fortritt, ohne ein Wort an dich zu hinterlassen?“ — „Ich weiß es, ohne daß er mir's gesagt hätte. Deiner übeln Laune geht er aus dem Wege.“ — „Hm! sollst du aber unter meinen Uebereilungen leiden, bester Mann? Er kränkt dich mehr als mich. Du hast in deinem Herzen Platz für mich und den Freund; das meinige jedoch erfüllst du ganz allein.“

Faltenan schaute hoch auf. Er war dergleichen zierliche Redensarten von Elise wenig mehr gewohnt. Freundlich lächelnd umschlang er sie, die sich gehörig mit Lektüre vorbereitet hatte, und erwiderte: „Du beglückst mich sehr, Elise, mit dieser Versicherung. Glaube aber nicht weniger von mir: mein Herz ist nur dein. Ein ganz anderes Gefühl verbindet mich mit dem Freund.“ — „Du täuschest dich, Emil, doch bescheide ich mich. Ich schmeichle mir, zu deinem Glück nothwendig zu seyn. Du könntest meiner eben so wenig entbehren, als Norberts.“ — „Welche

Digitized by Google

Zusammenstellung! Bist du nicht mein Weib, mein geliebtes Weib?“ — „Ich bin nicht so eitel, um zu glauben, daß ich deinem Verstande genüge. Dort ersetze mich der Freund, und ich ertrage gern die Nothwendigkeit, meinen Emil mit ihm theilen zu müssen.“ Sie wendete sich mit einem Seufzer ab, blinzelte in's Abendroth, daß ihr Auge glänzte, wie von einer Thräne, warf dann die Seide, die sie zupfte, hin und riß leidenschaftlich das Kind in ihre Arme. „Komm, du liebes Wesen!“ rief sie, „ich konnte dich vergessen einen Augenblick? dich, meinen Trost?“ — „Bedarfst du denn des Trostes?“ fragte Emil bewegt. — Wie durch Thränen lächelnd, antwortete Elise: „Wie, du sagst! Wer ersetzte mir deine Stelle, wann du auswärts bist? wer zeigte mir dein Antlitz, wann du dich finster von mir kehrst, wenn nicht diese Unschuldige, dein überraschend ähnliches Ebenbild?“ — „Ich will nicht von dir mich wenden, will dich nicht mehr einsam lassen; ich verspreche dir's,“ betheuerte Emil mit wachsender Rührung: „mache mich nicht eifersüchtig auf die Kleine.“

Erste, stumme Umarmung. — „Wenn uns Norbert sähe, jetzt, gerade so, wie wir standen, da er zu uns eintrat,“ hob Emil an, „seine üble Laune würde dem edelsten Mitgefühl Platz machen.“ — „Glaubst du, mein geliebter Mann? Du magst Recht haben; ich kenne die Welt nicht, vor allem nicht die Männer; dich selbst noch nicht aus dem Grunde, du loser Schelm! doch traue ich den Verehlichten, die für Weib und Kind zu sorgen haben, mehr Gefühl zu, als den Hagestolzen. Die meisten sind grämliche Sonderlinge, eigensüchtige Menschen, die nicht lieben, die nur hassen, die nicht trösten, die nur verwunden. Möglich, daß Norbert nicht gerade der Schlimmsten einer ist; aber seine Launen hat er, seine wunderlichen, schwer zu ertragenden Launen.“ — „Woher weißt du das?“ — „Ich will nicht davon reden, daß er oft mit mir barsch thut, daß er nicht selten auf eine beißende Art scherzt, die mir stets als wie auf meine Person gemünzt vorkömmt; ich will auch übersehen, daß er dich recht oft kranisirt, seine Ansichten, seinen Willen dir aufdringend, dich so zu sagen zwingend, zu thun, was dir widerstrebt. Das mag sich von euerm frühern Soldatenstand herschreiben; das geht mich nichts an, wenn es mich gleich als die Frau eines selbstständigen Mannes kränkt; ich will nur von den Klagen reden, die alle Dienstboten über ihn führen. „Willst du denen den Herrn recht, so frag' nur seine Magd und Knecht“ heißt es im Sprichwort. Dem Major kann man mit dem besten Willen nichts recht machen. Er ist krittlich, pedantisch, aufbrausend, unhöflich mit den Domestiken, und gibt ihnen die und da, sobald sie etwas versehen, mittelbare Aufträge an die Herrschaft auszurichten, die nicht fein klingen. Ich habe dir bisher all dieses verschwiegen, und bitte dich auch — es war unrecht, daß ich es heranschwatzte — seinen Gebrauch davon zu machen. Ich hätte vor unserm sonst so lieben Gast keine Ruhe mehr, weil er nichts vergißt, sondern alles nachträgt, was du nicht läugnen wirst.“ — „Wohl wahr,“ sprach Emil zögernd und nachdenklich, „daß Norbert ein eigenthümlicher Mensch ist; diese alle haben besondere Launen. Auch kenne ich seinen Jähzorn, er ist aber der beste Mann. Als einem solchen, als meinem besten Freund, als einem von Wunden und Schicksalen schwer heimgesuchten Offizier sollte ihm billige Rücksicht und Ehrfurcht und Gehorsam gegönnt werden, meine ich.“ — „O, wie gern stimme ich mit dir ein, guter Emil! doch bin ich stets in Angst, um seinetwillen meine besten Dienstleute zu verlieren. Ich nehme nichts übel, wie du weißt; nicht einmal, daß er unsere kleine Lina, die obendrein sein Pathchen ist, seit kurzer Zeit sehr zurückstoßend behandelt. Der Mann hat Grillen, und obschon bei reifen Jahren, kein weiblich Herz, das für ihn schlüge, kein Wesen, das ihn liebte um seinetwillen, das ihn pflegte um der Liebe willen! Das ist ein Unglück; gelt Emil! du ahnest dieses Unglück?“ — „Elise! du Engel! Ich Glücklicher!“

Zweite stumme und lange Umarmung. — Elise spielte mit den Locken Emils. Diese magnetische Manipulation stimmte ihn noch weicher und hingebender. Elise sagte mit gedämpfter Stimme: „Du kannst so lieb seyn, Emil, wenn du nur willst — wenn nur nichts Fremdes dich von mir drängt. Wir waren vor Kurzem noch so ungestört zufrieden. Wie freue ich mich, heute einmal nach so langer Zeit den ganzen Abend mit dir zuzubringen! Heute wird gottlob der garstige Major dich mir nicht entführen! Was sag' ich aber da? der liebe Major! ist er denn nicht fortgegangen, um dich mir zu überlassen? muß ich ihm nicht danken?“

Dritte lange, seelenvolle Umarmung. — „Komm, Paulinchen, sey hübsch artig, mein Püppchen! Laß uns Alles aufbieten, des Vaters Stirne zu erheitern und ihm den Freund wenigstens für heute zu ersetzen.“ — „Papa! Papa!“ — „Ach, Elise! du geliebte Lina! Es ist nichts auf der Welt, das ihr mir nicht doppelt zu ersetzen vermöchtet!“ — „Du scherzest. Du sagst, was du nicht denkst.“ — „Wenn ich dir schwöre —“ — „Du belügst dich selbst, Emil. Wenn wir dir Alles wären, warum verließest du uns so oft und gingest weit weg mit deinem Freunde?“ — „Sein Wunsch — wenn ich ihn auch manchmal ungern erfülle — die Pflicht des Gastfreundes —“ — „Das ließe ich gelten, wenn nur von einer Woche, von einem Monat der Gastfreundschaft die Rede wäre; aber du wünschest ja, den Major für immer hier zu fesseln?“ — Schon wieder seufzte Elise, und fuhr mit der Hand über beide Augen, und strich sich die Stirne glatt. — „Es

Digitized by Google

war freilich — es war mein Wunsch," sagte Emil stockend und küßte der Versucherin Hände.

(Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Breslau, Februar.

(Fortsetzung.)

Neue Bauten und Anlagen. Oeffentliches und kirchliches Leben.

Der Verschönerungstrieb der Hauptstadt schafft fortwährend Neues, und die Commune dringt manche Opfer, die Bausünden der Vorzeit zu versöhnen, sorgt aber auch mit schöner Pietät dafür, die großartigen gothischen Denkmale, an denen die Stadt reich ist, von allem verunzierenden, unsgebührlichen Beiwerk zu befreien, das die Mitwelt der Jahrhunderte aufgeschichtet. Das Beispiel der Metropole wirkt auch auf die Provinzialstädte, und in einem Liegnitzer Lokalblatte las man den Vorschlag, einen Aktienverein für Verschönerungen in jener Stadt zu gründen. Eine der wesentlichsten wäre zunächst, den Anblick der Bettelei zu beseitigen; vielleicht, indem man eine Einrichtung des Oberpräsidenten der Provinz Preußen nachahmte, der eine Menge Arme, zu dem niedrigen Pflegegelde von zwölf bis fünfzehn Thalern jährlich für die Person, bei den masurischen Bauern des wenig bevölkerten Kreises Olezko unterbringen läßt.

Wir haben jetzt in Schlesien ein Zillerthal, wie die Tyroler; denn so heißt die Kolonie der ausgewanderten Zillerthaler, welche durch die Huld unsers Königs in seiner Dos maine Erdmannsdorf Aufnahme fanden, wo ebenso wie auf den Herrschaften Kamenz und Seitendorf großartige Schöpfungen in's Leben treten; dort durch den König selbst, hier durch den Prinzen Albrecht von Preußen und seine Gemahlin. Die ganze Tyrolercolonie, von Erdmannsdorf bis Seidorf, am Fuß des Hochgebirges, macht durch ihre stattlichen isolirten Häuser, wie durch deren innere Einrichtung, einen eigenthümlichen Eindruck auf den Reisenden. Der Tyroler Landwirth, im Gegensatz zu unsern Wirthschaften, richtet mit all seiner beweglichen Habe, Vieh und Nothdurft, sein Leben unter einem einzigen Dache ein, ganz wie in Polen, nur mit dem Unterschiede — der Reinlichkeit. Am 17. Dezember fand die feierliche Einweihung der von dem König neu begründeten Schule Statt, in Gegenwart des von ihm verordneten Tyrolercomitös.

Außer Erdmannsdorf und Kamenz, dem ehemaligen prächtigen Cisterzienserkloster, ist noch das Schloß Matzdorf bei Löhn (zwei Meilen von Hirschberg) ein Punkt, der in die Reihe der großartigsten Anlagen in unserem Gebirge gehört. Der Besitzer, Roland aus Löwenberg, hat hier mit großen Kosten einen höchst anmuthigen und imposanten Lustsitz erbauen lassen, und der Park daneben wird von einem Gärtner des Fürsten Pückler auf wahrhaft bezaubernde Weise angelegt. Die Umgebungen sind reizend und unterstützen nah und fern die rege bildende Hand der Kunst. So ist z. B. ein Grund vorhanden, der dem vielgerühmten zu Fürstenstein nichts nachgeben soll. Das schlesische Gebirge stellt dem Auge des Reisenden jetzt einen Kranz schöner Lustsitze dar; es scheint überhaupt eine neue Epoche für teutonische Aesthetik in Schlesien zu beginnen, meist durch fürstliche Hände heraufgeführt, und mit dem Selbstzweck des Schönen verbinden sich dabei von selbst eine Reihe segenvoller Nebenzwecke in der hiesigen Betriebsamkeit. Auch der herrliche Park zu Dyhernfurt, die Schöpfung des edeln Ministers Grafen Hoym, soll durch den jetzigen Besitzer, General von Strang, Gemahl der Prinzessin Biron von Kurland, künftig neue Anlagen und nöthig gewordene Restaurationen erhalten, wie ich höre. Möchte nur das schöne Vermächtniß des Fürsten Hohenlohe-Ingelfingen, der Park zu Schemnitz, einer der schönsten Gesellschaftsplätze Breslaus, von den Privatbänden, in denen er sich jetzt befindet, nicht gar zu stiefväterlich behandelt werden; wir wollten die Kunstüberlassungen aus jener Zeit, wo der liberale Fürst für Schlesiens Hauptstadt die großartigsten Opfer machte, und seit der wir so zu sagen die Linie passirt sind, darin gern verwissen. Bis auf die Trajansäule mit dem Standbilde Friedrich Wilhelms II. von Holz und ein paar verfallenden Tempeln ist nichts mehr vorhanden. Die Reiterstatue des großen Friedrichs, in klägtichem Zustande, steht in einem Küchengarten und Sperlinge nisten darin, ohne allen Respekt vor der preußischen Geschichte.

Das schlesische Municipalwesen entwickelt sich immer erfreulicher in dem Prinzip der Oeffentlichkeit. Die meisten Städte geben in Zeitungen und Zeitschriften eine Darlegung ihres Stadthaushaltes, und der von Frankenstein wird als der wohlgeordnetste gerühmt. Ebenso erwähnenswerth sind die Vorsichtsrathe echter Humanität, wie sie sich fast überall in Schlesien durch die Gründung von Kinderbewahranstalten, Bürgerrettungsinstituten, Gewerbschulen, Leichenhäusern, Frauens und selbst Mäßigkeitsvereinen ꝛc. vielfeitig manifestiren. Die Industrie greift immer mehr zum Dampf, die Oekonomie berücksichtigt Baumkultur, Bienenzucht und Seidenbau, und es ist nicht zu verkennen, wie auf dies manchfache Streben die „Schlesische Chronik" als Organ für das Gesammtinteresse der Provinz fördernd wirkt, nächst ihr die beiden Zeitungen, die ihre Tendenzen nun als echte Spiegel der Gegenwart wahrhaft erfüllen, während sie früher in sehr indifferenter Einseitigkeit beharrten. Wie erneuerungt dabei der wahre christliche Geist zwischen den beiden herrschenden Confessionsparteien im Allgemeinen walte, bethätigt sich durch mancherlei neue Beispiele. So ward vor Jahren in dem Badort Altwasser ein Simultanschulhaus erbaut, und nur eine dünne Wand trennte die Kinder der verschiedenen Confessionen. Die jetzigen Lehrer wurden Freunde und ließen auf ihre Kosten die Scheidewand durchbrechen, die das bezeichnete, was Tiber und Elbe geschieden. Das Eine Haus ward nun auch Eine Schule und Wohnung; nichts störte bisher die Harmonie der wackern Männer. Einig in der Hauptsache, achtet Jeder der andern Lehre Kirchentum, und die Schüler rechts, die Schüler links wachen in gleicher Liebe, wie sie an den Lehrern sehen, in's Leben heranz, nichts ahnend von dem, was die heutigen kirchlichen Wirren veranlaßte. Um so widerlicher erscheint die Proselytenmacherei, wie jüngst die „Schlesische Kirchenzeitung" sie erzählte. In der ganz katholischen Gegend von Langwasser und Reichenstein soll ein dem Anschein nach nicht ungebildeter Mann über die Felder gegangen seyn, und die Hirtenkinder mit Traktätchen aus dem Hamburger Vereine beschenkt haben, so daß ein katholischer Geistlicher sich veranlaßt sah, dagegen ernstlich aufzutreten.

(Fortsetzung folgt.)

Beilage: Intelligenzblatt Nr. 6.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

№ 60.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Montag, den 11. März 1839.

— Des Reimes schmetternder Trommelschlag,
Was sagt uns sein Gewirbel,
Lermend und lermend mit Gleichgetöne?
Klopstock.

Glosse.

Viele Spiele darfst du feiern,
Darfst dich necken mit dem Reim,
Dies nur sag' ich im Geheim:
Dichter, tanze nicht auf Eiern!

Dieses Lebens Ernst zu stören,
Trat die Poesie hinein,
Um ein Lächeln selbst zu seyn;
Unsre Tage zu verklären,
Sollte sie uns lächeln lehren;
Wo kein Wunder ist geschehen,
Ist kein Glücklicher zu sehen. *
Um ein Lächeln zu entschleiern,
Müssen Spiele wir begehen:
Viele Spiele darfst du feiern.

Sitze stets auf meinen Händen,
Reim, du prächt'ger Dichterfalk.
Doch in Lüften schwebt der Schalk,
Und die Zeile will nicht enden,
Die wir auf dem Ambos wenden;
Faß' ihn an dem bunten Flügel,
Blend' ihn mit dem Zauberspiegel;
Fang' mit Honig ihn und Leim,
Wirf ihm über'n Hals den Zügel:
Darfst dich necken mit dem Reim.

Zu der Schaar von jungen Rossen,
Wildgewöhnt in Wüstenei,
Schleichet der Tartar herbei,
Und die Schlinge kommt geschossen,
Sitzt dem Huf wie angegossen:
Hinkend kommt das Roß gegangen.
So wird auch der Reim gefangen;
Ach, wie hinket oft der Reim!
Beisset grimmig in die Stangen:
Dieses sag' ich im Geheim.

Aber bändigst du die Reime:
Mäßig bleib' in ihrer Zahl,
Folge du Apollo's Wahl,
Denn er lenket nur vier Zäume
Durch die weiten Himmelsräume.
Stets auf einer Saite leiern
Macht die Reime gern zu Schreiern,
Und der schwerste Gaukeltanz
Bringt doch keinen Lorbeerkranz:
Dichter, tanze nicht auf Eiern

A. v. Maltitz.

* Schiller: Wo kein Wunder geschieht, ist kein Beglückter zu seh'n.

Digitized by Google

Die Gastfreunde.

(Fortsetzung.)

Elise lächelte, indem sie hinwarf: „Wir wünschen heute, was uns morgen leid thut. Nicht die Stirn gerunzelt, Männchen! Ich meine nicht dich, sondern den Major selber. Gib Acht, er bleibt dir nicht, er verläßt dich nächstens. Ich will ihn darum nicht schelten. Nicht, als ob ich das Geringste gegen ihn hätte! Nein, er ist mir lieb, weil du ihn liebst, und du weist, daß ich ihm thue, was ihm an den Augen abzusehen ist. — Allein die Unstetigkeit seines Charakters und Lebens wird ihn nicht bei uns dulden. Ich verarge es ihm nicht, daß er so oft sich von uns entfernt und dich zu verlocken sucht. Was soll er, der Einsame, bei dem Schauspiel unseres Glücks? Nein, er ist nicht an seinem Platze, unsere Zärtlichkeit muß ihn unsanft berühren; sogar die heilige Liebe zu unserem Kinde muß ihn auf die Länge ärgern, ihn, der nicht Gatte, nicht Vater ist. Es war grausam von dir, ihn zu einer Tafel zu laden, die keine Erquickung für ihn darbietet, recht grausam. — Nicht wahr, mein Herz?"

Vierte und längste Umarmung. — Mit ihren Romanbrocken zu Ende, aber auch mit ihrem Werke beinahe zu Stande, wußte nun Elise, ihr alltägliches Deutsch zu Markte tragend, liebend, küssend dem Gatten das Versprechen abzugewinnen, daß er den Major nicht zurückhalten wolle, wenn derselbe einst von Falkenau zu scheiden begehren sollte. Triumphirend verließ sie den, wie betäubt Zurückbleibenden. „Wir haben's gewonnen, Lina," flüsterte sie dem Kinde in's Ohr und brüstete sich vor dem Spiegel. Da hörte sie ein Pferd traben. Sie sah, wie des Majors Bedienter den Salamander auf dem Hofe hin und her führte. Ein Dolch ging durch ihr Herz. Sie rief aus dem Fenster: „Der Herr Major zurück?" — „Schon lange," antwortete Elias; „der gnädige Herr haben mir beim Schlagbaum den Gaul übergeben und sind längst zu Fuß hereingekommen." — „Freut mich von Herzen!" — „Abscheulich!" zürnte sie, nachdem sie das Fenster verschlossen; „muß er gerade jezt erscheinen, um mir einen Querstrich zu machen?" Sie wußte nicht, daß das Schicksal willens war, sie durch kurzes Leid zur dauernden Freude zu führen. Daher erstarrte sie beinahe vor Verdruß und Zorn, als Emil in starker Bewegung zu ihr eintrat, seinen Hut nahm und eilfertig sagte: „Ich weiß nicht, was mit Norbert vorgegangen ist. Er scheint außer sich und ladet mich ein, mit ihm nach dem Forsthause zu gehen. Ich muß dich auf ein paar Stunden verlassen." — „Wie, jezt? am dunkeln Abend? Mein Gott und Herr! Das ist zu arg! Wozu wird dich noch der Störefried vermögen!" — „Ich muß doch wissen —" — „Kaum ist der Unglücksmensch im Hause, so geht auch schon der Kummer wieder an!" schluchzte Elise; „du versprachst mir doch so heilig —! — aber was sind deine Versprechungen? Der Verführer darf nur winken und du folgst ihm." — „Elise, ich schwöre dir —" — „Laß mich! du hast mir schon heiligere Eide gebrochen!" — „Elise, wie kannst du —?" Die Erschütterung Falkenaus benutzend, versezte sich Elise in Wuth; „die Gegenwart jenes Mannes hat uns Alle elend gemacht!" rief sie heulend. „Komm, Lina, komm, wir wollen vor dem fliehen, der uns nichts mehr seyn will, um nur dem Verführer zu gehorchen!" Sie raffte das Kind auf, floh in's Nebenzimmer und schlug die Thüre heftig zu. Darob ergrimmt, verließ Emil mit demselben Getöse den Salon. — Erbost über den ungewohnten Trotz des Mannes, eilte ihm Elise nach, riß die Saalthüre auf und schrie hinaus, ohne sich von der zusammenlaufenden Dienerschaft und dem herbeikommenden Major irre machen zu lassen: „Geh hin, geh hin, du undankbarer Mann, du gewissenloser Vater! geh! und laß dich nicht mehr vor mir sehen!" Dann krachte die Thüre wieder zu und die Tragödie hatte ein Ende.

Der Major zog Emil mit sich fort, und nachdem sie in den Park gekommen waren, sprach er zum Freunde mit aufgeregter Stimme: „Gott behüte einen Jeden vor einem falschen, unsinnigen Weibe! Jezt seh ich ein, warum der gute Albrecht Dürer lieber eine freundliche Bubin zum Weibe gehabt hätte, als eine tugendhafte Frau, die ihn zum Tode peinigte. Vergib mir, daß ich dich dieser Furienscene aussezte. Wozu kann uns eines Weibes Unverstand nicht verleiten? Was ich heute Morgen noch an Elise verachtete, hab' ich heut Abend selbst gethan. Einsam zu Fuß zurückkehrend, hörte ich euch zusammen reden, meinen Namen nennen, und der Satan hat mich geplagt, daß ich horchte. O der Schande! aber ich kenne nun meinen Freund durch und durch und bin froh, mir heute schon ein Asyl vor seinen Ränken bereitet zu haben. Es war ein thörichter Gedanke von mir, dir Alles, fern von deinem Hause, in weitläufiger Unterredung auseinander setzen zu wollen. Es genügt vollkommen, wenn ich dir gestehe, daß ich euch behorcht habe und daß ich nicht eine Nacht länger unter deinem Dache bleiben will. Leb wohl, leb wohl, ich bin zu sehr gekränkt, als daß ich noch, nachdem sie deine Ehre vor dem Diensvolke preisgegeben, viele Worte machen könnte. Sag' ihr, sie solle getrost seyn, ich würde sie nie mehr belästigen; sag' ihr, daß ich ihr verzeihe um deinet- und um ihres Unverstandes willen. Schicke mir meine Bagage nach. Ich will's vor der Hand bei Auerbachs versuchen. Er erwartet mich mit offenen Armen, und seine Frau ist wenigstens ehrlich genug, mir vorauszusagen, daß es mir nicht lange bei ihnen behagen werde. Es soll auch nur eine kurze Station seyn,

Digitized by Google

so Gott will. Ich werde noch ein Plätzchen finden, wo ich mein Haupt ruhig und ohne verrathen und verkauft zu seyn, auf's Kissen legen kann. Adieu, Bruder! Ich grolle dir nicht und werde von mir hören lassen. Adieu noch einmal und kein Wort mehr! Du hast deiner Elise geschworen, mich nicht zurückzuhalten; erfülle dein Versprechen und leb' wohl!"

Der arme Gastfreund Emil war zermalmt, als wäre er zwischen ein paar treibende Mühlsteine gefallen. Die Donnerworte des entzweiten Majors klangen unaufhaltsam in seinen Ohren, und dem Donnerwetter, das ihm Elise bereitet hatte, konnte er nicht ausweichen. Da er jedoch allein in's Haus zurückkam, da der unschuldige Asmodi definitiv aus dem Felde geschlagen war, ließ die Zürnende Gnade für Recht ergehen.

* Die Gastfreunde sind eine Episode aus einem noch uns vollendeten Romane Spindlers. Dem „Gastfreunde in Falkenau" werden wir in wenigen Tagen die Fortsetzung und den Pendant im „Gastfreund in Hirlingen" folgen lassen.
A. d. Red.

Der deutsche Renegat im Dienste Abd-el-Kaders.

(Fortsetzung.)

Die Begriffe, die sie sich vom Paradiese machen, sind kurz zusammengefaßt folgende: Wenn die Seele des Verstorbenen in der andern Welt ankommt, so führt man sie vor den Richterstuhl Gottes. Dieser sitzt unter einem prächtigen Zelte, Sidi Mohammed zu seiner Linken. Allah legt in eine Wagschaale, die der Prophet hält, die guten und bösen Handlungen der Verblichenen. Will nun der Wagehalter diesem wohl, so drückt er etwas auf die Schale, welche die guten Werke enthält, damit die der schlechten nicht zu tief sinke. Gott, vermöge seiner Allwissenheit, sieht es, thut aber, als ob er es nicht bemerkte, und läßt den Propheten schalten. Der Gläubige, würdig befunden, in's Paradies einzugehen, wird nun nach seinem Zelte geführt, wo er sein Roß und seine Waffen wieder findet. Unter dem Zelte ruht er auf prächtigen Kissen und die himmlischen Huris bringen ihm köstliche Getränke und Speisen. Die Zelte sind weiß, wie Lilien, und in üppigen, von schönen Bergen umgebenen Thälern aufgeschlagen, wo Milch und Honig fließt. Die kühlen Oasen und die Berge wimmeln von allerlei Wild, und um der Jagdlust zu fröhnen, fehlt es dem seligen Muselmanne niemals an Pulver. So schwimmt der unsterbliche Gläubige in einem unerschöpflichen Strome himmlischer Genüsse. Wie ihr Eden, so haben sie aber auch ihre Hölle. Erscheint ein Muselmann vor dem Throne des Richters, dessen Schale, in welche Allah die bösen Handlungen legt, zu tief sinkt, so wendet sich Mohammed hinweg und überläßt den Uebelthäter der Strenge des erzürnten Gottes. Dieser verurtheilt ihn zu den Qualen der Hölle, wo er sich mitten unter Christen und Juden in einer Art Ofen befindet, welcher mit Kohlen geheizt wird. Gemartert sowohl durch die schlechte Gesellschaft wie durch körperliche Schmerzen, ruft die Seele hier unaufhörlich die Glaubensformel. Endlich erscheinen die Diener, welche das Feuer unterhalten, und hören mit Entsetzen einen Gläubigen unter den Verworfenen; mitleidig sich nahend, fragen sie den unglücklichen Glaubensgenossen nach der Ursache seiner Verbannung aus dem Paradiese, nach seinem Namen und dem seiner Familie. Hierauf begeben sie sich zu Letzterer in die paradiesischen Gefilde und vermögen ihre durch rührende Vorstellungen von dem Elende ihres Verwandten, sich beim Propheten für den Verurtheilten zu verwenden. Sidi Mohammed empfängt dergleichen Fürbitten mit Freundlichkeit und Milde. Gerührt von dem Elende eines Muselmannes, begibt sich der Prophet als Fürsprecher nach dem Zelte Allahs. Dieser erwidert ihm auf sein Gesuch: ich habe dir die Macht gegeben zu lösen und zu binden, du hast die Schlüssel des Paradieses und der Hölle, geh' und erlöse den Verdammten. Hierauf schickt Sidi Mohammed die Ordre nach dem Tartarus, den begnadigten Sünder zu erlösen. Geschwärzt durch den Kohlendampf, kann dieser nicht sogleich in's Paradies eingeführt werden. Huris werden gerufen, um ihn mit köstlichen Oelen und Salben zu waschen und lindernden Balsam in seine Wunden zu träufeln. Um ihn aber von den Uebrigen zu unterscheiden, behält er an jedem Ohrläppchen einen schwarzen Fleck. — Dies sind im Allgemeinen ihre Begriffe vom Jenseits, die noch unerschütterlich fest in ihren Herzen haften.

Die Ueberzeugung, daß keiner meiner umfassenden Plane unter diesen Menschen je in Ausführung kommen werde, wurde mit jedem Tag lebhafter in mir, und nach und nach reifte der Entschluß in meiner Seele, die erste Gelegenheit zu benutzen, um in den Schoos der Cultur zurückzukehren. Entschlossen trat ich eines Morgens in das Zelt des Chalifen und bat ihn um die Erlaubniß, zu meinem Pflegevater Haidich Mustapha zurückkehren zu dürfen. Er willigte augenblicklich ein. Den folgenden Morgen sagte ich meinem treuen Freunde Abdallah, der meine Absichten kannte, Lebewohl, und begab mich auf den Weg nach Mascara. Dort angelangt, erfuhr ich, daß der Chalifa vor zwei Tagen mit seinen Truppen aufgebrochen sey, um wie Sidi Bukammedi den Tribut

Digitized by Google

zu erheben. Ich begab mich heimlich zum französischen Konsul und unterrichtete diesen von meinem Entschlusse, die Dienste Abd-el-Kaders zu verlassen. Er billigte ihn natürlich, wollte aber oder konnte mir keine hülfreiche Hand leisten. Er versicherte, mit Spionen umgeben zu seyn und nichts unternehmen zu können, ohne von den mißtrauischen Arabern auf's Aufmerksamste beobachtet zu werden. — Zwei Tage später reiste ich von Mascara ab, um mich zu Haidsch Mustapha nach dem vierzehn Stunden entfernten Lager zu begeben. Mein Pflegevater empfing mich mit unverstellter Herzlichkeit. Dieser liebevolle Empfang, so tief er mich rührte, konnte indessen meinen Entschluß nicht erschüttern. Im Lager bei Tlemcen hatte ich durch einen Courier des Haidsch-el-Habib die Nachricht erhalten, daß ein Wechsel für mich in Oran angekommen sey, den ich aber nur persönlich ausbezahlt erhalten könne. Ich ergriff diese Gelegenheit und bat Sidi Mustapha um Urlaub, um nach Oran zu gehen. „Mein Sohn," erwiderte er, „deine Bitte kann ich dir nicht gewähren. In Oran könnten dich die Christen festnehmen und dich wieder zu einem Ungläubigen machen, und wie sollte ich dies künftig vor dem Richterstuhle Allahs verantworten? Uebrigens hast du dies Geld nicht nöthig, ich bin reich genug, um dir Alles, was du brauchst, zu liefern." Mit diesen Worten überreichte er mir eine Börse mit zwanzig spanischen Thalern. — Ich mußte somit auf andere Mittel sinnen.

Das Lager war zu dieser Zeit in einem schönen Thale an den Ufern des Oued Mina, eines schmalen Flusses, welcher in der Nähe von Tekedempt entspringt und sich in den Chelif ergißt. Die Ebene des Oued Mina ist fruchtbar und gut bebaut.

(Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Breslau, Februar.

(Fortsetzung.)

Die Sudeten. Wintersaison in Gräfenberg.

Aus dem Hochgebirge meldet man, daß der winterliche Besuch diesmal besonders stark sey, und daß fast keine Woche vergehe, wo die Riesenkoppe (gegen 5000 Fuß Seehöhe) nicht bestiegen werde. Als wären die Sudeten, dieser mächtigste Gebirgszug Mittel- und Norddeutschlands, ein unbekanntes Dorf in Sibirien, so begegnete es vor Kurzem einem französischen Referenten für Londons bekanntes „Magazine of natural history and geography," daß er in einem Auszuge aus der deutschen Abhandlung des Dr. Gloger hierselbst, über die Säugethiere und Vögel des Riesengebirges, aus den Sudeten ohne Weiteres Schweden gemacht hat. Als Druckfehler ist der Schnitzer ein wenig unwahrscheinlich, und hätte doch wohl eine Berichtigung erfahren, stände die britische Geographie mit Schlesien und den Sudeten nicht offenbar auf sehr vornehmem Fuße. Nicht übel war es auch vor einigen Jahren, als ebenfalls eine englische Zeitung den urdeutschen Badort Pyrmont, nahe dem Schauplatze der welthistorischen Hermannsschlacht, keck und leicht nach Südfrankreich, in das Departement der Unterpyrenäen versetzte. Was die französischen Zeitungen in geographischer Treue bisweilen leisten, ist bekannt genug, um sprichwörtlich zu werden. Der „Messager des Chambres" schrieb sogar einmal: „Schlesien ist die bedeutendste Stadt der preußischen Provinz Breslau." Und was will das demnach sagen, wenn vor nicht gar langer Zeit ein Berliner Literat, der überall für einen geistreichen Mann galt, versicherte: die Grafschaft Glaz sey heut noch zum größten Theil von Kalixtinern und Taboriten bevölkert? Auf welche schreckliche Unwissenheit läßt dies im Allgemeinen schließen, wenn selbst Gelehrte manchen interessanten Theil der Monarchie, in der sie leben, nicht viel besser kennen, als die Eisfelder Grönlands! Die Grafschaft Glaz, dieser herrliche Bergkessel, in welchen der Wartthapaß als ein schlesischer Thermopylä führt, hat überhaupt das tragische Schicksal, von vielen deutschen Geographen sehr schlecht gekannt zu seyn, und selbst Kannabich gehört zu ihnen. Nach und mit ihm entnahmen ohne weitere kritische Untersuchung gewisse Encyklopädien und Pfenningmagazine aus Johann Hübners bekanntem Lexikon von 1759 die veralteten und zum Theil unrichtig gewordenen Angaben. Und doch ist die ehemalige Grafschaft in jeder Beziehung mehr, oder doch eben so interessant als der allen Winkeln nach durchkrochene und beschriebene Harz. — Möchten die lieben Engländer ihre Continentalreisen nur künftig en masse bis zu uns erstrecken, wie dies bisher nur von einzelnen gleich weißen Sperlingen geschehen. Wir haben eine große schöne Natur, eine wahrhaft nordische Schweiz; denn fehlen unserem Riesengebirge auch noch 12 — 1400 Fuß bis zur Linie des ewigen Schnees, so gibt doch die nördliche Lage, außer den Gletschern und eigenthümlichen Bergformationen der wirklichen Schweiz, schon eine vollkommene Alpennatur. Schade nur, daß unsere Schweiz durch ihre theilweise Unwirthlichkeit noch so sehr an die Nähe des Sarmatenlebens erinnert, d. h. in der Einfachheit, keineswegs im Schmutz, worin der Jude, der polnische Wirthshausinhaber, mit dem Polen wetteifert. Die ewigen Fastenspeisen in den Bandenwirthschaften des Hochgebirges werden einer gründlichen Fleischnatur zuletzt äußerst lästig. Einer Negerin, Kinderwärterin bei einem englischen Gesandtschaftssekretär, der die Sudeten bereiste, waren unsere Taglöhner und Bergleute in der Arbeit die wichtigsten Gegenstände der Verwunderung. Sie fragte dabei, warum diese Sklaven, wofür sie die Leute hielt, es in jeder Art schlimmer, als die Schwarzen in ihrem Lande hätten? Es war ein übrigens ziemlich gebildetes Frauenzimmer von der Insel Sanct Thomas.

Die Wintersaison in Gräfenberg, die Priesnitz vorzugsweise empfiehlt, ist in diesem Jahre sehr en vogue. Als die bedeutendste Person, welche die für Damen immerhin heroische Kur brauchte, ward die Herzogin von Anhalt-Köthen genannt.

(Fortsetzung folgt.)

Beilage: Literaturblatt Nr. 26.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

№ 61.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Dienstag, den 12. März 1839.

Durch's Gewühle mit Müh', ein Ermattender, drängst du dich.
Aus Carossen und sonstigem Pferdegespann, wie schrei'n
Wagenlenker um dich! —

Platen.

Reise- und Lebensbilder.

Von Franz Freiherrn Gaudy.

VI.

Der Molo von Neapel.

Goethe sagte von Neapel: „Wenn ich Worte schreiben will, so stehen mir immer Bilder vor Augen, des fruchtbaren Landes, des freien Meeres, der duftenden Inseln, des rauchenden Berges, und mir fehlen die Organe, das Alles darzustellen.“ Und wenn der Meister sich überwunden erklärt, wenn er die harmonische Schönheit der ruhenden Natur schildern soll, so darf ich wohl ohne Schamröthe eingestehen, daß ich an die Lösung der Aufgabe, das wildbewegte Leben des wildbewegtesten Theils von Neapel in einen Rahmen zu fassen und das bunte, schillernde Bild dem geistigen Auge vorzuführen, nur mit Zagen gehe. Ich sehe die schmale Zunge des Molo, diese ewig rührige, bewegliche, tobende Zunge Neapels; das lärmende Gewühl des Volks, die bunten Trachten, die langen Reihen der ruhenden Schiffe, die dahin gleitenden Barken, die Frucht- und Blumenhaufen, Laien und Mönche, Städter und Matrosen, Soldaten und Landleute, die brüllenden Esel, die noch lauter kreischenden Verkäufer — Alles wirrt und wimmelt, wogt und fluthet durcheinander. Ordnung in diese chaotische Verwirrung zu bringen, wer wollte es wagen? Mir ist, als ob ich einen Schwarm tanzender Mücken zählen sollte. Zehnmal habe ich schon die Feder weggeworfen, und den Dämon, der mir die Kapitelüberschrift diktirte, der mich zur Beschreibung des Unbeschreiblichen anlockte, vermaledeit. Ergeht es mir doch wie Fanstens Pudel, als er leichtsinnig den Drudenfuß auf der Schwelle übersprang. Wo ich hineingeschlüpft, dort muß ich wieder hinaus. Die ersten Zeilen sind gesetzt und der Setzer will sich von dem Platt, zu dem ich mich durch den Titel verpflichtet, kein Komma abdingen lassen. — So mag er's denn. Ich werde kein Thor seyn und mich mit hyperboräischer Gewissenhaftigkeit abmühen, den wimmelnden Ameisenhaufen systematisch in Classen zu zerfällen, zu rubriziren. Hier gilt es, frisch in den vollen Haufen zu greifen, den ersten Besten zu haschen, mit zwei, drei Strichen flüchtig zu stiziren, den Gefangenen wieder loszugeben und den nächsten zu fassen. Pulce und Pulcinelle sind gleich schwierig zu fangen und festzuhalten.

Ich schlendere über den Largo del Castello und an der alten Veste vorüber, und lasse mich weder durch die lockenden Anschlagezettel des Teatro Fenice, noch von den wandhohen Schilderein, welche zu beiden Seiten des Teatro San Carlino hängen und die Scenen des

Digitized by Google

heutigen und morgenden Stücks in grellen Farben darstellen, verführen; ich schließe die Augen vor den Bildern des brennenden Troja, des Teufelsspucks, der Räubergefechte, die das kleine Theater Sebeto dekoriren, verstopfe die Ohren gegen die aus der Leinwandhulle näselnde Stimme Pulcinells, und schreite fest und unerschuttert an dem vor der Eingangsthür aufgestellten Concert, mit welchem Trompetenbläserin, Paukenschläger und Triangelklimperer zum Besuch der Bühne einladen, vorüber, dem Molo zu. Ich gebe es Jedem auf, die Wasser- und Feuerprobe siegreich zu bestehen, weder rechts noch links zu blicken, stehen zu bleiben, sich umgarnen zu lassen. Wer Neapel kennt, weiß, was es sagen will, unangefochten jene Region zu durchmessen, und daß es schlechterdings unmöglich sey, zehn Schritte zu machen, ohne wenigstens von eben so viel Fiakern und Calessaren zum Fahren aufgefordert zu werden.

Die Zahl der auf allen Plätzen, an jeder Straßenecke bereit stehenden Wagen und Wägelein, zwei- und vierrädriger, ein- wie zweispänniger, ist Legio. Tausende liefert die Hauptstadt allein, fast eben so viel die umliegenden Städte Portici, Resina, Torre del Greco, Puzzuoli. Nicht einer bleibt lange unbeschäftigt. Der Nordländer spottet anfänglich der Trägheit des Italieners, die einem zehn Minuten langen Wege nicht gewachsen ist, und trotzt auf sein rüstiges Fußgestell, auf die herrlichen Lavaplatten, welche das Pflaster bilden. Neapels Sonne weiß aber den guten Vorsatz des Zufußgehens wie so viele andere zu schmelzen; der Scirocco weht so lähmend, das Gedränge ist so lästig, der Kutscher redet so eindringlich zu, der Preis ist so niedrig gestellt. Ehe man sich's versieht, sitzt man bequem im Wägelein und fliegt durch das Gewirr der zur Linken und Rechten auseinanderstäubenden Fußgänger, und nur von der Furcht gequält, niemals das Ziel erreichen zu können, ohne ein halbes Dutzend von den Rädern zermalmt zu sehen. Unnöthige Sorge; die Gewandtheit des Neapolitaners im Ausweichen ist eben so groß als die Vorsicht des Kutschers, trotz dem, daß die italienische Kunst des Fahrens noch auf der niedrigsten Stufe steht; denn die Galeere ist die unvermeidliche Strafe für das Ueberfahren, und die Polizei wächst bei solchen Gelegenheiten gleichsam aus der Erde, um den Schuldigen vom Bock und in's Gefängniß zu werfen.

Du willst aber ausnahmsweise zu Fuß pilgern und wirfst beim ersten Anerbieten des Vetturin den Kopf etwas zurück, schließest die Augen und öffnest um ein Weniges den Mund, sagst also auf gut neapolitanisch: Nein! so bist du deßhalb der Dienstanerbietungen des dicht daneben stehenden Fuhrmanns noch keineswegs überhoben. Zehn, zwölf, so viel ihrer sind, rufen dich an; die Verschmähung des Vordermanns gilt dem Nachfolger nichts; jeder hegt die Ueberzeugung, daß du fahren müssest, daß er der von dir Begünstigte seyn werde. Von Weitem schon erhebt er als Einladung den Zeigefinger der rechten Hand gegen dich und beginnt, so wie du im Bereich seiner Stimme bist, mit immer kürzer werdenden Pausen seine Aufforderungen: 'Gnor'! (für Signore) — Musjuh! — Carozz' — Vettur' — volet? — andiam' — muni' (statt monte, wie der Vesuv par excellence benannt wird) — Portici — Castellamar'! — So geht es die ganze Reihe hinunter, und außer der Allocution des Rosselenkers wird dir noch deren vidimirte Copie von dessen dienstbarem Geist ausgefertigt.

(Fortsetzung folgt.)

Der deutsche Renegat im Dienste Abd-el-Kaders.

(Fortsetzung.)

Nachdem wir mehrere Tage in dieser herrlichen Gegend zugebracht, zogen wir nach den Ufern des Chelif. Dieser Fluß entspringt in den Bergen, südlich von Miliana, und wirft sich zwischen Arzew und dem Vorgebirge Tenez in das Meer. Er ist der größte Fluß der Berberei und bewässert uppige, sehr reich bebaute Gegenden. Nach einigen kleinen Seitenwanderungen nach Mazouna und weiter gegen Norden kamen wir, immer den Ufern des Chelif folgend, bis in die Nähe von Medeah, der damaligen Residenz Abd-el-Kaders. Das Lager des Sultans befand sich zwei Tagereisen von dieser Stadt, auf dem rechten Ufer des Chelif. Nachdem Haidsch Mustapha das seinige auf dem linken Ufer aufgeschlagen, versammelte er die Spahis und befahl ihnen, sich den andern Morgen bereit zu halten, um ihn nach dem Lager Abd-el-Kaders zu begleiten.

An der Spitze seiner Reiter, mit fliegenden Fahnen und unter dem Geräusche der ihn begleitenden Musik, betrat Mustapha die Feldresidenz seines Fursten. Vor dem Zelte desselben angekommen, stieg er vom Pferde und schritt dem Sitze zu, auf welchem Abd-el-Kader die Huldigung des Chalifen erwartete. Mustapha wollte ihm, der Sitte gemäß, die Hand kussen, aber der Sultan erhob sich und umarmte mit ungeheuchelter Herzlichkeit den Gatten seiner geliebten Schwester. Hierauf nahten alle Offiziere des Chalifen, um ihren Fursten zu begrußen. Als ich, das Knie beugend, die erlauchte Rechte ergriff und zu ihm aufschaute, begegnete ich seinem prüfenden, durchdringenden Blicke. In diesem lag ein Gemisch von Strenge und Sanftmuth, Stolz und Herablassung. Seine Lippen bewegten sich wie zu einer Frage, aber er schien die Ceremonie nicht unterbrechen zu wollen, und ich trat zurück, ohne ein Wort aus seinem Munde erhalten zu haben. Am Eingange des Zeltes stehend, bemerkte ich,

Digitized by Google

daß er, sobald er sich mit Mustapha und seinem Geheimschreiber allein befand, jenen nach mir fragte. Ein Wink dessel.ben bestätigte meine Vermuthung. Der Sultan wies mir herablassend einen Sitz ihm gegenüber an. Hierauf fragte er weitläuftig nach meinem Vaterlande und den bei uns herrschenden Gesetzen, Einrichtungen und Sitten. Obgleich er die Lage Deutschlands nicht genau zu kennen schien, so begriff er doch mit bewundernswürdiger Leichtigkeit die Zusammensetzung unserer Staatsmaschine. Er lieferte in dieser kurzen Unterhaltung die sprechendsten Beweise, daß sein Geist ihn weit über seine Landsleute erhebt.

Abd-el-Kader, obgleich klein, besitzt eine majestätische Haltung; der Umstand, daß er den Kopf etwas auf die linke Seite neigt, gibt dem stolzen Ausdruck seiner Haltung etwas Sanftes, Hingebendes. Er spricht mit hinreißender Beredtsamkeit die arabische Sprache in ihrer ganzen Reinheit. Sein Zelt ist dreißig Fuß lang und eilf Fuß hoch, ausgeschlagen mit feinem Tuch von verschiedenen Farben und verziert mit Arabesken und Halbmonden. Rings herum erblickt man Sittensprüche aus dem Koran. Ein weiterer Vorhang theilt dieses Zelt in zwei ungleiche Hälften; hinten in dem kleinern Theile steht sein Ruhebett, aus einigen Kissen und Decken bestehend. Eine Hinterthür dient seinen Sklaven zum Ein- und Ausgange und führt nach einem Zelte, wo Abd-el-Kader seine Abwaschungen verrichtet. Ein Sklave wacht dort während dieser Verrichtung und Niemand darf sich alsdann dem kleinen Zelte nähern. An Tage sind die Vorhänge, welche den Eingang des Zeltes schließen, durch zwei Stangen in die Höhe gehoben und bilden auf diese Weise eine Art Vorhalle. Jeder hat daselbst Zutritt. Rechts in der Ecke liegen die vier seidenen Fahnen des Emirs. Die der Reiterei ist roth, die der Infanterie blau und gelb, die dritte grün und weiß, die vierte gelb und roth. Alle Freitage und Festtage werden sie vor dem Zelte aufgepflanzt. Dreißig Schwarze und eine beträchtliche Anzahl Ebauns bewachen stets das Zelt. Im Hintergrunde ist der Sitz des Emirs, zusammengesetzt aus den Kisten, welche seine Effekten enthalten, und mit seidenen Teppichen und Kissen belegt. Der Boden ist ebenfalls überbreitet mit den reichsten Teppichen. Ein kleiner, mit rother Seide überzogener Schemel, dessen er sich bedient, um auf's Pferd zu steigen, vollendet das ganze Mobiliar dieses mächtigen Häuptlings. Außerdem führt er auf allen seinen Zügen noch eine kleine Bibliothek mit sich, welche in seinem Schlafcabinet aufbewahrt wird.

Sein Lager bestand aus 500 Reitern und 600 Mann Fußvolk. Ben Zacha, ein alter Negersklave, der den Sultan — wie ihn die Araber nennen — in seiner Kindheit gepflegt hat, ist der Aufseher des großen Zeltes, welches, wenige Schritte hinter dem Hauptzelte liegend, die Kleidungsstücke und Lebensmittel enthält. Der Finanzminister Ben Abut war der Lehrer Abd-el-Kaders und besitzt dessen ganzes Vertrauen. Er und Ben Zacha bewachen den geliebten Herrn mit seltener Treue. Der im Lager commandirende General, Milud-Ben-Arasch, war damals abwesend und als Gesandter in Paris. Sein Lieutenant Mustar befehligte unterdessen die Reiterei. Dieser Araber hatte Gelegenheit, in Oran die Manövers der französischen Kavallerie zu beobachten, und bemühte sich seitdem, seine Reiter an eine geregelte Taktik zu gewöhnen. Diese Versuche blieben aber gänzlich fruchtlos. Der freie wilde Araber kann sich nicht an die geregelten Massenangriffe gewöhnen. Verschiedene Male ordnete Abd-el-Kader kriegerische Spiele an. Er theilte die Reiter in zwei Abtheilungen, und sich an die Spitze der einen stellend, welche die Franzosen vorstellte, zog er gegen die Spahis Mustars. Ihre Gewehre abfeuernd und den Yatagan über dem Kopfe schwingend, sprengten die Haufen gegen einander. Der Ausgang des Gefechts blieb nicht lange unentschieden. Abd-el-Kader ließ aus Gefälligkeit gegen seinen Gegner die Pferdsfranzosen so schlecht manoeuvriren, daß seine Partei bald geworfen und er selbst gefangen wurde. Der von Freude berauschte Lieutenant Mustar und ein anderer Offizier, ergriffen die Zügel des wilden Rappen, und der fürstliche Gefangene wurde unter lautem Jubel nach seinem Zelte geführt. — Alle übrigen Einrichtungen des Lagers sind dieselben wie in dem Mustaphas und Buhammedis.

(Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Paris, Februar.

Bälle in den Fasten.

Zwar haben in den hiesigen Kirchen die Fastenpredigten begonnen, und einige Prediger haben eine große Menge von Zuhörern. Es gibt hier aber Leute für Alles, ein Auditorium für berühmte Prediger und ein Publikum für Schauspiele und Bäle. Zuweilen finden sich bei allem diesem dies selben Leute ein; diese machen aber nicht die Mehrzahl aus. Die Hauptmasse der Theilnehmer an Schauspielen und Bällen ist eine ganz andere als die man in den Kirchen antrifft. Obschon nun erstere sich während des Karnevals gehörig verlustigt zu haben scheint, so muß ihr dieses doch nicht genügt haben. Sie verlangte noch mehr Bäle und Maskeraden. Den nicht königlichen Schauspielen, so wie den andern öffentlichen Unternehmungen wurde das Geben von Bällen ohne weiteres gestattet: auch glaube ich nicht, daß die eigentlichen Bauentreprisen einer besondern Erlaubniß dazu bedürfen. Aber mit der großen Oper, die nach altem, aus Italien herstammenden Gebrauche, den feierlichen Namen académie royale de musique führt, war es etwas anderes. Anfangs hatte man ihr die Erlaubniß, auch in der Fastenzeit die Maskenbälle fortzusetzen, ertheilt. Die hohe Geistlichkeit, vorzüglich der Erzbischof von Paris, den man noch immer sehr schont, obgleich er sich mehrmals ziemlich feindselig gegen

Digitized by Google

die Regierung benommen hat, erhob Klagen dawider, und die Erlaubniß wurde zurückgenommen. Aber alsbald fingen die Tageblätter an, die Oper in Schutz zu nehmen und der Regierung vorzustellen, daß es ungereimt sey, an andern Theatern Bälle zu erlauben, und sie der Oper zu versagen; die Hoftrauer habe dem Pariser Gewerbfleiße schon Schaden genug verursacht, und man hätte ihm wenigstens diese Gelegenheit, seine Produkte abzusetzen, nicht nehmen sollen. Ferner stellte man vor, da nach der jetzigen Verfassung keine Staatsreligion mehr anerkannt sey, so dürfe die von der katholischen Kirche vorgeschriebene Enthaltsamkeit von öffentlichen Lustbarkeiten auch nicht mehr vom Staate durch Verordnungen anerkannt werden. Wahrscheinlich hat die Rücksicht auf den gedrückten Zustand der Industrie die Polizei bewogen, den öffentlichen Klagen Gehör zu geben und der großen Oper ihre Sonnabendbälle wieder zu gestatten. Auch kündigt die Operndirektion bereits einen großen Ball auf künftigen Sonnabend an; es sollen auf demselben allerlei schöne und kostbare Sachen ausgespielt und außerdem die Damen noch mit einem Exemplar von Jüllien's neuen Kontretänzen beschenkt werden. Dieses Beschenken und Ausspielen ist ein Mißbrauch, der sich seit einigen Jahren eingeschlichen hat, und die Theater- und Balldirektionen in große Kosten stürzt. Er beweist, daß der Tanz allein nicht hinreicht, um die Pariser herbei zu ziehen, und daß ein Unternehmer es dem andern zuvorthun muß, wenn er einen starken Zuspruch haben will. Das neue Theater Renaissance hatte zu diesem Behufe vorigen Sonntag den sonderbaren Einfall, eine Puppe von Menschengröße im Ballsaale anzustellen, und sie la Mode zu benennen, weil sie nach der neuesten Mode und auf's Glänzendste gekleidet und geschmückt war. Die verschiedenen Kleidungsstücke und das Geschmeide wurden während des Balls ausgespielt. Nach der Ankündigung war das Kleid allein 1800 Franks werth, aber wahrscheinlich war dies wieder ein Puff. Da waren Armspangen von Gold und Achat, ein Halsband von Perlen, ein sogenannter Sultan, ein Bournous und dergleichen Damenschmuck mehr, in allem zwölf Stücke, die folglich ein Dutzend Damen in jener Ballnacht selig gemacht haben. Dieses Verloosen soll beim nächsten Balle der Renaissance wiederholt werden.

(Fortsetzung folgt.)

Breslau, Februar.

(Fortsetzung.)

Die Branntweinpest.

Dies wäre die Lichtseite meines Berichtes, und ich gebe jetzt tiefen Schlagschatten. Es ist wahr, es gehört förmlich und theils mit Unrecht zum guten Ton, mit der Oder auf eine lange Strecke hin von Süd nach Nord die Grenze des deutschen Lebens anzunehmen, und dahinter das Beginnen alles dessen, was der reinliche, ordnungsliebende, nüchterne Deutsche, als zurückstoßend und ihm fremd, mit dem Worte „Polen" zu identificiren gewöhnt ist. Oberschlesien wird dann wieder ziemlich identisch mit Polen gemacht, und doch kennt es das Lieb einer schönen Vergangenheit, und soll, im Vergleich mit andern Provinzen — Dank sey es der thätigen Regierung — bedeutend größere Kulturfortschritte gemacht haben. Gleich einem Phönix erhebt sich besonders neu und glänzend die Herrschaft Pilchowitz, unter dem jetzigen Besitzer, dem Grafen Limburg-Stirum. Reizend sind dann die Besitzungen Großstrehlitz, Koschentin, Pleß, Ranben und endlich Schlawenzitz, wo Fürst Hohenlohe den Rest seiner Tage beschloß; allein um das sittliche Wohl des gemeinen Mannes sieht es daneben immer noch äußerst traurig aus. Der Fluch des Branntweins ist es, der ihn tyrannisirt, der Entmenschungen herbeiführt, die unsere provinziellen Zeitschriften mit wahrhaft gräßlichen Schilderungen füllen. Die Wohlfeilheit dieses nordischen Nektars, die Möglichkeit, für drei Silbergroschen sich total um den Verstand zu trinken, bringt dergleichen widerliche Scenen überall täglich auf eine Weise vor die Augen, womit die Trunksucht anderer Orte keinen Vergleich aushält. Und so muß der wahre Menschenfreund sich freuen, wenn, wie im vorigen Herbst, ein Theil der Kartoffelernte erfriert, weil dann die zu Wasser gewordenen Kartoffeln zunächst nicht zu Branntwein verwendet werden können. Bei Mißwachs und höherer Besteuerung, also größerer Theuerung desselben würde man nicht den im Felde arbeitenden Kindern von 14, 15 Jahren beiderlei Geschlechts täglich zweimal $\frac{1}{8}$ Quart neben dem Taglohn verabreichen; man würde überhaupt nicht so freigebig präsentiren, und statt der großen Gläser nur kleine verabreichen, wenn der Branntwein kostbarer wäre. Der ärmste Kerl richtet jetzt keine Kindtaufe aus, ohne daß dabei nicht wenigstens fünf bis zehn Quart Branntwein ausgetrunken würden, zu deren Acquisition Rath geschafft werden muß, und sollte das Geld dazu zu fünf Silbergroschen einzeln zusammengeborgt werden. Ja, im November fand in einem Schankhause zu Hohenlohshütte ein buchstäbliches Zutodesaufen Statt. Ein Bergmann hatte acht Tage in verschiedenen Schankhäusern gelegen und getrunken, bis ihm am neunten Tage früh um acht Uhr das Grubenlicht seines Lebens in dem Schachte einer jüdischen Schenke auf immer erlosch. So sieht es in Oberschlesien aus, und es wird nicht besser werden, solange der Geist des Branntweins den gemeinen Mann auf jeder Straße jede Meile ein- auch zweimal anhaucht, und jeder junge sich verheirathende Jude die Erlaubniß erhält, einen Branntweinschank zu etabliren. Wo nur einige Häuser nebeneinander stehen, wo nur eine Hüttenanlage beabsichtigt wird, da gründet auch jüdischer Speculationsgeist eine solche Fallgrube des Satans, in welcher der sinnliche, ohne religiösen Haltpunkt in's Blaue hineinlebende Tagarbeiter oft die Hälfte, auch wohl das Ganze seines täglichen Verdienstes auf den Sündopferaltar Israels niederlegt. Glücklich ist dann noch der Trinker, dem der Rest seiner Baarschaft von industriösen Genossen nicht gestohlen wird. Die Folgen solcher Sündopfer empfindet dann eine ganze Familie doppelt; denn wenn der rohe Säufer aus seinem Rausche erwacht und den Verlust spürt, müssen es oft die Rücken von Weib und Kind entgelten. Oberschlesien hat Volksschulen; allein theils werden sie zu wenig besucht, theils stehen sie auf einer zu niedern Stufe, um der geschilderten moralischen Cholera auch nur langsam entgegen zu wirken. Denn nicht alle Lehrer können ganz das seyn, was sie seyn wollen und sollen. Viele müssen Nebenverdienste suchen, wenn sie mit ihrer Familie nicht Noth leiden wollen; denn oft sind sie nur mit 30 bis 50 Thalern jährlichen Gehalts angestellt, und während den besten Pferde-, Rindvieh-, Schaf- und Schweinerziehern Prämien bis zu 50 Thalern ertheilt werden, was an sich ganz löblich ist, denkt Niemand daran, für Menschenerziehung und Veredlung auch nur die Hälfte zu thun. Man denkt nicht daran, den Schulzustand zu vervollkommnen, die fehlenden Schulen sobald wie möglich zu errichten, und den kümmerlich besoldeten Menschenzüchter durch Prämien zur Auszeichnung aufzumuntern, damit er sein Amt mit Lust und Liebe, und nicht mit Seufzen und robotmäßig verwalte.

(Schluß folgt.)

Beilage: Kunstblatt Nr. 21.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

№ 62.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Mittwoch, den 13. März 1839.

— Were I away and clear,
Profit again should hardly draw me here.
Shakespeare.

Der deutsche Renegat im Dienste Abd-el-Kaders.

(Fortsetzung.)

Unter den dortigen Kanoniren traf ich einen Franzosen, der mir folgende, nicht uninteressante Begebenheit aus seinem Leben mittheilte: „Vor zwei Jahren als Deserteur in die Dienste Abd-el-Kaders gekommen, wurde ich streng behandelt, weil der Emir den Grundsatz hat, daß ein Mensch, der aus seinem Land entweicht, einem andern noch weniger treu bleibt. Kurze Zeit nach meiner Ankunft begann der Rhamadan, wo die Muselmänner einen ganzen Monat am Tage fasten und nur in der Nacht Speise zu sich nehmen. Ich und noch ein anderer Franzose weigerten uns, diesen Gebrauch zu befolgen. Der Paschdubschi wurde hiervon unterrichtet und forderte uns ernstlich auf, das Verbot, am Tage etwas zu genießen, streng zu beobachten. Wir versprachen ihm Gehorsam, suchten uns aber heimlich zu entschädigen. Tags darauf saßen wir in unserem Zimmer, ein gebratenes Huhn verzehrend; der Paschdubschi überraschte uns. Es war unmöglich, die verbotene Waare dem Auge des Inquisitors zu entziehen. Ohne ein Wort an uns zu richten, zog er seinen Yatagan und schlug meinem Kameraden den Kopf ab. Hierauf sich zu mir wendend, rief er: schehett! schehett! (sprich die Glaubensformel). Damals die Bedeutung dieses Wortes noch nicht kennend, blieb ich stumm. Mein Schweigen für Widersetzlichkeit haltend, entriß er mir den Haik, und mich mit Riesenarmen packend, schnitt er mir die Ohren ab. Darauf berichtete er dem Sultan die vollzogene Exekution, welche die anwesenden Chefs ungemein amusirte. Abd-el-Kader, so tief ihn auch diese unmenschliche Handlung empören mochte, war genöthigt, den Fanatiker wegen seines Religionseifers zu loben." — Der auf diese Art seiner Ohren beraubte Franzose war früher auch in den Diensten Achmets Bey. Aus dieser Epoche erzählte er mir Folgendes von einem jungen Deutschen. Ein ehemaliger preußischer Artillerieunteroffizier desertirte von der französischen Fremdenlegion und kam nach Constantine, um dem Bey seine Dienste anzubieten. Er erwähnte dabei seiner Kenntnisse als Kanonier, worauf der Bey persönlich in Begleitung seines Paschdubschi den Deutschen auf eine Bastion führte, wo mehrere Geschütze standen. Bei einer Haubitze befahl der Fürst dem neuangeworbenen Artilleristen, nach einem Zelte in der Ebene eine gefüllte Granate zu werfen. Als dieser die Haubitze geladen und gerichtet hatte, untersuchte der Paschdubschi die Richtung. Ohne Zweifel hatte er keinen Begriff von der Behandlung dieser Geschütze: die Haubitze war nach seiner Ansicht viel zu hoch gerichtet.

Digitized by Google

„Der Mensch versteht nichts!“ rief er, sich zu Achmet wendend, und da dieser ein großes Vertrauen in seinen Paschdubschi setzte, sagte er, die Richtung ebenfalls untersuchend: „Ja, das geht in's Blaue hinein!“ Der Preuße ließ sich durch diese Urtheile nicht irre machen; ruhig feuerte er ab und die Granate riß eine Ecke des Zeltes weg. Den wackern Artilleristen auf die Schulter klopfend, sagte freundlich der Bey: „Du sollst künftig meine Kanonire commandiren.“ Jener bat um die Erlaubniß, noch einen Wurf zu thun. Es wurde gestattet und die Granate schlug mitten in's Zelt. Hoch erfreut überreichte ihm Achmet eine Börse mit hundert Franks. Der Paschdubschi bot dem neuen Günstling seine Schwester zur Frau an, welche dieser aber ausschlug. Bei der ersten Belagerung von Constantine spielte derselbe Deutsche eine entscheidende Rolle auf den Wällen. Mit der von ihm exercirten Artillerie schlug er die Franzosen durch ein gut geleitetes Kartätschenfeuer zurück. Bei der zweiten Expedition war er nicht so glücklich. Durch den Sturz Achmets seines Postens beraubt, lebt er jezt in Constantine, ungekannt von den Franzosen, im Schooße einer arabischen Familie, mit der er sich durch Heirath verbunden.

Vom Sultan mit einem schwarzen Burnus und feinem Haik beschenkt, verließ ich Ende Aprils sein Lager. Auf die Ufer des Chelif, in der Gegend von Mazouna zurückgekommen, und demzufolge in der Nähe Mostaganems, einer von den Franzosen besezten Stadt, beschloß ich die Ausführung meines Plans. Es war mir bekannt, daß den folgenden Tag das Lager verlegt werden sollte. Ich befürchtete, wir möchten uns wieder von Mostaganem entfernen; wir zogen aber im Gegentheile der Stadt noch näher. Im Lager angekommen, suchte ich Erkundigungen über die Lage von Mostaganem einzuziehen; aber so unbefangen ich auch diese Frage an Mehrere richtete, so schienen sie doch meine Absicht zu ahnen, und Alle gaben mir ausweichende oder falsche Antworten. Am Morgen des zweiten Tages, am Chelif spazierend gehend, stieß ich auf einen Araber, der durch seine hohe Gestalt, ein vortheilhaftes Aeußere und durch einen feinen städtischen Anzug meine Aufmerksamkeit fesselte. Ich wurde überrascht, als er mich auf französisch anredete und mich fragte, wie lange ich schon in den Bergen verweile. Im Laufe des Gesprächs erfuhr ich, daß er ein Einwohner von Mostaganem und in das Lager gekommen sey, um eine alte Schuld zu reclamiren. — Ich faßte Vertrauen zu dem Manne, entdeckte ihm meinen Vorsatz und bat ihn um seine Hülfe bei meiner Flucht. Er war bereit und zeigte mir sein Zelt, in dem ich ihn besuchen und den Anbruch der Dämmerung erwarten solle, um dann mit ihm vereint das Lager zu verlassen. — Bei ihm angekommen, unterhielten wir uns in französischer Sprache; noch hatten wir aber nicht lange gesprochen, so erschien ein Chaous und gebot ihm im Namen des Chalifen, das Lager augenblicklich zu verlassen. Bleich vor Schrecken, raffte der Mann eilig seine Effekten zusammen und verließ, ohne Abschied von mir nehmen zu können, das Lager. Ich war überzeugt, von Spionen umgeben zu seyn, und beschloß, am nächsten Tag auf eigene Faust meine Flucht zu unternehmen.

(Schluß folgt.)

Reise- und Lebensbilder.

(Fortsetzung.)

Kein neapolitanischer Fuhrmann wird sich ohne seinen Adjutanten, welcher manchmal sein Freund, Mitschwäzer und Altersgenoß, meistens aber nur ein schmählich zerlumpter Bube ist, quer über die Gasse tragen. Nothdürftig angeklammert, steht der Groom hinten auf dem Tritt, springt, so wie der Akkord zwischen dir und dem Fahrenden geschlossen ist, herab, um den Wagenschlag zu öffnen, im vollen Jagen des Cabriolets hinten auf, und eben so schnell wieder herunter, wenn eine Reparatur vorzunehmen ist, ein Fall, welcher sich bei dem elenden Riemenzeug alle zehn Minuten wiederholt. Zwar ist der Kopf der Rosse mit einem stolzen Busch von Fasanenfedern, Bändern und Goldflittern geschmückt, die Lederriemen dagegen nur durch Bindfaden verknüpft. Sieht sich der Einspänner genöthigt, auf weiteren Touren ein zweites Pferd anzulegen, so wird dieses gleichfalls mittelst einer Schnur angeschirrt, aber so locker und weitläuftig, daß das Thier entweder mit den Hinterbeinen in die Räder geräth oder dem Nebengaule um eine halbe Pferdelänge voraus ist, in keinem Falle aber ziehen kann. Ich habe mir oft den Kopf über den Nutzen dieses zweiten, angehängten Pferdes zerbrochen, und keinen andern Zweck ermitteln können, als daß es zum Ableiter der Furie des Kutschers diene und somit gleichsam zum Prügelknecht, wie man im holden Mittelalter die Junker nannte, welche mit Prinzensöhnen erzogen und regelmäßig abgewalkt wurden, so oft der durchlauchtigste Faulpelz sein Pensum nicht gelernt oder dumme Streiche begangen hatte. Die Unmenschlichkeit, mit welcher der neapolitanische Kutscher seine Thiere behandelt, ist die höchste Potenzirung italienischer Fühllosigkeit. Das Pferd mag träg oder feurig seyn, mag laufen, rennen, fliegen — gleichviel, es wird geprügelt. Der mit der Peitsche bewaffnete Arm scheint, von einem Uhrwerk geregelt, alle Sekunden herniederkrachen zu müssen. Mit der Peitschenschnur zu strafen, ist dem Neapolitaner viel zu mild, der umgekehrte Stiel

Digitized by Google

ist seine Geißel, mit ihm stößt er dem Pferde in das Auge, in die Nasenlöcher, bis das Blut hervorströmt; er tobet, wenn er selber die Wuth nicht auslassen kann, den ersten besten Vorübergehenden, auf das beklagenswerthe Opfer losspringen, ein Gesindel, welches niemals verweigert wird. Hätte Dante Neapels Fiaker gekannt, er würde einen neuen Höllenkreis geschaffen und jene fuhlosen Thiercudler hineingebannt haben. Doch sie entgehen ihm wohl auch ohnedin kaum.

Eben nur den Ansechtungen derjenigen, die dich zu Lande fortschaffen wollen, entronnen, beginnen die derjenigen, welche das seuchte Element beherrschen, die den Golf von Neapel zu ihrem Acker machen, ihn mit Gondel und Ruder bepflügen. Hunderte von Barcarolen sind zur Stelle und tragen dir ihre Nachen an, nach den Inseln Ischt, wie Jschia nach harter neapolitanischer Aussprache heißt, nach Crap (für Capri), nach Surrient (Sorrento) Tor di Grieć (del Greco), nach Santa Lucia, nach dem im Hafen ruhenden Dampfschiff. Der Preis ist der beschcidenste, wohlverstanden für den Eingebornen, den Acclimatisirten, welcher die Taxe kennt, unerhört in den Augen des freuchk', des mo sbarcat', des Neugelandeten, des Unerfahrenen. Der Neapolitaner sieht es dir an der Nase an, wie viel Pfund Maccaroni du schon gegessen hast, und richtet seine Forderung darnach, verlangt Piaster und läßt sich mit einigen Kupfergrani abspeisen. Er ist mit Allem zufrieden, sobald er den Ueberlegenen vor sich sieht. Niemand ist leichter zu Willen zu bringen, als der Neapolitaner, freilich nicht durch Gründe oder mittelst eines Wortgefechts, denn gegen eine parthenopäische Zunge kommt keine nordische auf, wohl aber durch Ruhe, Ernst und Festigkeit, oft auch durch einen hausbackenen Scherz, der bei jener Pulcinellnatur jedezeit Anklang findet und den Empörten, Tobenden zum Lachen zwingt, wie der Takt des Dudelsacks den wuthenden Bären zum Tanz. Zeige ihm zuerst, daß jeder Versuch, dich übervortheilen zu wollen, ein vergeblicher sey, versperre ihm jede Aussicht, auf gesetzlichem Wege nur die geringste Kleinigkeit erpressen zu können, zeige dich ihm als Herrn, als unerbittlich strengen Gebieter — er wird sich ohne Murren fügen; dann aber laß ihn aus weiter Ferne die Möglichkeit ahnen, daß du noch vielleicht ein Uebriges thun, eine außerordentliche Dienstleistung vergüten könntest, und die banale Verheißung des Neapolitaners, dich wie einen Prinzen zu bedienen, wird sich verwirklichen; er wird keine Mühe, keine Anstrengung scheuen, um dich zufrieden zu stellen, wird das Unglaubliche für die verheißne Bottiglia, für die Schüssel Maccaroni leisten. Von allen Talismanen ist aber das Wort Maccaroni der wirksamste, unfehlbarste. Wie der Franzose bei den Worten honneur et patrie, der Pole bei dem Zuruf wolnosć i niepodległosć auffährt und sich begeistert in Gefahren stürzt, so der Neapolitaner bei dem Feldgeschrei: Maccaroni. — Ich fuhr einmal von Sorrent nach Capri. Der Wind war der ungünstigste, die See ging hoch, vergeblich strebten die Schiffer, das Cap, auf welchem die Trümmer des Herkulestempels stehen, zu umschiffen. Der Sturm schleuderte uns immer wieder zurück. Da sprach ich die Zauberformel „Maccaroni" aus — ein wildes Feuer strahlte in den Augen der Marinari, mit wahrer Wuth griffen sie die Ruder in die Wogen, warfen sich in ungeheurer Kraftanstrengung rücklings über, jauchzten enthusiastisch: Maccaroni! und immer wieder Maccaroni! und die Barke flog wie eine Schwalbe dahin. Maccaroni triumphirten über Sturm und Wellen.

(Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Breslau, Februar.

(Schluß.)

Mancherlei aus Polen und Rußland.

Noch einiges über die Nachbarländer Galizien und Polen. In Krakau ist jezt das Gesprächsthema der Kunstfreund einiger eingeborenen Personen, vor allen der musikalischen Familie Konzki. In dieser ist der Jüngste, Apollinary, als Violinist besonders ausgezeichnet. Er vertieft die Vaterstadt vor einigen Jahren, und erlangte die bedeutende Virtuosität und den Ruf, den in Paris die angesehensten Kunstrichter dem elfjährigen Wunderkinde prophezeihten, unter ihnen Baillet, Lafont und in einem schriftlichen Zeugniß selbst Paganini. Kongzi spielte auch mit großem Beifall am Krönungsfeste der Königin Victoria. Kürzlich trat auf dem Krakauer Theater der Opernsänger Billing aus Wien auf; seit langer Zeit der erste deutsche Künstler, der zu einer Gastpartie gelangte, da man dort sehr spröde gegen deutsche Kunst ist. Die Macht der Verhältnisse zeigt sich in Krakau in nichts so deutlich als in der periodischen Presse. Eine freie Stadt mit einer Universität, an der Grenze des großen slavischen Reiches, bietet gewiß der Journalistik einen sehr günstigen Boden. Von hier aus ließe sich über slavisches Leben und Streben, über Kunst, Wissenschaft, Handel und Politik des östlichen Staaten dem übrigen Europa und über das Meer hin eine helle Fackel aufstecken. Inzwischen ist das so wenig möglich, daß es dort zu einem Journale in deutscher oder französischer Sprache nicht kommen kann; eben so wenig zwar auch in Warschau. Rußland hat dagegen 20 deutsche Zeitungen, und Petersburg allein fünf französische. Die 80 bis 90 russischen Zeitungen und Zeitschriften nehmen eine sehr achtbare Stelle ein; die „nordische Biene" insbesondere ist eine geistige Macht geworden, an der die ersten Schriftsteller Rußlands Antheil haben; sie bewegt sich mit einer Gedankenfreiheit, die in Bewunderung setzt. Auch die „Moskauer Zeitung," die gegen 9000 Abonnenten hat, gibt in ihren zweimal wöchentlich erscheinenden Nummern eine ziemlich prägnante Uebersicht der Tagesgeschichte. In

Digitized by Google

Rußland erscheinen sonst noch fünf polnische Zeitschriften, zwei in Petersburg, drei in Wilna. Im Allgemeinen aber ist die polnische Presse sehr beschränkt, namentlich in der freien Stadt Krakau, daher in doppelter Hinsicht vom Auslande unbeachtet, der wenig zugänglichen Sprache und des unersprießlichen Inhalts wegen. Reichhaltiger und freimüthiger sind die polnischen Blätter Galiziens und Posens, leider die lezten mit wenig Intelligenz redigirt. Die periodische Literatur Krakau's besteht, neben einigen ganz unbedeutenden Producten, in einem politischen Zeitblatt, das einen gedrängten Auszug der auswärtigen Tagesneuigkeiten gibt, dem als Haupttheil ein öffentlicher Anzeiger folgt. An eine Besprechung öffentlicher Verhältnisse des In- und Auslandes ist dabei nicht zu denken, und selbst der gebildete Krakauer vielleicht deßhalb jenem Materialismus ergeben, dessen Rückwirkung auf die niedere Klasse die Demoralisation und Verarmung in einem hohen Grade annehmen läßt. So ist das geistige Loos der alten Königsstadt der Piasten und Jagellonen, dieser merkwürdigen Ruine überlebter Größe! — In Wieliczka, der feenhaften unterirdischen Salzstadt wegen der interessanteste Ort Galiziens, ist im vorigen Jahre für die hier so reichlich gewonnene Salzsoole eine herrliche Badanstalt auf Actien errichtet worden. Das Gebäude, in italischem Styl, mit äußerst gefälliger Fronte, ist sehr zweckmäßig eingerichtet. — In Warschau drängen sich glänzende Assembleen und Feste, und besonders ausgezeichnet war der Ball bei dem Grafen Zamoyski am 12. Januar, dem Sylvesterabend des alten Kalenders. Die Theilnahme der ältesten Adelsfamilien spricht für das allmälige Vernarben der durch die Revolution geschlagenen Wunden. Der bekannte Jongleur und Heraklide Rappo ist wieder angelangt, sowie der Sänger Conti aus Florenz. — In Petersburg macht der Musikdirektor Hermann aus Breslau, der schlesische Repräsentant für Strauß und Lanner, mit seinem trefflich eingeübten Orchester entschiedenes Glück; auch auf dem lezten Adelsballe leitete er die Musik. Für jede Abendleistung läßt er sich ein Honorar von 750 bis 1000 Rubel Banco zahlen.

Paris, Februar.

(Fortsetzung.)

Bälle. Abenteuer.

Die große Oper hat solch einen köstlichen Einfall noch nicht gehabt; dagegen verspricht sie den Ballustigen Kunstgegenstände, z. B. Aquarelle und Oelgemälde lebender Meister, welche hier oft sehr theuer bezahlt werden, und zwar theurer als Meisterstücke alter Künstler, wie man es so eben bei der Versteigerung der schönen Sommariva'schen Gemäldesammlung gesehen hat. Doch hat die Oper auch kostbare Sachen zum Schmucke oder zur Zimmerverzierung zu bieten. Gegen solche Ballunternehmer, welche sich noch dazu von einem berühmten Quadrillenseyer und 50 oder 60 (an der großen Oper sogar über 100) Musikanten unterstützen lassen, sind die andern, die nichts als Tanz, allerlei Abenteuer und ein halb oder ein ganzes Dutzend Musikanten aufzuweisen haben, nur arme Schlucker. Dafür machen sie aber auch keine so großen Ansprüche, und begnügen sich mit drei Fr. Eintrittsgeld, wogegen ein Opernbillet 10 Fr. kostet. Unter den besondern Bällen zeichnete sich wieder, wie in den vorigen Jahren, der Ball zu Gunsten der sogenannten Pensionnaires de la liste civile aus, das heißt zu Gunsten derjenigen, welche ihre Hofpensionen seit dem Sturze der ältern Bourbonen verloren haben und zum Theil in Armuth versunken sind. Es ist Schade, daß dieser Ball das Eigenthümliche, das er in den ersten Jahren zeigte, bereits verloren hat. Damals wurde er nur von Leuten, welche sonst mit dem Hofe in Verbindung gestanden, besucht; es war ein echt altaristokratischer Ball, auf welchem sich das Schmollen des alten Adels mit der jetzigen Ordnung der Dinge unverholen äußerte. Da gab es Herren, welche alles mögliche thaten, um zu zeigen, daß sie noch altbourbonisch gesinnt seyen, und Damen, welche mit dem Herzoge von Orleans nicht tanzen wollten, und durch diesen Zug von Royalismus sich bei ihrer Kaste in vorzügliche Achtung sezten. Auch erkannte man an dem höflich Ceremoniösen des ganzen Balls, daß die hier Anwesenden lauter Leute seyen, welche sich auf das Hofwesen verstanden und groß damit thaten. Nach und nach aber haben sich Theilnehmer aus allen Klassen und Parteien auf diesen Bällen eingefunden. Der Hofton ist zum Theil verschwunden und das Ganze sieht aus wie andere Bälle der reichen Welt. Zwanzig Franken Eintrittsgeld halten wenige Ballliebhaber von solchen glänzenden Lustbarkeiten ab, oder wenigstens finden sich in der großen Stadt Leute genug, welche so vermögend sind, daß sie ein Goldstück für ein Entréebillet ausgeben können, ohne ihren andern Ausgaben deßhalb Abbruch zu thun. Allein die Unbemittelten, welche den Fasching hindurch sich mehr als gewöhnlich belustigen wollen und oft darüber sogar ihre Geschäfte versäumen, müssen natürlich zu allerlei Mitteln ihre Zuflucht nehmen, um in dieser Zeit ihre starken Ausgaben zu decken. Es ist eine bekannte Thatsache, daß die Pariser Leihhäuser in keinem Monate mehr Pfänder erhalten, als in dem, in welchen der Fasching fällt, und in der lezten Woche vor dem diesjährigen Karneval sind ungefähr 80,000 Fr. mehr aus der Sparkasse gezogen, als in dieselbe eingelegt worden, wogegen in den andern Jahrszeiten die wöchentliche Einlage das Herausgezogene um beinahe 100,000 Fr. übersteigt. Auch hat es an Abenteuern bei den öffentlichen Bällen nicht gefehlt, und ein Buchhändler, der wahrscheinlich auf Skandal spekulirt, hat eine Chronique scandaleuse der Opernbälle angekündigt. Einige Abenteuer haben die Tageblätter zum Besten gegeben; allein man darf ihnen nicht unbedingt trauen, nach dem zu urtheilen, was sich bei einem dieser Beispiele als wahr gezeigt hat. Man hatte nämlich die Geschichte eines bildschönen Mädchens erzählt, welches, als Schottländerin verkleidet, früh Morgens den Ball des Théatre de la Renaissance verlassen, in ein neben dem Theater stehendes Haus gelaufen und sich oben aus dem vierten Stocke auf den Theaterplatz gestürzt habe. Mit dem Sturz hatte es seine Richtigkeit; es fand sich aber bei näherer Untersuchung, daß das Mädchen eine Köchin gewesen war, welche sich weder verkleidet, noch den Ball besucht hatte, und durch häusliche Widerwärtigkeiten zur Verzweiflung gebracht worden war. Vielleicht verhält es sich ebenso mit dem vorgeblichen Abenteuer eines jungen Mannes, welcher als Mädchen verkleidet von zwei Masken verfolgt wurde, sich von ihnen auf einem nahen Kaffeehause ein treffliches Abendessen geben läßt, sich alsdann entlarvte und auf Kosten der Anbeter lustig machen wollte, aber entsezlich erschrack, als sie ihm erklärten, sie seyen keine Anbeter, sondern sogenannte gardes du commerce oder Häscher, welche ein wider ihn vom Handelsgerichte ausgesprochenes Urtheil zur Vollziehung bringen und ihn auf Kosten seiner Gläubiger in das Schuldengefängniß führen müßten, wo er denn auch noch dieselbe Nacht, verkleidet, wie er war, seinen Einzug hielt.

(Fortsetzung folgt.)

Beilage: Literaturblatt Nr. 27.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

№ 63.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Donnerstag, den 14. März 1839.

— These are the villains,
That all the travellers do fear so much.
Shakespeare.

Reise- und Lebensbilder.

(Fortsetzung.)

Aus den Händen der Marinari gehst du in die der Matrosen über. Sie erwarten dich am Eingang des Molo, nähern sich dir geheimnißvoll und flüstern dir im Vorbeigehen die verlockenden Anerbietungen von echt türkischem Tabak, von Malteser Cigarren zu. Die Versuchung für den Deutschen, den Raucher, ist mächtig; denn der Tabak ist Neapels dunkelste Schattenseite, und die Waare Torlonias, des Einzigen, welcher das Privilegium, ausländische Blätter einzuführen, genießt, unterscheidet sich von inländischen Fabrikaten nur durch den unerhörten Preis. Mustere jedoch den pechkappigen Seehund, ehe du der Versuchung unterliegst, mit strengprüfendem Auge; er kann eben so gut ein Polizeispion seyn, der das eben erhandelte Gut denunzirt und dich der Haussuchung und Geldstrafe aussezt; auf jeden Fall aber prüfe genau das gepriesene Kraut. Einmal leidlich bedient, wirst du gewiß bei blindem Vertrauen das folgende Mal um so heilloser hintergangen. Dieser kleine Betrug ist die Achillesferse des Neapolitaners, die Stelle, wo er sterblich ist. Den Mantel, den Koffer, den schweren Geldsack wird er aufladen, mit ihm durch das Gedränge stürzen, verschwinden, aber redlich an Ort und Stelle abliefern. Nur bei Lumpereien zeigt sich die Lumpennatur. Je kleinlicher der Gegenstand, um so verführerischer für ihn. Ein Schnupftuch, ein seidenes zumal, ist ein Magnet, welchem neapolitanische Finger unwiderstehlich zufliegen — es muß gestohlen werden. Ich bin in den ersten acht Tagen jederzeit mit nach außen gekehrter Tasche durch die Straßen gegangen. Die nach Tüchern angelnden Fischer hatten die Austerschale erhascht, ohne die gesuchte Perle. Ich barg sie, wie jeder Neapolitaner, in der Brusttasche oder, noch sicherer, im Hut. Sogar auf der Bühne trägt der Stuzer das zierliche Seidentuch fest eingeknöpft, als mißtraue er den Mitspielern oder dem Parterre.

Raubanfälle auf der Straße sind in den lezten Jahren ziemlich selten geworden; von methodischen oder gewaltsamen Einbrüchen verlautet wenigstens nicht mehr als in jeder großen Stadt. Der kleine, gemeine Diebstahl, der schelmische Betrug, die verschmizte, listige, fast launige Spitzbüberei, das buscare ist allein das Feld, welches der Neapolitaner mit unermüdlichem Eifer bearbeitet, auf dem er glänzt. Als Beleg zu dieser Art, das Handwerk zu betreiben, führe ich ein Abenteuer an, welches sich zur Zeit meiner Anwesenheit zutrug, und dessen Held ein Prediger L. aus der Gegend von Wittenberg wurde.

Digitized by Google

An einem schönen Sommernachmittag steht der Pastor auf dem Vomero, versunken in den Anblick der unvergleichlichen Aussicht auf den Golf, den Vesuv, die blauen Inseln. Ein wohlgekleideter Neapolitaner nähert sich ihm, bleibt anfänglich, wie vom Zauber der Natur ergriffen, an seiner Seite stehen und bricht in einen unwillkührlichen Ruf der Bewunderung aus. Die wahlverwandten Naturen erkennen sich. Der Neapolitaner zeigt sich als ein, mit dieser Wunderwelt Vertrauter, als scharfsichtiger, sinniger Beobachter, er weiß überall Bescheid, nennt die anziehendsten Punkte, bietet sich dem Fremdling zum Begleiter an. Schon ist eine Partie verabredet, als der Neapolitaner, wie von einer plötzlichen Idee ergriffen, den Schritt hemmt und den Wittenberger befragt: ob er schon den vor wenigen Tagen im Golf gefangenen Wallfisch gesehen habe? — Ein Wallfisch? hier? und im Golf von Neapel? — „Si, si, Signore. Obwohl von Massa wurde er von kühnen Fischern harpunirt. Noch liegt er an Seilen am Ufer; aber nur heute noch, höchstens morgen; dann soll er zerstückt und sein Gerippe nach den Studi gebracht werden. Der König, der ganze Hof, Neapels Adel will den seltenen Fang in Augenschein nehmen. Alles rudert heute nach dem Meerwunder. Wollt Ihr mit, Herr? Einer meiner Freunde, ein Galant'uomo, ist Besitzer einer Barke. Ich zweifle nicht, daß er sich ein Vergnügen daraus machen werde, einen Forestiere, namentlich einen von mir empfohlenen, mit offenen Armen zu empfangen. Kommt, wenn es Euch recht ist. Die Stunde, in welcher die königliche Familie ihren Besuch macht, rückt heran." — „Ein Wallfisch, sagt Ihr? Und bei Massa? Höchst wunderbar! Und der König?—" — „Wie ich sage, der König, die Königin, die Königin Mutter. Ihr habt sie schon in der Nähe gesehen? Nicht? Nun, die Gelegenheit ist die günstigste. Besser trefft Ihr's nie. Aber kommt." Die Beiden steigen nach der Villa reale hinab. Der Freund des Neapolitaners ist zur Stelle, begrüßt den Deutschen verbindlichst und nöthigt ihn dringend, einzusteigen. Vier rüstige Ruderer fliegen mit der Barke über den stillen, regungslosen Meeresspiegel. Der Himmel ist unbewölkt, von schönster, durchsichtigster Bläue, die weißen Villen blitzen so lachend an den grünen Ufern, jenseits reiht sich Stadt an Stadt, die Unterhaltung ist belebt, geistreich; man kann sich keine anmuthigere Fahrt denken. Nach einer Stunde setzen die Marinari die Ruder ein; es ist der angeblichen Strömung wegen, die den Kahn spielend treibt. Der Pastor guckt sich vergeblich nach ihr um, sie bleibt, nach Aussage des Begleiters, dem Auge des Landbewohners unsichtbar, und er beruhigt sich. Das Gespräch geräth in's Stocken. Der Freund des Führers zieht die Karten hervor und beginnt mit letzterem alla primiera zu spielen; der Prediger schaut eine Weile zu, wird aufgefordert, Theil zu nehmen, und entschuldigt sich mit Unkenntniß des Spiels. Die Regeln desselben sind aber so leicht, so faßlich — ein Kind kann sie begreifen. Er will auch nicht unhöflich, kein Spielverderber seyn, er setzt und verliert. Ein Piaster ist fort. Jedes Spiel heischt aber Lehrgeld; ein zweiter Piaster wird, um den ersten zurückzuholen, ausgesandt, obwohl ohne Erfolg. Der Begleiter und sein Freund sind über das unerhörte Unglück außer sich und machen sich die lebhaftesten Vorwürfe, den Gast zum Spiel aufgefordert zu haben; man kann nicht distreter seyn. Nichtsdestoweniger bringt der dritte, vierte, fünfte ausgesetzte Piaster eben so wenig Frucht. Das Spiel bedünkt dem Herrn Pastor weniger interessant, als es anfänglich schien. Er erkundigt sich, um eine Diversion zu machen, nach der verheißenen königlichen Familie: man erwartet sie jeden Augenblick. Er frägt nach dem Wallfisch. Der eine Schiffer will wissen, daß er schon gestern weggeführt worden sey, der andere versteht die Frage nicht einmal. Der Deutsche dringt auf Heimfahrt; die Neapolitaner willfahren ihm, bieten ihm noch einmal, obwohl vergeblich, Revange an, setzen ihn in der Villa reale an's Land, stoßen dann ab und brechen in ein schallendes Hohngelächter über den Geprellten, Verwirrten aus. Die Geschichte lief durch ganz Neapel und wurde von Jedermann als schlagendes Bonmot, um die Sagazität der Inquilinen, die Tölpelhaftigkeit der Ausländer zu bezeichnen, mit lachendem Munde erzählt.

(Fortsetzung folgt.)

Der deutsche Renegat im Dienste Abd-el-Kaders.

(Schluß.)

Früh um sechs Uhr begab ich mich nach dem Zelte Raïs Alis und bat ihn, mit mir eine Jagdpartie zu machen. Ein Neger sattelte unsere Rosse und bald waren wir tief in den Bergen des Atlas. Nach einer vierstündigen Jagd in die Gegend des Lagers zurückgekommen, bat ich meinen Begleiter, mit mir in einem naheliegenden Adnar einige Erfrischungen einzunehmen. Ich hatte den Plan, mich hier unter irgend einem Vorwande länger als Raïs Ali zu verweilen und dann mit Pferd und Waffen in die Hochgebirge zu entfliehen, wo ich ohne Gefahr die Nacht erwarten konnte, da die höheren Regionen der Berge von den Beduinen gemieden werden. Sey es nun, daß Ali mein Absicht errieth, oder war es Zufall, er vereitelte meinen Plan durch die

Digitized by Google

Bemerkung, daß er sich unwohl fühle und einige Stunden im Aduar verweilen wolle. „Du kannst," setzte er hinzu, „nach dem starken Ritte einen Spaziergang in's nahe Lager machen; ich werde dir Pferd und Waffen dorthin nachbringen." Um mich nicht zu verrathen, billigte ich seinen Vorschlag. Zu Fuß und ohne alle Waffen begab ich mich nach den Zelten. Nach einer kurzen Ruhe suchte ich, im Angesichte unserer Reiter, die am Chelif ihre Pferde tränkten, langsam und gesenkten Hauptes gehend, als wenn ich Kräuter sammelte, die nächsten Berge zu erreichen. Als ich mich weit genug vom Lager entfernt glaubte, stieg ich hinab in die Schluchten, einen verborgenen Winkel zu entdecken, wo ich die Nacht erwarten könnte. Eine durch zwei übereinander ragende Felsen und dichtes Gebüsch versteckte Höhle schien mir zu diesem Zweck vollkommen geeignet. Ein darin befindliches Lager und herumliegende Knochen ließen zwar in diesem Asyle den Aufenthalt irgend eines wilden Thiers vermuthen; aber ich fürchtete in diesem verhängnißvollen Augenblicke weniger den Zahn einer wilden Bestie, als den Yatagan der Araber. Die Schauer dieser Höhle in den wildromantischen Schluchten des Atlas, die feierliche Stille rings herum und die über meinem Haupte schwebende Todesgefahr erfüllten meinen Busen mit schwankenden Bildern von Hoffnung und Furcht.

Ungeduldig erwartete ich den Untergang der Sonne. Als sich endlich die nächtlichen Schatten über Berge und Thäler verbreiteten und unten im Thale das wilde Geschrei der Wachen ertönte, verließ ich meinen Schlupfwinkel und erstieg die Höhe des Gebirges. Im Finstern vorwärts tappend, stürzte ich oft in Schluchten, an deren schroffen Felsenwänden ich kaum wieder emporzuklimmen vermochte. Das dornige Gestrüpp, mit dem die Berge bedeckt sind, rizte alle entblößten Theile des Körpers und die scharfen Kanten der Felsenwände verwundeten auf's empfindlichste Hände und Füße. Nach einem dreistündigen Marsche stieß ich auf eine ungeheure Schlucht, die, sich rechts und links weit ausdehnend, meinen Weg durchschnitt. Nachdem ich mich von der Unmöglichkeit, sie zu passiren, überzeugt, folgte ich dem Wege rechts und stieg bis an den Chelif hinab. Dort angekommen, begegnete mir, was ich am meisten gefürchtet hatte. Das wüthende Gebell von Hunden bewies mir, daß ich mich in der Nähe eines Aduars befand, dessen erdfarbene Hütten mir die Dunkelheit verbarg. Obgleich die Araber ihren Aduar während der Nacht nicht verlassen, weil sie die wilden Thiere und Schedans (Teufel) fürchten, so ergreifen sie doch die Waffen, sobald sie durch das Gebell ihrer Hunde von der Annäherung eines Menschen benachrichtigt sind. Leicht konnte ich für einen Dieb gehalten, getödtet oder gefangen werden. Ich sprang in den Fluß und erreichte glücklich das jenseitige Ufer. Ich folgte dieser Seite eine halbe Stunde lang und durchschnitt den Fluß zum zweiten Male, um wieder die Berge zu erreichen. Schon begann im Osten der Morgen zu dämmern, als ich aus dem Gebirge in die Ebene herabstieg, von wo ich ungefähr noch sechs Stunden von Mostaganem entfernt war. Nach Verlauf einer Stunde erreichte ich einen mit zerfallenen Mauern umgebenen Garten, in dem ich einige Früchte zu finden hoffte, um meinen Hunger zu stillen. Während ich vorsichtig umherschaue, ob nicht durch nahe Wohnungen meine Sicherheit gefährdet sey, erblicke ich auf einem entfernten Baume einen im Winde flatternden Bernus. Näher hinzutretend entdecke ich mit Schaudern den Leichnam eines gehenkten Beduinen mit silberweißem Barte. Ich fühlte ein Jucken in den Halsmuskeln, vergaß Hunger und Durst und verließ so schleunig wie möglich den unheimlichen Ort.

Die aufgehende Sonne beleuchtete die Landschaft, als ich noch vier Stunden von Mostaganem entfernt einen befahrenen Weg traf; nur die Franzosen konnten diese Spuren zurückgelassen haben, und ihnen folgend, hoffte ich desto schneller den Hafen der Rettung zu erreichen. Noch war ich nicht lange gegangen, als ich, aus dem Gebüsche in's Freie tretend, dicht vor mir einen Aduar erblickte. In diesem Augenblick traten aus dem nächsten Zelte drei Beduinen, mit Gewehren bewaffnet, um wahrscheinlich eine Jagdpartie in's Gebirge zu machen. Es war nicht mehr möglich, mich ihren Blicken zu entziehen, entschlossen trat ich daher auf sie zu. Nachdem sie meinen Gruß „selaom alicom" erwidert, mußte ich mich einem strengen, aus der den Arabern angebornen Neugierde entspringenden Examen unterwerfen. Da sie an meiner gebrochenen Aussprache sogleich den Ausländer erkannten, gab ich mich auf ihre Fragen als einen Türken zu erkennen; aber am auffallendsten schien es ihnen, mich in der Offiziersuniform Abd-el-Kaders ohne Pferd und Waffen zu sehen. Ich erklärte ihnen, mein Pferd sey in den Bergen gestürzt und ich genöthigt worden, dasselbe in einem Aduar zurückzulassen, und mein Yatagan sey beim Sturze in eine Schlucht gefallen. „Ich gehe," setzte ich hinzu, „zum Commandanten nach Mostaganem, um diesem einen Brief vom Chalifa zu überreichen." Diese und ähnliche Erklärungen befriedigten sie vollkommen, und mit einem freundlichen „ru, ru" (geh) wurde ich entlassen. Unter andern Arabern, die ich auf gleiche Weise zufrieden stellte, begegnete mir ein junger Beduine, welcher Früchte nach Mostaganem zu Markte trug. Mich für einen treuen Glaubensgenossen haltend, beschenkte er mich mit Feigen und Nüssen, die mir bei meiner gänzlichen Ermattung die trefflichsten Dienste leisteten. Noch eine kurze Strecke, und ich erblickte vor mir das schützende Ziel. Ich wage

Digitized by Google

nicht, meine Empfindungen zu schildern; nur wer in ähnlichen Gefahren geschwebt hat, vermag dieselben mitzufühlen. Ich betrat den Boden der Civilisation mit der festen Ueberzeugung, daß der Mensch nur da glücklich seyn kann, wo er unter Menschen lebt, die geistig Seinesgleichen sind.

Korrespondenz-Nachrichten.

Paris, Februar.

(Fortsetzung.)

Balladenteuer. Konzerte. Rachel.

Ein anderes Abenteuer ist sicherer, da es von den Zeitungen, welche ihre Nachrichten aus dem Justizpalaste hernehmen, erzählt wird. Eine sogenannte Grisette, jung und schön, meldete sich bei einer ebenfalls jungen Demoiselle und bat sie im Namen ihrer Freundin, einer Schauspielerin, dieser auf 24 Stunden ihr schönes Ballkostüm eines Titi zu leihen, welches Kostüm auch sogleich, nebst vielen freundlichen Grüßen an die Schauspielerin, verabfolgt wurde. Die deutschen Leser müssen wissen, daß Titi in der Volkssprache und im Vaudeville der Name des allgemein bekannten Gamin de Paris ist, nicht des Tangenieurs, wie er fälschlich in der deutschen Uebersetzung genannt wird, sondern des lustigen und frechen Gassenbuben. Eigentlich besteht seine Tracht in einer langen Hose, einer Blouse mit Gürtel und einer Mütze. Die Kostümiers verdeben aber alle Trachten. Das Titikostüm bleibt zwar in der Hauptsache der Wahrheit getreu; allein es ist so verfeinert, daß es allenfalls auch auf einem Hofballe noch mit Glanz erscheinen könnte. Aus dem feinen oder grauen Kittel ist ein Oberkleid von weißem Merinos, aus der Mütze ein seidener, mit Silber verbrämter Kopfputz u. s. w. geworden, so daß das Ganze einer hübschen Grisette überaus wohl steht, aber auch viel kostet, wofern sie nicht zu dem Mittel, welches besagte Grisette Namens einer Schauspielerin anwendete, ihre Zuflucht nimmt. Die Demoiselle erfuhr bei ihrer nächsten Zusammenkunft mit ihrer Freundin, daß diese Niemand zu ihr geschickt und Niemand beauftragt habe, sie um das schöne Kostüm zu bitten. Es war also sonnenklar, daß jene um dasselbe betrogen worden war. Acht oder vierzehn Tage darauf, als die Demoiselle auf einem öffentlichen Balle tanzte, entdeckte sie mit Entsetzen in einer neben ihr tobenden Tänzerin, welche diesmal als Schäferin verkleidet war, ebendieselbe Grisette, welche ihr das Titikostüm abgeborgt und so gut als gestohlen hatte. Sie ward so verwirrt bei diesem Anblick, daß ihr Tänzer viele Mühe hatte, mit ihr die Touren durchzumachen, und kaum war der Tanz geendigt, als sie zu einem der Polizeidiener lief, deren es auf allen öffentlichen Bällen einige gibt, und ihm den Vorfall entdeckte. Dieser begab sich zur Schäferin und bat sie, ihn zum Polizeikommissär zu begleiten. Hier gestand nun die Schäferin unter einem Strome von Thränen, daß sie in der That, auf allzugroßer Begierde, als ein Pariser Titi auf dem Ball zu erscheinen, eine List ersonnen habe, dieselbe aber bald darauf bereut, und den Attanzyng so liegen gelassen habe, wie sie ihn bekommen, und auch bereit sey, denselben sogleich wieder herauszugeben. Durch dieses reuige Geständniß soll die Klägerin so erweicht worden seyn, daß sie versprochen habe, von ihrer Klage abzustehen. — Das Ausleihen der Kostüme ist hier in der Karnevalzeit ein beträchtlicher Industriezweig. Vor Kurzem ist eine ganze Sammlung von illuminirten Kupferstichen erschienen, welche allerlei Trachten darstellen, wie sie die hiesigen Zeichner für Theater und Bälle erfinden, und die, wie gesagt, der Wahrheit selten getreu bleiben. Mit dieser Kupferstichsammlung sind nun sämmtliche Kostümhändler versehen, und Jeder kann sich aus der Sammlung das auswählen, was ihm am besten gefällt. Auch die Theater werden manchmal von solchen Kostümiers versorgt, besonders aus dem großen Babinschen Magazine, das schon lange sich als das am besten versorgte einen großen Ruf verschafft hat. — Neben der Ballmusik erdröhnt die der Konzerte, die freilich ein kleineres, ausgewählteres Publikum haben, und daher oft in den Sälen der Instrumentenmacher, wie Erhard, Pape, Plantade, gegeben werden. Nur im Musikconservatorium werden am Sonntag große Konzerte mit Begleitung eines vollständigen Orchesters gegeben. In den übrigen besteht die Begleitung meist nur aus einem Fortepiano, und höchstens werden Quartette oder Quintette neben den Gesangstücken aufgeführt. Unter den Instrumentalisten, welche sich in der letzten Zeit hören ließen, waren die Herrn Bärmann die vorzüglichsten; doch erntete auch ein sogenannter Schüler Paganinis, Namens Philippe, ziemlichen Beifall ein. Der Solosänger und Sängerinnen treten immer eine Menge auf. Es hält aber schwer, in diesem Fache sich einen Ruf zu erwerben. In der Theaterwelt ist Rachel noch immer die gefeiertste Person; da jedoch jede Art von Ruhm nicht ohne Widerwärtigkeit bleibt, so hat auch die junge Tragikerin schon viel derselben erlebt. Obschon die Direction des Théâtre français angekündigt hatte, sie habe Rachel zum Range einer Sociétaire oder Theilhaberin erhoben, so fand es sich doch, daß Rachel anstatt des Gehaltes von 20,000 Fr. eigentlich nur 8000 fixes Einkommen hatte, und man ihr bloß monatlich aus freien Stücken 1000 Fr. zulegte. Die Eltern des Mädchens erhoben daher eine Klage, und verlangten im Namen der noch nicht mündigen Tochter die vollen 20,000 Fr. zugesichert, nebst einem jährlichen Urlaub von drei Monaten. Gern hätte sich die Theaterdirection dieser Verbindlichkeit entzogen, und es fanden sich Tagebläter, welche die Partei der Direction ergriffen und Rachels Eltern der Habsucht beschuldigten. Eines dieser Blätter sagte beißend, Rachel bleibe ihrem alten Handwerk treu und bettle noch immer, nur mit dem Unterschiede, daß sie sonst um Kupfermünze gebettelt und jetzt um Banknoten bettle. Rachels Eltern aber erwiderten in den Zeitungen, ihre Tochter habe dem Théâtre français des reis die ungeheure Summe von 200,000 Fr. eingebracht und müsse deßhalb spielen; es sey daher auch nicht mehr als billig, daß sie so gut belohnt werde wie andere Sociétaires. Dawider ließ sich dann auch nichts Bündiges sagen, und die Theaterdirection gab wirklich nach. Einen andern Vorwurf macht man den Eltern des Mädchens daraus, daß sie Rachel in große Gesellschaften gehen lassen, wo sie Proben ihres Talents ablegen muß.

(Schluß folgt.)

Beilage: Kunstblatt Nr. 22.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

№ 64.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Freitag, den 15. März 1839.

Je connais mon théâtre, et veux, en amateur,
Jouer à mon profit le rôle d'inspecteur.
Delavigne.

Die Gastfreunde.

II.

Der Gastfreund in Hirlingen.

Norbert trat seinen Weg nach Hirlingen nicht ohne mannigfache Betrachtungen an. Sein blindes Vertrauen hatte, wie schon öfter, einen tüchtigen Stoß erlitten. Er machte sich keine Hoffnung mehr auf ein ständiges Ruheleben im Schooße einer befreundeten Familie, wie er wohl gethan, als er gen Falkenau gereist war; er rechnete nur noch auf ein fliegendes Quartier, obendrein in schlecht vertrautem, oder gar feindlichem Lande. Er beschloß, sein Herz und seine aufrichtige Zunge gefangen zu nehmen, nicht mehr ein hingebender Freund, sondern ein wißbegieriger Beobachter zu seyn. Er schämte sich der Reue, die ihn zu Falkenau beschlichen; er freute sich mehr als je, seinem Junggesellengrundsatze treu verblieben zu seyn. „Ich werde jezt," sagte er sich, „das zweite vor der Welt prunkende Eheglück kennen lernen; es soll mein Studium seyn, diese Maske zu durchschauen. Um mich jedoch zum Forscher recht tüchtig zu machen, will ich an Auerbachs Hause nicht mehr reellen Antheil nehmen, als wie an einem gewöhnlichen Wirthshause. Warum auch nicht? Wird mein Leben darinnen nicht verlaufen wie in einem Gasthofe? Mit Affektation aufgenommen, werde ich in ein paar Tagen ein alltäglich Gesicht, ein paar Tage weiter nachläßig behandelt, noch acht Tage weiter an allen Ecken überlästig seyn. Das ist einmal der Lauf der Hospitalität, der bezahlten wie der aus Freundschaft geleisteten. Ich will mich einrichten, daß ich jeden Augenblick fertig sey, meine Zeche zu bezahlen und abzureisen, stets bei der Hand, den Abschied zu empfangen ohne Kummer, oder meine Dimission zu geben, ohne es zu bereuen. Statt eines Verlustes muß mir alsdann der Gewinn bleiben, mit den Menschen in ihrer Häuslichkeit, und mit dem gepriesenen Stand der Ehe insbesondere in allen seinen Nüancen, gründliche Bekanntschaft gemacht zu haben."

Ohne sich viel Vergnügen von seinen Forschungen zu versprechen, verfolgte der alte Student nichtsdestoweniger seinen Weg mit Muth, und rechnete für seine Erholung auf die Intermezzos, die ihm das gesellschaftliche Leben in dem Städtchen bereiten würde. Wie klein auch Hirlingen seyn mochte, so hatte es doch einige Hülfsmittel für den fremden Gast in Bereitschaft, wenn er sich von Auerbachs Hause für Augenblicke zu trennen begehrte. Er war doch nicht gezwungen, wie in Falkenau, entweder sich auf seinem Zimmer zu isoliren, oder Stunde für Stunde, Minute für Minute die argwöhnischen

Digitized by Google

Blicke und die falschgemeinten Höflichkeiten einer ungunstig gestimmten Hausfrau auszuhalten.

Was den Empfang bei Auerbach betraf, so hatte sich der Major geirrt. Es waltete dabei keinerlei Affektation ob; er wurde aufgenommen, als sey man schon längst gewöhnt, ihm von Zeit zu Zeit Quartier zu geben. Sein Logis war, wie es ein alter Freund verlangen durfte: einfach, prunklos, jedoch mit allen Bequemlichkeiten versehen. Das Haus an und für sich hatte viel Altväterisches und stimmte, so wie der Garten, eben nicht heiter. Dieser Geist der Stille und Ruhe war auf die Bewohner des Hauses verpflanzt worden. Die Dienstleute thaten emsig, aber geräuschlos ihre Geschäfte. Herr und Frau des Hauses, die am zurückgezogensten wohnten, waren einsylbig; ihre Anwesenheit wurde kaum bemerkt. Der Major horchte vergebens nach dem Zankteufel, der, zufolge der Versicherung Elisens, in Kuche und Keller und Kammern rumoren sollte. Selbst Auerbach, auswärts so lustig und lebendig, nahm mit dem Eintritt in seine vier Pfähle etwas Herrnhuthisches an. Der Umgang mit ihm und seiner Frau war dessen ungeachtet leicht und ungezwungen und sagte dem Gast, dessen Natur ohnedies ernst und tief war, trefflich zu. Die Eheleute begegneten sich mit einem gewissen ceremoniösen Schliff, der Uebereinkommen zu seyn schien. Sie lebten — wie es Norbert vorkam — eine verträgliche Prosa durch. — Der Tag wurde den Geschäften und dem Gast gewidmet. Nach dem Thee, der bei Auerbach die Stelle des Abendessens vertrat, zogen sich die Gatten bald in ihre entlegenen Zimmer zuruck und überließen dem Hausfreunde, seine Abendstunden zuzubringen, wie es ihm beliebte; eine Sitte, die dem Major zwar etwas langweilig vorkam, die er aber bei dem guten Einverständnisse der Leute und ihrem so natürlichen Wunsche, eine kurze Spanne des Abends ungestört einander widmen zu können, sehr in der Ordnung fand.

So verging Tag für Tag, und Norberts Vertrauen in seiner Freunde Gastlichkeit befestigte sich immer mehr, und gerne hätte er diesem Vertrauen die längste Dauer prophezeit, wenn nicht zu Zeiten gewisse Zweifel in ihm aufgedämmert wären, die sein Urtheil im Schwanken erhielten.

Er bemerkte nämlich, daß Auerbach stets bemüht war, so oft er mit Anna zu fremden Leuten kam, eine besondere Poesie an die Stelle der hausbräuchlichen Prosa zu schieben. Er floß über von Liebenswürdigkeit gegen seine Frau, er hatte für sie die süßesten Namen in Bereitschaft, er behandelte sie wie der schwache Vater sein verzogenes Kind; seine Stirne hatte für sie keine Runzeln, sein Mund keine ernste Zurechtweisung, keinen Tadel; sein Wille war stets bereit, sich dem ihrigen unterzuordnen. Es ist wahr, daß Anna von diesem so freigebig angebotenen Gehorsam nie Gebrauch machte. — Dagegen ertappte Norbert gar manchmal daheim auf des Freundes Stirne eine finstere, wenn auch schnell vorüberziehende Wolke, in seinen Augen den unsteten Blick des Aufpassers, auf seinen Lippen das trockene Wort der Willkühr oder das absolute „Ja und Nein" oder das „Meinetwegen" eines gnädigen Herrn, der seine Gnade nicht gering anschlägt.

(Fortsetzung folgt.)

Reise- und Lebensbilder.

(Fortsetzung.)

Rüstig dringe ich durch das Gewühl. Ich lasse den pudelscheerenden Fachin, den Allerweltsmann von Trödler, welcher silberne Uhren, Brillengläser, Hosenträger, Schnallen, Knöpfe, Gott weiß was, feilbietet, Petschafte sticht und Goldringe verlöthet, zur Linken, den Antiquar mit seinem Kram, mit schlechten Uebersetzungen aus dem Französischen und noch elenderen Originalen, schweinsledernen Kasuisten, Gebet- und Kochbüchern zur Rechten, und trete an die hölzerne, mit Lorbeerzweigen besteckte Bude des Eiswasserverkäufers. Auf der untern Wand strecken die in den Flammen des Fegefeuers schmachtenden Seelen jämmerlich die Arme aus; sie sollen die Qualen des Durstes, gegen welche hier für einen Kupfergran Rettung zu finden ist, versinnlichen. Citronen und Orangen thürmen sich auf dem Tisch, hinter welchem der Verkäufer unaufhörlich das mit Eiswasser gefüllte Fäßchen um die Achse schwenkt und mit der eisernen Citronenpresse im Takt klappert. Ein trübes Aniswasser, welches abscheulich schmeckt und einen noch abscheulicheren Geruch verbreitet, ist das Lieblingsgetränk der niedern Classen; mich verscheucht es. Ich eile an dem Wechsler vorüber, welcher auf seinem Tische große Säcke voll Kupfergeld aufstellt und durch Drahtgitter weislich gesicherte Goldmunzen, an der Hausirerin, die ihren Kram von Spitzen, Bändern und Linnenzeugen auf dem Kopf trägt und bunte Seidentucher auf das Lockendste ausbreitet, an der Alten, welche, von einem dichten Bubenschwarm umdrängt, Maiskolben in Kohlen, oder Kastanien in einer Eisentrommel röstet, gehe an dem mit Blumen und Rosmarinstauden geschmückten Korbe des Feigen- und Weintraubenhändlers vorüber, welcher mit dem ewigen Ah! Ah! melodramatisch die Prügel, die auf seinen Esel niederkrachen, begleitet, und dazwischen in den Ruf: O über die herrlichen Feigen! über die zuckersüßen Trauben! ausbricht. Kein Ausrufer wagt es, seine Waare schlechtweg bei Namen zu nennen; er muß eine

Digitized by Google

Empfehlung derſelben anflicken, ſie umſchreiben; er ruft nicht den Gegenſtand, ſondern deſſen Anwendung, ſein Wort eilt dem Auge um eine Gedankenreihe voraus. So wird er nicht baccalo (Stockfiſch) feilbieten, ſondern die Ingredienzien ſeiner Zubereitung: pomidori e faggioli, weil der Fiſch mit einer Sauce von Goldäpfeln und Bohnen genoſſen wird. Bratäpfel ſollen ein unfehlbares Mittel wider den Huſten ſeyn. Mittelſt eines gewagten Hyſteron-proteron preist nun der Verkäufer die Kranken, um ſein offen produzirtes Mittel los zu werden, und ruft: Glücklich, wer den Huſten hat! Beato chi tiene la tossa! Und ſo geht es in's Unendliche.

Ein Blinder ſpielt die Geige und heult dazu die Wunder der Santa Filomena oder ſonſt einer Modeheiligen, die mit ſchreienden Farbenkleren auf einer aufgehängten Leinwand verſinnlicht ſind, in ottave rime ab; Pulcinella kräht auch hier aus ſeiner casa di burattini; mühſam bahne ich mir den Weg durch den aus Matroſen, Soldaten, Laſtträgern, Müſſiggängern gebildeten Haufen ſeiner Bewunderer; Bettelknaben hüpfen, mit den nackten Sohlen zuſammenklatſchend, vor dem Fremdling her; ich flüchte mich zu dem Vorleſer des Arioſt. Dieſer erkennt den alten, getreuen Kunden, nickt ihm mitten aus dem Schwung der achtzeiligen Stanze wohlwollend zu und gibt dem Auditorium einen Wink, zuſammenzurücken, um mir ein Plätzchen auf den im Viereck zuſammengeſtellten Holzbänken einzuräumen. Hier laſſe ich mich nieder.

Von den drei Vorleſern, welche allabendlich den Molo entzücken und ihn in die romantiſchen Irrgänge des Arioſt's entführen, war es der jüngſte, welcher den lebendigſten Vortrag, das ſonorſte Organ hatte, der die ſinnigſten, faßlichſten Kommentare zu liefern wußte, ſich der dichteſten Reihen von Zuhörern erfreute. Er war einige zwanzig Jahr alt, klein von Wuchs, und mit der echteſten neapolitaniſchen Pulcinellfratze, dem krausſchwarzen Haar, der zurückgezogenen Stirn, den hervorſtehenden Backenknochen und herausſpringender, hakenförmig gebogener Naſe begabt. Er agirte in Hemdärmeln, mit der nationellen braun-wollenen Schifferkappe auf dem Kopf, dem geſchriebenen Exemplar des Arioſt in der einen, und einem gewaltigen Stock in der andern Hand; lezterer diente ihm theils zur Wiederherſtellung der Ordnung bei Einbrüchen zudringlicher Bettelbuben, theils um den Affekt der Rede zu verſtärken, die grimmigen Lanzenſtöße und Schwertſtreiche der Chriſten und Mohren zu verſinnlichen. Die Verſe ſelber trug er mit leidlich reinem Accent vor, und nur die Exegeſe war im neapolitaniſchen Dialekt.

„Alſo wo ſind wir geſtern ſtehn geblieben, Compa're?“ fragt er einen alten, verwitterten Marinaro. Der Gevatter ſchiebt das Stuck Kautabak aus einer Backe in die andere und brummt dann: „Beim Ruggiero, wenn mir recht iſt, wie er auf dem Hippogryphen reitet, und wie der in eine Myrthe verwandelte Aſtolfo ihn warnt nicht weiter zu gehen.“ — „Bravo, Don Giuſeppe. Solche aufmerkſame Zuhörer machen dem Vorleſer Muth. Wir haben ferner die Ungeheuer erſcheinen ſehen, und vernommen, wie Ruggiero von den beiden Jungfrauen aufgefordert wird, die ſchenßliche Rieſin Erifilla zu bekämpfen. Heute beginnen wir den ſiebenten Geſang.

Chi va lontan de la sua poleia, vede
Cose da quel che già credea, lontane etc.“

Die erſte Sylbe einer jeden Stanze wurde gedehnt, und mit einem beſonderen ſchnarrenden Ton, gleichſam als Auftakt geſprochen, und eben ſo auch die Schlußreime der Stanze ſtark hervorgehoben.

Erifilla tritt auf in einer Rüſtung vom feinſten Stahl, geſchmückt mit vielfarbigen Steinen, dem röthlichen Rubin, dem gelben Chryſolith, dem grünen Smaragd. Sie reitet auf einem Wolf — er iſt ſo groß als ein Stier — ſie lenkt ihn nicht mit dem Zügel; der göttliche Dichter weiß ſelber nicht, wie ſie ihn regiert habe (und ſo wollen auch wir uns die Köpfe nicht darüber zerbrechen); auf Helm und Schild trägt ſie eine geſchwollne giftige Kröte. Schon aus der Ferne ruft ſie dem Ritter drohend zu; Jener greift zur Lanze — (der Stock des Vorleſers wird wüthend geſchwungen) — er fordert ſie zum Kampf heraus. Die Rieſin ſpornt ihren Wolf, die Erde zittert unter der Heranſprengenden, der wackere Roger erwartet ſie ſtehenden Fußes, packt ſie unter dem Helm und wirft ſie mit Rieſenkraft aus dem Sattel. Schon hat er das Schwert gezogen, um ihr ſtolzes Haupt vom Rumpfe zu trennen, aber die Jungfrauen rufen ihm zu: Es genügt, daß Ihr Eure Gegnerin beſiegtet, edler Ritter; ſteckt Euer Schwert in die Scheide, und laßt uns über die Brücke ſchreiten. Sie reiten auf ſchmalem, ſteilem Pfad durch ein Gehölz, treten auf eine räumige Wieſe,

Dove il piu bel palazzo e'l piu giocondo
Vider, che mai fosse veduto al mondo.

Der Vorleſer hält einen Augenblick inne, fordert die Zuhörer auf, ſich die königlichen Schlöſſer Capo di Monte oder Caſerta mit ihren Waſſerleitungen, Säulengängen, Treppen und Fontainen zu vergegenwärtigen, und ſezt Alcinens Palaſt an Pracht und Herrlichkeit weit über die genannten. Er fährt fort und läßt die Schöne, von ihrem Hofſtaat umgeben, dem Ritter entgegentreten, ſchildert dann wieder parentheſiſch die Schönheit, die Garderobe des Geſolges, der Hofdamen, bis er mit den Verſen:

Sola di tutti Alcina era piu bella,
Si comme è bello sol più d'ogni stella

auf die unvergleichlichen Reize der Zauberin übergeht.

Digitized by Google

Unverwandt hängt jedes Auge an den Lippen des Vorlesers. In ängstlicher Spannung lauschen sie den wunderbaren Abenteuern; die Augen funkeln vor Kampflust, unwillkührlich ballen sich die Fäuste, um dem bedrohten Ritter beizustehen; seine unbefleckte Tapferkeit läßt ihn den Gegner zu Boden werfen und eine Felslast fällt den Anwesenden vom Herzen. Kein Laut unterbricht den Lektor, bis er selber in einer Pause die Bewunderung der Lauscher provozirt und zu enthusiastischen Glossen über die gewaltigen Hiebe, die rings verstreuten goldenen Helme, den fürstlichen Anstand der Damen, die Bosheit des Mohren reizt. Und keiner der Zuhörer wird sich entfernen, ohne sich für den ihm gewordenen Genuß erkenntlich bewiesen zu haben. Sollten ihn Geschäfte vor der Beendigung des Gesanges abrufen, so wird er seinen kupfernen Tribut dem Nachbar zustellen; er weiß, daß dieser ihn treulich überliefern wird. Uebervortheilung des Vorlesers gilt dem Kirchenraube gleich.

Wie auf heimlicher, grünlaubiger Insel inmitten des sturmbewegten, schäumenden Meers, so sizt die stillentzückte Ariostische Gemeinde im Volksgetümmel des Molo. Weder der Schrei des Wassermelonenhändlers, noch die Lockung des Aquavittträgers, nicht das melancholische Aiaho! der im Hafen arbeitenden Matrosen, nicht das einförmige Rauschen der Brandung vermag den süßen Zauber der Traumwelt, der sie umwebt, zu lösen. Da schallt von den Thürmen der gellende Ton der unter raschen Hammerschlägen dröhnenden Glocken. Die Nacht ist eingebrochen. Der Vorleser klappt die Handschrift zu, murmelt mit abgenommener Kappe das Ave-Maria und entläßt die Versammlung mit freundlichem felicissima notte.

Korrespondenz-Nachrichten.

Paris, Februar.

(Schluß.)

Rachel. Dupré.

Seitdem Rachel bei ihrem Auftreten auf der Bühne des Théâtre français das Publikum in Erstaunen gesezt hat, wollen die Vornehmen sie in ihren Abendgesellschaften haben; Herzoginnen und Gräfinnen rechnen es sich zur Ehre, wenn das Mädchen, dem sie auf der Gasse vielleicht einmal aus Mitleid einige Sous zugeworfen haben, ihre dringenden Einladungen annimmt. Sie wird dann mit kostbaren Geschenken überhäuft und auf das schmeichelhafteste behandelt. Strenge Theaterbesucher meinen aber, dies sey das Verderben der jungen Schauspielerin, die nun ihre Zeit und Gesundheit damit verliere, von einer nächtlichen Versammlung zur andern zu wandern, statt sich für die Bühne zu schonen und ihre Muße zur Uebung anzuwenden. Sie beschuldigen Rachels Eltern, daß sie aus bloßer Habsucht das arme Mädchen den Einladungen folgen lassen. Gewiß ist das Leben in der großen Welt, wenn eine Gewohnheit daraus wird, nicht geeignet, eine Künstlerin auszubilden; höchstens könnte es dazu dienen, ihr den Anstand zu geben, welchen sie bei ihrem frühern Gassenleben unmöglich erwerben konnte. Es wird erzählt, ihr Lehrer, der Schauspieler Samson, welcher sich um die Ausbildung dieses außerordentlichen Mädchens als Künstlerin ein so großes Verdienst erworben hat, und gegen welchen sie sich bisher sehr folgsam und dankbar bezeigt hat, sey über ihr zerstreutes Leben in der großen Welt so unwillig geworden, daß er ihre Statuette, die, wie ich neulich gemeldet, bei allen Kunsthändlern jezt zu haben ist, in ihrer Gegenwart zu Boden geworfen und zerbrochen habe, worüber sie einen Strom von Thränen vergossen haben soll. Samson hatte gehofft, sie den höchsten Gipfel des tragischen Spiels erreichen zu sehen, und kann nicht ohne Zorn daran denken, daß sie nun, anstatt unaufhörlich zu studiren, sich durch den Beifall der Assembleen berauschen und von ihrem hohen Ziele ableuken läßt. Glücklicherweise ist sie noch jung und kann die verlorene Zeit wieder durch Arbeit einholen. Nur fürchtet man, daß die aus ihrer Armuth plötzlich in Wohlstand versezten Eltern bloß darauf sinnen, das Glück ihrer Tochter möglichst auszubeuten, ohne sich um die Zukunft zu kümmern. An dem Opernsänger Dupré hat Rachel ein Beispiel, was ausdauernder Fleiß vermag. Diesem ist das Glück nicht entgegengekommen, wie der Demoiselle Rachel; er hat es gleichsam gezwungen, ihn zu begünstigen. In seiner frühen Jugend hatte er große Lust zum Gesange und ließ sich im Musikkonservatorium unterrichten. Er begab sich darauf in die zu jener Zeit von Choron gehaltene Singschule, zeichnete sich hier aus und konnte hoffen, auf eine Opernbühne zu treten. Aber nun ging ihm zur Zeit der Mannbarkeit die Stimme aus. Er sang in den Operetten, welche damals im Odeon gegeben wurden, machte aber gar kein Aufsehen, und wurde für einen sehr mittelmäßigen Sänger gehalten. Durch alles dieses ließ er sich nicht abschrecken, und da in Frankreich für ihn keine Aussicht war, begab er sich nach Italien, begnügte sich hier anfangs mit untergeordneten Rollen, arbeitete und studirte unaufhörlich, bekam allmälig seine Stimme wieder, wurde bekannt, hervorgezogen und erhielt endlich auf den Hauptbühnen Italiens den rauschendsten Beifall. Von nun an wetteiferten die Tonkünstler, für ihn Rollen zu setzen. So sezte Donizetti für ihn die Hauptrolle in seiner Oper Lucia di Lammermoor. Der Ruhm, den er sich in Italien erwarb, verbreitete sich bald nach Frankreich, und nun suchte die große Oper, die ihn vormals kaum unter ihre Choristen hätte aufnehmen wollen, ihn als Primotenore zu bekommen. Es wurden ihm die glänzendsten Anerbieten gemacht, und er willigte endlich ein, sein zweites Vaterland, Italien, dem er seinen Ruhm und sein Glück verdankte, wieder zu verlassen, um die erste Stelle an der hiesigen Oper einzunehmen. Es sind noch nicht zwei volle Jahre, seit er auf dieser Bühne singt. Er hat sich bisher mit fünf oder sechs Rollen begnügt; diese singt er aber meisterhaft und läßt darin nichts zu wünschen übrig. Er ist unstreitig jezt der erste Sänger in Frankreich, und beinahe der einzige Sänger an der Oper; man geht nur hin, um ihn zu hören, wie man die Ballete nur besucht, um Fanny Elsler tanzen zu sehen. Dieser Gebrauch, sich an einen meisterhaften Schauspieler zu halten, diesem allein Beifall zu zollen und das andere wenig zu beachten, ist aus Italien nach Frankreich gekommen. Es läßt sich Manches dagegen sagen. Allein wer kann es dem Publikum verargen, daß es sich von einem überwiegenden Talente hinreißen läßt, und daneben die untergeordneten Künstler desto mittelmäßiger findet?

Dg.

Beilage: Literaturblatt Nr. 28.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

№ 65.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Sonnabend, den 16. März 1839.

Kommt, soll'n wir gehen und uns Wildpret tödten?
Doch reut mich's, daß wir den gefleckten Narr'n
Auf eignem Grund mit hat'gen Spitzen blutig
Die runden Hüften reißen.

Shakespeare.

Scenen aus den Wildnissen Nordamerikas.

Die englische und amerikanische Literatur ist sehr reich an lebendigen Beschreibungen weit entlegener, wenig betretener Länder. Die Berichte der Touristen sind meist voll der buntesten Abenteuer, sie haben aber größtentheils nur als Unterhaltungsschriften Werth, und die Wissenschaft trägt gerechtes Bedenken, die auf diesem Wege gelieferten Notizen zu registriren. Manche tragen aber den Stempel innerer Wahrheit, und zu diesen gehören die Schriften des Amerikaners Fenno Hoffmann. Er hat sich bereits durch eine Winterreise in die westlichen Gebiete der Vereinigten Staaten bekannt gemacht, und so eben ist wieder von ihm erschienen: Wild scenes in the forest and prairie. London 1839. — Wir theilen einige Abschnitte daraus mit.

* * *

Das große Elendthier.

Die beste und bequemste Gelegenheit, Hochwild zu erlegen, bietet sich Winters bei tiefem Schnee dar, wenn die Eiskruste, die sich nach einem leichten Regen auf der Oberfläche bildet, stark genug ist, den Mann zu tragen, während sie unter den Hufen der Elendthiere und des übrigen Rothwilds beständig einbricht. Das tief eingesunkene Thier wird auf diese Weise leicht gefangen und mit Keulen erschlagen. Diese Jagd nennt man in Nordamerika „Crusting." In den nördlichen Staaten wird auf diese Weise mehr Wild erlegt als auf jede andere, und jeden Winter kann man in den Zeitungen lesen, wie ganze Dörfer hinausgezogen und die so gefangenen Thiere zu Hunderten niedergemacht. So sollen vor wenigen Jahren auf dem Gebiet von Catskill in einem Winter über tausend Stücke auf diese Weise erschlagen worden seyn. Jeder echte Waidmann hat indessen einen gerechten Abscheu vor dieser Jagd, schon weil für die meisten Sorten von Wild die eigentliche Jagdzeit nicht in die genannte Jahreszeit fällt.

Das Mußthier oder große Elend zu „krusten," ist indessen nichts ganz Leichtes: es gehört von Seiten des Jägers Muth und Gewandtheit dazu, und das Thier kann sich dabei doch wehren und entkommen. Da aber das Gesetz dieses edelste Hochwild vor jener Art der Verfolgung nicht schützen kann, oder nicht will, so muß es über kurz oder lang auf dem Gebiete von Newyork ausgerottet werden. Der ganze weite Westen hat keine schönere Wildbahn für Mußthiere, als die nördlichen Grafschaften des Staates Newyork, und von den Quellen des Hudson ab kann man westwärts bis zu denen des Mississippi gehen, bis man das riesige Elend in so

Digitized by Google

großer Menge trifft, als es in unſern Forſten noch vor wenigen Jahren zu finden war.

Das Muſſthier iſt ſcheuer und geſcheiter als der Hirſch und hält ſich vorzuglich im tiefen Walde auf. Es zieht nicht in Rudeln umher, wie das kleine Elend, ſondern begeht ſeine Laubgewölbe in ſtolzer Einſamkeit, und wird es vom Jäger aufgeſcheucht, ſo reißt es nicht aus, wie ſeine Verwandten in Wald und Prairie, ſondern es ſetzt ſich nur in einen Trott, der raſcher als der Lauf des flüchtigſten Roſſes, aber ſo leicht und ungezwungen iſt, als koſtete er das Thier gar keine Anſtrengung. Es flieht zwar vor dem Jäger, aber verwundet und auf's Aeußerſte gebracht, iſt es eines der furchtbarſten Thiere der Wildniß, und manche Stämme der Indier im Nordweſten, wenn es ihnen gelingt, ein männliches Muſſthier zu erlegen, feiern ein Freudenfeſt, gerade als ob ſie einen Krieger gefangen hätten.

Bei recht tiefem Schnee iſt natürlich die Muſſthierjagd am leichteſten. Sobald ein Schneeſturm ſich erhebt, macht ſich das kluge Thier daran, ſich einen Park, einen ſogenannten Moose-yard zuzurichten: es tritt nämlich in weitem Umkreis den Schnee, wie er fällt, nieder, ſo daß es Spielraum behält, umherzugehen und die Baumzweige abzuweiden, und ſich nicht muhſam von Ort zu Ort durch den tiefen Schnee arbeiten muß, wobei es leicht eine Beute der Wölfe würde, welche bei ihrem leichtern Körper zur „Kruſtenzeit" im Rothwild ſchwelgen. Aber einen Moose-yard zu betreten, wagt kein Wolf. Er ſtreicht auf dem Schneewall umher, und ſein Geheul bringt vielleicht ein paar Kameraden zur Stelle, die es wohl verſuchen, das Elend aus ſeinem Parke zu verſcheuchen, ſich aber nie getrauen, hineinzugehen. Entdeckt aber der auf ſeinen Schneeſchuhen ſtreifende Jäger einen ſolchen Park, ſo iſt er ſeiner Beute ſo ſicher, daß er ſich zuweilen an Ort und Stelle lagert, um des Wilds nach Bequemlichkeit habhaft zu werden. Ja, ſind ihrer Mehrere, ſo fällen ſie, wie ich mir habe erzählen laſſen, ganz gemächlich die Bäume umher und machen eine hohe Hecke um den Park, um das durch Hunger und lange Haft ermattete Thier lebendig zu fangen. Eine Gelegenheit hiezu bot ſich verfloſſenen Winter bei M'Intire. Ein Park mit drei Muſſthieren, einer alten Kuh und zwei Jährlingen, wurde entdeckt und von einem Trupp Jäger umringt. Einige hätten ſie gerne lebendig bekommen, einem benachbarten Gutsbeſitzer zu Gefallen, der gerne Verſuche mit der Zähmung des Thiers anſtellen und es wo möglich für den Ackerbau gewinnen möchte. Es wäre dies ein ſehr wichtiges Experiment und an ſeinem Gelingen kaum zu zweifeln; denn das Muſſthier iſt ſchon öfters gezähmt worden, und ganz verſchieden vom gemeinen Hirſch, gewöhnt es ſich an die Halfter ſo leicht als das Pferd. Die Jäger waren aber viel zu hitzig, um auf etwas der Art einzugehen, denn keiner hatte je ein Muſſthier erlegt. Sie griffen zu den Büchſen und ſuchten zum Schuß zu kommen, indem die Thiere ſchnaubend und pfeifend in ihrem Schneepark umherrannten. Das Geſchrei ihrer Verfolger, verdoppelt vom Echo der Berge umher, brachte ſie außer ſich, und nach jedem Schuß ſtürzten ſie ſich ſo wüthend auf den Schützen, daß er ſich hinter den nächſten Baum flüchten mußte. Bald war in der Hitze der Jagd von Plan und Ordnung keine Rede mehr. Jeder feuerte und lud wieder, ſo ſchnell er konnte; kaum nahm er ſich Zeit zum Zielen, damit ihm nicht ein flinkerer Kamerad das Wild wegpürſchte. Die Muſſthiere, obgleich ſchon vielfach verwundet, machten einen Ausfall um den andern, weit in den tiefen Schnee hinein, verjagten ihre Feinde vom Rande des Parks, zogen ſich wieder in eine Ecke zurück, wo ſie noch am ſicherſten waren, und ſammelten ſich zu einem neuen Angriff. Aber erſchöpft vom Blutverluſt, mußten ſie nach und nach unterliegen: von ihnen verfolgt, flüchteten ſich die Jäger auf die Eiskruſte, und ſobald die Thiere ſich zum Rückzug wandten und ſich im tiefen Schnee abarbeiteten, um ihren Park wieder zu gewinnen, fielen ſie mit Aexten und Knitteln darüber her. So wurden endlich die beiden Jährlinge ſammt ihrer Mutter nach heldenmüthigem Widerſtande niedergemacht.

Die Galtfreunde.

(Fortſetzung.)

Anna blieb ſich immer gleich, innen wie außen. Sie erwiderte nicht die blendende, außerhäusliche Liebespoeſie des Gatten, ſie vergalt ihm nicht daheim die ſtrenge Miene, die deſpotiſche Rede. — Sie kam dem Major wie der verkörperte geſaſſene Verſtand vor, der ſeinen gutgemeinten Rath ertheilt und klüglich ſchweigt, wo er nicht begriffen wird. Kein vergeblich Wort, kein ruhmredig Pochen auf ihre gediegene Bildung, kein geſpreiztes, damenhaftes Zieren war ihr irgend vorzuwerfen; doch fehlte ihr, was der Major mit Worten nicht zu bezeichnen wußte: die Seelenwärme, das Herz, das empfindet. — Ihr Geſpräch war anziehend und werthvoll, ihre Sprache und ihr Witz fein, ihr ſeltenes Lächeln hinreißend. Vor Allem Abends, wenn des Kamins traulich Flamme — der Herbſt war kühl und naß herangezogen — die kleine Geſellſchaft um ſich verſammelte, konnte Anna ſo liebenswürdig ſeyn und ſprechen, daß Norbert mit der regſten Theilnahme zuhorchte und gern den Glockenſchlag überhört hätte, der das frühzeitige Couvre-feu verkündigte. — Aber Freund Auerbach

Digitized by Google

überhörte die Stunde nicht. Schon eine gute Weile, bevor sie schlug, wurde er gewöhnlich unruhiger, ging hin und her, wie ein Gelangweilter, traf alle Anstalten zum Aufbruch, und sein Abschiedswort: „komm Anna; gute Nacht, lieber Freund!“ klang gerade wie: „gottlob, wieder ein Tag mit seiner Plage vorüber!“ Anna säumte nicht, die Conversation abzubrechen, und entfernte sich stets mit stiller Verbeugung. Nicht selten überraschte den Major der Ausdruck der Traurigkeit in ihrem Auge.

Sich selbst überlassen, suchte der Major hie und da die Gesellschaft der verständigen Leute im Städtchen, auf ihrem sogenannten Casino. Diese Anstalt war nicht die glänzendste und Hirlingen völlig entsprechend. Ihr Lokal bestand in drei Räumen, die ein sein Interesse berücksichtigender Schenkwirth dem Vereine wohlfeil vermiethet hatte. — Der erste der genannten Räume stellte eine Billardstube en miniature vor; denn kaum hatten die Spieler Platz, ihre Queues zu handhaben, und wer zur Thüre herein kam, stand immer in Gefahr, entweder von einem Billardstabe über die Nase geschlagen oder von einem sich umhertummelnden Spielgast auf den einschreitenden Fuß getreten zu werden. Als der Major, die großmächtige Kriegergestalt, zum ersten Mal dort erschien, bewillkommte ihn in einem und demselben Moment der niedrige Thürbalken mit einer Stirnbeule, der just im Feuer liegende Billardeur, dessen Queuekolben nach dem Eingang sah, mit einem tüchtigen Stoß auf die Brust, die überrascht zurückprallende Kellnerin mit der Fluth eines Bierglases auf den linken Arm.

„Pardonnez-moi suspendu!“ rief der über seinen ungastfreundlichen Angriff sehr bestürzte Spieler, ein Subalternbeamter bei dem Amtsgericht, mit vielen Bücklingen: „es thut mir auf Ehre recht leid, Sie touchirt zu haben, Herr Major. Potz Tausend, ein solcher Empfang ist eben nicht angoulem!“ — Der Major, obschon betroffen von der seltsamen Sprache dieses Mannes, erkannte mit Dank die Herzlichkeit, womit derselbe ihm das Bier vom Ermel trocknete, und nicht eher sich zufrieden gab, bis er den Verunglimpften mit heiler Haut in den zweiten der Casinoräume, in das sogenannte Lesezimmer, gebracht hatte, worauf er mit einem: „J'ai l'honneur!“ die Hand militärisch an die Stirn legte und auf sein Schlachtfeld zurückeilte.

Die würdigsten Häupter der Stadt, weiße, graue und braune bunt durcheinander, ein Fähnlein von funfzehn bis achtzehn Mann, Rathsherrn, Bürger und Kellermeister, saßen um zwei Tische versammelt, mit jungem Bier und alten Zeitungen beschäftigt, raucheud und schnupfend, und starrten den Fremden verwundert, manche von ihnen voll mißbilligenden Staunens an. „Wer ist der Fremde? — warum kommt er mit so viel Geräusch? — ist er schon eingeführt und von wem? und sollte er wagen wollen, unter uns, die wir ihn nicht kennen, Platz zu nehmen?“ Sie standen auf allen Gesichtern geschrieben, diese ernsthaften Fragen, und nicht einer der Sitzenden rückte seinen Stuhl, um dem Fremden ein Plätzchen einzuräumen. Norbert wußte, daß der Eintretende zu grüßen hat, aber fürwahr, die Herrn in Session wußten es auch, und nicht eine ihrer Mienen veränderte sich, bis das Compliment des Majors gefallen war. Dann neigten sich, wie die Aehrenhäupter im Winde, die respektabeln Köpfe, und das Plaisir ging wieder seinen Gang fort, ohne daß von dem Ankömmling weiter Notiz genommen wurde, zum Mindesten nicht offiziell. — Sein Posten, gleichsam ein verlorner, war mit nichten angenehm; er dachte auf einen besonnenen Rückzug. Da erbarmte sich seiner, überwallend von höflichen Complimenten, ein kurzer, dicker, runder Herr, mit schwachgepudertem Haupte, der ihn schon einmal in Auerbachs Gesellschaft gesehen hatte. — „Das ist schön, Herr Major, daß Sie uns einmal besuchen. Belieben Sie, hier herein zu spazieren; ich gebe mir die Ehre, Sie selber einzuführen, da Herr Auerbach es übersehen hat, obschon Ihr Rang, Ihre Verdienste und Ihr Herkommen Sie billig von aller dergleichen Formalität an und für sich dispensiren.“

(Fortsetzung folgt.)

Das Erdbeben auf Martinique.

In der Sitzung der Pariser Akademie vom 4. März wurde ein interessanter Bericht Moreau's de Jonnès über das schreckliche Erdbeben auf Martinique vorgelesen. — Zuerst fällt auf, daß es im Januar stattgefunden, während sonst die Erdbeben dort fast nur im Winter beobachtet werden. Der Himmel, der sonst im Januar völlig klar ist, war mit Wolken bedeckt, und die ganze Insel in Dunst gehüllt. Es wehte ein starker Nordwestwind, was sonst in dieser Jahreszeit nie der Fall ist. Das Erdbeben bestand in zwei gewaltigen Stößen, jeder dreißig Sekunden dauernd: sie schienen wellenförmig und von Süd nach Nord gerichtet. — Ueber das unterirdische Getöse, das man dabei gehört haben will, ist man nicht ganz im Reinen; Moreau de Jonnès hat vierzig Erdbeben erlebt, und niemals ein solches Getöse gehört. Ein vor dem Hospital zu Fort-royal frisch gesetztes Eisengitter wurde aus den Quadern, in welche es eingelassen war, herausgerissen und weit weggeschleudert. Bei dieser höchst auffallenden Thatsache erinnert Arago an eine frühere Mittheilung, nach welcher bei einem Erdbeben ein in den Boden eingegrabener Mast senkrecht herausgeworfen wurde. — Die Schwingungen des Bodens beschränkten sich nicht auf Martinique; sie wurden in der ganzen Kette der kleinen Antillen verspürt, deren äußerste Punkte über 200 französische Meilen auseinander liegen: der Stoß, der die Stadt Fort-royal in einen Schutthaufen verwandelte, erstreckte sich mehr als zwanzig Meilen weit über die Kette hinaus in die

Digitized by Google

Gewässer des Oceans. Ein Fahrzeug unter dem Winde der Insel spürte ihn mehrere Stunden, bevor die hohen Berge derselben sichtbar wurden, also in einem Fahrwasser von unergründlicher Tiefe. — Alles dies weist darauf hin, daß dieses Erdbeben keine vulkanische Erscheinung ist, in Folge der wiedererwachten Thätigkeit alter Herde, sondern daß es eine sehr weit verbreitete Ursache haben muß.

Korrespondenz-Nachrichten.

Stuttgart, im Februar.

Leben und Kunst.

Wenn man einen Anlauf nimmt, die Geschichte einer Stadt zu schreiben, und wär's auch nur ein Stückchen Tagsgeschichte, so wenig oder viel ein Correspondenzblättchen faßt, so darf man schon neben der Feder auch ein wichtiges Gesicht schneiden und einige Zeilen lang philosophisch präludiren. Eine Stadt, vorab eine tüchtige, nichtstabile, sondern sich entwickelnde, wie unsere Residenz, ist ein Individuum, das sein eigenes Leben und Schicksal hat. — Wenn nun jeder Tag etwas hinzubringt, Zufälliges, Naturgemäßes, Nothwendiges, Kleines und Großes, da mag man wohl, wenn man auf Wirkungen und Erfolge merkt, fragen: Was wäre geschehen und wie stünde es um das Geschick, den Bestand der Stadt, wenn dieser oder jener Umstand früher nicht eingetreten wäre? — Es gibt weltkluge Leute, die sich in der Ansicht gefallen, viele, ja wohl die meisten wichtigen Ereignisse und Geschicke seyen aus kleinen Ursachen und höchst zufälligen Momenten hervorgegangen und erwachsen, und die dann eine Menge Anekdoten in Bereitschaft haben, diese Bemerkung zu belegen. Mir, ich gestehe es, hat diese Ansicht nie recht zusagen wollen. Sie ist der Geschichte der Menschheit und Dessen, der sie zuoberst lenkt, nicht würdig, ja sie droht dem Geist den rechten Blick in die Weltdinge zu verrücken. — Mag es seyn, daß irgend einmal ein Paar Handschuhe oder eine Ohrfeige Krieg entzündet haben; in der Regel ist das nicht, und wenn man genau hinsehen wollte, würde man vielleicht finden, daß jene Handschuhe nur darum zu Fehdehandschuhen geworden, weil schon vorher zehntausend Hände raufLustig sich geballt hatten, und daß die Ohrfeige nur die letzte von vielen bei weitem stärkern, früher ausgetheilten, metaphorischen gewesen. Oder wollen wir so sagen: Was der Menschheit gedeihen soll, das muß aus dem Keim aufwachsen, wie der Eichbaum aus der Eichel. Das Verhängnißvolle, Unheilschwangere kann durch einen Funken zur Explosion kommen, aber nur, weil eine Masse von Brennstoff den Zündstoff früher oder später herauslockt. Im Leben des einzelnen Menschen ist es nicht anders. Er entwickelt und bildet sich nach sittlich organischen Gesetzen. Wir sehen jeden dasjenige werden, was er nach den allgemeinen Fundamenten und Elementen seines Daseyns werden muß. Ein Spielball des Geschicks ist nur — der Leichte; und das ist seine Natur. Man fragt sich oft: Wie? wenn das oder jenes Günstige oder Widrige nicht eingetreten wäre, würde nicht Alles anders mit dir seyn? — Schwerlich! die unendlich vielen kleinen Zufälligkeiten im Leben gleichen sich unter sich gegenseitig aus; so die erheblichern Umstände, so die wichtigen und die entscheidenden. Die menschliche Natur lenkt immer wieder ein zu dem, was ihr gemäß ist; der Lebenslauf bildet eine Wellenlinie, deren Curven in gewissen Distanzen die Grundrichtung immer wieder durchschneiden. Jemehr Ordnung und Consequenz, destomehr Mensch; jemehr Mensch, desto organischer das Geschick. So nun auch Familie, Gemeinde, Staat. Hierbei kann ein Wohlwollender nichts Besseres wünschen, als daß diesen Allen auch das Glück günstig sey, und der Himmel sie vor Unglück bewahre.

Auf solchen Ernst dürfte nun aber wohl einiger Spaß folgen. Vielleicht gelingt er; der Stoff ist dankbar. Wir treten in das Reich der Tonkunst. Vorigen Herbst — ich habe Ihnen seit lange nichts mehr von Musik geschrieben, und hier in Stuttgart bringt sie uns auf's Angenehmste um einen guten Theil des Lebens — vorigen Herbst traf hier ein Chevalier F., Professor an der Universität zu Neapel, ein. Sein Diplom habe ich nicht gesehen. Er kündigte ein großes Vokal- und Instrumentalconzert an und forderte netto eine halbe Krone Eintrittsgeld, während die Residenz für 36 bis 48 Kreuzer die größten musikalischen Notabilitäten zu hören gewohnt war. Eine untersetzte schwarze Gestalt, beweglich, höflich anmaßend, bescheiden unverschämt, trat auf und sang eine Arie von Rossini. Die Figur hatte ohne weiters eine ganze halbe Oktave Stimmumfang, eigentlich eine Nichtstimme. Ihr ganzes Musikvermögen bestand aus lauter negativen Größen. Man erstaunte über die freche Stirne, unter der ein solcher Mund seine Rohrdommeltöne hervorbrummte. Man pfiff nicht, man lächelte. Das war ein Triumph göttlicher Musik, denn man hatte gerade die Overture aus Mozarts „Figaro" gehört und war milde gestimmt. Nun gab der Chevalier-Professor etwas Nagelneues zum Besten: das „tanti palpiti." Zu Tode gesungen bleibt es ewig jung und schön; aber jetzt will ich's entweder von unschuldigen Anfängern, oder von einer Drehorgel, einer Dosenspieluhr, oder von einem Zeisige, nur von keinem solchen hören. Beerhalters Klarinette beschwichtigte wieder das Publikum, daß es nicht ergrimmte. — Zwei Stücke sang der Waghals noch, sehr abgekürzt, als wollte er doch seine Insolenz auf ein Minimum reduciren. Rißle und Debuissere dämpften mit Violoncell und Violine den Aerger. Der schwarze, kurze, dicke Mann, der sich in den Zwischenräumen mit anwesenden Vornehmen mir nichts, dir nichts unterhielt, erschien mir, wie ein Maler, der keine Farben, keinen Pinsel, keine Leinwand und kein Talent hat. — Man klatschte sogar am Ende; kein Laut der Indignation ließ sich vernehmen. So sehr dies letztere ganz auch mit meinem Gefühl übereinstimmte, mich sogar freute, so frappirte es mich doch. Man ist gewohnt, Andere in solchen Fällen Justiz üben zu sehen, die man selber nicht üben möchte. Ich horchte da und dort hin. Man nannte den Stand des Sängers oder Nichtsängers und sprach endlich ein Wort aus, das mich plötzlich orientirte: der Mann ist eben ein Bettler. Was lernen wir daraus? so fragen wir uns; denn jedes Aergerliche möchten wir gern als Lektion ausbeuten, obwohl das im Leben nicht viel hilft, weil wir vergeßlich sind und die Fopperei ihre Masken wechselt. Doch sagen wir uns etwa Folgendes: Der Erwerb ist schwer, und nicht Allen gelingt es, sich mit Geschick und Kunst durchzuhelfen. Wer aber an die Mildthätigkeit appellirt, der wird gern bedacht, nur muß er sich in's Armenbuch einschreiben lassen. Es gibt jedoch eine Manier, diese Industrie in's Große zu treiben. Das muß aber mit einer vornehmen Arroganz und frecher Stirne geschehen, so daß wir über das Auftreten, als Phänomen, mehr staunen als uns ärgern.

(Fortsetzung folgt.)

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

№ 66.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Montag, den 18. März 1839.

Wir leben freilich in einer wunderbaren Nacht des Daseyns und die Ahnung ist unser Mondschein; aber setzt denn dieser keine Sonne voraus?

Jean Paul.

Villeggiatur in Weinsberg.

Blätter aus meinem Tagebuche, von Emma v. Rindorf.

Den 11ten September 1838.

Hier sitze ich vor dem Thore des altergrauen Städtchens, in den Stuben, welche die Seherin von Prevorst lange bewohnte. Ich wandelte heute Nachmittag zum ersten Male umher. Das weiche, träumerische Rebenthal hat viel Schwermüthiges. Die Gegend ist so geheimnißreich, voll Hohlwege, man mag sich leicht Geister heimisch denken in diesem würtembergischen Orkney. Aber nicht nur Weinsberg, das ganze schwäbische Unterland ist die Heimath des deutschen second sight.

Jeder Mensch muß für sich in seiner innern Kulturgeschichte den Stufengang der Jahrhunderte durchlaufen. Ich habe auch einmal meinen rationalistischen Zeitraum gehabt, wo ich meiner Bildung unbedingtes Leugnen schuldig zu seyn glaubte. Wenn ich durch Vorschreiten der Erkenntniß demüthiger geworden bin und zu Manchem, was ich vornehm verwarf, zurückkehrte, so glaube ich nicht mehr blind, sondern mit offnen, wahrheitsliebenden Augen, selbstbewußt und um so inniger. Da wir zum Glucke nicht mehr in einem verneinenden Säkulum leben, wie das vergangene, furchte ich bei diesem Geständnisse kein Nasenrümpfen. Wie Vieles, was man einst Gebilde des Aberglaubens schalt, hat sich als Naturerscheinung bewährt! — Und diese Gotteswelt, diesen Ocean von Wundern wollen wir mit der hohlen Hand und dem Verstandssiebe ausschöpfen? Es gibt gewisse feine Fäden, die sich vom grauesten Alterthume durch alle Epochen der Geschichte schlingen, durch den ganzen Erdkreis, hier scheinbar verschwindend, dort unerwartet auftauchend. Selbst die Traditionen! soll denn in so vielen alten Sagen, so tief in's Volksleben verschmolzen, Jahrhunderten und ihren Stürmen trotzend, nicht Ein kleiner Kern der Wahrheit sich bergen, nicht Erfahrung zum Grunde liegen? deuten nicht darauf schon gewisse allgemeine Gesetze dieses Gebietes, welche sich in den fernsten Gegenden wiederholen? Dieselben Gestalten des Aberglaubens, die in Franken um meine Wiege standen, denen ich später sogar in Tyrols Alpenthälern wie am Rheine begegnete, finde ich in Schwaben wieder; und winken nicht fast gleiche Nebelbilder von dem fernen Schottland, der Insel Heligoland ꝛc.? Irrig sagt man: nur Weinsberg mit seinem Geistermiasma hat solche Phänomene. Daß Land und Menschenstamm hier oder dort sich vorzugsweise zur Empfänglichkeit für die Nachtseiten der Natur eignen, beweist die Geschichte jener einsamen Inseln der Nordsee. Nicht nur auf das kleine Weinsberger Thal beschränken sich jene Naturzeichen; aber hier thut, sie zu verkünden,

Digitized by Google

eine muthvolle, kräftige Stimme. — Unbequem ist der Glaube an die nahe Geisterwelt mit seinen Mahnungen. Er rührt zu mächtig an das Gewissen und heischt Einkehr nach innen. Solcher Ruf erschallt nicht umsonst in der Zeit der Gleichgültigkeit und Zweifel. Diese Unheimlichkeiten der Natur drängen uns gewaltsam zum Christenthume. Nur zu ihm könnte ich mich flüchten, wenn mir diese Schauer näher träten, als es bei einem glücklich gestimmten Nervensysteme je der Fall war. Zudessen athmet wohl nicht Einer, in dessen Leben nicht wenigstens einmal die Wirkung kleiner sympatethischer Mittel sich bewährte, ein prophetischer Traum, oder Ahnung im Wachen. Mögt ihr bemessen, wie weit bei Disharmonie der Nervensaiten sich diese Seelenkräfte, nach verlornem Gleichgewichte mit dem Körper, steigern? Hat denn überhaupt das innere Geistesleben Raum in unserm zersplitterten, von tausend Erdeudingen erfüllten Seyn? Nur durch Eisenstäbe, durch eine Ritze im Gemäuer stiehlt sich zuweilen ein bleicher, zitternder Strahl in unsern dumpfen Kerker. Stillen Menschen, die noch mehr mit der Natur verkehren, dem Weltgeiste weniger entfremdet, erschlossen sich häufiger diese Geheimnisse, ohne daß körperliche Zerrüttung die Fesseln der Seele löste.

Auf meiner Streiferei umkreiste ich wie ein Käuzlein die braunen, bemoosten, halbverfallenen Stadtmauern und kam zu Kerners weinumkränztem Hause, vor welchem eine Akzie grünt; um die Thüre schlingt sich Rebengewinde. Auf einem uralten Thurme, den Gartenanlagen umschatten, stand der Dichter; die große Gestalt mit dem weißen Hute erschien mir gleich einem Magus, der die Winde beschwört. — Nun fing ich von meinem Hause an zu parlamentiren, d. h. ich schickte eine diplomatische Note hinüber, die in meinem Beglaubigungsschreiben bestand. Bald folgte ich selbst. Auf der blanken Treppe kam mir ein milchweißes, graziöses Kätzchen entgegen. Das echtdeutsche „Heimlich," was mich überall anwehte, möchte ich nicht mit „Comfort" bezeichnen; dieses ist eitler, egoistischer, jenes hingegen weit inniger, tiefer. Der Typus dieses „Heimlich" ist Kerners Haus; und das geht von den Menschen aus, man fühlt es gleich. Mit patriarchalischer Herzlichkeit ward ich empfangen. Mann und Frau sind so bieder, so deutsch! Hier ist nicht nur Gemüthlichkeit; das denkt schon mehr blos auf Behagen und Vergnügen, nein, etwas Höheres: Gemüth! — Alle Geister vergaß ich vor dem guten Geiste, den dieses Paar um sich ergießt.

Den 12ten.

Dicht hinter Kerners Haus ist ein Eisenpförtlein mit der goldnen Schrift: „Weg nach der Burg." Es führt auf einen Rasenplatz längs den Ringmauern. Durch den Wald von Obstbäumen schimmert eine duftige Landschaft. Im anmuthigen Verstecke von Weinbergen geht der Pfad zur Veste hinan. Oben auf dem Steinstiege am Eingange, mitten unter Reben ruhte ich lange. Zu meinen Füßen lag das Städtchen. Die alte, braune Kirche, an die Stadtmauer gelehnt, bildet den Vorgrund; schmeichelnd umringen Wiesenthäler die südlich gerundeten Weinberge, und um den Saum des Horizonts zieht sich ein blauer Gebirgskreis. Das Farbenspiel ist zugleich zart und glühend. — Die Trümmer der Veste Weibertreu nehmen die ganze Kuppel des kegelförmigen, freistehenden Berges ein. Die Erhaltung dieser Ruinen verdankt man Kerner. 1823 pflanzte er mit seinem Freunde Pfaff die Anlagen. Der Genius der Poesie hat jede Baumgruppe geweiht, und hier durch einen halb eingesunkenen Schwibbogen, dort von bebenden Zweigen eingerahmt, glänzen Landschaftbilder, für deren Zauber ich keine Farben habe. Schauriglüß klangen von dem Thurme Aeolsharfen über Gräber — nichts als Seufzer! „Der Grundton der Natur ist Schmerz," sagt Kerner. Ja, und die Aufgabe: den Schmerz zur Freude zu machen.

Kerner besuchte mich heute. Vor einigen Tagen war Fichtes Sohn hier. Rahel und Varnhagen gehören auch zu der Zahl bedeutender Gäste, welche einst unter dem gastlichen Dache des befreundeten Sängers weilten. Wir sprachen von Bettina's Gatten, Achim von Arnim, den Kerner sehr lieb hatte. „Hier in dieser Stube war er auch," sagte Jener, der vier Jahre in meiner jetzigen Klause wohnte. An demselben in die Wand gemauerten Pulte, an welchem ich nun sitze, schrieb Kerner u. a. seine Abhandlung über das Fettgift. Arnim war schon todt, als sein letzter Brief hier anlangte.

(Fortsetzung folgt.)

Die Gastfreunde.

(Fortsetzung.)

Seinem Beschützer willig folgend, befand sich der Major gar zu bald im dritten Raume des Casino, der das Sanctissimum desselben bildete. Die Götter und Helden ersten Ranges saßen darin, wenn oder zehn Köpfe stark, um den mit Wachstuch beschlagenen Tisch. Die Stuhle waren gepolstert, mit Leder überzogen; die milde Wärme eines nachbarlichen Backofens, der seinen Bauch in das winzige Zimmer ragen ließ, temperirte, wie die Hirtinger zu sagen pflegten, die Luft. Ein Fenster, ein Spiegel, ein Wandschrank, der die Archive und Bücher des Casino enthielt, eine Landkarte, den russisch-türkischen Kriegsschauplatz vorstellend, zwei messingene

Digitized by Google

Leuchter und ein Spiel Karten mit dazu gehöriger Schiefertafel und Kreide — von weitern Geräthen und Zierden war in dem Stübchen nichts zu sehen.

Norberts Protektor ergriff seinen Clienten beim Arm, verbeugte sich und rief mit geflissener Zunge, solcher Anreden gewohnt: „Herr Amtmann, Herr Justitiar, Herr Assessor, Herr Oberförster, Herr Physikus, Herr Amtskeller, Herr Dekan, Herr Steuerinspektor," er berücksichtigte nicht die Rangordnung, sondern nur die zufällige Ordnung der Tafelrunde, „ich habe die Ehre, Ihnen den Herrn Oberstwachtmeister außer Dienst, den Herrn Baron von Norbert vorzustellen." Die Herrn im Allerheiligsten besaßen schon mehr Lebensart als die im Pandämonium. Sie fuhren mit Geräusch von ihren Sitzen auf. Einer nach dem Andern erwiderte feierlich des Majors Begrüßung, sich tief verbeugend. Der Vorsteller in eigener Person verrichtete den letzten Bückling mit den Worten: „Seyn Sie uns herzlich willkommen!" Er war ein pensionirter Kameralverwalter, der Sekretär und Maitre des plaisirs des Vereins, trug einen grauen Jagdrock und sogenannte Kanonenstiefeln, und wurde wegen der letztern gewöhnlich nur der Herr Kanonikus genannt.

Nun aber folgte eine beunruhigende Stille. Keine Zunge rührte sich. Zu dem Major aufsehend, schienen sie Alle das: „Aller Augen warten auf dich!" zu beten. Endlich begann wieder der Kanonikus: „Ist Ihnen gefällig, Herr Major, Platz zu nehmen?" Sie schauten sich verlegen an: der Raum war schmal zugemessen. Drei Personen konnten allenfalls noch sitzen und zwei waren draußen beim Billard beschäftigt, jeden Augenblick zu erwarten, um Theil zu nehmen an dem Augen- und Ohrenschmause, den zu geben der Fremde prädestinirt war. Die Verlegenheit war groß, aber der Kanonikus bemerkte, der Herr Rittmeister — ein alter Ueberrest der verschollenen Landdragoner — liege an seiner Gicht darnieder, und sein gewohnter Platz sey daher vakant, daher provisorisch zu besetzen, daher der geeignetste für den unvermuthet deschenten Gast. — Mit Acclamation wurde der Platz dem Major geöffnet, der nun zwischen dem Oberförster und dem herbeigekommenen Amtsaktuar — seinem unfreiwilligen Beleidiger — gegenüber dem Amtmann und dem Steuerinspektor, welche Beide, durch den Backofen getrennt, die Ehrensessel behaupteten, wohl eingepferchi war.

Norbert kannte und verstand seine Leute sehr bald. Der Oberförster, gerade das Widerspiel von den Forstmännern in Komödien und Romanen, war dergestalt der submissesten Höflichkeit und süßesten Redensarten voll, daß er Lächeln und Bedauern erregte. Der Aktuar, ein ganz guter, aber roher Mensch, der, obgleich schon bei Jahren, die Studentenhaut noch nicht abgestreift hatte, trieb noch die Possen der Hochschule, trank zu, sang vor, hatte seine Witze am Schnürchen, und gefiel sich in einem burlesken Jargon, der an seinen Gesellschaftern willige Belacher fand. Der Amtmann, ein Fuchs mit weißen Haaren und braunem Gesichte, kategorisch absprechend, oder stillächelnd sein Besserwissen an den Tag legend, eitel mit Ringen und Tabaksspreifen, ein günstiger Freund des Justitiars und Assessors, die als Nullen figurirten, des Oberförsters heraldasendender Gevatter und dem Aktuar ein gnädiger Herr, da er ihm erlaubte, den lustigen Rath zu spielen, und gegen einige aus der Gesellschaft hie und da über die Schnur zu hauen. Jenseits des Backofens thronte der Steuerinspektor mit granem Schopfe, spitziger Nase, malitiösen Augen; heftig schnupfend, langsam nippend, affendaft in seinen Geberden, faustisch in seinen Reden.

Der unbefangenste Beobachter konnte bald merken, daß die werthe Gesellschaft in zwei Parteien gespalten war, die zwar einander scheinfreundlich belechten, aber im Grunde recht spinnenfeindlich zerfraxten, wo sie nur konnten. So wie der Amtmann links vom Backofen an der Spitze seiner treuen Schaar saß, so kommandirte rechts vom Backofen der Steuerinspektor den kolossalen Dekan, dessen niedrige Stirne wenig versprach, den Physikus, einen aufgeblasenen Rechthaber, der die Blutigel liebte und die Homöopathen verdammte, den Amtskeller, einen geschickten, aber an höherer Intelligenz sehr schwächlichen Zahlenmenschen, den ehemaligen Apotheker, der zu Allem lächelte, aus guten Gründen, und größtentheils sich dem Billard widmete, obgleich ihn der Aktuar täglich brandschatzte; endlich noch gezwissermaßen den Kanonikus, obwohl sich derselbe gemeiniglich neutral hielt, seiner Friedfertigkeit, seiner Cassinowürde und seinen diversen Societätsgeschäften zu liebe. — Jedes der Parteihäupter hatte seinen Adjutanten. Persönlich fochten sie nur den Kampf der feinen Bosheit, die da lächelt und täudelt, während sie vernichtet; bedurften sie jedoch der himmelstürmenden Grobheit oder des Handwurks, der das Volk elektrisirt, so wurden der Physikus und der Aktuar die Vorfechter ihrer respektiven Parteien.

Die erste Erschcinung des Majors bewirkte einen Waffenstillstand, einen vorläufigen mindestens, zwischen den Scharmützellustigen; sie vereinigten sich, um dem Soldaten nach ihrer Weise auf den Zahn zu fühlen, und ihre Neugier an ihm stumpf werden zu lassen. Sie verschmolzen sich endlich, um ihre eigenen Personen vor ihm in's schönste Licht zu stellen. Da ein jeder von den Beamten sich schmeichelte, noch eine Zukunft des Fortschritts in Würden und Besoldung zu erleben, und von der Hauptstadt allein aller Segen zu erwarten war, so durfte ihnen nicht gleichgültig seyn, was ein Hauptstädtec, wie der Major, der ohne Zweifel Sonnerionen und

Digitized by Google

vielvermögende Freunde dort zurückgelassen, etwa von den Fortschrittlustigen halten mochte. Fur's Erste sagten sie ihm: Hirlingen sey der unausstehlichste Ort, ein Fegfeuer, und nicht im Geringsten werth, so ausgezeichnete Männer zu besitzen; fur's Zweite, seine, des Majors, Erscheinung sey ein wahrer Festtag fur ihre nach feinerer Lebensart durstigen Seelen. Zum Dritten warnten sie ihn vor den außen sitzenden Großphilistern, als vor einem Pack eigennütziger und grobhäutiger Bursche, die der liebe Gott im Zorn auf die Erde geschuttet habe. — Der Amtmann, der stets mit der Burgerschaft gespannt lebte, gab eine erbauliche Schilderung der Philisterhölle zum Besten, und strich, den eigenen Bart krauend, die blühenden Hoffnungen der Beamten heraus, die zu den Freuden der Residenz oder der Landvogteien einzugehen bestimmt seyen und daher mit frischer Geduld das bischen Fegefeuer zu Hirlingen aushielten.

(Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Stuttgart, Februar.

(Fortsetzung.)

Leben und Kunst.

Eine Mystifikation anderer Art, die wir uns viel lieber gefallen ließen, war in denselben Tagen diejenige des berühmten Professors Döbler, durch seine „Kunstvorstellungen aus dem Gebiete der natürlichen Zauberei." Ein orientalischer Saal war glänzend, magisch ausgestattet. Unser Doktor Fanst war nicht von Gebein und Moder umgeben; von hundert Lampen erglänzte sein Apparat. Er grübelte nicht; gewandt, lebendig bewegt handhabte seine interessante, wohlgestaltete Persönlichkeit diese Vexirinstrumente. Das Publikum fand sich angezogen, gespannt, überrascht, befriedigt. Es reihte sich in wohlberechneter Verschlingung und verwickelter Combination ein Kunststück an das andere. Der gemeine Sinn hält sich an das Frappante, Wunderbare; er will erstaunen und fragt, wie auch im Leben, weniger nach den wirkenden Ursachen, als nach dem auffallenden Erfolg. Der Gebildete will keine Zauberei; alles Hexen ist doch am Ende natürlich; er fordert nur, daß der Hexenmeister nicht merken lasse, wie er es macht. Der Künstler ist eine umgekehrte Natur. Während wir ihr großes Wunder aus Gewohnheit natürlich finden, stellt sich uns das Naturgemäße seiner Künste als eine Art Wunder dar. Sie schreitet in ruhiger Entwicklung fort; er leitet unsere Blicke durch Unterbrechung von dem ursächlichen Zusammenhang ab, und täuscht uns bald durch künstlich erworbene Fertigkeit, bald durch einen nahe liegend derben Trug, wo wir die Verbindung ferne suchten. — Das Publikum theilt sich hiebei gewissermaßen in die Hauptparteien der Zeit, in die wissend lächelnden Rationalisten und die gläubig staunenden Supernaturalisten. Wir schlossen uns als Liebhaber der natürlichen Magie Jenen an, und glaubten bei dem Meisten dem Zauberer in die Karten zu sehen, was uns als Versuch einer Räthsellösung wenigstens ebenso pikant unterhielt, als die Kindlichen ihr Erstaunen über ein rein Unbegreifliches. — Es war ja hier nicht von einem Ueberirdischen die Frage, bei welchem freilich, als bei einem Wunderbaren der höhern, geistigen Natur, auch ein höherer Standpunkt, als derjenige der gewöhnlichen Causalität, genommen werden muß. Bei den Automaten glaubten Viele an innere Mechanik; ich entschied mich für Influenz und Leitung von unten. — Sehr lehrreich war das elektro-magnetische Experiment. Ein nicht magnetisches Eisen, das keine Nadel anzog, trug nach Zuleitung des galvanischen Stromes das Gewicht von vier Zentnern. Hier öffnete sich ein Prospekt in die ungeheure Magie der Natur, bei dessen Darstellung sich der Professor so naiv als zeitgemäß entschuldigte, daß er es wage, das geehrte Publikum einige Minuten lang mit so ernsthaften Dingen zu unterhalten. Goethes „Vögel" halten Nachsicht.

Am 25. Oktober wurde in der Stiftskirche von der königlichen Hofkapelle zum Besten ihres Pensionsfonds, unter Mitwirkung des Kirchengesangvereins, des Liederkranzes, seiner Verzweigungen und anderer Musiker, Händels „Messias" gegeben. Die Gesammtzahl betrug über 400 Personen, nämlich etwa 100 Instrumentalisten und über 300 Sänger. Der Hofkapellmeister Lindpaintner mußte als geschickter Steuermann dieses kolossale Musikschiff, eine Combination sehr verschiedenartiger Kräfte, mit großer Gewandtheit und Sicherheit zu lenken. Das grandiose Werk bildet einen heilsamen Gegensatz derjenigen Musik, welcher sich die moderne Welt sonst mit Neigung hingibt. Da alle Musik mit uns geht und im Stillen eine sittliche Gewalt über unser Gemüth ausübt, so ist wohlgethan, daß auch ein so gediegenes Tonwerk unser Wesen reinigend durchdringt. Kein Gebildeter mag sich seiner Vollmacht entziehen. In seiner frommen Tiefe zeigt es dem religiösen Indifferentisten seine kahle Blöße; durch seine Klarheit erhellt es den kränklich lebensscheuen Mystizismus; in seiner Harmonie könnten sich die Separaten aller Art als Vereinte fühlen lernen. Nicht unwürdig möchte man es ein Bad, eine Taufe der Seele nennen. Seiner ernsten Strenge mag man sich, wie den Forderungen der Religion und des Cultus, wenn auch mit einigem Widerstreben des bequemen, flüchtigen und Zerstreuungssüchtigen Sinnes, fügen. Zeit, Ort und Beleuchtung waren der Stimmung günstig; doch würde der Eindruck der Gesammtmasse in einem noch größeren Raume vielleicht mächtiger gewesen seyn. Sie würde die weitesten Domhallen erfüllt haben, und nur um so gereinigter auf die Hörer eingedrungen seyn. — Wie man aber von der Tugend sagt, daß sie ihren Lohn in sich selbst finde, so kann man es auch von der Ausübung der Musik und des Kunstschönen überhaupt aussprechen. Gewiß noch mehr als die Zuhörer hatten die Mitwirkenden die Weihe dieses klassischen Werkes eines gottbegabten ältern Meisters empfunden. Schon in den Gesammtproben sind sie von seiner unerschöpflichen Tonquelle durchdrungen und beglückt worden, und die Einfalt und freundliche Größe seiner Melodien hat sich ihnen in Saft und Blut verwandelt. Das Meiste wird ihnen lange, lange, Manches durch ihr ganzes Leben erquickend nachgehen. Wie danke ich's dem Geschick, daß auch mich neben manchem andern Musikwerk der frühern, bessern Tage, dieses wie ein hoher Bekannter herablassend vertraulich anspricht!

(Fortsetzung folgt.)

Beilage: Literaturblatt Nr. 29.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

№ 67.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Dienstag, den 19. März 1839.

A brace of unmeriting, proud, violent, testy magistrates alias fools.
Shakespeare.
Coriolanus.

Die Gaskreunde.

(Fortsetzung.)

Der Major hatte nicht Ohren genug, dem weitschweifigen Kram zuzuhören, und nicht genug Augen, um die mimischen Arabesken zu fassen, womit der Steuerinspektor, verborgen hinter der Backofenbastion, seines Todfeindes Worte begleitete und commentirte. Der Defan grinste wie ein Faun, der Physikus stimmte offen in den Hohn des achselzuckenden, händereibenden, topfschüttelnden, fratzenschneidenden Inspektors, der Apotheker lachte, wie gewöhnlich, der Amtsteller drohte dem Spötter gutmüthig mit dem Finger, bis der Amtmann, sich vorbeugend, gebieterisch fragte: was es denn gebe? — Der Amtsphysikus hatte schon eine grobe Antwort auf der Zunge, und dem Major wurde vor einer Schlacht himmelbange, als zu allem Glück das Blatt sich wendete. „Die Zeitungen!“ rief der Aktuar mit seiner originellen Stimme, die einst Stentors gewesen, aber von der Zeit sehr beeinträchtigt worden war. — Der Postbote brachte das Paket in das Stübchen. Flink wie ein Sperling war der Kanonikus auf den Beinen, das Päckchen zu empfangen. — Alle Zungen ruhten mit einem Male. Die Zeitungen in der Linken, ein blankes Messer in der Rechten, trat der Kanonikus zum Tische, putzte mit wichtiger Miene die Lichter, ein Geschäft, welches er allein den ganzen Abend hindurch verrichtete, legte die Zeitungen, die unordentlich gepackten, regelrecht zusammen, schnitt sie auf und vertheilte sie mit dem Aplomb täglicher Gewohnheit in die feierlich ausgestreckten Hände seiner Leser. Ein Jeder empfing sein Lieblingsblatt. Die, so nichts empfingen, weil nicht für jeden Mann eine Zeitung vorhanden, guckten ihrem Nachbar auf amerikanische Manier über die Schulter und buchstabirten, wie sie konnten, oder warteten mit Geduld ab, bis die Reihe des Genusses an sie kam. — Der Kanonikus, selber nicht lesend, beaufsichtigte den Zeitungsschmaus, putzte alle Brillen der Versammlung mit einem Lederstreif, den er in der Westentasche führte, sauber ab und überreichte sie alsdann mit Gruß und Verbeugung dem Eigenthümer. Er duldete nicht das mindeste Sternlein an den Kerzen; so wie er bemerkte, daß ein Gast etwas gepreßt zu athmen schien, öffnete er das Fenster, um den Tabaksdampf hindurch zu lassen; keine halbe Stunde verging, ohne daß er auf die Uhr gesehen und die Zeit verkündet hätte. Er zählte und mischte die Karten der Spielenden, hielt ihnen Buch mit der Kreide; er besorgte die Fidibus, deren sich die Herrn bedienten, er schlug Feuer, wenn's nöthig war. Er holmetschte der Kellnerin die Gesinnungen und Beschwerden aller

Digitized by Google

Mitglieder, machte den Vorkoster in jeglicher Art und hielt einen Barometer pro patria. Er raſtete nimmer, mit einem Worte, und jeder ſeiner Athemzüge war dem Caſino geweiht, das er ſtiften und aufbinden geſehen. Mit der rührendſten Hingebung hatte er ſich zum Sklaven dieſes Caſinos erniedrigt und ſeine ganze penſionirte Exiſtenz demſelben leibeigen gemacht. Seine Aufopferung ging ſo weit, daß er ſich ſchon in jenen Stunden auf ſeinem lieben Caſino einfand, da weiter Niemand zu kommen pflegte. Lieber ſaß er dort mutterſeelenallein, als daß ihm Jemand hätte ſagen dürfen, daß um ſo und ſo viel Uhr gar kein Gaſt im Caſino geweſen. — Für alle dieſe Dienſte verlangte er nichts, als einen für ihn eigens beſtimmten Seſſel, ein eigenes Schoppenglas und Punkt halb neun Uhr Abends die zweite Flaſche Bier. Wehe der Kellnerin, die den Glockenſchlag verſäumte oder die ad usum Canonici beſtimmte Lichtpuze nicht herausgab.

Nach dieſer Abſchweifung, die der gutherzige Sekretär und Kanonikus wohl verdient hat, iſt von des Majors erſtem Caſinoabend nur noch ſo viel zu ſagen, daß, ein paar Stichleien abgerechnet, die Norbert aus Mangel an Lokalkenntniß nicht verſtand, Alles in Ruhe und Frieden abging. Nachdem ſich der Amtmann und der Steuerinſpektor, die Beide zur ſelben Stunde zu Nacht ſpeiſten, weggegeben hatten, als juſt für den Kanonikus die zweite Flaſche gebracht wurde, geſtaltete ſich das Zuſammenſeyn der Uebrigen ſogar recht bequem und freundlich. — Norbert blickte in eine neue Welt. Das Triviale und Beſchränkte irrte ihn nicht, um der Neuheit willen. Die Geſichter der eingefroſteten, ſelbſt zu Philiſter gewordenen Herrn beſchäftigten Norberts Malergeiſt. Er hielt ſie eines nähern Studiums nicht unwerth.

Um ſich mit ihnen bekannt zu machen, ohne allzuviel Mühe und Zeit daran zu ſetzen, wendete ſich Norbert zuerſt fragend an ſeinen Freund Auerbach. — „Ich weiß nichts von jenen Geſellen allzumal," lautete die geringſchätzige Antwort, „und will dir rathen, ihnen nicht zu nahe zu kommen. Der Kleinburger in größern Städten iſt ſchon ein abſchreckend Unthier; in einem Landneſte wie Hirlingen iſt vollends nichts mit ihnen anzufangen. Wenn nicht meine väterlichen Felder in dieſer Gemarkung lägen, wenn nicht meiner allerliebſten Anna Vater nur ein paar Stunden von hier wohnte, ich würde mich hüten, in Hirlingen zu bleiben. Doch thue ich mein Möglichſtes, mir die Leute, Beamte und Bürger, glimpflich vom Halſe zu halten, ohne daß ſie's merken. Folge meinem Beiſpiel."

Der Major abreiſirte ſich nun an den allwiſſenden Kanonikus, die lebendige Chronik des Städtchens. Er fand in demſelben einen bereitwilligen Mann, aber einen Mann des Friedens und der Verſöhnlichkeit, der Alles in's Schöne malte, und eben weil er keinen Schatten anbrachte, alle ſeine Bilder verdarb. — Endlich in einer beſſern Stunde kam Norbert mit dem Aktuar in's Geſpräch, lenkte daſſelbe, wie er für gut fand, und brachte ſeinen Mann bald dahin, daß er unter vier Augen in kecken Umriſſen die Geſellſchaft der Honoratioren ſchilderte, wie ſie leibte und lebte.

(Fortſetzung folgt.)

Villeggiatur in Weinsberg.

(Fortſetzung.)

Den 15ten.

Den Abend brachte ich bei meinen Nachbarn zu. Schon Manche, die ſich Kerner als hagern, geſpenſtiſchen Mann dachten, ſtanden verwundert vor der wohlgenährten Geſtalt, dem ſtarken, runden Geſichte. Andere haben ſchon vor mir die feinen, geiſtreichen Linien deſſelben und die ſchöngeformte Hand gerühmt. In den ſchwarzen Augen ſpiegelte ſich ein Abgrund von Poeſie und Innigkeit. Seine Frau iſt eher klein als groß, hausmütterlich rund; aus jedem Zuge des freundlichen Geſichts glänzt die reinſte Gutmüthigkeit, aus den ſcharfblickenden Augen aber beſonnene Klarheit. Die ſünfzehnjährige Emma, eine zarte, ſinnige Geſtalt, verkörpert mir den Geiſt der Poeſie ihres Vaters und ſieht mich auch mit deſſen großen dunkeln Augen an. So ſaßen wir um den Theetiſch; mir war lange nicht ſo wohl, und wer den Zauber dieſer Mauern ſchon erfuhr, wird mich verſtehen. Bei ſolchen Menſchen, wie hier, lernt man ſich weniger in die Breite des Lebens verlieren, als in ſeine Tiefe verſenken. Kerner iſt eine Erſcheinung, die wir in ihrer reinen Urſprünglichkeit nicht feſt genug halten können, ein echt germaniſcher und zunächſt ſchwäbiſcher Typus. Es können ſo öde, ſo armeZeiten kommen, daß man gar nicht mehr glaubt, ein ſolcher Mann habe einſt gelebt, ihn für eine Mythe hält. Er gehört unter die Weſen, denen man ſchon allein für ihr Daſeyn, abgeſehen von allem Wirken, danken muß, weil ſie uns ein Glaube, eine Bürgſchaft ſind. Will deutſches Gemüth von der weiten Erde ipurlos verſchwinden, ſo klopfe an „das kleine Haus am Fuß der Frauentreue." Ein rührender Moment war mir, von Emma das unvergeſſene: „Schwarzes Band, o du mein Leben," und noch andere Lieder ihres Vaters kindlich einfach ſingen zu hören. Er ſelbſt hängt mit ganzer Seele an der Muſik und arbeitet am liebſten beim Geſang und Spiel des Töchterchens.

Digitized by Google

Den 18ten.

Wir feierten diesen Nachmittag Kerners Geburtstag im Garten. Die Rückwand des Hauses, der Anbau, bildet ein hölzernes Schweizerhaus mit doppelter Galerie, in Baumgruppen halb versteckt. In der Mitte der ersten Galerie hängt ein großes Crucifix, zu dem sich flüsternde Akazienzweige neigen; darüber, die ganze Breite des Hauses einnehmend, steht der Spruch: „In der Welt habt ihr Angst, aber seyd getrost, ich habe die Welt überwunden." — Mitten in diesem Friedensbild saßen wir. Man muß Kerner von seinen Kindern und Enkeln umringt sehen; auch der junge Doktor Niethammer (Neffe des bekannten Oberconsistorialraths v. N.) war mit den Seinen von Heilbronn gekommen. Seine liebliche Gattin ist Kerners Erstgeborene, Maria, bei der Uhland und Rosa Maria, Varnhagens Schwester, Pathenstelle vertraten. Uhlands schönes Gedicht: „An das Kind eines Dichters," ist das Angebinde ihres Pathen.

Ich traf meine Nachbarn in ihrem Obstgarten über der Straße, in welchem des Doktors greises Pferd, der Fuchs — ein Veteran, der den russischen Feldzug mitgemacht hat — im traulichen Vereine mit der Ziege graste. Kerner hielt einen eben eingelaufenen Brief von Lenau in der Hand, aus Ischel, mit einigen neuesten Sangesgaben. In der kleinen, weinumrankten Villa, in deren Schatten wir saßen und welche, laut der Jahreszahl über der Thüre, schon im dreißigjährigen Kriege stand, wohnte Lenau mehrere Monde und schiffte sich eigentlich von da, wie Kerner sich ausdrückte, nach Amerika ein. Manches seelenvolle Lied erklang hier zuerst unter Blüthen. Lenau singt nicht zur Guitarre, entlockt aber diesem kümmerlichen Instrumente magische Töne, gleich Gesang. Auch die Violine soll er mächtig phantastisch spielen, vor Allem aber Gedichte mit eigenthümlichem Zauber lesen. Im Wohnzimmer, dem Sopha gegenüber, hängt Lenaus Bild (Niembsch von Strehlenau), von einem jungen Künstler aus Wien, Rahl, zur Zeit in Rom, treffend, geistreich gemalt: auf grauem Gewitterhimmel, in einen dunkeln Mantel gehüllt. In den wunderbaren Augen flammt der Genius; kühn erhebt sich die edle Stirne. Wenn du lange hinblickst, beleben sich die Lippen, melodische, wohlbekannte Zauberlieder flüsternd. Kerner hob Abends das Gemälde von der Wand und stellte es auf das Klavier, so daß der Liebling gleichsam mit in unserem Kreise saß. — Auch ein anderer Dichternamen hallt im Echo dieser Berge wieder, der Name des edlen Sängers der Sturmlieder und mancher andern schönen, phantasievollen Dichtung, der Kerners Herzen sehr theuer ist und oft das stille Thal heimsucht, das der Poesie und Freundschaft heilig. In dem Schweizerhause ist der kleine Ehsalon, dessen Fenster, Scheibe an Scheibe längs der Wand, auf die Galerie gehen. Die Wände sind mit Moosfüllhörnern voll frischer Blumen geschmückt. Nach dem Nachtmahle ließ der Hausherr die Lichter wegbringen und spielte auf seinen Maultrommeln echte Dichterphantasien, wie farbenter Hauch der Aeolsharfen, beschwingte, von allem Erdstoffe geläuterte Töne, Geister von Tönen; dabei wetterleuchtete es still durch die vielen Fenster, geisterartig flog der Schimmer zuweilen über das große Kreuz auf der Galerie und die Baumzweige im Garten. Den bekannten Künstler Eulenstein, der Deutschland durchreiste, in Paris Aufsehen machte und jetzt von London runde Summen in seine Vaterstadt Heilbronn sendet, hat Kerner das Maultrommelspiel gelehrt. Ein Verwandter Kerners nahm seinen Schützling zuerst nach Heidelberg; dort fand er den Grafen Leon, einen Sohn Napoleons, der Eulenstein zur Reise nach Frankreich ermuthigte.

(Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

London, März.

Korngesetze. Reise nach Indien. Neuseeländische Kultur.

Hinsichtlich der Korngesetze ist noch nichts entschieden, und wird auch dieses Jahr schwerlich etwas entschieden werden. Das „erste Parlament der Nation," wie sich die selbsterwählten Abgeordneten der verschiedenen Fabrikstädte bescheidenerweise nannten, hat sich bereits aufgelöst, indem sie, wie sie sagen, im jetzigen Augenblicke nichts ausrichten können. Ich glaube jedoch, daß Mangel an vereinigter Unterstützung die wahre Ursache dieser schnellen Decomposition ist, welcher selbst ein so glänzender Beitrag als drei Pfund Sterling in Kupfergeld, welche ihnen vorige Woche von Leeds zugesandt wurden, nicht Einhalt zu thun vermochte — Wir erhielten am 12. vorigen Monats Nachrichten von Bombay vom 2. Januar, so daß die ganze Reise über Suez in vierzig Tagen vor sich ging. Diese unerhörte Schnelligkeit haben wir den Bemühungen Waghorns zu verdanken, welcher gestern von Malta nach einer zehntägigen Reise hier anlangte. Wenn wir in diesem Maßstabe fortschreiten, so wird die ganze Reise nach Indien, mit welcher man ehedem Monate zubrachte, eine Spazierfahrt werden, wie die Reise nach Nordamerika bereits geworden. Ein großes Hinderniß ist jedoch die entsetzliche Abneigung des Pascha von Egypten gegen Eisenbahnen, und das Projekt einer Eisenbahn zwischen Alexandria und Suez mußte daher bis jetzt Projekt bleiben. — Die Zeitungen, welche durch obenerwähnte Gelegenheit angelangt, sind beinahe ganz mit Beschreibungen einer Zusammenkunft angefüllt, die am 29. November vorigen Jahres zwischen dem Generalgouverneur, Lord Auckland, und dem mächtigen Marajah, Runjeet Sing, stattfand. Die unglaubliche Pracht und die Reichthümer, die der indische Prinz bei dieser Gelegenheit entfaltete, für welche die gebliebenen Zuschauer

Digitized by Google

kaum Worte finden konnten, grenzen an die Wunder der Tausend und Einen Nacht. Die Berichte davon werden auch in die deutschen politischen Blätter übergegangen seyn. — Ein Mann ward hier vorige Woche wegen einer Schlägerei vor die Polizei gebracht. Derselbe war in seiner Jugend von den Neuseeländern gefangen genommen worden, hatte sich in ihren Sitten, wie es scheint, gefallen, eine Einger borne geheirathet und sich zu einem Häuptlinge emporgeschwungen. In Erwiderung einer Frage, die an ihn hinsichtlich der kannibalischen Gebräuche der Neuseeländer gestellt wurde, leugnete er zwar solche nicht, sagte jedoch: „sein Stamm sey so weit in der Civilisation vorgerückt, daß sie ihre Gefangenen nicht mehr roh verspeisen, sondern hie selben erst vor einem großen Feuer braten.“ Dies ist uns leugbar ein großer Fortschritt in der Kultur. Er theilte jedoch nicht mit, ob die Gefangenen lebendig oder todt ges braten werden, was für dieselben eine wichtige Frage ist. Vermuthlich haben die Neuseeländer noch nicht den Grad der Verfeinerung in der Kochkunst erreicht, auf welchem ein des rühmter Gourmand aufsand, daß der Geschmack einer lebens dig gebratenen Gans den einer auf gewöhnliche Art zubereis teten bei weitem übertreffe.

(Schluß folgt.)

Stuttgart, Februar.

(Fortsetzung.)

Concerte. Clara Wiek.

Von den Abonnements-Concerten der königlichen Hofkapelle und Hofbühne hat die zweite Reihe begonnen. Wir dürfen uns der bekannten vorzüglichen Leistungen beider freuen, und können uns manchem Musikwerke, das entweder als selbstständig geschaffen worden, oder das in seiner drasmatischen Verbindung selten auf's Repertorium kommt, mit um so ungetheilterer Aufmerksamkeit hingeben. — Unser Orchester hat an Herrn Panocha einen jüngern Virtuosen auf dem Horn, desgleichen an Herrn Boch einen solchen auf dem Violoncell gewonnen. — Von Haydn und Mozart hörten wir auch diesesmal keine Symphonie, dagegen mehrere von Beethoven. Das zweite Concert war ein „historisches,“ oder wollen wir es ein „Concert spirituel“ nennen? In drei Abtheilungen folgten sich Tonwerke älterer, neuerer, neuester Zeit. Alles spreche mit Antheil; an „langweilig,“ „veraltet“ dachte gewiß kein Hörer. Unser Publikum ist nicht blos und ausschließlich für moderne Musik empfänglich; es fühlt wohl, daß Gegensatz und Vergleichung den Genuß erhöht. Wir haben Hoffnung, daß auch künftig öfter als bisher ältere und ganz alte, namentlich Gesangmusik werde eingeflgt werden. — Auch bei diesen Produktionen erschien Mozart in seinem Sextett aus „Don Juan“ wieder als der schönste Mittelpunkt, den ganzen deutend fühlenden Menschen erfassend, künstlerisch aufregend, indem er alle Tonmittel seines reichen Innern mit sparsamer Freigebigkeit, mit weiser Zweckmäßigkeit, mit heiterm Ernst ausspendete. Diese Besetzung und Vergegeistigung der Töne ist doch die einzige und wahre Idealität der Musik. — Im Allgemeinen machte sich mir bemerkbar, daß die ältere Musik mehr sinnig lyrisch, streng rhythmisch, ruhig analytisch mit dem Thema spielend, hausbäckerisch, gleichsam in und mit sich selbst zufrieden war, wogegen die neuere sich mehr und mehr rhetorisch, dramatisch, willkürlich sich bewegend, Melodien und Harmonien synthetisch an einander fügend, gestaltete, effektreich, leidenschaftlich, unruhig und materiell wurde. — Im dritten Concert wurde Mozarts „Requiem“ gegeben. Ich versetzte es mit in Gedanken mit dem lateinischen Text in die Kirche. — Am Neujahrstage wurde „der Messias“ wiederholt.

Am 29. Januar gab die berühmte k. k. Kammervirtuosin Frln. Clara Wiek im Museumssaal ein Concert, das selbst große Erwartungen noch überraf und ihren glänzenden Ruf rechtfertigte. Sie macht das Fortepiano zu einem andern Instrument. Auch die größte Fingerfertigkeit vermag seine Construction als Hammer- und Pochwerk nicht ganz zu vertilgen, weßhalb man es gegen die Instrumente mit getrags genen Tönen immerhin ein unbanstbares nennen kann. Diese geben anschwellende, dinsterbende Tonlinien, jenes dagegen schlägt bloße Punkte an; ein Verhältniß, das auch in der Malerei und Wortkunst sein Correlat hat. Clara Wiek ist durch diese mechanische Schranke zum Geist hindurch gedrungen; ihre Töne schweben und weben frei und lebig, wie entbunden von der Erdschwere des Holzes und Metalles. Es ist eine gegründete Klage, daß das Musikspiel, das Spiel der Kunst in moderner Zeit nicht mehr spiele, daß sie einers seits in getrenen Ernst und Sclavenzwang, andererseits in den Realismus der drastischen Mittmittel verfalle. Die Virtuosin spielt wirklich, sie spielt mit dem Schwerthen. Uns gemeinsten. Ihre Kunst-Lebensschule ist in dieser Hinsicht interessant. Sie ist die neunzehnjährige Tochter eines Klavierwirtes aus Leipzig. Vom fünften bis siebenten Jahre übte sie sich ohne die geringste Notenkenntniß. Im zehnten Jahre componirte sie schon. Paganini, damals in Leipzig, gewann die Hoffnungsvolle lieb, ermunterte, lehrte sie, leztered besonders auch durch seine Leistungen. Die unausgesetzte tägliche Uebung wurde nie bis zur Ermüdung forgetrieben. So geschah ihre Weiterbildung immer mit Lust und frischer Kraft. Sie studirte vorwährend auf die Composition und entwickelte so in sich zugleich mit der Virtuosin die Tondichterin. Auf Reisen lernte sie die größten Klavierspieler und Compositeurs kennen. Sie nährte sich vorzüglich mit dem Gediegenen, Klassischen. So wird uns klar, wie sie mit einer organischen Vorherbestimmung, die wir bei jedem eminenten Talent annehmen dürfen, das werden konnte. Wo alle Elemente der Bildung rein zusammenwirken, da entsteht Vorzügliches. In Gegenden wollte sie auch selbstschaffend seyn. Sie wollte fühlen, was sie spielen sollte. In dem Hammerwerk ruhten die Harmonien; sie wollte sie erwecken zu dem Leben, das sie abwend in sich trug und verwahrn. Ich machte mir nach dem ersten Eindruck unwillkürlich hierüber ein Bild. Zwischen ihrer Hand und den Tönen standen, gleich fördigen Kindern, die starren Tasten. Als musikalische Fee lernte sie diese jezt mit weiblicher Sanftheit, dann mit schnell auflodernden Feuereifer dergestalt zu behandeln, daß sie mit augenblicklicher Folgsamkeit in irdischdimmlische Musik auszubrechen gendthigt waren. Wer namentlich ihren charakteristischen Herentanz, der an Paganinis Schule und dämonisches Wesen erinnerte, gehört hat, dem wird dieses Gleichnis nicht gemacht erscheinen. Unmittelbar auf denselben folgte ein Lied: „Los der Thränen.“ Das wahrer, rührender Gesang war.

(Schluß folgt.)

Beilage: Kunstblatt Nr. 23.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

№ 68.

Morgenblatt

für

gebildete Leſer.

Mittwoch, den 20. März 1839.

Ach, hier haben ſie dich bei deinen Ahnen begraben,
Den wir liebten, um den lange die Thräne noch fließt,
Jene trauerte, die aus nie vergeſſendem Herzen
Kommt, und des Einſamen Blick ſpät mit Erinnerung grüßt.

Klopſtock.

Am Grabe
des Erbprinzen Conſtantin Löwenſtein.

Geſtorben den 27ſten December 1838.

Geheiligt iſt des Grabes tiefe Stille,
Kein ungeſtümer Laut darf ſie entweihn;
Wo Gott gewaltet, ſein allmächt'ger Wille,
Da ſoll das tiefſte Leid ein ſtilles ſeyn.

So iſt auch tief und ſtill der Freunde Kummer
Um Conſtantin, als aus des Lebens Fülle
Er plötzlich hinſank in des Todes Schlummer,
Entkleidend ſich der engen Erdenhülle.

Da ruhn ſie nun, die ewig theuren Züge,
Das liebe, treue Auge iſt gebrochen,
Der Mund, den nie entweihte eine Lüge,
Er hat die letzten Worte uns geſprochen.

Ihn nie erblicken, nimmer, nimmer wieder!
Noch kann die Seele nicht dies Weh geſtalten;
Er ſteht vor ihr ſo edel, treu und bieder,
Als in geſchwundner Tage frohem Walten;

Als in geſchwundner Tage reichen Stunden,
Da ſich ergoß die Fülle der Gefühle,
Der Schätze, die ſein tiefer Ernſt gefunden
Im Forſchen nach des Lebens ernſtem Ziele.

Und nimmer konnt' er von der Wahrheit ſchweifen,
Sie ſchöpfend aus der reinen Heilesquelle;
Des Rechtes Gründe konnt' er ſo ergreifen,
Die dort ſich ſpiegeln mit des Lichtes Helle. *

So, ſicher fußend im Gewirr der Zeiten,
Focht er voran im Kampfe für dies Rechte;
Wir ſahn ihn ſtets mit offnem Helme ſtreiten,
Ein feſter Freund, ein Pfeiler im Gefechte.

Doch der ſo ſtolz den Poſten eingenommen,
Auf den des Sinnes Höhe ihn geſtellt,
Gewann durch Milde Alle, die dem Frommen
In ſeinen Kreiſen fern und nah' geſellt.

Nun iſt das Band der Liebe abgeriſſen,
Ein edles Haus beweint den eing'gen Sohn,
Der Kampf um's Recht muß ſeinen Streiter miſſen,
Der Hoffnung Kranz welkt in der Erde ſchon.

* Dieſe Strophe bezieht ſich auf die unter andern von dem Verewigten herausgegebene Schrift: „Beiträge zur Philoſophie des Rechts.“ Heidelberg, 1836.

Digitized by Google

Vergib, Geliebter, daß ich deinen Frieden
Mit Klagen störe und mit Erdenträumen;
Doch schwachen Menschen ist es nicht beschieden,
Dir nachzufühlen in den Himmelsräumen.

Noch hängt der Blick voll Thränen an den Zielen,
Wonach wir sahn mit hoher Kraft dich ringen;
Wir weinten nieder, als die Säulen fielen,
Woran wir deine Ehrenkränze hingen.

Dir schlugen hohe, sinnverwandte Herzen,
Und hohes Wirken war vielleicht dein Loos;
Die uns verzehren, das sind ihre Schmerzen,
Auch ihre Hoffnung schließt der Erde Schooß.

Von allen Seiten, mit Cypressenzweigen,
Zieht still heran ein langer Trauerchor,
Wir sehn ihn seufzend auf dein Grab sich neigen:
Der Seufzer sagt es, was dein Stand verlor.

Wohl viele Seufzer, viele bittre Zähren
Verlöscht der Zeit, des Lebens rascher Gang,
Doch Wunden gibt es, welche ewig währen —
Vom Schwert, das in der Deinen Busen drang.

Geheiligt sey des Fürstenhauses Stille,
Kein fremder Schmerzenslaut darf sie entweihn;
Wo so gewaltet der allmächt'ge Wille,
Da muß das Mitgefühl ein stummes seyn.

Und jezt, zum Abschied, reich' ich dir die Hand,
Mein Constantin, in deines Grabes Zelle.
O laß mich glauben, daß der Treue Pfand
Noch weiter reichet als des Grabes Schwelle;

Daß deine Hand die meine noch ergreift,
Daß du mich würdigst, in den lichten Sphären,
Wo deines Werthes volle Frucht gereift,
Erlun'rung dem Verlassnen zu gewähren.

F. von Pechlin.

Villeggiatur in Weinsberg.

(Fortsetzung.)

Den 24sten.

Zu den anziehenden Bekanntschaften, welche ich Kerner verdanke, gehört auch die Tochter eines seiner Freunde, ein sanftes Bild edler Weiblichkeit, an Herz und Geist gediegen und harmonisch gebildet. Obwohl Fräulein *** ein reges Traumleben hat und sich ihr mannigfache Erfahrungen von Ahnungsvermögen aufdrängen, behauptet sie sich doch in dieser Beziehung merkwürdigerweise als feste Rationalistin, ohne gewisse Thatsachen leugnen zu können; vielleicht ist es auch nur ein glücklicher Takt, der sie lehrt, das von sich fern zu halten, was vielleicht zu viel Macht über sie gewinnen könnte, zum Nachtheile des körperlichen Wohlbefindens. Von den Mittheilungen, welche ich ihr entlockte, überraschte mich besonders Folgendes. „Von frühester Kindheit," erzählte Fräulein ***, „hatte ich große Freude an der französischen Sprache, und mich darin zu üben, war mein Lieblingsspiel. Im zwölften Jahre träumte mir zu ****, ich gehe mit meinen Gespielinnen aus der Schule. Da kommt ein Kapuziner auf mich zu, ein schönes, sanftes, ernstes Gesicht, das ich noch immer lebendig vor mir sehe. Er fragte mich: „Mademoiselle, parlez vous français?" ich antwortete und vertiefte mich so in's Gespräch, daß ich alles Andere vergaß, ihm weit, weit folgte und an das Meer kam. Hier verwirrte sich der Traum. Morgens erzählte ich ihn meiner Nachbarin in der Schule und wir lachten gemeinschaftlich darüber, daß ja in dem protestantischen **** weit und breit kein Kapuziner zu finden sey. Wir gingen aus der Schule, eine ganze Reihe Mädchen neben einander; wie wird mir, als ich fern in der Straße einen Kapuziner sehe, der gerade auf mich zukommt! Ich glaubte wieder zu träumen. Je mehr er naht, je deutlicher erkenne ich jeden Zug meines Traumbildes. Da ergreift mich unsägliches Bangen; ich fasse die beiden Mädchen neben mir fest an; die Freundin, der ich den Traum vertraut hatte, war nicht bei mir. — Der Kapuziner ging noch auf der andern Seite der Straße. Plötzlich kommt er herüber und gerade auf mich zu (ich war die Einzige von allen Mädchen, die französisch verstand), bleibt vor mir stehen und sagt: „Mademoiselle, parlez vous français?" — Mich faßt Todesangst, ich laufe eilig davon; meine Gefährtinnen bleiben lachend stehen und scherzen über meine Furcht. Da schaue ich noch einmal um und sehe eben noch, wie der Kapuziner in ein Haus hinein geht, sich aber noch einmal wendet, mir winkt und dabei traurig mit dem Kopf schüttelt, als wolle er sagen: Du kommst also nicht? Nun fürchtete ich mich um so mehr und rannte nach Hause. Meine Mutter war gerade krank, ich konnte ihr also nichts davon sagen und mochte sonst mit Niemand darüber reden, ängstigte mich aber so sehr, daß ich Unpäßlichkeit vorschützte und einige Tage nicht aus dem Hause ging. Als ich später davon erzählte, erkundigte man sich in jenem Hause und erfuhr, daß dort vor einiger Zeit mehrere Kapuziner übernachtet, welche man beargwohnte, verkleidete Franzosen zu seyn."

Digitized by Google

Ferner: „Wir waren wegen Heilung meines kranken Vaters nach ***** gezogen. Ihn hatte zu größerer Gemächlichkeit sein Arzt und Freund aufgenommen. Wir wohnten in einem Nachbarhause. Die Mutter* war durch Pflege und Angst für den Vater unglaublich geschwächt, und obschon sie das Leidenslager nicht verließ, doch stets mit ihren Gedanken und Sorgen bei uns Kindern. Einmal, da mich die Reihe traf, in den Keller zu gehen, empfahl mir die Mutter Vorsicht, und forderte mich dringend auf, ja ein Tuch umzunehmen (es war Sommer und wirklich erkältete ich mich auch). Im Leichtsinne vergaß ich aber die Mahnung doch und sprang die Stufen hinunter. Da sah ich an der Kellerwand meine Mutter, die den Finger aufhob; es war nur wie ein Schatten, aber dennoch deutlich und in Farben. Meine Schwester lachte mich aus und wollte es mir nicht glauben. Nach einigen Tagen schrie sie im Nebenzimmer plötzlich laut auf; ich sprang zu ihr und sie betheuerte mir, eben jezt im Spiegel die Mutter ganz bleich gesehen zu haben, wie sie von einem Tische eine Nadel nahm, sie in das Haar steckte und langsam zur Stube hinaus ging. Erschrocken lief ich nun in das Nebenhaus zur Mutter, die mir entgegenrief: „Es ist gut, daß du kommst, ich kann nicht mehr fortstricken, weil mir eine Nadel fehlt; hole sie mir doch herüber."

Den 25sten.

In der epheuumrankten Warte, welche alte Kastanien umschatten und wo im Bauernkriege nach Zerstörung der Burg deren unglücklicher Befehlshaber, der Graf von Helfenstein, gefangen saß, hat Kerner eine gothische Stube eingerichtet, in welche gemalte Scheiben träumerisches Helldunkel ergießen. Hier schrieb Lenau eines Winters einen großen Theil von seinem Faust. Auf den Zinnen des Thurmes grünen junge Akazien über einem Gezelte. Da ward das Mittagmahl genommen, und ich saß also mitten in dem Bildchen, welches im Kunsthandel von Weinsberg und Kerners Haus bekannt ist, nur mit dem Unterschiede, daß der Storch indessen umkam und der Drache staubig in einem Winkel ruht, weil der Lindwurmbändiger Theobald längst ehrsamer Studiosus zu Tübingen ist; doch vermehrt der hoffnungsvolle Jüngling seit einigen Tagen den Familienkreis. — Hinter uns stieg der mauergekrönte Gipfel empor, vor uns über reiche Baumgruppen hinaus ruhte das Auge auf der fernen, sonnig überglänzten Bergkette. Von der Warte aus sieht man mit einem Fernrohre gerade auf das Grab der Seherin von Prevorst, das Graf Maldeghen und Eschenmeier mit einem Denkmal zieren lassen. Lezteres wird in Heilbronn gearbeitet, und ein kolossales vergoldetes Kreuz soll von Löwensteins hochgelegenem Friedhofe im Sonnenstrahle weithin durch die Thäler funkeln.

(Fortsetzung folgt.)

* Sie lebt noch.

Die Gastfreunde.

(Fortsetzung.)

„Ma foi," begann der Aktuar mit gutmüthigem Augenaufschlage und spöttischem Munde: „Sie haben den Nagel auf den Kopf getroffen, wenn Sie voraussetzen, daß wir ein unruhig Völklein vorstellen. Doch kann's nicht anders seyn, und überall finden Sie dasselbe; nur zeichnet es sich natürlich in Landnestern schärfer als an andern Orten. An denselben Pflug gespannt, in denselben Pferch zusammengedrängt, kennen wir unsere respektiven Schwächen ganz genau, und eine Finte greift nicht durch. Darum schätzen wir uns nicht besonders, darum sind wir mit Allen, selbst mit den Vorgesezten familiärer als irgendwo, und suchen vergebens unsere Rangautorität zu behaupten. Diese bekommt ein Loch, weil unsere Nebenleute uns mit Haut und Haar auswendig kennen, und weil es nicht möglich ist, eine gewisse Distanz zwischen sie und uns zu schieben, die, wie man weiß, eine optische Täuschung sehr begünstigt. Allons! auf diese grundliche Einleitung hin erlauben Sie, daß ich mein Glas leere und den edeln Rost aus meiner Kehle wasche. Wären Sie einer der Unsrigen, ich würde Ihnen ganz fidel ein Viertelchen vortrinken; aber bei Ihnen leidet's der Respekt nicht, parole d'honneur. Auf Ihre Gesundheit also!"

Nachdem der Sprecher getrunken, mit seinem Schnupftuch säuberlich den Mund abgewischt und den Schnurrbart gestrichen, fuhr er in obigem Tone fort: „Sie werden mir ferner erlauben, in meinem Bericht, wenn nicht mit Spitzbuben, doch mit Spitznamen aufzutreten. Die Spitznamen sind der Haupttragbalken einer kleinstädtischen Unterhaltung; ein Jeder, der unsern Zauberkreis betritt, erhält den seinigen, und auch Sie haben bereits den Ihrigen, den ich aber noch nicht sage, und von selbigen, größtentheils pittoresken Benennungen kann ich Ihnen den besten Bescheid geben, indem ich selber sie fabrizire, quoad Hirlingen."

Der Major versicherte seinen Mentor der größten Aufmerksamkeit, und der Aktuar ging weiter in seinem Text, nachdem er sich geschmeichelt verbeugt hatte. „Besagte Spitznamen, was ihre vollständigste Vollkommenheit betrifft, stehen einen Grad über der Möglichkeit. Sie umfassen gewöhnlich das Plastische im bezeichneten Individuum und zugleich einen wichtigen Moment aus seiner Lebensgeschichte oder seine Charakteristik in nuce. — Da

Digitized by Google

ist z. B. unser Edelkaffer* —" — „Wie sagen Sie?" — „Ich meine ganz simpliciter Ihren Freund, Herrn Auerbach, der als Landwirth zu den Kaffern gehört, dabei aber die Nase hoch trägt, wie ein Edelmann aus der Urzeit, und wahrhaftiglich einmal den Versuch gemacht hat, sich zum Baron stempeln zu lassen; was ihm zwar nicht gelang, aber seinen Spitznamen total rechtfertigt." Der Major wurde roth. „Lassen wir diese Schwäche bei Seite," sagte er freundlich. „Wir Deutsche sammt und sonders sind gar eifrige Titeljäger. Wir schenken sie auch gar freiwillig denen, die keine haben. Ich, zum Beispiel, gelte hier als ein Freiherr, und habe doch nicht die Ehre ein solcher zu seyn. — Auerbach, um wieder auf ihn zurückzukommen, ist zwar ein Plebejer, aber ein sehr ehrlicher Mann, der jeden Stand zieren würde, wie ich glaube."

Der Aktuar, etwas verblüfft von dem Ernste des Majors, beeilte sich, einzustimmen und Auerbachs gute Seiten hervorzuheben. „Ohne Zweifel ist Ihr Freund ein Ehrenmann, par dieu! nicht capabel, das zu leugnen!" sagte er. — „Ein zärtlicher Gatte —" setzte der Major hinzu, und mit einem fast unmerklichen Satyrlächeln fügte der Aktuar bei: „Die ganze Stadt sagt's. Vox populi — was wollen Sie mehr? — Lassen wir's. — Ich will das Kapitel „Auerbach" beschließen; — wenn ich Ihnen jedoch von den Uebrigen vorplaudern soll, so müssen Sie mir nicht mehr in die Parade fahren, oder ich schweige, wie Lucius, der Hecht, soi de Chevalier!"

(Fortsetzung folgt.)

* Kaffer ist so viel als Bauer.

Korrespondenz-Nachrichten.

Stuttgart, im Februar.

(Schluß.)

Leben und Kunst.

Die organischen Schranken hat sie durch Uebung so besiegt, daß sie einhändig mit beiden, und mit diesen vierhändig zu spielen scheint. Das Höchste in der Bildung für Leben, Kunst, Poesie und Wissenschaft bleibt immer das Unbewußte, der augenblickliche Sinn und Takt, der höhere Instinkt, die Begeisterung des Moments, wodurch das unendlich Kleine eine Größe wird. Es ist die Blüthe des Daseyns und Schaffens. Das nun ist bei unserer Künstlerin das blitzschnelle Einströmen der Inspiration auf dem unendlich kurzen Wege vom Finger zur Taste. So wird jeder Ton ein Geist, eine Tonseele. Um dies recht zu begreifen, mußte man sie spielen sehen. In dieser Hinsicht war ihr Spiel nicht etwa ruhig abgemessen, sondern mit den mannigfaltigst wechselnden Manipulationen, stoßend, schlagend, ziehend, streichend; mit leisester Fühlung berührend, suchte sie den Tasten die Töne zu entlocken. Ein Enthusiast behauptete, sie vereinige in sich die berühmtesten Virtuosen unserer Tage. Vielleicht hat sie noch etwas diesen kaum Erreichbaren voraus, die eigentlich weibliche Seite ihres Spiels. Man möchte sie im Hinblick auf die bedeutenden Talente, die namentlich auch ihr Geschlecht aufweist, eine wandernde Hochschule nennen, wenn je das Resultat einer so eigenthümlichen, lebenslangen Kunstschule für den halb oder ganz fertigen Spieler noch nachahmlich wäre. — Die mit dem lautesten Beifall gerufene Künstlerin, Anfangs jungfräulich verlegen, setzte sich noch einmal an den Flügel und legte ihren Dank in einer kunstreichen Phantasie dar.

Einen ernsten Gedanken weckte bei mir die heitere Erscheinung. Wie glänzt diese junge Künstlerin durch die sorgfältige Ausbildung der einen und eigensten Kraft, die der Schöpfer schon ursprünglich in sie gelegt hat! Ich gedachte aber bei dem siegreichen Auftreten dieser Leipziger Jungfrau der Leipziger Studirenden. Wie viel und vielerlei soll und will so ein deutscher Jüngling noch neben seinem Fachstudium treiben und lernen! Wie Goethe vom Leben, kann man von der Literatur sagen: „Wo man hineingreift, ist sie interessant;" und ein jugendliches Talent weiß sich nicht zu beschränken. Die Kunst ist centripetal und contrahirend; die Literatur centrifugal, in die Peripherie sich ausdehnend. Da gibt es denn nicht leicht einen Hochschüler, der nicht ein Zögling der Allwissenheit seyn will. Ein Riesenfloh ist ihm von starken Geistern in's Ohr gesetzt, alles Wissen, ja schon jedes richtige Urtheil, jede Ansicht, gedacht oder geschrieben, müsse ablingen in einem tiefen Hintergrunde von Natur-, Ideal- und Kunstphilosophie, von Geschichte und lebendiger Anschauung, wie es bei Plato, Shakespeare, Leibnitz, Lessing, Herder, Jean Paul, Goethe und Schiller gewesen. — Erst mit den reifern Jahren lernt man sich kennen und beschränken und dasjenige an sich weiter ausbilden, zu was man Sinn und Geschick hat, und was man dann wohl sein eigenes nennen kann. Dahin kommen junge Künstler früher und mit weniger Lehrgeld. So besitzen wir eine erkleckliche Anzahl bei unserm Orchester und Theater, und auf solcher Bahn schreiten die musikalischen Familien Schunke, Krüger, Häser, Rißle ꝛc. fort. Der Zwillingsschwestern, Fräulein von Orth, dürfen wir auch als trefflicher Pianistinnen, die der sorgfältigsten Leitung ihres Vaters Ehre machen, gedenken. Was aber bei der Literatur der Fall ist, daß ein gewisser Grad der Ausbildung immer mehr gegen die Jahre der Jugend hinabrückt, das gilt auch von der Musik. Es ist fast unbegreiflich, welche Summe von Kenntnissen, ja welches Ueberschauen in unsern Tagen schon bei jungen Literaten angetroffen wird, welche Fertigkeit und Präzision bei jungen Musikern, so daß man nicht absieht, wo es mit diesen Acht- und Achtzehnjährigen hinauswill, wenn sie Achtziger werden. Das Sprüchwort sagt: „Es ist dafür gesorgt, daß die Bäume nicht in den Himmel wachsen." In der ausübenden Kunst tritt der Culminationspunkt oft schon sehr frühe ein; im Reiche des Denkens soll sich das Wissen zur Weisheit verklären, und diese Purifikation tritt erst mit den Jahren nach einem vielfachen Umschwunge der Erscheinungen, nach einer oftmals erlebten Wiederkehr der Gesetzmäßigkeiten ein. — Wir entbehren in diesen Wintermonaten das unvergleichliche Spiel unseres Musikdirektors Molique, freuen uns aber seines Wandelns durch Lorbeerhaine. — Auch in den beiden Museen finden von Zeit zu Zeit musikalische Abendunterhaltungen statt, wo sich neben Liebhabern auch Mitglieder der Oper hören lassen. Deklamationen fügen sich zuweilen ebenfalls ein.

Beilage: Literaturblatt Nr. 30.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

№ 69.

Morgenblatt

für

gebildete Leſer.

Donnerſtag, den 21. März 1839.

Sieh hier, da ſind die Vordern unſers Volks,
Die Zungen des gemeinen Mundes! Ich
Verachte ſie!

Shakespeare.
Coriolanus.

Die Gaſtfreunde.

(Fortſetzung.)

Norbert nickte lächelnd: „Weiter, weiter, Chevalier." — „Ja, ja, da haben Sie gleich einen auf mich ſelber angewendeten Spitznamen, unter welchem ich im ganzen Lande bekannt bin. Es war eine ſchöne Zeit," — des Aktuars Stimme wurde wehmüthig und weich — „eine ſchöne Zeit, da meine Commilitonen mich zum Ritter ſchlugen, weil ich das Vorbild aller chevalereskten Tugenden zu ſeyn mich beſtrebe hatte, und zwar nicht ohne Erfolg, wahrlich nicht ohne Erfolg! Ach, die Zeiten ſind vorbei! Wo ſind meine Hoffnungen hin? Ich dachte nicht, in Hirlingen zu leben und zu ſterben! Höheres war mein Ziel, und ohne meiner Examinatoren Barbarei und Kabale — doch laſſen wir's; excusez. Aber war's nicht abſurd von dem Staatsrath Ueberkling, mir zu ſagen, ich hätte allzuvielerlei gelernt, um etwas zu wiſſen? Ein orbirter Menſch, der Staatsrath! Laſſen wir's, noch einmal!"

Des gutherzigen Aktuars Melancholie verſchwand im nächſten Glaſe, und er fuhr mit gewohnter Luſtigkeit fort: „Frendenreich, haſt du's gleich! wer wollte ſich mit Grillen plagen? Partitur! Bin ich nicht immer noch der alte Seidelmann, Aktuar Chevalierque? Ich will ſeyn, wie unſer Dekan. Er iſt ein Prachtſtück von Sorgloſigkeit, Selbſtzufriedenheit und Marmottismus. Die glücklichſten Quarakter unter der Sonne! Ein Mann, wie kein zweiter auf Erden, unſer Dekan: ein Licht, aber unter dem Scheffel; ein Quavalier unter den Leuten; ein ſcharfes Meſſer ohne Klinge, das ſein Heft verloren hat; ein eigentlicher Vormund der Armen, indem er ihnen Alles vom Teller ſpeist; ein Schatzmeiſter himmliſcher Weisheit — er gibt davon kein Stündchen heraus; aber belehrt mit großen Gutern auf Borneo." — „Wie ſagen Sie?" fragte Norbert auf's Neue, ganz confus von den barocken Redensarten, auf welchen der Aktuar fröhlich hinſchwamm. Aber plötzlich lächelte der Major als wie beſchamt und ſagte leiſer: „Verzeihen Sie. Ich war in der That allzu bornirt, um den Witz zu faſſen. Nur weiter." — „Mit dem geiſtlichen Herrn wären wir fertig. Unſere weltliche Obrigkeit iſt der Paſcha, auch der „Allerärgſte" genannt. Er iſt aus der Stadt Kerms gebürtig, folglich nicht weit her; ſie liegt nur ſechs Stunden von da; ein tüchtiger Juriſt und ein Mann, der die Welt geſehen. Er hätte Aller Geiſt und Herzen unbedingt unterjocht, wenn nicht ſeine Frau bei ihm den Meiſter ſpielte und wenn nicht der Steuerbeamte ihm Widerpart hielte. Wer ein Homer wäre, um die Fehden des Paſcha und des Steuermanns zu erzählen, ihre Thaten zu beſingen und deren Urſprung! Dieſer reicht

Digitized by Google

hinauf bis Anno — Anno — enfin, bis zu einer Zeit, da die Herren noch jünger waeen und noch keine Kalifahrt auf den Häuptern trugen. Als wurdiger Ajar unsers Gegners präsentirt sich der Mercurial —"

„Wer ist denn das?" — „Pardon, ich meine den Physikus. Seine Frau ist hübsch, aber eine Gans; sie hat einiges Vermögen, aber sie ist eine Gans; sie ist fromm, aber eine Gans ohne alle und jegliche Bildung. Da ihr Mann bieher versetzt wurde, beeilte sie sich, ihren Bekannten zu melden, er sey Amtsofficiabus und Mercurial- (Medicinal-) referent geworden. Hier also — doch, wir werden unterbrochen. Da kömmt der Citronenbaum, unser Exapotheker, ein trauriger Taubmann, gelb und sauer wie die Frucht, nach welcher er getauft ist. Sie sollten den Tauben sehen, wie er einer Stadtanekdote, die zum Besten gegeben wird, seinen Beifall zulacheit, ohne sie zu verstehen, und wie er alsdann, unmittelbar darauf, dieselbe Anekdote seelenlich zu erzählen beginnt! Das gehört auf die Bühne, mille tonnerres! Was gilt's, er engagirt mich wieder zu einer Partie?"

Nach dem Apotheker trat ein seltener Besuch ein, Norberts Freund, Auerbach. — „Ei, wie kommt das?" fragte der Gast den Gastfreund; „du läßt dich hier sehen? um diese Stunde des Abends, welche du gewöhnlich mit dem Kreinod des Hauses und Herzens in einsam traulichem Gespräche zubringst?" — Auerbach machte ein sonderbares Räthselgesicht, warf sich auf einen Stuhl und versetzte: „Lieber Freund, das häusliche Glück ist manchmal monoton. Auch ist meine liebste Anna nicht wohl und hat dem Schlummer Audienz gegeben. Wie amüsirst du dich?" — Der Major zuckte die Achseln. „Die Gesellschaft bleibt heute lange aus," bemerkte er, „sogar der Kanonikus ist seinem Posten untreu geworden." — „Sie haben ein Spielchen beim kranken Rittmeister, doch werden sie bald eintreffen, um dir das Leben zu versüßen," spottete Auerbach, in dessen ganzem Wesen eine gereizte Stimmung nicht zu verkennen war. „Schließe dich nur fest an die Spießburger, weil du doch nicht mehr verstehst, einen angenehmeren Zeitvertreib zu finden."— „Was meinst du damit?" Auerbach lachte etwas gezwungen: „Denke nur an frühere Zeiten, da der Major noch im Peemieelieutenant verpuppt lag und dein Freund ein beförderungs- und soldatenlustiger Kameralist war, der alle deine Wege und Stege, Ränke und Schwänke kannte; hätten wir dazumal eine Unterhaltung, wie man sie hier hat, für möglich gehalten?" — „Die Zeiten gehen dahin und wir mit ihnen." — „Zum Theil wahr. Dennoch — sieh — ich bin ein Ehemann — mit mir ist Alles vorbei — ich bin damit hoch ich zufrieden. Du aber — ein stattlicher Mann mit Rang und Orden, bist ledig und frei. Du könntest noch viel Glück machen. Hiesingen hat niedliche Frauen aufzuweisen, die sich wohl gerne den Hof machen ließen; du bist aber von Stein. Ist diese Kälte reell oder nur eine Maske, du hieselerische Seele?" — „Wie du da redest, Auerbach! mir ist, als wären der Premierlieutenant von damals und der Major von heute zwei sehr verschiedene Personen. Was der Jugend wohl anstieht, paßt für das Alter nicht mehr." — „Nicht? nicht? wirklich nicht mehr?" Auerbach guckte dabei dem Major mit unsterer Neugierde in die Augen. „Wahrlich, ich muß dich loben. Eine Resignation, wie diese —" — „Nenne es Besonnenheit; der Ausdruck ist besser. Mich dunkt, ein jeder Mann müßte mit den Jahren diese Tugend lernen. Würdest du andes seyn an meiner Statt?" — „Hm, hm! Du nimmst die Sache ernsthaft! Ist mit die kein Scherz möglich? Nun freilich würde ich an deiner Stelle — nun, das versteht sich ja. Aber sey nicht böse, hörst du? ich bin heut etwas verdrießlich und der Spaß gelingt mir nicht." — „Allerdings kann der Mensch nicht sue seine Laune stehen, lieber Fritz, und ich höre nicht gerne von deinem Verdruße. Aber sonderbar ist immer, daß du glauben magst, ich könnte dir um eines Scherzes willen böse seyn."

(Fortsetzung folgt.)

Villeggiatur in Weinsberg.

(Fortsetzung.)

Täglich drängt sich mir eine Bemerkung auf: wie irrig ist die Vorstellung, welche man sich vielleicht hie und da von Kerner macht, als betreibe er diese Erscheinungen aus dem Nachtreiche der Natur mit einer Art Liebhaberei! Vielmehr vermeidet er jede Berührung dieser Punkte; Vorsichtigkeit versichert in seinen Denkwürdigkeiten (aus den Tübinger Studienjahren) mit Recht, seines Freundes innerste Natur sträube sich gegen Erfahrungen, die sich ihm gewaltsam aufzuzwingen scheinen. Freilich durfte der Arzt und Naturforscher, der Theist vor Allem diese Stimmen nicht surder zurückweisen, sogar auf die Gefahr, wohlfeilen Witz gegen sich herauszufordern. Zu Voltaires Zeiten mag es guter Ton gewesen seyn, wegzuspötteln, was man nicht begreift, 1858 fällt dergleichen keinem Menschen von Geist und Geschmack mehr ein. Der hervorstechende Zug in Kerners Charakter ist Treue und Wahrheit. Auch die redliche Hausfrau, so einfach, so klar über gewisse Erlebnisse sprechend, ist eine Autorität.

Nach Tisch stiegen wir, Kerner und ich, in sein gelbes Cabriolet, vom alten Fuchse gezogen. Wir rollen um das düstere Städtchen; bald wird die Gegend katholisch, was ihr flugs einen andern Charakter gibt. Kreuze und Heiligenbilder zwischen Reben sind mir neu geworden.

Digitized by Google

Der Dichter grollte bei dem alten Städtchen Neckarsulm wegen einer Linde mit dem Muttergottesbilde, die indessen einem neuen Hause, wenn ich nicht irre einer Fabrik, weichen mußen, wie in Lenaus Klagelied über die Eisenbahnen (Frühling 1838).

„Auch die Eiche wird gefällt,
Die den frommen Schild
Ihrem Feind entgegenhält,
Das Marienbild."

Am Neckar, über den wir setzten, lagen Hunderte von ungeheuren Mastbäumen aus dem Walde bei Prevorst, die auf dem Rheine nach Amsterdam gehen. Noch viele sollen nachkommen, denn es ist ein großer Akkord gemacht. Wir dachten an die Wimpeln, welche daran flattern, an die Geschicke in fernen Welttheilen, die daran sich knüpfen werden, und riefen uns eines der schönsten Gedichte von Graf Alexander zurück, am Grabe seines Mohren in Deinach. Bald sieht man Kochendorf mit seiner neuen Brücke. Die Salinen von Friedrichshall und jenseits des Neckars das hellfarbige lächelnde Jartfeld mit seinen bunten Häusern liegen wie ein Bild der modernen Gegenwart vor uns. Zum Gegensatze kamen wir bei Eisesheim über das Schlachtfeld, wo (1622) die vierhundert Pforzheimer unter ihrem Fürsten im Kampfe gegen die Kaiserlichen fielen, und weiterhin — über der Grenze — an einer großen Kapelle vorbei, in welcher Tilly vor dem Treffen Kriegsrath hielt. Das uralte Kirchlein verfällt; es regnet durch das Dach. Wie der Geist der Poesie, zürnte Kerner über die Nichtachtung gothischer Heiligthumer. „Sie werden von der Erde verschwinden, diese Wunder des Menschengeistes," trauerte er, „und wie wir jetzt von Mammouthsknochen sprechen und dergleichen, mag man einst von diesen Kirchen reden."

Die ehmalige Deutschordenskirche zu Wimpfen im Thale, auf grünem Rasen von alten Bäumen umschattet, welche jene braunen Mauern einst jung sahen, ist kein Riese wie das Ulmer Münster, dagegen in der Zeichnung leichter, feiner, phantastischer: schlanke Thürme und Pfeiler, Männer- und Frauengestalten, wunderliche Thiergebilde; eine solche Kirche ist eine ganze Welt, und doch nichts überladen, jedes am rechten Orte, alles Harmonie. Rückwärts stößt ein großartiger Kreuzgang an die Kirche, vielmehr eine Galerie, mit Fensterwölbungen von schönster gothischer Skulptur, gegen den Grasplatz offen, den sie im Viereck umschließt. Die spitzen Fensterbogen sind üppig mit Epheu umrankt, der bald als grüner Teppich die Mauer deckt, bald als Gewinde, wie Festschmuck, herabhängt und sich überall um das Steinwerk schlingt. Im Kreuzgange ist jede Platte am Fußboden ein Grabstein; man sieht auf denselben ausgehauene Wappen, Mönche, Ritter und Frauen, wandelt nur auf Leichen; im grünen Raume, den die Halle umgibt, wölbt sich auch Hügel an Hügel, darauf manche halbverwittelte, auch einige neue Kreuze, der Friedhof der Katholiken. Lange hätte ich hier träumen mögen; es ist ein Bild aus einer andern Welt, andern Zeit. Ein Bauernknabe mähte das Gras auf den Gräbern. Während er das Heu zusammenrechte, wies er uns den hohen Weißdorndaum an der Mauer, versichernd, dieser sey ein Wunder. „Ein Hirt," erzählte das Kind, „der einen Stab (Schüppe) von dürrem Weißdorn hatte, steckte ihn in die Erde und verschwor sich, so wenig die Schuppe ausschlage, so wenig kenne er die Dirne, die ihm Liebesschwüre vorbiekt — und siehe da! die Schüppe grünte und blühte, und als der Blitz sie einmal traf, grünte und blühte sie doch auch wieder fort und fort." — Unserm dem mitleidigen Weißdorn, den die Noth der Frauenwelt erbarmt hat, erhebt sich ein schlankes Fichtenbäumchen, an dem sich der Epheu auch schon wieder hinauf wand, es umfaßt hielt, zart und doch gewaltig, wie Liebesmacht, wie treues Gedenken, das sich an alles hängt, um jedes Trümmerchen der Vergangenheit Kränze flicht.

Mit allen Zeitaltern grüßt uns das romantische Wimpfen am Berge sammt seiner Römerpforte und den mittelalterlichen Thürmen. Am Fuße rauchen wieder Salinen aus obelisksenartigen Kaminen. Die Gebäude stehen da wie eine Reihe Dampfwagen. Wir erstiegen den Berg. Auf der Terrasse des eleganten, während der Saison von Darmstädter Kurgästen vielbesuchten Badegebäudes schweifte ich im Vollblicke der süßen Landschaft. Ueber dem sanften Schmelz der Matten ein Himmel, der an Neapel mahnt; tief unten der blaue Neckar, eine Silberschlange, die sich weich durch grünes Moos ringelt; hie und da ein bewimpeltes Schiffchen oder ein kleiner Kahn, so verloren dahinschwimmend. Weiterhin die alte Burg Ehrenberg; rechts Wimpfen im Thale mit seinem Dome, und als Rahmen zu dem Gemälde der Römerthurm zwischen Aesten und Laubwerk. Ueberdies blühte mir hier ein überraschendes Zusammentreffen mit fernegedachten Bekannten, wie es nur in Romanen vorzukommen pflegt. — In der alten Kirche des Städtchens fand ich das Steinbild eines von Fleckenstein, der auch mit den badischen Spartanern in der Schlacht wider Tilly fiel. Als wir in die Ebene herabkamen, war die Sonne hinter dem Berge untergegangen, auf welchem Wimpfen thront, und seine vielen Thurme ragten schwarz in den Abendhimmel hinein, wie auf Goldgrund ausgeschnitten, ein ganz alterthumliches Bild.

Digitized by Google

Korrespondenz-Nachrichten.

London, März.

(Schluß.)

Der Lord Mayor und die Kohlencoalition. Musikalisches und Literarisches.

Der jetzige Lord Mayor Wilson hat seit seinem Amtsantritte dem schändlichen Kohlenmonopol kräftig entgegengearbeitet, dadurch der mittleren und gemeineren Klasse einen wesentlichen Dienst erzeigt, und sich natürlich den tödtlichen Haß der Kohlenhändler zugezogen. Die Besitzer der Kohlenminen im Norden von England waren nämlich unter eine andre übereingekommen, die Kohlen aus ihren Minen nur zu einem sehr hohen Preise herzugeben, und demnach wurden die Kohlen vorigen Winter mit 52 und 58 Sch. die Tonne bezahlt. Der Lord Mayor machte zuerst das Publikum auf die Kohlen aus dem Westen aufmerksam, welche beinahe eben so gut als die aus dem Norden sind, aber weniger gebraucht wurden, weil sie viel billiger als die der Coalition waren und daher, dem englischen Sprüchworte zufolge: „what is cheap, is dear,“ für schlecht gehalten wurden. Der Lord Mayor ging jedoch mit gutem Beispiele voran, und ließ für den Bedarf von Mansionhouse, welcher sehr bedeutend ist, lauter Kohlen zu 22 Sch. einkaufen, welche Qualität jetzt von ganz London gebraucht wird, und die nur „des Lord Mayors Kohlen“ genannt werden. Die Wuth der Kohlenhändler ist unbeschreiblich und bedeutendes Aufsehen erregte ein Brief, den der Lord Mayor von einem derselben, Namens Potter, erhielt. Der letztere wurde nämlich zu einem Gastmahl eingeladen, welches in Mansionhouse dem Rathe der Stadt London, von welchem er Mitglied ist, gegeben wurde, und eine Stunde vor dem Essen schickte er das folgende Billet, in welchem die Einladungskarte der Lady Mayoress, in drei Stücken zerrissen, eingeschlossen war: „Mylord Mayor! Ich hatte mir vorgenommen, Ihre Einladung mit stillschweigender Verachtung zu behandeln; aber da Sie nochmals zu mir um Antwort geschickt haben, erhalten Sie sie hiermit in den zerrissenen Stücken Ihrer impertinenten Karte. — Sie haben in der Meinung eines jeden rechtlichen Menschen das hohe Amt, das Sie bekleiden, durch Ihre Bereitschaft um eine elende, niedrige Popularität gänzlich entehrt, zu welchem Zwecke Sie es für nöthig befunden haben, eine ganze Klasse Männer, die Kohlenhändler (an der meine Wenigkeit gehört), auf die schändlichste und niederträchtigste Weise zu verleumden; und ich kann Sie versichern, daß ein jeder von ihnen wenigstens ebensoviel Achtung verdient, als das arme Geschöpf, das in seinem Amtsrocke sich in eines Löwen Haut gekleidet dünkt, aber leider durch sein Eselsgeschrei bald seine wahre Natur verräth.“ — Der Schreiber fährt noch geraume Zeit in demselben Tone fort. Der Lord Mayor, welchem von seinen Rechtsfreunden gerathen wurde, einen Prozeß gegen den Mann einzuleiten, hielt es nicht der Mühe werth, sondern ließ den Brief öffentlich in der Rathssitzung verlesen, wo die Entrüstung darüber allgemein war und beschlossen wurde, dem Schreiber sogleich nach seiner Rückkunft von Newcastle, wo er sich jetzt befindet, einen öffentlichen Verweis zu geben, woran jedoch dem Schreiber schwerlich etwas liegen wird. — Es besteht ein altes, lächerliches Gesetz, daß, obgleich in allen andern Städten Englands, und selbst in dem Theile Londons, der nicht zu Westminster gehört, kein Unterschied gemacht wird, in dem Bezirke Westminster selbst (in welchem sich die meisten Theater Londons befinden) am Mittwoch und Freitag während der Fastenzeit keine theatralischen Vorstellungen stattfinden dürfen. Die Absurdität dieser Einrichtung wurde vor einigen Tagen von Duncombe im Unterhause in einer sehr witzigen Rede dargestellt, worin er zeigte, wie die frommen Bischöfe an diesen heiligen Tagen ihre Gastmahle geben, während die armen Schauspieler, Musiker u. s. w. hungern müssen. Hoffentlich wird dieser alberne Gebrauch bald abgeschafft werden. — So wie in London alles Mode ist, so kommen jetzt die Promenadenconcerte, von denen ich Ihnen in meinem letzten sprach, sehr auf. Von allen Seiten sieht man neue Concerte à la Mipard, à la Strauß, à la Valentino, und wie diese à la's noch alle lauten, entstehen. — Die italienische Oper wird künftigen Samstag mit Donizetti's Belisario eröffnet; die Sterne erster Größe werden jedoch, wie gewöhnlich, erst nach Ostern erwartet. Pauline Garcia, die Schwester der Malibran, ist auf vier Abende engagirt; die Pariser Berichte sprechen von ihr mit dem größten Enthusiasmus, und heben sie sogar über ihre Schwester hinaus. — Die Engländer sind nicht wenig stolz auf den Beifall, den Miß Clara Novello und Mistreß Shaw in Deutschland zu ernten scheinen, welchen sie jedoch, meiner Meinung nach, mehr der sonderbaren Vorliebe unserer Landsleute für alles Fremde, als ihrem eigenen Werthe als Künstlerinnen zu danken haben. Man erzählte sogar, was jedoch sehr unwahrscheinlich klingt, die Direktoren der philharmonischen Concerte haben an Mendelssohn geschrieben, und ihn um die Namen der besten Sängerinnen in Deutschland gefragt, um solche zu genannten Concerten zu engagiren, worauf Mendelssohn die Namen Novello und Shaw eingesandt habe. — Mendelssohn und Spohr werden binnen Kurzem hier erwartet, um neue Symphonien von ihrer Composition zu dirigiren. — Da die vierfüßigen Nachfolger Kean's und Garrick's hier mit so großem Beifalle aufgenommen worden, reizte ein hiesiger Theaterdirektor nach Paris, um die Affen- und Hundegesellschaft, die jetzt im Cirque Olympique Vorstellungen gibt, zu engagiren. Affen wurden nun sogleich die Tagesordnung in allen Theatern. In Adelphi erschien bereits gestern eine Affenkompagnie, die von dem Direktor dem Publikum als die „wirklichen Affen“ aufgeführt wurden; und heute sehe ich vom Victoriatheater die einzigen wahren und echten Affen angekündigt. — Die Literatur schaint bis jetzt dieses Jahr besonders unfruchtbar, selbst die Magazine für den Monat März enthalten nicht das mindeste von Interesse. Das erste Heft von Mrs. Trollopes neuem Werke ist erschienen. Es wäre ungerecht, nach einem solchen Bruchstücke über das Ganze urtheilen zu wollen; allein ich habe nie etwas trockeneres und langweiligeres als dieses erste Heft gelesen, in welchem ein beständiges Haschen nach Witz einen fortwährend erinnert, daß es die schlechte Copie eines trefflichen Originals (Oliver Twist) ist. — Daß die Trunkenheit unter der gemeineren Klasse noch sehr vorherrschend ist, beweist die Angabe, daß im Laufe des vorigen Jahres in einem der vielen Police-Offices in London die Geldbußen für Trunkenheit (fünf Sch.) über 300 Pf. St. betrugen. — Man hört beständig von Unglücksfällen auf den Eisenbahnen, welche theilweise dem Zufalle, meistens jedoch der Unvorsichtigkeit der Opfer zuzuschreiben sind. Die Landleute scheinen nämlich ein besonderes Vergnügen darin zu finden, ihre Unerschrockenheit zu beweisen, indem sie, wenn sie die Wagen mit Blitzesschnelle kommen sehen, die Bahn passiren, wobei manche ihre Leben einbüßen.

Beilage: Kunstblatt Nr. 21.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

№ 70.

Morgenblatt

für

gebildete Leſer.

Freitag, den 22. März 1839.

— Gold, du tapfrer Mars,
Du Buhle, jung, geliebt, friſch, reigend ſtets!
— — Du ſichtbarer Gott,
Der eng Unmöglichkeiten ſelbſt vereint,
Daß ſie ſich küſſen; der in jeder Zung'
Zu jedem Zweck ſpricht; Herzprobierſtein du:
Shakespeare.
Timon.

Der Alchymiſt.

I.

Gold iſt die Loſung! — Mir von Allen,
Dem Sohn der Scholle nackt und bloß,
Mir einzig wäre zugefallen
Der ſchnöden Armuth Jammerloos?
Fühl' ich's nicht auch im Arme ſchwellen
Von jugendlicher Stärke mir,
Nicht mir im Hirn und Buſen quellen
Von Plänen, Wünſchen und Begier? —

Gold iſt die Loſung! Hoch von oben
Lockt mich der Sterne goldner Schein;
Auch goldne Becher hör' ich loben,
Suß duftige von goldnem Wein;
Nach goldnen Kettlein ſeh' ich trachten
Goldlock'ge Mädchen ſchlank und hold,
Und ach! um ihre Locken ſchmachten,
Wer reich iſt von gemünztem Gold.

Hinaus, hinaus! und fröhlich Ringen!
Dem Tapfern bleibt der Sieg nicht aus.
Schon goldne Becher hör' ich klingen
In goldgedecktem Königshaus,
Seh' mich von Mädchenarm umſchlungen,
Von goldnen Locken überdeckt,
Seh' in die Wirklichkeit gedrungen,
Was jetzt als goldner Traum mich neckt.

II.

Wo nie der ſüße Morgen dämmert,
Tief in des Bergwerks finſtrem Schacht,
Da ſitzt er jetzt und pocht und hämmert
In ſchwarzberußter Knappentracht.
Zu ihm hinab kein Klang der Glocken,
Kein Lerchenwirbel, Blumenduft!
Denn andre Blumen ſieht er locken,
Rothblühend Gold in dunkler Gruft.

Mann iſt er worden, hat erfahren
Des Lebens Drang, des Lebens Müh':
Den Traum aus erſten Jünglingsjahren
Vergaß er dennoch, dennoch nie.
Zwar nicht die Sterne konnt' er greifen,
So golden ſie ihn angelacht,
Sein irrend Wandern, flüchtig Schweifen
Hat ihn zu keinem Ziel gebracht.

Digitized by Google

— „Gold iſt die Looſung! Tief dort innen,
Im Schooß der Erde keimt das Gold;
Du mußt's mit Schweiß ihr abgewinnen,
Dem Unverdroßnen iſt ſie hold:
Dort zweigt es ſich in tauſend Blättern,
In tauſend Aeſten rankt's empor,
Aus Zwergenhand und böſen Wettern
Bring' ich den Schatz an's Licht hervor."

Bergmann! hab Acht! die Veſten zittern,
Jäh quellend Waſſer füllt den Schacht,
Ein Donner, horch! wie von Gewittern,
Ein Knall, ein Fall: es iſt vollbracht. —
Das Gold die Beute der Dämonen!
Verſenkt auf ewig in's Geſtein
Sind deine Becher, deine Kronen,
Nichts, als das nackte Leben dein!

III.

Doch hinter halb zerknickten Scheiben,
Im finſtern Häuschen, arm und klein,
Welch ſeltſam Schaffen dort und Treiben?
Wer mag der Greis, der fremde, ſeyn?
Er ſteht vor dampfender Retorte,
Umhüllt vom wallenden Talar,
Und murmelt leis geſpenſt'ge Worte
Und ſeltſam fliegt ſein Silberhaar.

— „Gold iſt die Looſung! Tief dort innen
Ruht es in Pflanze, Luft und Stein,
Da gilt's zu denken, gilt zu ſinnen
Geheimnißvolle Litanein.
Der ſich verbirgt dem Aug' der Blinden,
Der goldne Brunnen der Natur,
Die Kunſt des Weiſen ſoll ihn finden,
Und Noſtradamus kennt die Spur.

„Jezt Mitternacht! die Sterne ſchimmern,
Merkur und Venus ſind mir hold,
Und ſchon im Keſſel ſeh' ich's flimmern,
Das ſiedet, dampfet, wogt wie Gold.
Jezt ungeſäumt das Wort geſprochen,
Das alle Geiſter mir beſchwört —:
Vernimm's, Natur! und gib zerbrochen
Die Schluſſel mir, wenn du's gehört!

Horch da, wer pocht? — Er hört's nicht pochen;
Auf geht die Thur — er ſieht es nicht.
„Der ſeinen Glauben hat gebrochen,
Den Zaubrer fort und vor Gericht!"
Der Biſchof ſprach's, nach jauchzt die Menge,
Und ſchnell in Feſſeln iſt der Greis:
Der Keſſel ſummt eintön'ge Klänge,
Dem Alten ſtarrt das Blut zu Eis.

IV.

'S war Winterszeit. Still, wie im Grabe,
War es im ſchneebedeckten Wald;
Ein Greis in Lumpen wankt am Stabe,
Und draußen iſt's ſo bitterkalt.
Sie haben ihm den Spruch verkündet:
„Weil du um Gold und eitlen Tand
Dich mit der Hölle haſt verbündet,
Sey du geächtet und gebannt."

Die Sonne ſank, und rings die Höhen,
Den Wald, das Häuschen hier im Thal,
Den Spiegel dort gefrorner Seen
Vergoldete ihr lezter Strahl.
Still ſtand der Greis, er ſah es flimmern
Und glühen, glänzen weit und breit,
Sah goldne Berg' und Flüſſe ſchimmern,
Sah goldverbrämt ſein Bettlerkleid.

Gold iſt die Looſung! Mir entgegen,
Dem ärmſten Mann, ſtrömt himmelher
Ein unermeßlich goldner Regen,
Allüberall ein goldnes Meer!
Schon goldne Schlöſſer ſeh' ich blinken,
Mein Herz durchgluht's wie Feuerwein,
Seh' goldgelockte Köpfchen winken:
Mein jezt, du goldnes Traumbild, mein!

Da hat die Hände er gefaltet,
Gelächelt hat er ſonder Harm,
Das ſtarre Auge, ſchon erkaltet,
Ward noch von einer Thräne warm.
Sanft ſchlief er ein; wohl nah und ferne
War's eine bitterkalte Nacht:
Hoch oben nur die goldnen Sterne,
Die hielten ihm die Todtenwacht.

R. E. Prutz.

Die Gaſtfreunde.

(Fortſezung.)

Auerbach ſtand raſch auf und ging an das Fenſter, hinausſchauend in den dunkeln Abend. — „Was iſt nur heut dem Menſchen?" fragte Norbert ſich ſelber, aber mit halblauten Worten: „ich kenne ihn nicht, er kömmt mir ganz fremd vor." — „Der Herr Baron haben vollkommen Fug und Recht, dieſes vorauszuſetzen," antwortete ihm die Stimme des Kanonikus; „es iſt auch ſo, wie

Digitized by Google

Sie sagen. Ich zerbreche mir seit zwei Tagen darüber den Kopf."

Norbert sah auf: einige der gewöhnlichen Tafelherrn, unter ihnen der Kanonikus, waren, ohne von ihm bemerkt worden zu seyn, gekommen und hatten ihre Plätze eingenommen. Der Major fragte, immer noch mit Auerbach beschäftigt, den Kanonikus: „Seit zwei Tagen schon? Und ich bemerkte nicht — ? es ist seltsam. Warum ist der Mann, wie Sie selbst finden — " — „So fremd, Herr Baron? Ja, das mag wohl hauptsächlich daher rühren, daß er nicht von hier und daher Niemanden bekannt ist, die Frau von Fingerlein ausgenommen, bei welcher er wohnt, just hier gegenüber." — „Ja, von wem reden Sie denn?" schwebte dem Major auf der Zunge; indessen kam der Aktuar heran und sprach: „Es steht einmal fest, daß der Herr der Auditor vom 4ten Infanterieregiment ist und hier auf Besuch bei seiner Tante liegt. Aus dem Besuch wird jedoch ohne Zweifel eine Heirath mit der Fräulein Pepi. Ich schwör's auf mein Schwert! sie ist die Cousine des Auditors, der eigentlich ein Anglomane ist, weil er nach Herzen angelt, und besser noch, ein Angelsachse, da er Sachse heißt, wie wir auf der Polizei bereits zur Genüge wissen."

Chevalier schnalzte mit der Zunge den Schlußpunkt seiner Eröffnung, und während die Mitglieder der Tafelrunde beifällig murmelnd und commentirend den Bericht verdauten, zupfte der Aktuar den Major verstohlen am Rocke und zeigte nach dem Fenster, wo Auerbach noch immer unbeweglich stand. „Drüben wohnt sie," flüsterte er dem Major zu, „er kann von hier aus sehen, wie sie dem Auditor die Hand gibt; merken Sie? Sehen Sie? Kopf an Kopf lehnen sie am Fenster, und die große Nachthaube der alten Fingerlein schwebt über der Gruppe wie eine fegende Fledermaus. Er stirbt vor Eifersucht und Verdruß noch diese Nacht: de profundis!" — „Sind Sie im Kopfe verwirrt oder benebelt?" fragte der Major verwundert. „Sie schwatzen mir Dinge vor, von denen ich nicht eine Solbe verstehe!"

„Der Laffe!" brummte Auerbach grollend im Vorübergehen und eilte aus dem Zimmer. — Die Anwesenden, die um des Kaisers Bart stritten, wie gewöhnlich, bemerkten, zwei ausgenommen, seine Entfernung nicht. Der Major sagte aber zum Aktuar: „Wem galt die Artigkeit? Ihnen, mein Herr?" — „Behüte Gott, sans façon. Nicht mir, nicht Ihnen, aber dem glücklichen Auditor." — Der Aktuar winkte seinem Zuhörer und führte ihn durch's bürgerliche Pandämonium in die Billardstube hinaus. Dort übte sich der Citronenbaum in zierlichen Spielkünsten auf eigene einsiedlerische Faust. „Was ich Ihnen zu vertrauen habe," sprach Chevalier, „kann ich Ihnen keck vor diesem Mann entdecken. Er bringt nichts aus, ich stehe Ihnen gut dafür. Ein Vier- und-zwanzigpfünder dürfte ihm den guten Morgen bieten und er dankte nicht dafür, der höfliche Mann. — Ich will Ihnen nur sagen, wenn Sie's nicht schon wissen, daß der zärtlichste Gatte in Hirlingen, unser trefflicher Ehestaffer, neben seiner überromantischen Liebe zu seiner holdesten Anna, die indessen eine Musterfrau ist, wie man sagt, noch eine Andere im Herzen hegt und pflegt und trägt: Fräulein Pepi von Fingerlein. Er ist seit dem letzten Wurstschmaus im siebenten Mond, und seit dem Bohnenschnitt bei Obr. försters, völlig in das Mädchen verliebt, thöricht verliebt; obschon man von dem Fräulein singen kann, wie es in Orgelmanns Liede heißt:

„Fünf Schuh, sechs Zoll und dreißig Jahr
Hat sie gemessen auf ein Haar."

„Jedoch, die Liebe ist blind, und Herr Auerbach versteht die Kunst, ein paar Dutzendmal des Jahrs mit seinen Liebchen zu wechseln; sentimental, schwärmerisch, jugendlich-reipeltvoll — verstehen Sie mich recht? Sein Herz ist jung verblieben und der charmante Schmetterling saugt nur den obersten Thautropfen aus dem Kelch der Rose; den Champagnerschaum, den die Natur so verschwenderisch aus der Iris geheimnißvollem Schleier, den Augen der lautlosen Nacht, und dem Balsam, welchen die Engel — und so weiter, sonst bleib ich stecken, soi de chevalier! Sie verstehen mich aber hinlänglich."

„Ein alberner Don Juan also?" versetzte Norbert mißbilligend; „wie ist das nur möglich, da seine Frau ein Muster ihres Geschlechtes? Wie kommt's denn, daß in Krähwinkel Alle nur vom häuslichen Glück jenes Paares zu reden wissen? Krähwinkel lobt selten; es liebt zu schimpfen." — „Das Strahlende zu schwärzen ꝛc.; sehr wohl, Herr Major. Aber des guten Herrn Auerbachs Lieblingsstudien werden nicht beachtet. Was die Weiber davon schwatzen, nescio; doch sind ihm alle gut, weil eine Jede sich Hoffnung machen darf, ihn zu beherrschen, wenn an sie die Reihe kommt. Der Frau hingegen sind sie alle gram, weil diese, an Geist und Sitte ihnen weit überlegen, sich stets von ihnen entfernt hält. Unsere alten Herren zählen keine Liebschaft für etwas rechtes, wenn sich daraus nicht Skandal ergibt; und die jungen Leute in Hirlingen — mein Gott, Herr Major, hier stehen sie alle in meiner Person vereinigt;" — das bemooste Haupt schlug beschämt die Augen vor dem staubigen Spiegel nieder, „und wenn ich auch nicht zu schweigen wußte, wie ich's weiß, so würde ich schon einen Mund halten, um die Grauköpfe — alle durch die Bank mit ihren Ehehälften in Krieg und Noth — mit des Ehestaffers stupendem Heirathsꝛ, Ehe- und Lebensglück ärgern zu dürfen, wann es mir beliebt."

(Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

Eine angebliche Erfindung.

Französische Blätter enthalten folgende Nachricht: „Ein Herr Colas hat ein den Daguerre'schen Zeichnungen analoges Verfahren zum Copiren von Bildhauerarbeiten erfunden. Mittelst dieses magischen Prozesses wird z. B. die Venus von Milo in allen ihren Dimensionen und in jeder beliebigen Größe reproducirt, vom Maßstab der Originalstatue bis zur ein paar Zoll hohen Statuette. Ja in Fingerchen bis zu einem halben Zoll Höhe verunter, und zwar in Marmor, Gantstein, Elfenbein, Holz, Alabaster, Porphyr, Achat u. s. w. Die Maschine bearbeitet die härtesten wie die weichsten Körper gleich leicht, und die Copien von Statuen und Basreliefs sind so völlig getreu, daß z. B. die kaum merkliche Verwitterung des Marmors durch die Länge der Zeit sich vollkommen ausgedrückt zeigt. In Folge dieser erstaunlichen Entdeckung steht der modernen Baukunst eine ganz neue Gestaltung bevor." — Man sieht leicht, daß dies eine Parodie der Daguerre'schen Entdeckung ist, erfunden vielleicht, um nach den durch letztere erschreckten Zeichnern auch die Bildhauer zu necken.

Korrespondenz-Nachrichten.

Berlin, März.

Erdbeben. Karneval. Potsdamer Landzeitung. Eisenbahn.

Bunte Begebenheiten, über die sich nicht viel sagen läßt, einen Blumenstrauß voll Novitäten, lieben Sie nicht für Ihre Blätter; und doch, wenn ich die meiner Erinnerung und den letzt verlebten Wochen nachsuche, finde ich eben nicht viel, sondern nur Vieles, Ihnen zu berichten: ein Erdbeben, keinen Karneval und keine Potsdamer Landzeitung, eine Schlittenfahrt und keine Schlittenfahrt, ein neues Cabinet de lecture, ein neues Raupach'sches Stück, eine revolutionäre Potsdamer Aktienversammlung, die beschlossen hat, daß Alles beim Alten bleiben soll, eine neue Rentengesellschaft, viele Theater, und noch mehr musikalische Novitäten, und noch viel, was nicht viel auf sich hat.

Bald nachdem in der Schwedternacht ein sehr unangenehmes Rencontre zwischen einem Offizier und einem Stuhlbein stattgefunden hatte, was, aus allen Vorwitzbeulen entsprungen, blutig begonnen, glücklicherweise aber mit einer vollständigen Heilung, und wenn auch nicht mit einer Kur der Vorurtheile, doch damit geendet hat, daß die Betheiligten sich als Ehrenmänner verständigt, und dem bösen Zufall und dem süßen Weine die Schuld auf die Schultern geladen haben, ereignete sich ein Erdbeben, über das eine eben solche Ungewißheit herrscht, wie über den nächtlichen Vorfall unter den Linden, nämlich aus welchen Ursachen und unter welchen Umständen es entstanden ist. In der Louisenstadt haben es Einige gehört, Andere gefühlt. Die Empfindungen waren den sehr verschiedenartig geschildert; in einigen Häusern hat es die Thorfügel, in andern Kinder auf dem Arme der Amme afficirt; in diesen fühlte man es im ersten Stock, in andern auf dem Boden; in diesen hält man es für eine Illusion, in jenen für eine Wahrheit. Die Staatszeitung hat sich dagegen erklärt; mit freimüthiger Stimme verfechten unsere liberalen Privatzeitungen dagegen seine Erscheinung. Es ist auch ein Erdbeben in unserer Gegend etwas so Seltenes, daß man seinen Besuch deßhalb sich nicht so leicht darf abstreiten lassen, weil er incognito auftrat. Da die klatschen Weiber, und Glaubenstriebe jetzt mit der Feder abgemacht werden, kann doch auch ein Erdbeben in mitteren Formen erscheinen. Der Karneval war und ist gewesen eben so incognito. Da die freiwillige Lustbarkeit sich auf seinen allerniedrigen Repräsentanten, den sogenannten Brühl-Redernschen Subscriptionsbällen nicht einfinden wollte — auf einigen der ersteren hätte die Maxime des großen Friedrich nothgethan, der bisweilen, so erzählt die Berliner Sage, durch Unterofficiere das Publikum in die leeren Räume seiner italienischen Oper eintreiben ließ — mußten beliebte Theaterpremieren und dem Theaterpersonale aufgetrieben werden; das half denn. Man will bei und Maskenbälle sehen, aber sie nicht machen. Es ist verlorne Mühe, wie mit einem komischen Volkstheater. Am Rheine ist, trotz der Cölner Konstitte, der Karneval des Volkes so lustig gewesen als je; unseres Publikums Heiterkeit, wenn eine da ist, war durch jene Controversen kaum etwas alterirt, und doch regte und bewegte sich nichts, nicht einmal der Berliner Witz. Man ist in manchen Dingen jetzt sehr leutselig, und gönnt uns, uns lustig zu machen über Andere. Selbst aber, nun, da es erlaubt ist, wollen wir nicht lustig sein. Es kommt uns dabei jener Witz aus den unseligen Cholera-tagen in den Sinn. Da war es bekanntlich erlaubt, auf den Straßen zu rauchen, und die Gensdarmen schlenderten müßig umher. Aber gerade da wollte ein Handwerksbursch absolut nicht rauchen, denn nun es Jedermann erlaubt sey, sey es auch keine Lust mehr.

Die Potsdamer Landzeitung, welche mit vielem Effekt in's Leben treten wollte, ist ohne allen Effekt gleich nach ihrer Geburt erstickt. Wir sind der raisonnirenden Artikel in unsern politischen Zeitungen zu sehr entwöhnt. Diese neue Erscheinung hätte auf unsern Gesundheitszustand vielleicht zu erschütternd gewirkt. Was wir denken, in die Fremde zu tragen, und auf diesem Läuterungswege unsere Produkte zur Consumirung zurück zu erhalten, eine Maxime, welche man jetzt wissenschaftlich zu begründen sucht, ist gewiß wenigstens das beste Mittel, uns vor allem Schwindel zu bewahren. Die älteren beiden Zeitungen berufen sich auf ihre Privilegien (eines schon über hundertjährig!), nichts zu sagen, was sich einer Meinung nähert, und bieten ihre Existenz gefährdet, wenn eine Zeitung mit Meinungen in der Mark Brandenburg auftäme. Dies muß wohl ein Grund ad hominem gewesen sein. Inzwischen ist es merkwürdig, daß sich in diesen beiden Zeitungen selbst zwei Meinungen unverkennbar einschleichen. Die Vossische hatte schon früher diesen gefährlichen Weg betreten, indem sie die und da zu französischen und englischen Nachrichten Anbemerkungen und Fragezeichen machte. — Wie tumultmarsch die parlamentarische Generalversammlung der Potsdamer Eisenbahnaktionäre ablief, lesen Sie in den Zeitungen. Es war eine Coalition gegen die Direktion, so furchtbar als die Pariser gegen das Ministerium, gewissermaßen noch furchtbarer, denn es war fast Stimmeneinheit gegen die schlechte Verwaltung. Aber — war es nun deutsches Mißtrauen oder Klugheit — nachdem die Direktoren einräumen müssen, was auch seinen öffentlich geschehen ist, daß zu Anfang große Mißgriffe erfolgt und viel verschwendet worden, wählte man sie doch wieder, das mit sie Zeit gewinnen zur Buße, oder zur Buße den verfahrenen Karren wieder selbst herauszielen helfen. Potsdam gewinnt für sich bedeutend, eine Menge Sommerwohnungen sind daselbst gemiethet. Das Vertrauen zu den Eisenbahnen will aber noch nicht zurückkehren, obgleich kein neuer Unfall sich ereignet hat.

(Fortsetzung folgt.)

Beilage: Literaturblatt Nr. 51.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

№ 71.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Sonnabend, den 23. März 1839.

Die Zauberblätter! ich verfluch's nicht recht.

Goethe.
Faust.

Noch einige Bemerkungen über Daguerre's Erfindung.

Von Dr. Nürnberger.

Der außerordentlichste Gewinn, den Daguerre's Erfindung gewähren kann, dürfte, nach unserer Meinung, der astronomische seyn. Es ist bekannt, daß das Daguerre'sche Reagens hinreichend empfindlich ist, um selbst vom Mondlichte afficirt zu werden. Dies ist um so merkwürdiger, da, wie sich die Leser erinnern, alle frühern Bemühungen, bemerkbare Wirkungen des Mondlichts, z. B. Wärmewirkungen, hervorzubringen, ganz vergeblich gewesen sind. Zwar wollte Howard einmal einen Einfluß des durch sehr starke Brenngläser verdichteten Mondlichts auf ein höchst empfindliches Thermometer beobachtet haben; allein Schmidt und Pictet haben, bei sorgfältiger Wiederholung jener Versuche, niemals die mindeste Wärmeentwicklung durch zusammengebrochenes Mondlicht bewirken können. Die Erfolglosigkeit der Anwendung des Mondlichts auf Chlorsilber ist aus dem Berichte der französischen Akademiker über die Daguerre'sche Erfindung bekannt; wie auffallend ist es daher nicht, daß nach demselben Berichte Daguerre gelungen ist, was kaum für möglich gehalten wurde, nämlich mittelst eines nur schwachen Sammelglases seiner Camera obscura auf dem dunkeln Ueberzuge seiner Metallplatte binnen kaum zwanzig Minuten ein weißes Bild des Mondes darzustellen. Aber man gehe, um die von uns angedeutete astronomische Wichtigkeit dieses Resultats ganz zu begreifen, auf die optische Natur der Entstehung eines auf diese Weise erlangten Mondbildes zurück. Ich vergleiche die Daguerrotypen, mit einziger Ausnahme der verlorengehenden Lokalfarben, den Spiegelbildern: denn bei diesen wie bei jenen malt sich der Gegenstand selbst ab; und das Bild muß also in seiner vollkommensten Wahrheit und Naturtreue den Gegenstand vollständig wiedergeben. Für die beobachtende Astronomie wird es demnach künftig nicht mehr nöthig seyn, den Mond, um vorläufig bei diesem Himmelskörper stehen zu bleiben, unmittelbar teleskopisch zu beobachten und sich dabei auf eine sehr geringe Vergrößerung beschränkt zu sehen,* sondern sie wird die Daguerre'sche, vollkommen naturgetreue, jedes, auch das kleinste Detail enthaltende Mondprojektion vielmehr nur einer mikroskopischen Untersuchung zu unterwerfen haben; und es ist noch gar nicht anzugeben, wie weit die Vergrößerung dabei zu treiben seyn dürfte. Man wird meine Erwartung vielleicht

* Bekanntlich ist die größte, mit Erfolg auf den Mond anwendbare Vergrößerung nur eine dreihundertmalige.

Digitized by Google

zu sanguinisch finden; allein Arago drückt sich ganz im nämlichen Sinne aus. Er hat selbst mit dem Daguerre'schen Apparat und Präparat operirt und, trotz des bedeckten Himmels und der geringen Lichtenergie der jetzigen Jahrszeit, eine Ansicht der Boulevards erhalten, in welcher auch nicht das geringste Detail fehlt, dergestalt, daß ein Bittgableiter auf einem entfernten Gebäude, der dem Auge ganz unsichtbar blieb, auf der Platte erscheint, aber auf dieser nur durch das Mikroscop zu entdecken ist; und dies Alles war in zehn Minuten ausgeführt. Arago drückt besonders auf den Grund dieses Experiments die feste Hoffnung aus, daß man eben so ein ganz treues Abbild des Mondes mit allen seinen Lichtvarietäten u. s. w. erhalten werde. * Was läßt sich nun erst erwarten bei größerer Lichtenergie, etwa unter einem Himmel wie der Egyptens? Ferner, wo ist die Grenze der Größe des Bildes, da diese, bei Anwendung anderer Collectivgläser, mit dem weitern Abrücken der Ruckwand der Camera obscura wächst?

Man wird sich aber nicht auf den Mond beschränken: das Licht der übrigen Körper unseres Sonnensystems wird nicht weniger auf Daguerre's Platten und Präparat wirken; und schon erblickt sich die Venus mit ihren hohen Bergen, den Mars mit seiner Polarschneezone, den Jupiter mit seinen Streifen, den Saturn mit seinen Ringen u. s. w. im großesten Maßstabe, in der detailirtesten, naturgetreuesten Abbildung auf Daguerre'schen Platten. Wo bleibt dann die Beer-Mädler'sche Mondkarte, auf welcher Menschenfleiß in Jahren nicht einzeichnen konnte, was hier die geheimnißvolle Thätigkeit des Lichts in Minuten abreißt! Auf der Karte entwirft Eine schwere Hand des Zeichners mittelbare Bilder der Gegenstände, welche ihm durch das Auge zugegangen sind; auf Daguerre's Platte langen Milliarden der feinsten Lichtstrahlen unmittelbar von jedem Punktchen desselben Gegenstandes an, um auch jedes dieser Punktchen eben so genau wieder darzustellen. Was das Auge gar nicht gewahrt, was der Beobachter gar nicht einmal ahnt, das muß sich gleichwohl auf dem Daguerrotype finden, weil kein Punkt des Gegenstandes versäumen kann, Lichtstrahlen abzusenden; wenn ihr es nicht sogleich darauf, erschauet, so nehmt nur eine immer schärfere Loupe zur Hand, ihr müßt und werdet es finden, wie Arago den oben erwähnten Bligableiter. Wer von der Entstehung der Bilder im verfinsterten Zimmer einen deutlichen Begriff hat, muß mir zugeben, daß ich in der Idee Recht habe. Und man bedenke, daß die Daguerre'sche Erfindung nur erst ein ganz neugebornes Kind ist und schon so Wunderbares leistet; wozu wird sie erwachsen?

* Sitzung der Pariser Akademie vom 1ten Februar.

Auf den astronomischen Gewinn aber, wenn er gleich der erhabenste seyn dürfte, wird sich diese wundersame Erfindung nicht beschränken. Denkt euch jetzt den Reisenden, der euch ein treues Bild der durchstogenen schönsten Partien entfernter Länder und Städte mitzubringen wünscht. Er wird die kleine Camera obscura und eine Anzahl Daguerre'scher Platten im Wagen mit sich führen, den kleinen Apparat an den gefälligen Punkten aufstellen, und nach wenigen Minuten, während welcher er selbst seine Besichtigung unbekümmert fortsetzt, den genauesten Kupferstich der Landschaft, der Cathedrale u. s. w. vorfinden, welchen die Lichtstrahlen indeß für ihn entworfen haben. Die Gletscher der Schweiz, wie die Obelisten der egyptischen Wüsten, die pittoresken Felsen Scandinaviens, gleich den reizenden Siten des neapolitanischen Meerbusens werden sich, immer im Augenblicke, in Daguerre's Spiegel bleibend hineinzaubern; und ihr werdet das ferner unverwüstliche, getreueste Spiegelzauberbild auf ein Plättchen in den Koffer zu den übrigen legen. Ihr tretet ferner in eine Gemäldegalerie; irgend ein Raphael, ein Correggio bezaubert euch; und ihr habt nur um Erlaubniß zu bitten, euer Instrument ein paar Minuten davor aufstellen zu dürfen, um die sauberste Copie zu erlangen.

Ihr wollt die Rückwand eines Zimmers mit den feinsten Gemälden bedecken? Verfinstert das Zimmer, präparirt die Wand nach Daguerre's Vorschrift, setzt in die entsprechende Vorderwand eine Linse von angemessener Brennweite ein und stellt die abzubildenden Gegenstände davor auf; in wenigen Minuten wird das Werk, wozu des Malers Pinsel sonst Monate und Jahre gebraucht, mit einer viel größern, mit einer durch allen Menschenfleiß nimmer erreichbaren Vollkommenheit ausgeführt seyn. Wollt ihr die Zauberei in einer Nacht ausführen, um eure Gattin, eure Freunde zu überraschen, so fuhstitnirt dem Sonnenlichte irgend ein energisches künstliches Licht; da Daguerre's Reagens angeführtermaßen für das so äußerst schwache Mondlicht empfänglich ist, so wird es wahrhaftig z. B. dem mächtigen neuen Siderallichte von Gaudin nicht widerstehen. — Aber ich wurde nicht fertig werden, Alles anzudeuten, was sich von dieser außerordentlichen Erfindung für die Wissenschaft, die Kunst, die bloße Lebensverschönerung mit Grund verhoffen läßt; meine Erwartungen von ihr sind keine schmeichlerischen Ueberschätzungen; die Zeit wird sie nicht nur bestätigen, sie wird sie übertreffen; und wer sich genauer mit den Geheimnissen der Lichtthätigkeit, so weit sie sterblichen Augen zugänglich sind, bekannt gemacht hat, der muß und wird mir schon jetzt beipflichten.

Digitized by Google

Die Gastfreunde.

(Fortsetzung.)

Norbert begab sich mit ganz eigenen Gedanken und Vermuthungen nach Hause. Durch Chevaliers unzarte, aber wahrhaftig lautende Berichte war der Vorhang zerrissen worden, der ihm bisher Auerbachs Thun und Lassen und Gesinnung verborgen hatte. Der Major sah sich wieder getäuscht, sah abermals im Geiste die Thüre des Gastfreundes hinter ihm, dem Scheidenden, zufallen, und malte sich — ebenfalls im Geiste — das Leben eines Einsiedlers lieblicher aus, als seine bisherige Existenz unter feindlichen Freunden. — Die Begegnisse entsprachen schon an demselben Abend seinen Ahnungen.

Seines Bedienten benöthigt, schellte der Major demselben. Der arme Schelm, der schon die kleinstädtische Sitte, mit den Hühnern zu Bette zu gehen, angenommen, schlief fest und hörte die Glocke nicht. Der Major ging nach des Burschen Kammer, um ihn zu wecken. Er mußte an den Gemächern des Hausherrn vorüber, und schritt leise, um nicht Auerbach oder dessen Gattin im Schlummer zu stören; da hörte er zu seiner Verwunderung noch eine laute Stimme, die Stimme seines Freundes. „Nicht übel, Madame, wahrhaftig nicht übel. Sie spielen die unschuldig Beleidigte zum Entzücken.“ Anna antwortete nur wenig, dem Major nicht verständlich. „Nichts da! schweigen Sie! ich habe helle Augen, verstehen Sie mich? Ich bin hier der Meister, ich habe zu wünschen und zu befehlen. Sie haben zu gehorchen. Thun Sie, wie ich gesagt habe. Höflichkeit, kühle Höflichkeit: guten Morgen, guten Appetit, gute Nacht; — Punktum, nichts weiter, oder —“ Annas Erwiderung nach einer Pause wurde im bestimmten Tone gerechter Mißbilligung gegeben. Obschon etwas ausgedehnt, war sie jedoch so wenig verständlich als die vorige. „Warum nicht gar, Madame! Wollen Sie mich als einen eifersüchtelnden Nachtwandler an den Pranger stellen? Nichts da! Ich hab' ihn einmal mein Wort gegeben, und will nicht wie der Narr in Falkenau den lächerlichen Vorwurf auf mich laden, als sey ich inconsequent oder schwach, oder von eines Weibes Launen abhängig. Das Decorum muß beobachtet werden; im Uebrigen Alles, wie ich's vorgeschrieben habe, ein- für allemal. Genug, und schlafe wohl, mein Puppchen.“

„Ja wohl, genug!“ sagte der Major für sich, da er wieder auf seinem Zimmer war. „Was mir schwante, trifft bereits ein, und wenn ich nicht irre, und wenn — wie nicht zu zweifeln — die Leute von meiner Wenigkeit gesprochen haben, so kommt diesmal das Donnerwetter von Seiten des heuchlerischen Mannes, der mit seinem armen Weibe ein wahres Katzenspiel treibt. Nun, es komme, wie es mag. Der Abmarsch ist wieder einmal vor der Thure, und ich weiß nicht einmal warum? kann mir's nicht denken. Dennoch will ich diesmal temporisiren und den faden Herrn anlaufen lassen, wenn's Zeit ist.“

Dieses konnte gleich am andern Morgen geschehen. Auerbach erschien unmittelbar nach dem Frühstücke bei seinem Gast, und seine Stirn war eben so heiter, als sie am verwichenen Abend trüb, finster sogar gewesen. — „Ich bin im Begriff, eine kleine Tour nach Althaus zu machen, um meinem Pächter das Gewehr zu visitiren, wie man zu sagen pflegt. Willst du mitkommen?“ — „Ich danke, mein Freund, die Mitterung thäte meiner Wunde nicht gut. Erlaube, daß ich zurückbleibe.“ Ueber des Freundes glatte Stirn flog schon wieder ein leichter Nebel. Er versetzte bedauernd: „Wie Schade! ich wäre so gerne mit dir gewesen; indessen, wie du willst: unter Freunden, zwischen Wirth und lieben Gast kein Zwang. Nur thut mir leid, daß du den Tag als ein Eremit verleben wirst. Stelle dir vor, meine liebe Anna ist kränker geworden. — Du wirst allein speisen.“ — „In Gottes Namen. Ich theile dann das Loos so mancher asiatischen Majestät. Doch bedaure ich deine Frau von Herzen. Du wirst nicht versäumen, einen Arzt —?“ — „Behute! noch ist für den Arzt nichts zu thun. Es wird sich geben; gereizte Nerven und dergleichen. Du weißt ja, wie die Weiber sind. Sie ist schon besser als gestern Abend. Hörtest du nicht vielleicht, da du heimkamst, etwas Geräusch in unserm Schlafzimmer?“ — „Nicht doch. Ich war vom Schwatzen müde, und habe fest geschlafen.“ — „Soł desto besser. Ich fürchtete schon, wir hätten dich vielleicht gestört. Hast du gestern viel Spaß gehabt unter den Philistern? Wahrlich, Hirlingen ist und bleibt ein elendes Nest. Die Albernheit liegt hier auf Werbung, und die Langeweile steht Schildwache.“ — „Die militärische Figur ist nicht übel für einen Civilisten.“ — „Wahrhaftig? Doch besinne ich mich so eben, daß ich dich wegen der Figur, die ich gestern im Casino dir gegenüber spielte, um Verzeihung bitten muß. Du weißt selbst, wie ein Tag nicht gleich ist dem andern, wie unsere Laune buntscheckig wechselt, wie tausenderlei Erlebnisse auf uns einstürmen. Meine Geschäfte sind so mannigfaltig — ich hatte just mit einem Burschen zu thun, der sammt seiner Handlungsweise mir nicht aus dem Kopfe ging.“ — „Bezu die Entschuldigungen, lieber Freund? du hast mich nicht beleidigt.“ — „Ich freue mich, wenn du's einsiehst. Zu Hause wurde ich alsbald ein Anderer. Ich darf nur in das liebe, herzige Gesicht meiner Anna sehen, um augenblicklich sanft zu werden wie ein Lamm. — Findest du nicht selbst, lieber Norbert, daß meine Anna einem Engel der Ausmuth und Versöhnung gleicht?“

(Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

Korrespondenz-Nachrichten.

Berlin, März.

(Fortsetzung.)

Straßenreinlichkeit. Gaunerei.

Der Winter, der so früh Abschied nimmt (wenn er nicht wiederkehrt), habe sich, könnte man sagen, vor unserm neuen Polizeipräsidenten gefürchtet, welcher ihn in seiner alten Gestalt durchaus nicht in unsern Straßen dulden will. Es sah freilich bisweilen arg aus, zuerst wenn der Schnee, vom Winde zusammengefegt, hie und da so hoch lag, daß der Spaziergänger bis an's Knie versank, dann im Thauwetter, wo es schiffbare Kanäle, Seen und undurchdringliche Sümpfe gab. Aber was in Städten mit engen Gassen und großer Bevölkerung eine Kleinigkeit ist, wird in Berlin mit seinen breiten Straßen und Marktplätzen zu einer Last. Das Fortschaffen alles Schnees während eines harten Winters erfordert hier einen Aufwand von Kräften und Geld, die vielleicht doch noch zuträglicher zum Besten der Stadt verwendet werden könnten. Wenn man zum Exempel nur fünf Jahr lang den Schnee liegen ließe, da wo ihn der Himmel hinfallen ließ (wovor uns übrigens der Himmel bewahre), so könnte man für die Ersparniß an Schaufel-, Anfeiselohn und Fuhrgeld ein zweites Nicolausbürgerhospital erbauen. Den Bürgern liegt die Last ob, nach dem alten Sprüchwort: Jeder fege vor seiner Thür. Aber die Polizei war in diesem einen Punkte bisweilen human. Herr von Puttkammer, früher Landrath in Pommern, der neue Präsident, hat das andere Sprüchwort von den neuen Besen, gewiß eben so alt als jenes, auch in Gültigkeit bringen wollen, und es ist ihm gelungen. Nach einem Schneewinter, der die Posten zurückhielt, hat er es möglich gemacht, die Residenz schon um Mitte Februars ganz rein zu kehren. — Man spricht übrigens davon, daß die Polizei die gesammte Straßenreinigung künftig in Entreprise geben wolle, was gewiß kein Ersprießliches hätte. — Eine Hofschlittenfahrt, von dem Palais des Prinzen Albrecht aus, war die einzige offizielle Winterfeier; eine Studentenschlittenfahrt, welche besprochen wurde, ist, man weiß nicht weßhalb, unterblieben oder untersagt.

Daß es doch der Polizei gelingen möchte, wie von Schnee die Stadt auch von Dieben zu reinigen! Die Verbrechen gegen die Sicherheit und das Eigenthum nehmen in erschreckender Weise überhand. Der Quell des Uebels sind freilich unsere Zuchthäuser, die alljährig, weil es nun einmal nicht anders seyn kann, eine Anzahl zwar gezüchtigter, aber nur noch gewitzigterer Verbrecher in's Land loslassen, mit der stillschweigenden Anweisung, das Ihre zu thun, um recht bald wieder zu kommen. Die Polizei kann's nicht ändern; nur daß sie die berühmten Diebsfamilien von Jahr zu Jahr genauer kennen lernt und in ihre Schlupfwinkel Blicke wirft. Der Taschendiebstahl war sonst eine hier nie gekannte Branche. Auch darin sind einige beachtenswerthe Versuche gemacht. Ein hiesiger nahmhafter Maler sieht in einem Conzerte nach einigen Damen in den Logen; ein elegant gekleideter junger Mann klopft ihn lächelnd auf die Schulter und warnt ihn, seine Aufmerksamkeit nicht zu sehr in die Ferne zu richten, da die Taschendiebe gern jede Gelegenheit benutzten. Einem Freunde seyen in einem frühern Conzerte 50 Stück Friedrichsdor aus der Tasche entwandt worden. Der Maler dankt verbindlichst für die Warnung und nimmt das kostbare Perspektiv des Unbekannten, um bequemer die Damen zu fixiren, während jener seinen Rücken bewacht. Als das Glas mit Dank zurückgegeben und der warnende Freund verschwunden ist, ist dem Maler auch seine Brieftasche mit den Kassenanweisungen darin verschwunden. — Noch ein Histörchen, da ich beim Geschichtenerzählen bin, mit mehr Handlung und einiger Nemesis. Ein Dieb stiehlt einen Mantel, bei Stehely oder sonst an einem öffentlichen Orte. Er trägt ihn zum Schneider, um ihn sich ändern zu lassen; also ein Dieb, der noch auf Anstand hält. Der Schneider findet beim Auftrennen des Kragens in demselben vieles Papiergeld, preußische Kassenanweisungen. Die Sache kommt ihm verdächtig vor, und er zeigt es der Polizei an. Diese findet noch mehr als Verdacht in dem corpus delicti. Als der junge Mensch sich beim Schneider meldet, wird er verhaftet als — Falschmünzer! denn es sind falsche Kassenanweisungen. Hoch und theuer beschwört er seine Unschuld; er sey kein Falschmünzer, er sey ein simpler ehrlicher Dieb. Man schenkt ihm Vertrauen, und er wird, aus seinem Verhaft heraus, unter Begleitung eines verkleideten Polizeibeamten, in allen Kaffee- und Weinhäusern umhergeführt, versteht sich mit seinem Mantel. Wie lange und wie weit er dieser glücklichen Polizeiverfügung nachgekommen, die ihm vergönnt, auf Staatskosten sich lustig zu machen, steht dahin. Endlich indessen gelingt der Fang. Ein fremder Jemand fixirt den Mann, oder den Mantel; er fragt, wo er ihn her habe? Der Besitzer wird verlegen, der Jemand trotziger; er erklärt und beweist, daß er der Eigenthümer und jener ein Dieb sey. Das Aufsehen wird noch größer, als jener mit Resignation, was dieser angibt, einräumt, schlägt aber zum allergrößten Erstaunen um, als hierauf der geheime Dritte als deus ex vinculis hervortritt und Mann und Mantel für sich vindicirt als durch und durch falsche Münze. — Zwei geängstete Diebe — doch die Localität gehört vor allem zur Sache. Wer in Berlin war, kennt den Kranzlerschen Conditorladen, wo es das beste Gefrorene gibt, die Beaumonde sich versammelt und Abends das hellste Gaslicht brennt. Es ist überdem das höchste Haus, geschmackvoll durch einen Thurm und eine Galerie, die um die erste Etage läuft, decorirt. An der Ecke der Linden- und Friedrichsstraße liegt es an einem Kreuzweg des Verkehrs und der Eleganz. Hier also werden zwei unglückliche Diebe, die zwei Treppen hoch eingebrochen sind, irgend wie in ihrem Geschäft gestört, und die Treppe nicht mehr hinunterkönnend, knüpfen sie den Fußteppich des Zimmers an das Fenster und lassen sich von außen auf die lichthelle, von zahllosen Ladenfenstern erleuchtete Straße hinab. — Ob Beide, oder nur der Eine, als er über die Galerie herabsprang, ergriffen wurde, weiß ich nicht. Aber es geschah nach neun Uhr Abends, an einem heitern Abend, wo die Straßen von Spaziergängern wimmelten. Wie dies Impromptu und Schauspiel von dem Publikum angegafft wurde, denn Hunderte sahen es, mögen Sie sich vorstellen. — Tragischer, aber nicht minder erschreckend frech ließ sich ein anderer Vorfall in der Leipziger Straße an. Ein anständig gekleideter junger Mann tritt gegen zehn Uhr Morgens in einen Wechselladen, um Gold zu wechseln. Als der Wechsler sich bückt, zieht er statt des Goldes eine Pistole aus der Tasche und feuert sie gegen ihn ab. Glücklicherweise streift der Schuß nur die Wange, der Thäter entspringt und wird auf dem Boden des Hauses ergriffen. Wenn man hört, daß der Mörder ein Mediciner ist, daß er Bräutigam und schon zum zweiten Male aufgeboten war, und die Umstände, den hellen Tag, die breite, geräuschvolle Straße bedenkt, klingt die That wie Wahnsinn. Leider ist es nicht so; er war schon als Dieb gestraft.

(Fortsetzung folgt.)

Beilage: Intelligenzblatt Nr. 7.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

№ 72.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Montag, den 25. März 1839.

— There, where the shrubs the place disclose,
The village preacher's modest mansion rose.
A man he was, to all the country dear,
And passing rich with forty pounds a-year.
Goldsmith.

Villeggiatur in Weinsberg.

(Fortsetzung.)

Den 26sten.

Auf dem Wege nach Oberstadt führte Kerner humoristisch die Theorie durch, daß der echte Dichter unglücklich seyn müsse, weil wahre Poesie nur aus Schmerzenstiefen auftauche. „Wenn ich meine Frau nicht hätte," sagte er, „würde ich auch noch Gedichte machen, aber so deckt die alle Wunden zu, bevor sie zum Liede werden." Als Kerner Uhland auf die alte Warte führte, meinte dieser: „ja, da würde ich auch wieder dichten!" — „Nein," entgegnete der Freund unserm Liederfürsten, „wenn du da unten im Verließe einige Wochen säßest bei Wasser und Brod, dann würdest du erst wieder schön singen."

Als wir mit der Infanteriekolonne, Emma und Theobald, zusammengestoßen waren, ging es im Sonnenbrande fast senkrecht einen großen Weinberg, den Oberfürsten, hinan zu anmuthigen Waldungen, dann durch Laubhallen und grüne Portale wieder in die Ebene hinunter: vor uns lag das einsame Dörfchen Cleversulzbach. Von einer Wiese schallte helles Jodeln herüber. Die Illusion zu vollenden, gewahrte ich auf grünem Abhange eine Art von Sennhütte. „Da ist eine ausgewanderte Aelplersamilie," phantasirte ich. — „Nur eine Gypsmuhle," berichtigte Theobald; abermals ahnungsvolle Poesie von industrieller Prosa vertrieben! — „Wenn Mörike nur nicht merkt, daß die Philister zum Besuche anrücken, und sich wieder als Eichhorn in den Wald flüchtet," scherzte Kerner, der wegen der Entfernung und des beschwerlichen Wegs seit Jahresfrist nicht hier war.

Mörike ist von langem Siechthum noch immer nicht völlig genesen. Er und die Seinen, Mutter und Schwester, empfingen uns freundlich. Er spricht sehr gut; Alles, was er sagt, ist bedeutungsvoll. Dabei erscheint er einfach und gemüthlich. Er führte uns in den Garten, der in gleicher Höhe mit dem zweiten Stock liegt. Auf dem Steinsitze unter einem seltsam zur Laube verwachsenen Baume, die grüne Pfarrlutsche genannt, gewährt das alte, von einem Obstbaume beschattete Pfarrhaus ein schwermüthiges, aber kein ungefälliges Bild. Hier wohnte und starb Schillers Mutter. Ihr Schwiegersohn, Frank, war Geistlicher da. Die Leute im Orte reden noch von einer „Frau Majorin," doch ohne eine andere Beziehung an die Frau zu knüpfen. Sie soll lebhaft und geprächig gewesen seyn.

Durch das Gartenpförtlein längs dem Acker führte uns Mörike auf den nachbarlichen Friedhof. Die

* s. E. Mörikes Gedichte. Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. 1838.

Digitized by Google

wunderlichen Blechkreuze blizten eigenthümlich im Sonnenlichte; der Anblick hat etwas Morgenländisches. An der Mauer ist ein Hügel, auf welchen Pfarrer Frank einen prosaischen Zwetschenbaum pflanzte; er hing ganz blau voll. Mörike ließ ein altes steinernes Kreuz, das vor Zeiten auf dem Grabe einer Predigerfrau stand, auf jenen Hügel setzen und schrieb darauf: Schillers Mutter. Sind diese zwei von Dichterhand in Stein gegrabenen Worte nicht rührender als das größte Epitaphium? In seinen Gedichten hat Mörike ihr aber noch ein zweites Denkmal gesezt.

Mörike gab uns eine Strecke das Geleite. Als er schied, wandten wir uns noch oft nach dem Wanderer, der im Abendlichte langsam und allein dem Dorfe zuging. Gewiß theilen Viele den Wunsch, den werthen Sänger, der zwar zufrieden und resignirt scheint, in günstigere Umgebungen entrückt zu wissen. Kein Zweifel, daß in diesem schönen, glücklichen Lande, über dessen Rebenberge auch eine geistige Sonne so segenvoll scheint, der edle Dichter bald eine Stellung finden werde, die seine Wiedergenesung erleichtert, seinem Genius ungehemmten Schwung gestattet. Luftveränderung und Scenenwechsel sind zur Heilung dieser gesteigerten Nervenleiden unerläßlich. Geschah es, daß ich mir seit dem Flügelkleide wohl einmal wieder des Feenreichs goldnen Scepter wünschte, so war es heute; fort aus seinen nassen, kalten, finstern Mauern müßte der Dichter, und zuerst schickte ich, Titania, ihn in die Alpenwelt, ihren Lebensbalsam zu athmen, ihre Lieder zu singen; das hieße der Poesie einen Kranz flechten. „Ein Lächeln, das die lebendige Gegenwart den Sängerlippen entlockt, ist mehr als Marmortempel nach hundert Jahren!"

1ten Oktober.

Nach Tisch ging ich auf die nah und hübsch gelegene Meierei, den Rappenhof, welcher der Frau von Krüdener gehörte und von ihr einige Zeit bewohnt ward, bis zu ihrer Landesverweisung. Der frommen Frau Schleier, in der erst später gehaltenen Versteigerung erstanden, bewahrt Kerners Haus. Auf der andern Seite von Weinsberg, gegen Eberstadt, kommt man an einem zweiten Gütchen vorbei, dem Weissenhofe; einst barbarisch genug aus Steinen der Burg Weibertreu erbaut, diente er lange zeitgemäß als bescheidener Wittwensitz fürstlicher Frauen vom Hause Würtemberg. Unser Benvenuto Cellini, der Silberarbeiter Bruckmann, ein geistvoller, tiefgebildeter Künstler, Herzensfreund des berühmten Malers, Direktor Wagner in Rom (der auf seiner lezten Reise nach Deutschland, 1837, Bruckmann in Heilbronn besuchte und von ihm mit einem schönen Feste empfangen ward), erzählte mir, daß im Anfange des achtzehnten Jahrhunderts auf dem Weissenhofe eine Wittwe aus dänischem Fürstenstamme lebte, die nach ihrem Hinscheiden herkömmlich in eine Gruft der würtembergischen Herrscherfamilie gebracht, auf dem Paradebette aber conterfeit ward. Die Kupferplatte nebst einem Abdrucke kam als altes Kupfer in die Hand von Bruckmanns Vater. Zu den Verzierungen jener Zeichnung, die sich dem Knaben tief einprägten, gehörte auch ein von Engeln getragenes Medaillon, in welchem die Fürstin gen Himmel stiegt; dabei das Sprüchlein:

„Ich geh ein zu Salems Pracht;
Weissenhof hab gute Nacht!"

Kerners Kinder und ich schwirrten mit den Fledermäusen aus. Die schwarze Kirche, darüber der Mond — ein köstliches Nachtstück! Mir graute vor dem Thurmfenster, aus welchem der von Weiler im Bauernkriege gestürzt ward, nachdem er den Zugang lange vertheidigt hatte. Auf der Burg fesselte mich der Anblick des silberglänzenden Thals, durch welches weiße Nebelstreifen wie Elfenschleier schwebten. Lange saßen wir bei den Harfen unten im Gewölbe, das die Mondstrahlen geisterhaft erleuchteten. Zauberisch, aber wild klagten die Aeolslieder: und so seufzt es die ganze lange Nacht, einsam und ungehört!

(Fortsetzung folgt.)

Die Gastfreunde.

Von E. Spindler.

(Fortsetzung.)

Auerbach sprühte scharfe Pfeile aus seinen Augen, da er den Major fixirte. Norbert entgegnete kaltblütig: „Du weißt bereits, daß ich das Gesicht deiner Frau für eines der interessantesten erklärte." — „Freilich, dein Malerauge ist competent. Annas schöne Augen konnten keinen gerechtern Beurtheiler finden. Ihre Augen sind köstlich; nicht wahr, Norbert? und ihre Stirne, ihre Stimme vor Allem — He, was sagst du? Gestehe — was die ganze Welt schon sagte — gestehe, daß ich glücklich bin, ein solches Kleinod zu besitzen." — „Nicht das Haben macht das Glück aus. Du bist glücklich, wenn du die Perle verdienst, die sich von dir finden ließ." — „Zweifelst du?" fragte Auerbach etwas argwöhnisch. Norbert schüttelte lächelnd den Kopf. — Beruhigter sagte Annas Gatte: „Du lässest mir, wie ich hoffe, Gerechtigkeit widerfahren. Nie hat ein Mann sein Weib mehr geliebt als ich, nie es gepriesen und geschmückt und getragen wie ich. Ich kenne nur zwei Güter in der Welt, die ich nicht missen mag, Anna und dich!" — „Du guter, aufrichtiger Fritz!" antwortete der Major mit Emphase, den Fortgehenden umarmend. Aber hinter ihm drein

Digitized by Google

murmelte er in den Bart: „Du verlogener Schalk von einem guten Freunde! Wo will das Larvenspiel hinaus?“

Er speiste, wie Auerbach vorausgesagt, allein, und detachirte seinen Elias, nach dem Befinden der Dame zu fragen. — Der Bediente brachte einen höflichen Dank zurück und zugleich die etwas überraschende Einladung, der Frau vom Hause ein Viertelstündchen Besuch zu schenken. — Natürlich gehorchte Norbert auf der Stelle, und fand seine Wirthin, wie er sich vorgestellt hatte, ganz wohl und gesund, aber mit beklommerter Miene auf dem Sopha sitzend. „Sie hat ihn, neben ihr Platz zu nehmen, und hob nach den ersten Gewohnheitsformeln plötzlich mit einem Seufzer an: „Ich habe ihre Muße nicht umsonst stören wollen, bester Freund. Mit schuchterner Zunge und schwerem Herzen, schwerer als Sie sich einbilden mögen, zwinge ich mich, Ihnen eine Bitte vorzutragen, da der Augenblick gerade so günstig ist.“

Der Major nickte stumm, aber erwartungsvoll. Der Blick und die Miene der Frau versprachen etwas Ungewöhnliches. Mit der klangvollen Stimme, die schon früher Norberts Herz gerührt hatte, fuhr Anna fort: „Ich will keine Umschweife machen, will Ihnen keine Lügen sagen. Dergleichen Ränke des geselligen Verkehrs wären der Achtung, die ich für Sie hege, allzu unwürdig, ein Hohn gegen die Freundschaft, die Sie mir bewahren, wie ich hoffe. Meine Bitte wird nicht höflich, aber herzlich seyn, und Sie werden einwilligen, weil Ihr Verstand und Ihr Herz mein Anliegen unterstützen müssen. Bleiben Sie nicht lange hier, in unserm Hause. Verlassen Sie uns und schieben Sie Ihre Abreise nicht zu lange auf.“

Wenn gleich auf eine seltsame Eröffnung gefaßt, bestürzte den Major der brüske Vorschlag, zu gehen, so sehr, daß er einer Minute bedurfte, um sich zu sammeln und gepreßten Herzens zu erwidern: „Der Schlag ist hart, grausam Ihr Befehl, Madame; doch will ich als Mann von Ehre, der Ihr Geschlecht hochachtet, Ihnen ohne zu säumen willfahren; nur bitte ich um das Warum.“ — „Wie sich von selbst versteht, mein Freund, denn von nun an nenne ich Sie herzhaft mit diesem traulichen Namen,“ erwiderte Anna entschlossen, und sah so freundlich aus, als es der Moment gestattete. „Es ist eingetroffen, was ich schon bei der ersten Einladung, die Auerbach an Sie ergehen ließ, befürchtete. Er ist auf Sie eifersüchtig, und ich würde eine dauernde Hölle im Hause haben, wenn Sie nicht wegzingen; denn er peinigte mich eher zu Tode, ehe er Ihnen eine Sylbe von seinem Hirngespinste sagte. Sie werden diese Verschlimmerung meiner Lage nicht begehren, mein Freund?“ — Sie reichte dem Major die Hand. Er küßte sie, blickte dann auf zum Himmel, an die Wände, rings um sich her, wie ein Zerstreuter. „Kaum weiß ich, ob meine Ohren recht gehört haben?“ sagte er. „Eifersüchtig? Auf mich? Der Argwohn ist ja völlig vom Himmel herunter gegriffen!“ — „Auerbach glaubt selbst nicht daran,“ bekräftigte Anna mit Achselzucken: „ihm ist jedoch kein Mittel zu schlecht, mich zu peinigen. Er glaubt nicht an seinen Heuchelkram, und gäbe doch etwas drum, wenn Wahres daran wäre.“

Norbert horchte hoch auf. „Wie vermag ich zu begreifen?“ fragte er. „Der Nimbus, der bisher vor der Welt, vor mir selber Ihre Ehe umgab —“ — „Ist ein falscher, falscher Flittergland, mein Freund, ein Kirchweihtand, nichts weiter,“ entgegnete die Frau mit schmerzhaftem Ausdruck. Sie bedachte sich alsdann eine Weile, ehe sie wieder anhob: „Sie werden mein Geständniß nicht mißbrauchen. Sie gehören nicht zu dem Pöbel, dem wir schon so lange ein Schauspiel geben, um seiner Neugier und Schadenfreude unsern wahren Zustand zu verbergen. Ich bin Ihnen sogar schuldig, da ich Sie von hier verbanne, Ihnen meine Lage zu entdecken. Ich thue es mit wenigen Worten. Sie errathen schon, was ich etwa verschweige. Die Geschichte meiner Ehe ist die von tausenden. Auerbach, der sein Erbgut antreten mußte, suchte eine Frau, mein Vater, der einen reichen Schwiegersohn suchte und in seinen Kindern keinen andern Willen als den seinigen aufkommen ließ, gab mich dem Werber zur Gattin. Eine einzige jugendliche, thörichte Neigung ausgenommen —“ die Stimme der Dame zitterte bei diesen Worten—„hatte mein Herz noch nicht gesprochen.“

(Schluß folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Rom, März.

Die Sängerinnen. Die Sigism.

Vor einigen Wochen starb hier die Sängerin Giuditta Grisi. Sie war längere Zeit krank, obwohl sie auch bei geschwächter Kraft zu singen fortfuhr. Endlich aber unterlag sie. Es geht schlimm zu mit den Sängerinnen. In den letzten Jahren hat der Tod mehr denn eine hinweggerafft. Die Malibran starb an Ueberanstrengung; vor nicht mehr denn neun Monaten starb zu Florenz, in ihrer sechsten Blüthe, die Blasis; jetzt folgt die Grisi nach. Auch sonst sieht's schwach. Die Rouzi de Begnis, die Fersetti, die Carradori, die Schoberlechner, die Schütz sind ganz oder so ziemlich ausgesungen: die Bähnen wissen kaum mehr, wie sie sich behelfen sollen, um so mehr als Paris und London eine so mächtige Anziehung üben und die jüngere Grisi, die anmuthreiche Tacchinardi-Persiani u. a. nicht mehr ziehen lassen zu wollen scheinen. Was bleibt uns also noch in Italien? Zuerst die Ungher, im tragischen Fache jetzt die ausgezeichnetste, bedeutender aber als dramatische Künstlerin denn als Sängerin. Denn ihre große Kunst und Gewandtheit vermochte nie die Mängel ihrer Stimme völlig zu verdecken, und kann es um so weniger neuerdings, da diese Stimme ihre Frische verloren hat. Doch ist sie in hochtragischen Rollen, wie in der Parisina, im

Digitized by Google

Marino Faliero, in der Lucrezia Borgia, noch unübertroffen. In Rom war sie nie ein Liebling des Publikums. Dies hat indeß, gegenüber der öffentlichen Meinung, unter den Musikverständen in Italien nichts zu sagen. Denn in musikalischen Dingen hat Rom keine Stimme, wenn ich die alte Kirchenmusik ausnehme, nach welcher indeß der Römer selbst auch nicht mit einer Sylbe fragt, und die nur der Fremden wegen da zu seyn scheint. Von den Letztern aber machen drei Viertel seltsame Grimassen, wenn sie den Festlichkeiten der heiligen Woche in der Sixtinischen Kapelle beiwohnen. Sie haben so viel von dieser Musik gehört, die Namen Pallestrinas, Allegris und anderer alten Meister klingen so ehrfurchtgebietend in ihre Ohren, daß sie nicht recht wissen, wie sie sich zu verhalten haben, nachdem sie die Kapelle verlassen. In neunzig Fällen von hundert ist's nicht das, was sie erwartet: aber Anfangs wagen die Meisten es nicht zu gestehen. Fragt man dieselben, wie die Musik ihnen gefallen, so werden sie mit „sehr großartig — erhaben — ergreifend" und ich weiß nicht was, antworten. Hintennach hinkt dann die Bemerkung, die Kapelle sey so voll, daß Gedränge so erstickend, die Atmosphäre so arm an Sauerstoff, die Ermüdung durch das lange Stehen so groß gewesen, daß sie nicht zu einem behaglichen Genuß gekommen. Und darin haben sie vollkommen Recht. Endlich wagen die Kühnsten die Bemerkung, die Ausführung sey ihnen etwas hart, zerrissen, unmelodisch vorgekommen, die Stimmen seyen nicht mehr die sonhaften, namentlich möchten sie sich an die Sopranos nicht gewöhnen. Die Hauptfrage, die der Tonwerke selbst, wird meist eludirt; aber man sieht es der Mehrzahl an, daß sie ihnen nicht im Geringsten behagt haben. Es war's früher, so wird's im diesem Jahre sich wiederholen, wenn Aberhaupt vor dem Sonnabend vor Ostern die Besucher der Sixtinischen Kapelle nicht sämmtlich Leichen sind. Denn so wie's sich jetzt anläßt, und wir mit der von Neapel zurückkehrenden Fluth bedroht sind, ist die schönste Aussicht vorhanden, daß die Sistina ein großes Schwimdad und eine fromme Erstickungsanstalt im großen Styl werden wird. Um aber zurückzukommen auf die italienischen Sängerinnen, so sind neben der Unzher zu nennen die Boccabadati, die Brambilla, die Strepponi, die Gabussi u. a., die in und bei Heinerweh indgesammt zu den Sternen erster Größe rechnen möchte. Man sieht, es thut Noth, daß eine junge Generation nachwachse, um den Ruhm der Oper aufrecht zu erhalten. Denn, beschränkt auch das Repertoire sich gegenwärtig fast überall auf Bellini, Donizetti, Mercadante und Ricci, so gebören doch mehr denn ein halb Dutzend Sängerinnen dazu, alle unsere Hauptstädte zu versehen. Gibt es doch, Gott weiß wie viele Bühnen ersten Rangs: Mailand, Venedig, Turin, Genua, Florenz, Bologna, Rom, Neapel. Wenn die armen Sängerinnen einmal einem Impresario sich verschrieben haben, der in den meisten Fällen mehrere Bühnen auf einmal versorgt, so werden sie wie jede andere Waare betrachtet, die man auf verschiedene Märkte senden. Wie ein Kreuzfeuer geht es durch Italien, nach allen Spitzen der Windrose.

(Schluß folgt.)

Berlin, März.

(Fortsetzung.)

Rellstabs Bearbeitung des Eugen Aram.

Unser Witz sucht und findet überall Verwandtschaften. Am selben Abende des Tages, wo der Mordanfall geschieht, wird auf dem Theater Rellstabs Bearbeitung des Eugen Aram zum ersten Male gegeben. Ob der Mörder des Wechslers seine That verübt, um seine Studien fortzusetzen, weiß man nicht, aber er war doch ein Studirter, und ebenso will Rellstabs Eugen Aram im Augenblick, wo seine That entdeckt wird, mit seiner Braut zur Kirche schreiten. Diesmal hat die Tragödie auf dem Theater mehr Aufsehen erregt, als die in der Leipziger Straße, ob man gleich meint, daß alle Dichtung in unsern Tagen dem Interesse des wirklich Geschehenen weichen müsse. Bulwers Roman ist berühmt genug, um über den Gegenstand in meinem Berichte schweigen zu können. Ueber die Behandlung sind die Stimmen getheilt; die den Roman genau kennen und lieben, sind über die geringsten Abweichungen, welche der Dramatiker sich erlaubte, unzufrieden; und doch, wie muß ein ausgeführter Roman, der sich ruhig in aller Breite entwickelt, durchgearbeitet und gänzlich umgestaltet werden, um drammatisches Interesse und Wirkung zu gewinnen! Die Aufgabe ist überall mißlich, wie das hundertfältig von der Kritik ausgesprochen ist. eine gelungene, vollständige Erzählung in ein Drama zu übersetzen (durch die Praxis der Theaterstücke wird sich zwar dagegen oft genug aufgelehnt); bei dem vorliegenden Stoffe scheint sie es aber ganz besonders. Die psychologische Aufgabe des Romans, wie ein starker Geist, und edel in allen andern Beziehungen, die eine blutige Schuld durch den Aufwand aller Kräfte nicht zu vertilgen vermag, und nach einem Riesenkampfe ihr erliegt, scheint unausführbar für die dramatische Behandlung. Es kommt noch mehr des Schwierigen hinzu. Die That liegt weit im Hintergrunde; vor unsern Augen beginnt sich nur die gefürchtete, die gehemmte, die endlich losbrechende Entdeckung, also eine neue „Schuld" in anderer Manier. Die Nebenmomente, die Liebe, die Verlobung, haben kein übermäßiges Interesse; es ist eher auf der andern Seite beim Bösewicht Hastings (hier Brauden genannt), welcher als handelnde dramatis persona auftritt, zu suchen. Und dennoch ist es dem Bearbeiter gelungen, auch große Streiflichter von psychologischem Interesse auf seinen Helden zu werfen. Hat er indessen mehr erwartet, nämlich daß ein Schauspielhausspublikum durch alle Nuancen dem Gerichtsprozeß seines Helden folgen solle, so hat er zu viel gefordert. Wir tadeln nicht, daß er dem Eugen Aram des Romans einen religiösen Anstrig geliehen; ohne den könnte ein Mörder, wie er, vor einem Theaters publikum sich nimmermehr halten; damit das Gefühl beseelen ihn dulde, muß durch die Reue eine Brücke zur Gnade nahme gebaut seyn. Auch hat er in dieser Beziehung richtig den Schluß geändert. Die Jury spricht ihn frei; aber er bekennt freiwillig und stirbt darauf ebenfalls freiwillig. Das durch ward die Aufgabe aber nur noch schwieriger. Der fromme Aram kommt in Conflikt mit dem, der alles dran setzt, seinen Ruf vor der Welt zu erhalten. Der Eugen des Romans darf lügen, dem seine Aufgabe ist der Sieg. Er ist Sieger, weil er diesen Sieg vortrefflich bis an sein Ende spielt. Der zerrissene, von religiösen Gefühlen durchdrungene Eugen thut aber auch; und die Meisten wollen unserm rauhen Gefühl nicht dringend genug erscheinen. Einige mißliche Stellen abgerechnet, welche bei der ersten Darstellung kaum Klippen werden können, später aber wegblieben, war das Trauerspiel von Eindruck, der bei den Wiederholungen nicht abgeschwächt ist. Namentlich steigert sich das Interesse zum Schluß, da doch sonst Gerichtsverhandlungen, besonders zu Anfang eines Dramas, nicht zu seinem Bühneneffekte beitragen. Eduard Devrient gab den Hauptcharakter mit einer vorzüglichen Haltung, und wirkte nicht wenig zu dem günstigen Resultate.

(Fortsetzung folgt.)

Beilage: Literaturblatt Nr. 32.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

№ 73.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Dienstag, den 26. März 1839.

Trahi de toutes parts, accablé d'injustices,
Je vais sortir d'un gouffre où triomphent les vices.
Molière.

Die Gastfreunde.

Von C. Spindler.

(Schluß.)

„Ohne Liebe wurde ich Auerbachs Lebensgefährtin," fuhr Anna fort; „liebeleer bin ich geblieben bis auf den heutigen Tag. Auerbach hat nicht verstanden, mich zu gewinnen; er hat jedoch meine Gesinnung bald begriffen, und da er nie hoffen darf, mir lieb und werth zu werden, so hat er ein System der Folter bei mir in Anwendung gebracht, das eine Frau, die weniger Stoikerin wäre, als ich, schon zu einem Eclat vermocht haben müßte. Vor der Welt der zärtlichste Gatte, tyrannisirt er mich unter vier Augen, sagt mir in jeder Minute, es thue ihm leid, so verfahren zu müssen, aber ich wolle nur gezwungen, nicht aus Liebe ihm gehorchen, und was dergleichen Deklamationen mehr sind. Von einem Tag zum andern läßt er regelmäßig seine Eifersucht auftreten. Jedes männliche Geschöpf sey in mich verliebt und ich sey geneigt, ein jedes zu erhören, behauptet er, bald Schmerz, bald Zorn äußernd, mit einer Standhaftigkeit, die empören oder Mitleid erregen würde, wenn sie mehr wäre als Heuchelei und Lüge, die ich verachten muß. Ich sage nicht, daß er mich nicht gern auf einer, auf der leisesten Schwäche ertappen würde; er ist eine männliche Kokette und möchte, seine eigenen Fehler zu bemänteln, mir etwas, wenn auch das Geringste, vorzuwerfen haben. Den Gefallen thue ich ihm zwar nicht, aber ich suche meine Plage so viel als möglich zu erleichtern. — Ich vermochte meinen Quäler kalt abzuweisen, so lange er seine Eifersüchteleien auf die wenigen Männer beschränkte, die wir von Zeit zu Zeit auswärts sehen. Aber da er nun auf den grausamen Gedanken gerathen ist, Sie, unsern Hausgenossen, in dieses alberne und elende Spiel zu ziehen, so sehe ich nur einen fortdauernden Jammer und Kampf voraus, ein ewiges Leiden. Auerbach würde mit seinen Blicken und Worten Stunde für Stunde von meinem Leben hinmorden, Sie, mein theurer Freund, würden in ein finsteres Räthsel verstrickt bleiben — denn er hat mir verboten, Ihnen das Geringste von seinem sogenannten Argwohn zu entdecken — in ein Räthsel, das endlich Ihr Verstand gelöst haben würde, ohne Zweifel; aber — würden Sie Ihrem Unmuth alsdann gebieten können? müßte ich nicht zwischen beiden Freunden von Tag zu Tag eine furchtbarere Katastrophe befürchten? einen Zwiespalt, der uns Alle betrüben, auf uns Alle ein zweideutiges Licht werfen würde? Sie müßten unserer Gastfreundschaft fluchen, als ob Ihnen Meuchelmörder dieselbe gewährt hätten! Ich hätte verloren, was mir lange Jahre stiller Entsagung und

Digitized by Google

geheimen Duldens erhalten haben: meinen unbescholtenen Ruf. Gott weiß, wie ich mit mir selber kämpfte! Endlich hat der Entschluß, mich Ihrer Rechtlichkeit anzuvertrauen, den Sieg davon getragen. Sie werden mich ganz verstehen und thun, was in dieser besonderen Lage einem edlen Manne geziemt."

Anna's Stimme war so weich und süß, ihr Blick so sanft, so zärtlich geworden, als sie ihre Anrede schloß, daß Norbert, wäre er auch nicht mit sich selber im Reinen gewesen, unmöglich ihrem Ansinnen nicht hätte entsprechen können. „Sie sollen mit mir zufrieden seyn, Madame," sagte er ehrerbietig. „Ich will nicht dem verirrten Freunde noch Ihnen zu nahe treten. Darum schweige ich von ihm und sage zu Ihnen kein Wort von den Dornen, die Ihr edles Herz zerfleischen. Wollte Gott, ich wäre der Unglücklichste von uns Dreien!"

In Anna's Auge blitzte eine Thräne. „Wir Alle haben unser Leid auf Erden," sagte sie mit engelgleicher Milde; „tragen wir's geduldig. — Wie wollen Sie's jedoch anstellen, schnell von hinnen zu reisen, in dieser Jahreszeit? Auerbach wird es nicht zugeben wollen; und wenn Sie ihm die wahre Ursache angäben —" — „Sorgen Sie nicht, beste Freundin. Ich weiß, was ich Ihrem Frieden schuldig bin. Dem alten Soldaten wird doch bei so besonderer Veranlassung eine Kriegslist zu Gebote stehen? Ich meine, der falsche Fritz hat verdient, daß ich ihn mit gleicher Münze bezahle. Geben Sie sich zufrieden, liebe Frau. Morgen bin ich auf dem Wege nach Kerms."

Die Rückkehr des Gemahls, angemeldet durch die Hausglocke, beendigte das Gespräch. Norbert ging seinem Freunde entgegen. „Du kommst," sagte er, „und ich habe die Absicht zu gehen." — „Wohin?" — „Ich will einen Spaziergang über die nachbarliche Grenze machen und in Kerms einige Tage verweilen." — „Welch ein Einfall! im Winterfrost?" — „Die Witterung ist trocken, ich bedarf der Bewegung." — „Du spaßest; sagtest du nicht erst heute, daß deine Wunde —?" — „Richtig, aber ich habe mich beim Arzt Raths erholt: ich kann reisen ohne Gefahr und Uebelstand. Ich gehe zu Fuß; die heitere Luft wird meine Kräfte neu beleben." — „Ich kann's noch immer nicht glauben! Weißt du was? ich gehe auf ein paar Tage mit." — „Bewahre! ich könnte dich unmöglich brauchen." — „Wie so? wie das? verdotene Wege sind nicht die deinigen." — „Hm! wer weiß?" — „So?" — „Ein Maler hat seine Geheimnisse wie ein Priester. Merkst du nicht?" — „Nicht doch." — „Nun denn: ich habe ein Porträt zu malen übernommen, dessen Gegenstand nicht will, daß man davon wisse, davon rede." — „Ah so, eine schöne Frau ganz sicherlich?" — „Nicht übel, auf Ehre, Oedip. Aber ein Mehreres erfährst du nicht von mir." — „Meinetwegen — ei — bin ich etwa neugierig? Wünsche gute Unterhaltung. Wann gehst du ab?" — „Morgen früh, denk ich." — „Gut, und wann kehrst du wieder?" — „Ich kann den Tag nicht bestimmen." — „Bald?" — „Gewiß." — „Recht bald?" — „Nun ja doch." „Mir ist immer, als hättest du einen Schwank vor. Sage mir: du bleibst nicht lange weg?" — „Ich denke nicht." — „Sieh, Norbert, wenn du das thätest, oder wenn du — ich würde dir's nie vergeben." — „Bah, lasse ich nicht meinen Elias und seine Gäule zurück? Genügt dir nicht die Caution?" — „Ach, vollkommen; aber 's ist recht fatal, daß du gehst, wenn auch nur auf kurze Zeit. Ich habe mich dergestalt an dich gewöhnt, meine Anna kann gar nicht mehr ohne dich seyn." — „Wahrhaftig?" — „Auf mein Wort. Unsere Abende werden einsilderisch verstreichen, wir werden sie zählen mit Schmerzen." — „Warum nicht gar! Ihr werdet euch ohne mich ganz köstlich unterhalten, ich wette."

Die Miene, die der Major bei diesen Worten unwillkührlich annahm, bestrembete wahrscheinlich den Freund, denn er unterließ die weitere Bestürmung und war den Abend hindurch der liebenswürdige Gentleman wie ehedem. Von des Majors kleiner Reise wurde nur noch gesprochen, da Auerbach bemerkte, daß seine Gattin, von Uebelbefinden belästigt, sich entschuldige, nicht beim Lebewohl zu erscheinen; auch sey die kleine Wanderung zu geringfügig, um eines ernsten Abschieds zu bedürfen. Anna werde dagegen recht bald, wie sie hoffe, dem werthen Gaste ein freundliches „Willkommen" zurufen, verschierte Auerbach schließlich. Seinen Dank vermeldend und früher in's Quartier aufbrechend, um nicht seinen wohlgemeinten Plan durch seine steigende Wehmuth zu verrathen, zog sich Norbert in sein Gemach zurück und gab seinem Elias im engsten Vertrauen den Befehl, die ganze Bagage nach und nach zusammenzupacken und eine weitere Aufbruchsordre mit Pferden und Gepäck abzuwarten.

Er ging Morgens so früh als möglich aus dem Hause, ohne dem falschen Freunde Adieu zu sagen. Eine Frauengestalt winkte ihm, da er zu Anna's Fenster hinaufsah, mit dem Schnupftuche ein Lebewohl, und verschwand alsdann eiligst. — Ein unverhofftes Begleiter gesellte sich in der laut- und leblosen Hauptstraße Hirlingens zu dem sinnenden Wanderer: Herr Seibelmann, der Aktuar. „Ei so früh, Herr Major, an diesem himmelherrlichen Wintertage? Gehen wir zusammen, Sie Chevalierque?" Norbert sagte dem ebenfalls zur Fußreise Gerüsteten, was ihm dienlich schien, und der Aktuar versetzte erfreut: „Uns leiten dieselben Sterne von ungefähr; auf Ehre, marcoquewürdig, daß wir einen Weg zu gehen haben, drei Stunden lang. Nun, ich werde Sie begleiten und führen wie ein Compaß. Ich bin vier Meilen in der Runde so bekannt, wie Schreibers Guido Reni* am Rhein- und Lahnstrom.

* Guide sur le rhin.

Digitized by Google

Wenn ich meinen Augenschein als Amtscommissär abgemacht haben werde, bin ich im Stande, Sie von Kerns abzuholen. Indessen disponiren Sie en blanc über Ihren Servus und schlagen wir gefälligst diese Allee von Languedokern ein, die unsere Straße begrenzen." Auf diese Bemerkung hin betraten die Spazierenden die Allee von hohen Pappeln, die sowohl nach der Grenze als nach dem alten Kerns führte.

Villeggiatur in Weinsberg.

(Fortsetzung.)

Den 2ten Oktober.

Wir fuhren durch Ellhofen, das die Aechtheit unseres Weinsberg historisch verbürgt, weil es noch ein zweites Weinsberg gibt, bei diesem aber kein Ellhofen, dessen der Chronikschreiber Eckardt aus Veranlassung jener Schlacht, die die Geschichte der treuen Frauen zur Folge hatte, erwähnt. Auf heiterem Himmelsgrunde erhob sich der romantische Berg, auf welchem Städtchen Löwenstein sich lagert und dessen höchste Spitze die alten Burgzacken krönen, dem Schreckbilde eines hohlen Zahns vergleichbar. Wir lenkten in die Schlucht zur Rechten, wo in Waldesnacht ein gothisches, leider rosa getünchtes Jagdschlößlein am übelriechenden See liegt und weiterhin das Theufferbad, welches zur herbstlichen Zeit düster aussieht, kein freundliches Gebäude, aber frische Quellen und lockende Waldanlagen hat. Hier begrüßte ein alter Mann die Doktorin. Auf ihre Frage nach seinem Ergehen klagte er, daß er seit heute Morgen ganz krank vor Kummer und Betrübniß sey. Früh im Bette, es war noch dunkel, sagte ihm eine Stimme ganz deutlich in das Ohr: „jetzt ist dein Dorle gestorben!" bald darauf läutete die Betglocke. Nun zweifle er gar nicht mehr am Tode seines Kindes in Amerika.

Bei dieser Gelegenheit erfuhr ich: Vor einiger Zeit kam ein Fremder aus Winterthur (Haggenmacher, jetzt zum Stadtammann ernählt) zu Kerner, um einem langgehegten Wunsche nach dessen Bekanntschaft zu genügen. Der Reisende erzählte: „Ich war Kaufmann in Winterthur und erlitt in meinem Geschäfte bedeutende Verluste; zuletzt starb mir meine Frau; da beschloß ich nach Amerika zu gehen und ein neues Leben anzufangen. Ich wollte mir wo möglich ein großes Vermögen sammeln. Als ich mich in Buffalo im Staate Ohio befand, fiel mir in einem Leselabinet die Seherin von Prevorst in die Hand. Es ging mir eine neue Welt durch das Buch auf. Nun schämte ich mich, daß ich nur an Geld, an irdische Zwecke gedacht hatte, sehnte mich auch wieder nach dem Vaterlande. Auf der Rückreise, in Philadelphia, brachte ich an der Wirthstafel die Rede auf das Buch. Einige meinten, es sey nur ein Roman; da nahm ein Herr unten am Tische das Wort, versichernd, er könne die Wahrheit dieser Thatsachen bezeugen (man sprach namentlich von dem in Weinsberg durch die Seherin entdeckten Dokumente u. s. w.); denn er, Kuhn genannt, sey damals Schreiber beim Oberamtsgerichte in Weinsberg gewesen, und habe da alles mit erlebt." (Dieser Kuhn wanderte mit seiner ganzen Familie nach Amerika aus, die sich dort durch Anlegung einer kleinen Cigarrenfabrik gut fortbrachte.) „Nicht wenig freute mich diese Begegnung. Mein Sinnen und Trachten ging jetzt immer dahin, in jenem Seelengebiete selbst Wahrnehmungen zu machen, und da man mir sagte, 20 Stunden von hier halte sich ein Mädchen als Rätherin bei einem Schulmeister auf, das somnambül sey, machte ich mich auf den Weg. Bei meiner Ankunft bedauerte jener, daß ich nicht einen Tag früher gekommen; gestern erst sey das Mädchen in magnetischem Schlafe gewesen, und nun könne es wieder lange währen, bis dieser Zustand eintrete. Ich wollte sie wenigstens sprechen. Als sie mir sagte, sie sey aus Würtemberg, frug ich, ob sie auch etwas von Kerners Buch: die Seherin von Prevorst, gehört habe, und erhielt zur Antwort: — „Ja freilich, ich bin aus Löwenstein, und da ich seit frühen Jahren magnetisch war, und die unglückliche Gabe, Geister zu sehen, hatte, ließ Doktor Kerner mich nach Weinsberg zu Frau Hauffe kommen (die ich dann zugleich eine Zeitlang bediente), um ihr Schauen mit dem meinigen vergleichen zu können." — Es war dies die Dorethea Bayer, die (s. die Blätter aus Prevorst, sechste Sammlung S. 121 und die Seherin von Prevorst 2r Thl. 2te Aufl. S. 152. 262.) alle Gesichte mit jener Seherin gleich hatte; nur erschienen diesem Mädchen die Geister, die der Frau H. erschienen, dunkler als dieser; sie gebrauchte den Ausdruck: „wie graue Baumrinde." Das Sehen dieses Mädchens war nicht so intensiv wie das der Frau H., und sie konnte nur die Gestalten sehen, die mehr Irdisches mit sich hinüber genommen hatten. Die Lichtgestalten, die Frau H. sah, war sie nicht zu sehen fähig, weil diese weniger Nervengeist (das Sichtbare) an sich trugen.

„Wie staunte ich," sprach Haggenmacher, „über Gottes wunderbare Fügungen (jenes Mädchen hatte im innern gestigen Drange ihr Vaterland verlassen und war im magnetischen Zustande nach Amerika gewandert), die mich in fernen Welttheilen glaubwürdige Zeugen, völlige Bestätigung dessen finden ließen, was mich so tief beschäftigte."

(Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

Korrespondenz-Nachrichten.

Rom, März.

(Schluß.)

Sängerinnen und Componisten.

Gewöhnlich gibt es in der Theaterwelt, wie in der Natur, vier Stagioni: Karnevale, Quaresima (nur nicht hier; auch sonst überall ohne Ballet), Primavera und Autunno. Kaum ist an einem Orte eine Saison zu Ende, so wird das Personal eingepackt und nebst Zubehör nach einer andern Stadt gesandt. Kaum daselbst angekommen, geht's los. Die Mauteldäche sind noch nicht geöffnet, die Hutschachteln nicht losgebunden, so muß schon Probe gehalten werden. Und nun wieder eine Zeitlang unausgesetzt wier bis fünf Vorstellungen in der Woche, die zahlreichen Proben daneben, und dann eine neue Reise in guter oder schlechter Jahreszeit, und dieselbe Historie von Anfang zu Ende. Man braucht sich nicht zu wundern, daß so viele Sängerinnen auf eine oder die andere Weise zu Grunde gehen: man sollte im Gegentheil sich wundern, daß manche diese Strapatzen aushalten. Bei deutschen Bühnen, namentlich Hoftheatern, spielt die Heiserkeit eine große Rolle. Einer dieser geplagten italienischen Sängerinnen aber würde ich es nicht verargen, wenn sie das halbe Jahr hindurch keine Stimme hätte. Wie das Sänger- und Schauspielerpersonal, führen auch die meisten Componisten ein Nomadenleben. Mit einer neuen Partitur verschreibt der Impresario gewöhnlich auch den Autor, damit er sein Werk selber einstudiren und in Scene setzen helfe. Während dessen schreibt dieser nun schon an einer neuen Oper, und wirft sich dann einem andern Impresario in die Arme. Der einzige, welcher in der jüngsten Zeit eine weise Mäßigung in dieser Hinsicht zeigte, war Bellini. Sonst folgen die Opern der beliebten Componisten einander so rasch, daß Romani in Turin, der beste und wirklich höchst talentvolle Textdichter, keine Zeit findet, allen Anfragen wegen Libretti zu genügen. Unter den übrigen Dichtern ist keiner, welcher Romanis mehr lodische Verse zu machen und seine knappanten Situationen zu erfinden verstände. Gaetano Donizetti, derjenige unter den Componisten, welcher gegenwärtig alle Hände und Zungen in Bewegung setzt, schreibt, ohne sich zu beeilen, in einem Jahre sechs Opern, tragische und komische, wie's ihm in den Griff kommt. Und sie machen alle Glück. Paccini that's auch einmal, dann fand er aber, daß das Ding nicht ging, und daß er sich so ziemlich ausgeschrieben hatte. Von ihm hält sich wenig mehr auf dem Repertoire. Mercadante hat neuerdings einen Anlauf genommen und ist in der Gunst gestiegen. Ricci liefert meist melodrammi semiseriі und macht darin Glück. Diese sind die bedeutendsten; eine große Zahl von Dii minorum gentium folgt nach. — Die Christi, um noch einige Worte über sie zu sagen, strengte sich über ihre Kräfte an, um so mehr, da sie ihrer Kunst leidenschaftlich ergeben war. In tragischen Partien war sie früher sehr bedeutend. Sie spielte vortrefflich und ihr ausdrucksvolles Gesicht spiegelte alle Nüancen der Stimmungen, denen ihre Lippen Worte gaben. Ihre Stimme war viel leicht nie ausgezeichnet schön und hatte in den letzten Jahren sehr gelitten; sie schrie zu viel. Ihr Spiel aber war immer gut, doch oft auf's Höchste aufgeregt. Ihre Leistungen in der Straullera, dem Pirata u. s. w. trugen nicht wenig dazu bei, die Bellinischen Compositionen beliebt zu machen. Ihre Schwester Giulia hat mehr in Frankreich und England, als in Italien, einen Ruf erworben, welcher den der ältern Giuditta verdunkelte. Als ich jene zuerst vor neun Jahren sah, in Riccardo e Zoraide, war sie ein sehr schönes Mädchen, aber eine höchst mittelmäßige Sängerin. Später mehr ausgebildet, entzückte sie Paris und London, und erndete dann auch großen Beifall auf italienischen Bühnen.

Berlin, März.

(Fortsetzung.)

Theaterwesen.

Sprungweise auf das Theater gekommen, könnte ich über einige neue Stücke der Prinzessin von Sachsen und Raupachs berichten. Von jenen läßt sich indeß nicht mehr sagen, als was von den frühern derselben Verfasserin schon oft gesagt ist. Der Kreis ihrer Wahrnehmungen ist beschränkt, und es ist ein Ton, der durch alle klingt; aber er thut dem Ohre wohl nach so vielen Dissonanzen. — Raupachs Lustspiel: „die Lebensmüden," verdiente wohl eine ernstere Betrachtung; es hat hier angesprochen und verhältnißmäßig weniger Anfechtungen erlitten, als seine letzteren Stücke; doch spare ich mir meine Ansicht darüber für eine nächste Gelegenheit auf. Es schwirren mir die hundertfachen Anklagen aller Schulen und Parteien gegen ihn, den Gleichen, an, aufzuzehr in den Ohren, um für den Augenblick ein freies Urtheil zu haben. Fast könnte mich's verführen, wenn ich die Bestrebungen von allen Seiten summire, die ihn von seinem theatralischen Throne stoßen möchten, den Dichter für bedeutender zu halten, als meine eigene Ansicht ist; denn nur eine wirkliche Größe kann so allgemeine Angriffe hervorrufen. — Einige Personalveränderungen beleben wieder die Conversation, welche sich darin vergnügt; freilich jetzt nur noch ein ecclesia pressa. Die Tochter der einst gefeierten Sängerin Mad. Schulz, geborenen Klitschzy, eine junge Dame, nicht für das Theater erzogen, aber mit einer schönen Stimme begabt und wohlgelehrt für die Bretter, das, in Folge trauriger Wendungen in Familienangelegenheiten, plötzlich die Bühne betreten, und mit günstigem Erfolg. Eine jüngere Schwester soll ihr folgen. Die Sängerin Löwe ist von ihrer Triumphreise heimgekehrt, um auch hier ihre Lorbeeren zu pflegen. Man darf von ihrem Billigkeitssinn erwarten, daß sie ihre Gage nicht auf das Duplum steigern wird — sie beträgt, wenn ich nicht irre, zwischen 5000 und 7000 Thaler — denn wenn sie ernstlich darauf bestände, stände man hier keine Möglichkeit, es ihr abzuschlagen. Fräul. Lein v. Lichmann wollte oder sollte abgehen, wird sich aber erbitten lassen, durch einen neuen Contrakt gehalten zu werden. — Frl. von Hagn wird, um sich zu erholen, eine große Gastreise antreten, zu der ihr vorläufig fünf Monate verwilligt sind; sollten diese nicht ausreichen, so wird auch ein längerer Urlaub dieser beliebten Künstlerin nicht entstehen. Vorläufig wird sie den ersten Urlaubsmonat zu Gastrollen jenseits der Spree, auf dem Königsstädtischen Theater benutzen. Auch die Töchter unserer Ehrlinger, die beiden Sieh's, haben dauernde und vortheilhafte Engagements erhalten. Emil Devrient aus Dresden gastirte hier mit dem großen Beifall, den dieser treffliche Künstler verdient. Sie sehen, wenn auch nicht für das Schauspiel, für die Schauspieler ist hier noch die goldene alte Zeit. — Herr von Holtei, der nach dem, unter schreckhaften Umständen erfolgten Tode seiner Gattin, geb. Holzbecher, die Direktion der Rigaer Bühne niederlegt, wird wieder hier erwartet.

(Fortsetzung folgt.)

Beilage: Kunstblatt Nr. 25.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

№ 74.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Mittwoch, den 27. März 1839.

De nos jours il est devenu impossible de prévoir les progrès de l'art de s'habiller. Des génies supérieurs ont appelé à leur secours toutes les ressources de l'histoire naturelle et des sciences exactes; bientôt la science de l'habillement a pu compter aussi avec orgueil de dignes émules des Laplace, des Thénard et des Cuvier.

Code de la Toilette.
1829.

Moden.

Der Hut.

Der Hut ist offenbar das ausdrucksvollste und beredteste Stück der männlichen Kleidung. Er ist ein Hauptelement derjenigen Physiognomik, welche Jeder unwillkührlich im Verkehr mit seinen Nebenmenschen praktisch übt. Was sagt er nicht Alles, dieser die männliche Figur krönende und das Gesicht oben einrahmende Filz! Durch tausend feine, unmöglich zu classificirende Nuancen der Form, aber nicht der Form, welche vom Model des Hutmachers kommt, sondern derjenigen, welche das Anschmiegen an den Schädel dem Hute eindruckt, wird er eine Art von phrenologischem Multiplicator; denn sonderbarerweise sieht man, oft wenigstens, am Hut mehr von der Gestaltung des Kopfs, als am Kopf selbst. Durch seinen Abstand vom Ohr, durch seine Neigungswinkel gegen die Ebene des Horizonts, deren Verschiedenheit zu fein ist für die Meßkunst, deren Werthe aber das Auge mit instinktiver Sicherheit auffaßt, verkündet er ganze Classen und Stände, ganze Reihen von Leidenschaften und Gemüthsstimmungen, unendlich mehr, als man selbst glaubt, wenn man sich in diesem Punkte von seinen unbewußten Urtheilen noch nicht Rechenschaft gegeben hat. Von den gröbern, stehenden Zügen dieser Filzmimik sprechen wir dabei gar nicht, wie vom Hutsatz des Koketten, des Leichtsinnigen, des Liederlichen, des Zornigen, des Betrunkenen, des Frömmlers, des Frommen — dies sind zwei verschiedene Huttypen — des Soldaten im Civilrock, des gemeinen Juden, des gebildeten Israeliten ꝛc. ꝛc. Und all dies spricht und telegraphirt ein Cylinder oder ein oben oder unten abgestutzter Kegel mit einem breitern oder schmälern, so oder so aufgekrempten Rande. Die äußern, von der Mode bedingten Abänderungen der Form, die Frische oder der Verfall des Huts sind freilich auch sprechend genug, aber nicht mehr als dieselben Phasen an jedem andern Theil der Tracht, und Jeder weiß, wie wenig in dieser Zeit allgemeiner äußerer Uniformität aus der Form und Qualität eines Kleidungsstücks an sich zu schließen ist. Der ganz zerfallene und der von der gemeinen modischen Form auffallend abweichende Hut bilden nur gleichsam einen niedrigen Dialekt oder Jargon in der universellen Hutsprache. — Der muntere dreieckige Hut des vorigen Jahrhunderts, der nur uns in seiner Altersschwäche als Militär- und Diensthut so albern und steif vorkommt, war freilich schon durch seine eigenthümliche Form ein viel weiter tragender Telegraph, als der moderne runde, und seine Mimik eine höchst eindringliche und aufdringliche. Der Träger selbst konnte, namentlich durch die Neigung und seitliche Abweichung, die er der

Digitized by Google

charakteristischen Vorderspitze gab, benehm alle seine Humore und Leidenschaften signalisiren, und Zeichner und Schauspieler jener Zeit zogen daraus große Vortheile. Uns dünkt aber doch, als ob der Hut durch seine Arrondirung an Beredsamkeit nichts verloren und an Feinheit der Mimik nur gewonnen hätte.

Den Freund derjenigen Physiognomik, welche den beliebteren, unter Sinnesgleichen sich bewegenden und gleichsam in Scene gesetzten Menschen zum Gegenstand hat, könnte es fast verdießen, wenn ihm Bestrebungen zu Ohren kommen, wie die des philosophischen Pariser Hutmachers Jay. Der Mann möchte gerne seiner Kunst eine rationelle Grundlage geben. Er geht darauf aus, nach festen, wissenschaftlichen Gründen zu bestimmen, was für ein Hut nach Form und Größe für einen gegebenen Mann nach seinem ganzen Bau, besonders aber nach der Form seines Gesichts, zu constituiren sey. Noch einmal, man könnte sich über diese Hutmacherphilosophie ärgern und meinen, der Philosophie des Hutes geschehe dadurch Abbruch, wenn man nicht so gut wußte, daß all dergleichen, wenn es auch nicht bloßer theoretischer Esprit bleibt, höchstens die Bedachtsame complicirt und damit lohnender macht. — Jay schreibt Artikel über seine Kunst in den Pariser Journalen, und wir können uns das Vergnügen nicht versagen, seinen letzten Aufsatz der Hauptsache nach mitzutheilen. Seine Sprache ist weder sehr korrekt, noch sehr klar; die Franzosen werden aber, nach ihrem stehenden Spaße, behaupten, desto sicherer sey ihm ein Platz in der Akademie.

„Die Verbesserung, nach der ich strebe, ist auf den ersten Blick so gar wichtig nicht; sie ist aber in Wahrheit bedeutend genug; denn sie stellt etwas fest, was nicht feststand: sie führt das gegenseitige Verhältniß, das zwischen dem gutgekleideten Mann und seinem Hut, zwischen dem Hut und den Geisten des gesellschaftlichen Anstands bestehen soll, auf Grundsätze zurück."

„Für jeden Kopf gibt es eine nur für ihn passende Form, und eine Anzahl von Hüten mag sich noch so sehr gleichen, sie unterscheiden sich durch Nüanzen, die nur ein geschickter Hutmacher aufzufassen weiß; dies steht einmal fest, als unumstößliche Basis meiner Theorie."

„Der Hut muß mit dem gewöhnlichen Gesichtsausdruck in Harmonie stehen, er muß ein Abbild der Physiognomie seyn. — Um Form und Maaß des Kopfes aufzufassen, betrachtet der Künstler das Gesicht dans le degré supérieur de son diamètre (was heißt dies eigentlich?). Er streift von unten nach oben hinauf und faßt Zug für Zug, hält sich aber nur an den gewöhnlichen, natürlichen Ausdruck. Dies ist ein Hauptpunkt, und diesen Ausdruck aufzufassen, fällt dem Hutmacher in seinem Magazin eben nicht sehr schwer, weil sich hier das Gesicht so ziemlich in seine natürlichen Falten legt. Am Hof, im Cabinet des Ministers, der im Amte grau wird, auf der Rednerbühne der Kammern — ja, dort verstellt man geflissentlich sein Gesicht, dort kann ein aufmerksamer Beobachter getäuscht werden; dort braucht man aber auch keinen Hut. — Der Künstler kann nur dann das Maaß zu einem Hut nehmen, kann nur dann über Form und Proportion entscheiden, wenn die Person, die ihn tragen soll, vor ihm steht und die ganze Sache ihm überläßt."

„Der Hut muß auch mit dem Wuchs des Mannes in Proportion stehen, und dieser Grundsatz ist von großem Gewicht. — Ist die Person hoch gewachsen, so muß auch der Hut im Verhältniß groß seyn, und umgekehrt, wenn die Person klein ist. Cuvier, der nicht nur nicht groß, sondern untersetzt war und einen unverhältnißmäßig großen Kopf hatte, hätte einen Hut haben müssen, der letztern Fehler bedeckte; doch hier gehe ich vielleicht zu weit, wenn ich voraussetze, daß Cuvier sich könnte um Toilette gekümmert haben. Warum sollte er aber nicht? Heutzutage sind die ausgezeichnetsten Staatsmänner in Europa keine übelgekleideten Personen mehr, etwa Herrn v. Cancrin ausgenommen, der in seinem Cabinet immer eine an den Ellbogen durchlöcherte Jacke trägt; sie kleiden sich mit Geschmack, mit edler Eleganz. Ein ganzes Dutzend ließe sich aufzählen: Fürst Metternich, Robert Peel, Graf Molé, Herr v. Pasquier, und die jungen Staatsmänner und Diplomaten in ihrer Umgebung, welche in den Salons von London, Wien, Paris den Ton angeben. In der heutigen Welt darf ein hochstehender Mann nicht mehr schlecht oder ungehörig gekleidet seyn, so Großes und Wichtiges er auch im Kopf haben möge; im Gegentheil, er ist eine gutgekleidete, äußerst anständige, selbst elegante, ganz versührerische Persönlichkeit. Doch, ich komme von meinem Gegenstand ab."

„Ist der Kopf im Verhältniß zum Körper sehr groß, so muß ihn der Hut scheinbar verkleinern. In diesem Falle werden die Ränder breiter, um das Auge über das Mißverhältniß zu täuschen. — Ist im Gegentheil der Kopf zu klein, so muß der Hut ihn vergrößern. Aus einem vor mir liegenden Kupferstich von Devoet ersehe ich, daß der Kopf Larochefoucaulds, dieses feinen, kaustischen Sittenmalers, diesen Fehler hatte. Wäre ich zur Ehre ausersehen gewesen, den geistreichen Herzog zu bedienen, so hätte ich diesen Fehler verdeckt. Denselben Typus, wie der Herzog, nur mit Abstufungen, tragen mehrere unserer lebenden Berühmtheiten, wie Rossini, Odilon Barrot, Lablache, Arago, Thiers, Berryer ꝛc. — Ich habe Voltaires Hut nicht gesehen, aber hätte ich ihn zu machen gehabt, so hätte er doch seyn müssen, und gewiß mit Glück, denn das sarkastische Gesicht des Fürsten der Spötter war lang; auch die Ränder hätte ich breit gemacht; doch zu sehr durften diese beweglichen Züge, in deren Spiel man herrliche Gedanken und unbarmherzige Epigramme einander jagen sah, auch nicht beschattet werden."

(Schluß folgt.)

Digitized by Google

Villeggiatur in Weinsberg.

(Fortsetzung.)

Kerner sprach mit dem Fremden von einem Briefe, den Ersterer vor einem Jahre aus Amerika von einem Doktor Jackson erhielt, mit dem seltsamen Begehr (wegen Zweifeln und Anfechtungen, womit man ihn dort verfolge), zu bezeugen, daß magnetische Behandlung für den Zustand der Miß Bojer heilsam sey. Nun löste sich das Räthsel. „Das ist ja der Arzt des Mädchens," sagte der Schweizer; „lesen Sie nur genauer, es heißt ja nicht Bojer, sondern Bajer." — Man ließ Dorles alten Vater aus Löwenstein kommen, den es glücklich machte, Nachrichten von seinem Kinde zu hören. Er war es auch, von dem ich oben sprach; ob jene Stimme der Wahn erschuf oder ob sie aus tiefinnerstem Seelenleben ertönte, lehre die Zukunft.

Vorbei an dem hübschen fürstlichen Schlosse ging es zu den schönen Parkanlagen, welche die bedeutenden Ruinen umgeben. Ein herrliches Stück Erde: hier wilde, waldbedeckte Höhen, zuweilen mit saftiggrünen Flecken, auf denen ich Sennhütten zu schauen dachte; dort das ganze Weinsberger Thal bis zur Frauentreue, und noch andere ferne Bergkuppeln; unten Dorf an Dorf in Rebengärten; auf einsamer Höhe Löwensteins Friedhof, an die Alpenkirchhöfe mahnend! Lange sah ich auf die niedern Mauern, die Kreuze, die Hügel nieder, welche das Abendlicht verklärte. Dort wölbt sich auch das Grab der Dulderin von Prevorst. Ihr ruht wohl, ihr müden Glieder! Wir wanderten einen Theil des Heimwegs zu Fuß. Beim Sonnenuntergange war der Purpur wie im Golde geschmolzen und verzehrt. Als der Mond schon hoch über den Bäumen stand, flammte noch immer die Abendröthe; vor uns glühte noch der Tag im Westen und goß Rosenschimmer über die Weinberge; hinter uns war stillselige, duftige Mondnacht — ein Doppelbild mit wunderbaren Lichteffekten. Einem Maler würde es Niemand glauben.

Den 5ten Oktober.

Man hat die Hypothese aufgestellt, daß die Kometen bestimmt seyen, Lebensstoff und andere Kräfte im Weltall zu wecken und zu verbreiten, sonnenfernen Erden neue Lichtströme zuzuführen. So gibt es auch Menschen, die Wärme und Glanz austheilen und unsichtbare Bande durch die Welt der Herzen weben. Ein solcher Wärmeleiter in weitem Kreise ist Kerner. Wie sehr paßt auf ihn selbst, was ich ihn von einem Freunde sagen hörte: „Bei ihm ist jeder Muskel ein Herz!" aber auch seine Gattin in ihrer schimmerlosen Häuslichkeit ergibt sich bald als durchaus poetische Erscheinung; sie hat den praktischen Blick, die Thätigkeit, welche die Gattin des Dichters haben muß, soll er nicht allzurauh und ungelegen in die Wirklichkeit zurückgezerrt werden. Nach den gewöhnlichen Lebenscontrasten erwartet man nun vielleicht ein kaltes, schroffes Wesen; aber sie ist voll reiner Wärme und zarter Liebe für alles Schöne, und nur wenn sie den Mann ihres Herzens vergnügt sieht, seine Wünsche erfüllt, strahlt ihr wohlwollendes Gesicht von kindlicher Freude.

Den 4ten Oktober.

Dieser Zug charakterisirt Kerner: Er ging durch ein Dorf (Oberheinerieth) und kam an einem Bauernhause vorbei, dessen Fenster im untern Stocke mit Papier verklebt waren, und zwar mit Briefen, wie er bemerkte, als er näher hinsah. Sie enthielten rührende Klagen eines getäuschten Mädchens über den Verrath des Geliebten. Sie warf ihm seine Untreue vor und drohte, wenn er sie und ihr Kind verließe, ihn vor Gottes Thron zu laden. Kerner trat in das kleine Haus und traf eine alte Frau, wie sich bald ergab, die Mutter des Burschen. — „Ich habe da außen etwas gefunden," sagte jener, „was man wohl nicht mit Vorsatz hinsteckte," und machte der Mutter Vorstellungen über die Sünde, welche ihr Sohn begehe. — „Sind Sie der Herr Pfarr?" — „Nein, ich bin der Doktor von Weinsberg." — „Ja, aber das Mädle hat ja keinen Pfennig." — „Sieht Sie, Ihr Sohn kann aber doch mit ihr reich werden, wenn Gott ihn segnen will." — „Ja drum ist er jezt Arbeiter in Schwenningen und hat 200 Gulden Einkommen und will Eine heirathen, die Batzen hat." — „Thut nichts, mit der kann er arm werden, denn Gott straft ihn gewiß. Sag' Sie das Ihrem Sohn; ich nehme den Brief da mit; wenn Ihr Sohn seine Schuldigkeit gethan und ein gutes Gewissen hat, soll er das Papier wieder bei mir abholen."

Den 6ten Oktober.

Seit einigen Tagen hat Kerner neue Gäste: Doktor Strauß mit einem Freunde, einem Professor aus Stuttgart. Ich war über diese Erscheinung klar genug in mir, um ihr unbefangen entgegen treten, ihrer froh werden zu können, zumal in diesem Hause, das des Gekreuzigten Bild schmückt, in diesem Hause, zu welchem Strauß stets ein Heimathzug zurückführt, und wo der Wiederkehrende immer liebevoll von Kerner aufgenommen wird. Ich weiß, daß viele meiner Schwestern sich in Gedanken bekreuzigen, wenn man jenen Namen nennt. Je weiter mich mein Erkennen, Hoffen und Glauben von dem Wege scheidet, welchen Straußens Geist nahm, je harmloser und freier darf ich bekennen, daß sich wohl die Meisten ein falsches Bild von dem Manne machen. Sein Leben ist anerkannt ein streng moralisches. Dazu kommt ein freundlich bescheidenes Wesen, und bei viel Ernst oft kindliche Heiterkeit. Strauß ist ein hübscher,

Digitized by Google

junger Mann mit feinen, regelmäßigen Zügen, großen, durchdringenden Augen, groß, schlank, trägt den Kopf etwas vorgebeugt. Darf ich nun sagen, wie mir Strauß, der Gelehrte, erscheint? So und nicht anders mußte der Zögling neuerer, zunächst deutscher Philosophie werden. Er hatte die Kühnheit und Festigkeit, die Sünden eines halben Jahrhunderts auf seine Schultern zu nehmen. Es kommt mir gerade so vor, als wenn ihr viel ausgegeben habt, aber lange ruhig und munter in den Tag hinein lebt, bis es euch einmal in den Sinn kommt, zusammen zu rechnen; dann erschreckt ihr und schreit über die große Summe. Und Strauß ist eine solche philosophische Addition. Er hält euch, wie im Spiegel, alle eure Systeme vor. Das Resultat mußte einmal muthig ausgesprochen werden; es ist wohl gar eine heilsame Krisis für die kranke Zeit. Auch dieser Geist hat seine Sendung von oben, und der Glaube ist eine glückliche Wiegengabe. Müssen nicht vielleicht starke Arme an dem Granit rütteln, um recht zu zeigen, wie er zu den Grundvesten der Erde gehört? Und wer weiß, welche Bahnen Gott dem Sterbenden noch aufbewahrt? Ein Forscher, dem es, wie Strauß, aufrichtig um Wahrheit zu thun ist, darf seine Rechnung mit ihr nie ganz abgeschlossen wähnen.

(Schluß folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Berlin, März.

(Fortsetzung.)

Virtuosen. Rentengesellschaft.

Sollte ich von allen musikalischen Genüssen, mit denen wir überschüttet wurden, Ihnen Meldung thun, so würde der Berliner Correspondenzbericht selbst ungebührlich seine Ufer und Grenzen überschreiten. Nur die Namen der Fremden will ich nennen. Da war Thalberg hier, und entzückte, und riß hin, und ward besungen, gepriesen und recensirt, und die Uebercntzückten waren unzufrieden, nicht mit ihm, sondern mit der Kritik, daß sie nicht unzufrieden mit sich selbst gewesen, weil sie nur höchst zufrieden mit dem europäischen Virtuosen war, und nicht verzückt. Und drei Wochen später kam Ole Bull, der früher seine Saiten hier nicht ertönen lassen wollen, weil ihm der Generalintendant der königlichen Schauspiele, statt mit einem Lorbeerkranz, mit einem Butterbrode entgegengekommen war, und die Entzückbaren hatten Thalberg vergessen, und es gab nur Einen Meister — Ole Bull. Diese Verzückung legte sich inzwischen, und das schon während seines Hierseyns. Nicht daß man sein originelles Talent bestritt, aber das Bewußtseyn der Originalität, die sich als guter Theatereffekt, durch den sie anderwärts gewirkt, auch hier zur Schau trug, verstimmte, wie alle Absicht, die man merkt. Paganini war und blieb ein Kind der Natur, trotz dem, daß er ein volles Bewußtseyn hatte im Goldmachen. Ole Bull war aber kein Bär, der aus seinen norwegischen Gebirgslannen hervorbrach, die Cultur von Paris und London hatte ihn nicht allein beleckt, sondern zu einem feinen Gentleman gemacht, der Rede mächtig, fashionabel in jeder Beziehung; daher verwunderte man sich, ihn mit struppigem Bärenhaar auf den Brettern zu sehen: es war Kostüm und nicht Natur. Er erndete reichen, verdienten Beifall, vieles Geld, aber Ehrensäulen wird man ihm nicht errichten. Plötzlich verschwand er, als zwei Hofdamen während seines Spiels bei einem unserer Prinzen sich in die Ohren zischellen, so lautet die verbürgte Sage. Darüber sollte doch ein Künstler, wenn seine Kunst höher steht, als der Beifall oder die Aufmerksamkeit eines Hofkreises, hinwegseyn! Auch sind die Gedichte, Blumen und Kränze, die von den Höhen des Theaters herabflattern, jezt so wohlfeile Waare, daß ein erster Künstler sie eher verschmäht, als sucht. Die ihm wohl wollen, sagen: er ist noch sehr jung, und seine Originalität kann sich noch Bahn brechen zu einer Meisterschaft, die einst selbst über den Tand lacht, mit dem er jezt blenden will. — Eben tritt die Engländerin, Mistreß Shaw, auf, nicht empfangen durch Lorbeerkränze, Sonnete und Blumen, sogar in einem halb leeren Concerte; aber plötzlich vereinen sich alle Stimmen, welche Gewicht haben: dies ist eine Sängerin; und diese nicht gemachte Stimme hallt unwillkürlich durch Berlin. Mistreß Shaw fand hier einen Triumph, der von nichts gefördert wurde, dem nichts geholfen hat, als ihre Kunst, die nach dem Würdigsten ringt. Neben allen diesen Maladoren noch viele glänzende Meteore, Erwachsene und Kinder. — Man stellt nach Thalbergs u. A. Erscheinen die Preisfrage: bis zu welchem Gipfel kann die Virtuosität gedeihen, und ist sie, in ihrer höchsten Entwickelung, nicht der Tod des Genius und der Kunst? — Einen, der vor Jahren auch für einen Virtuosen galt, den Klavierlehrer Ludwig Berger, haben sie eben zu Grabe getragen. Als Virtuos trat er längst zurück vor den fertigen Meistern des Tages; aber er war mehr, ein schaffender Geist, dessen Compositionen ihn überleben werden. Rellstab hat in der Vossischen Zeitung eine treffliche Biographie des genialen Künstlers geliefert, der leider in den hypochondrischen Launen eines Genies in den lezten Jahren der Welt verloren ging. Derselbe, wie wir vernehmen, wird sich auch mit der Herausgabe seines musikalischen Nachlasses beschäftigen.

Bücher zu schreiben zur Verlängerung des menschlichen Lebens, ist außer Mode gekommen. Dafür gewinnen die Lebensassecuranzcompagnien bedeutendes Terrain. Die Berlinische ist in voller Blüthe, und eben tritt, nicht rivalisirend, aber ergänzend, eine preußische Rentengesellschaft in's Leben; diese, gleich jener, wenn nicht vom Staate garantirt, doch beaufsichtigt. Ihre Reglements sind im Ganzen die wohlbekannten anderer Tontinengesellschaften, daß dem Ueberlebenden einer geschlossenen großen Einbrüderschaft die Zinsrevennen der früher Gestorbenen zufallen. Es läßt sich erwarten, daß sie bei guter Administrirung bedeutenden Zuspruch haben wird. Unsere protestantisch industrielle Zeit bedarf der Institute, wo für das Alter gesorgt wird; die Klöster sind verschwunden, die Hospitäler reichen nicht aus, und der Staat wird von seinen Pensionslisten erdrückt, obgleich sie doch nur dem allerkleinsten Theil der Bevölkerung zu gut kommen. Fromme Wünsche vereinen sich in diesem Augenblick zur Stiftung protestantischer Klöster für die unverheirathet gebliebenen Töchter aus gebildeten Familien, welche ohne Hülfsmittel und ohne Aussicht auf ein Unterkommen sind. Leider nimmt ihre Zahl mit jedem Jahre erschreckend zu; die Wünsche dürften aber noch lange fromme, d. h. unerfüllte bleiben.

(Schluß folgt.)

Beilage: Intelligenzblatt Nr. 8.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

№ 75.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Donnerstag, den 28. März 1839.

Heilige Stunden!
Wen sie umschweben,
Fühlt sich im Leben
Selig mit Guten.
Goethe.

Villeggiatur in Weinsberg.

(Schluß.)

Wenn Strauß mit anatomisirendem Verstande die Welt zum Skelette entkleidet, so ist doch — wer löst die scheinbaren Widersprüche des menschlichen Wesens? — unverkennbar in ihm ein mystischer Hang, ein inniger Zug zu dem geheimnißvollen Gebiete der Natur. Ich sehe dar.n einen Ruf, ein innerstes Seelenbedürfniß nach dem, was die Vernunft unerbittlich verneinen will. Es liegt eine gewisse Herzensnaivetät darin; ich möchte sagen eine hungrige Seele, die den Verstand anbettelt, ihr einige Brosamen zu lassen. Ja, Glauben ist auch ein Geschenk von oben, ein Glück, kein Verdienst. Glauben ist ein Reichthum; nur er vermag den Geist zu sättigen, das Herz zu erfüllen.

Es gehört wohl zu den merkwürdigsten Contrasten, den tiefgläubigen Kerner, durch und durch Poesie, und Strauß, den verkörperten Zweifel, die eingefleischte mathematische Wissenschaft, Nord und Süd, einander gegenüber zu sehen, ja so heterogene Naturen in unbefangener Geisteshöhe zu heiterem Austausche vereint. Vor diesen Beiden fällt mir die wohlthätige Ironie der Natur ein, die neben jeder Giftart auch auf gleicher Scholle (sie sind Beide in Ludwigsburg geboren) das Antidotum wachsen läßt. Strauß vergebe mir die Metapher, der wirklich für ein Gift gar liebenswürdig und sanft aussieht.

Gleich in den ersten Stunden kam zufällig Kerners Siegel zum Vorschein, von Theobald, der nie zeichnen lernte, genial gestochen: im Schilde die Hexe auf dem Besenstiele, oben Satan mit zierlich geringeltem Schwanze. „Welcher Humor!“ rief Strauß, und der Hausherr machte auf unsere Bitten Abdrücke, die er zwischen mir und jenem vertheilte.

Wir saßen bis zum Sonnenuntergang auf der Warte. Mir diesen Tag noch denkwürdiger zu machen, waren zufällig auch Gäste von benachbarten Gütern eingekehrt, edle Frauen, mir nicht fremd, die zu den ausgezeichnetsten, den lieblichsten Erscheinungen gehören, welche hohe Salons zu bieten haben, und mehr als Einen Hof zieren. Die sonnige Landschaft war ganz Herbststille und Klarheit, und der östliche, ferne Gebirgskreis eben so wundersam beleuchtet wie der nahe Weinberg mit seinen grauen Trümmern. Der Professor, ein classisch gebildeter Mann voll Geist und Gemüth, sang zur Guitarre einige von jenen tiefergreifenden deutschen Liedern, die in einfacher Innigkeit bezaubern. — Abends in der traulichen Wohnstube lenkte sich das Gespräch wehmüthig auf den wohl siebzigjährigen wahnsinnigen Dichter Hölderlin in Tübingen. Theobald erzählte, man sehe jenen jetzt

Digitized by Google

nur noch hinter dem Hause am Neckar auf und ab gehen, wo er kleine Steine in seinen Rock sammle und dann wieder ausschütte. Als Justinus Kerner nach Tübingen kam, war ihm der wahnsinnige Hölderlin von Autenrieth übergeben, wie jedem Mediciner ein Kranker des Clinikums. Mörike kam während seiner Universitätsjahre häufig zu dem unglücklichen Dichter; dieser hatte oft helle, schöne Momente, wenn er sich aber in irgend einen Satz verstrickt hatte und fühlte, sich nicht mehr herauswinden zu können, so pflegte er ihn mit dem lezten schlagenden Argumente: „Z, ja!" zu schließen (wahrscheinlich als dem Endbuchstaben im Alphabet).

Den 7ten.

Einen Traum will ich hier aufzeichnen, den mir Strauß erzählte. „Ich träume fast nie," sagte er (eine Beobachtung, die sich mir schon öfter bei entschiedenen Verstandesmenschen wiederholte). „Voriges Frühjahr aber, wo mich gerade irgend ein Unternehmen beschäftigte, träumte mir, ich trage Getreide in eine Mühle und schütte es oben hinein. Die Körner kamen aber unten ganz wieder heraus, worüber ich erschrack, weil ich meinte, nun müsse die ganze Mühle zusammenbrechen. Als ich wachend darüber nachdachte, drängte sich mir selbst die Ueberzeugung auf, meine Mühe werde nutzlos seyn, und wirklich scheiterte auch das ganze Vorhaben." Ein ganz klares, abgerundetes Bild, und solche sind, wie Kerner hinzusezte, meist symbolisch. Liegt nicht eine schöne Ironie darin, daß Strauß einen so ganz biblischen Traum haben mußte?

Den 8ten.

Solche Scheidestunden sind immer ein Athmen unter Henkerbeil! Kerner begleitete uns, mich und meine Reisegefährten, nach Heilbronn, zeigte uns den Thurm, in dem Götz gefangen saß, und ein Erkergebäude auf dem Markte, das älteste in Heilbronn, das von den dortigen Ciceroni dem Fremden als ehemalige Wohnung des Käthchen von Heilbronn (!) gewiesen wird, und führte uns zu Peter Bruckmann. Das Künstlerhaus liegt fast am Fuße des Berlichingenthurms. Jener zeigte uns seine großartige Fabrik, in welcher wir einen kostbaren Altaraufsatz bewunderten, Kelche, Becken, Krüge von herrlicher Arbeit für die im byzantinischen Style erbaute neue reformirte Kirche zu Freiburg. Die Wohngemächer zieren werthvolle Kupferstiche und Gemälde. Wir sahen das Bild des Direkto:s Wagner, der Rahl nur zwei Stunden in Rom saß, höchst lebendig gemalt, „nur wie im Zorne hingeschmissen," meinte Kerner. Und nun mußten wir von ihm gehen. Davon will ich lieber schweigen. Mit Nachklängen aus den verlebten Stunden suchten wir Wanderer uns über die Trennung zu täuschen. Einer meiner Reisegefährten äußerte treffend: Kerners Haus ist eine weltliche Kirche, vor welcher alle socialen Laster abgelegt werden.

Nachträglich.

Ueber Kerners Seherin von Prevorst und die Gefängnißgeschichte haben sich mir an Ort und Stelle von allen Seiten eine Menge unbefangener, glaubwürdiger Zeugnisse aufgedrängt, die mir verbürgen, daß diese Erscheinungen wirklich und objectiv sind. Zudem, man zeige mir in jenen Blättern Ein Wort, das sich selbst widerspricht oder dem Buche der Bücher. Also eine Lebensfrage: wer an die Bibel glaubt, kann auch die Möglichkeit jener Erfahrungen nicht leugnen, mit denen die Naturwissenschaft, so weit lezlere bis jezt vorgeschritten, nicht selten im Einklange steht. Wer aber der heiligen Schrift nicht glaubt, nun, wie könnte der armen Menschen glauben? — Es gab eine Zeit, ich gestehe es, wo mir diese Erscheinungen zu prosaisch vorkamen. Eben das Alltägliche, Farblose, was hie und da widrig berührt, ist eine neue Bürgschaft für die Treue der Darstellung. Niemand zweifelt wohl, daß es Kerner leicht gewesen wäre, einen poetischen Schmelz über das Ganze zu gießen; aber er hat mit altenmäßiger Genauigkeit die Wahrheit aufgezeichnet, wie er sie empfing. Lagen auch höhere Gebilde klar vor dem innern Sonnenauge der Seherin, das Sprachkleid, in welches sie ihre Gedanken hüllen mußte, blieb den Gesetzen einer beschränkten geistigen Sphäre und herkömmlichen Volkssitten unterthan, aus denen die einfach bürgerliche Frau nie getreten war. Sobald man hie und da über die Form weg zu blicken vermag, schwindet alles Störende. Im Kerne der Ideen ist nichts, was sich nicht mit den erhabensten Vorstellungen verträge, die Glauben und Philosophie sich von einer Geisterwelt schaffen mögen; z. B. jener dunkle Zustand irrer Geister, aus dem sie zum Lichte ringen. Ihre Hölle ist, daß sie nicht zu Gott gelangen können, und nur ihre Sunde, ihre Unvollkommenheit hält sie fern von ihm. Das Böse ist sich selbst Strafe. Welche Sehnsucht nach dem Himmel! und die nächtigen Seelen, in welche dieser Strahl noch nicht drang, die das Heilige zu verspotten suchen — wie unselig, wie elend in ohnmächtiger Wuth! — Ist nicht ihr Haß die grimmigste Hölle, Selbstverdammung? wie schön, ja, wenn ich so sagen darf, wie poetisch! Wo sonst denn auch, als in Gott und seiner Liebe, glühte die einzige, die tiefste, wahre Poesie, von der alle andern Dichtungsschimmer nur verwehte Staubfunken sind, Himmelsfeuer, das der Genius stielt? Andernseits beleidigt euch das kindisch abgeschmackte Treiben gewisser Gespenster, das sich, meint ihr, nicht mit Amt und Würde eines Geistes verträgt. Geist ist eben auch keiner da: das sind thierische Seelen, die im

Digitized by Google

Leben gar nichts thaten, den Gotterfunken anzufachen, nur Neigungen des Leibes fröhnend. Er zerfällt, kaum glimmt noch das Geisteslicht, und das Wesen, welches ganz nur Körper war, muß ohne diesen natürlich noch eine geringere Stufe einnehmen, als der Mensch. Und dann mögen wohl Ruf und Wink dieser hülfsbedürftigen Geschöpfe aus ihrer grenzenlosen Oede nur sehr unvollständig und verworren bis zu uns dringen.

Moden.

(Schluß.)

„Durch die Beobachtung dieser Verhältnisse versündigt man sich nie gegen die Mode, gegen die wahre Mode, wider welche der Geschmack nie Einsprache einlegen kann, denn Mode ist nur „une mobilité du goût.“ Ich weiß nicht so recht, wer dies ausgesprochen hat; wenn aber ja ein Hutmacher Montesquieu citiren darf, so meine ich, der Ausdruck sey von ihm. Unsere französischen Hüte sind die ersten in der Welt, die leichtesten, geschmeidigsten, besonders aber die proportionirtesten; sie lassen die Stirne frei, und deßhalb sind sie einer Menge kleiner Modifikationen fähig. — So muß für ein Gesicht mit sehr langem Gesichtswinkel der Vordertheil des Huts merklich oval geschnitten seyn; dies ist unumgänglich nothwendig. Diesem Typus gehören an die Köpfe von Orfila, Lamartine, Lamennais, Garnier-Pagès, Villèle u. s. w.“

„Das Publikum weiß recht wohl, welche Bedeutung auch dann dem Hut zukommt, wenn man ihn graziöser Weise in der Hand führt, dem Hut in Aktualität, wie man ihn im Salon gerade vor sich hin hält, so recht unter den Augen der Person, welcher man eine Bitte vorträgt, oder der schönen Dame, der man ein Kompliment macht. Hier gibt der Hut in der Gesellschaft den Händen Beschäftigung und Unterhaltung, und diese Eigenschaft des Huts ist im Winter zu kultiviren. — Im Sommer dagegen muß sich alle Sorge dem Hut als Abschluß des Gesichts zuwenden. Ich habe sehr oft die Bemerkung gemacht, daß leberdige, feurige Geister sich gegen den Zwang einer schweren Kopfbedeckung empören. Dergleichen Leute sieht man auf der Straße mit dem Hut in der Hand, und dies hat seine großen Nachtheile, nur vom Schnupfen und dergleichen zu reden. Mirabeau ging beständig mit bloßem Kopf, und ich habe Rover Collard, Lafitte und Sauzet so gehen sehen. — In der bösen Revolutionszeit, unter der Herrschaft der traurigen, affektirten Sittenrobheit, sah man Deputirte mit dem Hut auf dem Kopf den Sitzungen des Konvents anwohnen, z. B. Bourdon de l'Oise, Lejeune, Legendre u. a. Als aber die Trümmer der anständigen Gesellschaft sich unter dem Konsulat wieder zusammenfanden, als die natürlichen Züge des französischen Nationalcharakters wieder zum Vorschein kamen, da nahm man auch den Hut wieder ab, und er nahme fortan das Gesicht nur auf der Straße und auf dem Spaziergang ein.“

„Mein nach Anleitung der von mir aufgestellten Theorie verbesserter Hut steht somit einerseits durch seine ganze Form mit dem Gesicht in Proportion; andererseits ist er leicht, weich, elegant gebaut und macht erforderlichen Falls, wenn man ihn in der Hand führt, eine ganz graziöse Figur. Diese paar Ideen, für so richtig ich sie halte, haben freilich nicht den Werth, als ob der Hut von Neuem erfunden worden wäre; man wird mir aber hoffentlich die Anerkennung nicht versagen, daß er dadurch veredelt worden ist. Hat es denn so gar nichts auf sich, wenn man einem Gewerbe, das nachgerade alt und stumpf wird, ein Bischen neues Leben gibt, wenn man ein Geschäft, dem man sich von Jugend auf gewidmet, mit Umsicht ein wenig vorwärts bringt? Hat es gar nichts auf sich, wenn man Gesichter ein bischen hübscher macht, die nichts weniger als ganz hübsch sind?“

Jay, Hutmacher!

Jay, Hutmacher! Wie großartig einfach! Wie ganz französisch der philosophische Excurs, und wie ehrlich deutsch die Unterschrift! Hunderte seiner Landsleute und Kollegen hätten gesetzt: „Begründer der Theorie der rationellen Hutconstruktion.“ Aber dem Mann scheint die Veredlung der Kopfbedeckung seiner Mitmenschen ernstlich am Herzen zu liegen, und jeder Spaß in der Kunst macht bescheiden. Die Ideen des Mannes haben übrigens manche Erinnerung in mir geweckt. — Zu Anfang seines Aufsatzes sagt er: In der unendlichen Mannigfaltigkeit von Gesichtern seyen doch gewisse feste Typen herauszugreifen; er führt deren drei auf. — „Ein Hut für einen Engländer,“ sagt er, „lang oder alt, ist gewöhnlich mit einem langgezogenen Gesicht in Proportion zu setzen; dies ist wenigstens das Prinzip. Bei einem Hut für einen Deutschen geht man vom runden Typus aus; im Allgemeinen aber gehören die Gesichter auf dem Festlande der ovalen Form an.“ Was er vom deutschen Typus sagt, ist nicht unrichtig; an den germanischen Köpfen ist in der Regel der obere vordere Theil bedeutend entwickelter, der Durchmesser von einem Jochbogen zum andern größer als bei den celtisch-gallischen; hiedurch wird nothwendig das Gesicht oben in die Breite gezogen und das Oval gestört. Diese Eigenthümlichkeit des Baus bringt es aber ferner mit sich, daß auch der horizontale Querdurchschnitt des Schädels über den Augen sich weiter vom Oval entfernt und vorne eckigter ist, als bei Schädeln mit kleinerem Querdurchmesser der obern Gesichtspartie. Da nun die Hüte durchgängig

Digitized by Google

gleichmäßig oval gebildet werden, so folgt aus jenem Verhältniß, daß der Deutsche in der Regel weit länger als der Franzose zu suchen und zu probiren hat, bis er einen passenden Hut findet; und der passende zwängt ihn am Ende doch an den Schläfen, und er muß sich erst in den Filz hineinleben, ihm seinen phrenologischen Charakter eindrücken, wodurch zwar der Hut endlich ein Theil seines Wesens, aber auch aus seiner ursprünglichen graziösen Form naturalistisch in diejenige gebogen wird, welche ihm ein nach Jay gebildeter wissenschaftlicher Hutmacher à priori gegeben und mit eigenthümlichem, unverwüstlichem Reiz bekleidet hätte. Daraus folgt ferner von selbst, daß der Franzose weit eher als der Deutsche seinen Hut nonchalamment so oder so aufsetzen kann, wie er ihm in die Hände kommt, während der Deutsche die Marke der Vorderseite suchen muß. Ich erinnere mich, daß ich in Paris ein ganzes Hutmagazin durchprobirte; Aehnliches war mir zwar früher auch in Deutschland begegnet; ich wunderte mich aber damals, denn so jung ich war, wußte ich doch, daß Paris gegen unsere transscendentale Philosophie die Philosophie der Toilette mit Glück in die Wagschale legt, und ich meinte, es müßte einem Pariser Hutmacher ein Spiel seyn, einem barbarischen Schädel einen Hut zu improvisiren, zumal sie kurz vorher beim Einfall der alliirten Heere den Typus genugsam kennen gelernt und wohl auch mit Hüten bedient. Ich erhielt aber damals vom Hutmacher auch nicht die leiseste rationelle Andeutung; freilich wählte ich meinen Hut, was mir jetzt nicht einfallen könnte, in der Straße St. Jacques, im Revier der eigentlichen Wissenschaft, und man muß über die Brücken gehen, um die Professoren der Toilette zu finden.

Die oben angedeutete Eigenthümlichkeit unserer Gesichter macht nothwendig, daß manche in die Mode kommende Hutform, welche auf den französischen Durchschnittstypus berechnet ist, vielen unter uns recht sehr übel steht. Mir schweben dabei namentlich jene Hüte vor, welche durch die vorne und hinten nicht breite und seitlich rasch, fast anliegend aufgebogene Krempe sehr schmal erscheinen. Es gibt derbe deutsche Gesichter, welche unter einem solchen neckischen, leicht und verwegen aufgestürzten Hütchen wie ausgequollen aussehen oder wie in einem Hohlspiegel in die Breite gezogen. Man könnte wünschen, daß Jay mit seinen Reformideen durchdränge, wo denn auch bei uns, in der terra obedientiae, die Disciplin der Kopfbedeckung lurer, liberaler und mehr ad hominem sich gestalten könnte. Aber der Liebhaber burlesker Figuren hat nichts der Art zu fürchten, so lange die absolute Herrschaft der Mode weit besser garantirt ist als irgend eine in Europa.

Korrespondenz-Nachrichten.

Berlin, März.

(Schluß.)

Der Bühnstreit. Das neue Lesekabinet.

Für literarische Kriege ist keine Zeit, wo die religiös-politischen Controversen die ganze Aufmerksamkeit in Anspruch nehmen. Der Krieg der Hegelianer und Antihegelianer, in Halle-Leipzig aus, konnte daher nicht so in's Leben eingreifen, als es zu anderer Zeit wohl der Fall gewesen wäre. Gutzkows Befähigtheit, von Gans angefochten, gehörte eigentlich in die gelehrten Arenen; aber auch das streng Fachwissenschaftliche kann sich nicht mehr isolirt verschanzen; es wird irgend wie in's Leben hinübergezogen. Damit will ich nicht sagen, daß der Weinhändler, Herr Louis Drucker, der ein Debut seiner Sängerin Achmalia Rindfleisch, und damit ans Räubigte; es werde sich nun entscheiden, ob der Beruf ihrer Stimme ein Recht, oder ein bloßes Faktum sey, den Besitzstreit popular machte, aber die Streitschriften fanden und finden schon ein größeres Publikum, als sonst. Da ein Studiosus Schaaff für Saalfeld gegen Gans geschrieben hat, will man wissen, daß Gans einen Studiosus Widder gethan den, der gegen Schaaff für Gans'sche Theorie verfechten wolle.

Das Berliner Lesekabinet, von Rebenstein und Andern gegründet, ist nun in Wirksamkeit getreten, und expernt sich eines Gedeihens, das bei der Umsicht, mit der es geleitet wird, noch weitere Fortschritte verspricht. Merkwürdig bleibt es immer, daß ein solches Institut im großen Berlin erst 1839 in's Leben getreten ist, und daß noch jetzt, ungeachtet der Theilnahme und angemeinen Anerkennung, die es findet, verständige Leute der Meinung sein können, es werde nicht bestehen, weil — Berlin nicht die Stadt dazu sey; d. h. weil noch nicht so viel Gemeinsinn darin wohne, um an einem öffentlichen Orte, wo Jedermann Zutritt hat, und Jeder gleiche Rechte, das zu suchen, zu lesen, zu durchblättern und zu besprechen, was wir bis da gewohnt waren, zu Hause, im Schlafrock, am Ofen zu lesen; als ob, wenn auch langsam, nicht auch bei uns die Zeit darin fortgeschritten, und andere Bedürfnisse rege geworden wären: Die Zahl derer hat sich bedeutend vermehrt, die nicht mehr Monate lang warten mögen, bis eine Neuigkeit zu ihnen kommt; auch derjenigen, welchen unsere Zeitungen nicht genügen, um von den Verhältnissen, welche auf Klein und Groß zurückwirken, einen klaren Begriff zu erhalten. Aber auch der Gelehrte will die meisten Kämpfe in Wissenschaft, Kunst und Kritik nicht mehr ein Jahr später in der Journalmappe in's Haus getragen sehen; er verlangt nach einem Orte, wo er vorläufig das Neueste durchblättern und von dem Breite nehmen kann, was seine Aufmerksamkeit fordert. Und wäre es auch nur der Fremden willen; sie dürfen in der Hauptstadt der norddeutschen Intelligenz einen Ort erwarten, den sie in den kleinsten Städten finden, wo Literatur und Journalistik ihnen täglich zur Einsicht offen steht; und die Fremden allein dürften jetzt schon ein solches Institut eben so bedingen, wie unterhalten können. Aber es ist zu hoffen, daß das Lesekabinet, wie jetzt schon der Anfang gemacht ist, mehr und mehr ein freier Vereinigungspunkt, eine Art literarischer Börse der Berliner Gelehrten, Literaten und Literaturfreunde werde, wo der Fremde die namhaftesten kennen zu lernen und zu sprechen Gelegenheit finde, was durch alle unsere literarischen Gesellschaften nicht erreicht ist. So comfortabel die jetzige Einrichtung des Kabinets ist, so muß es freilich, um dies möglich zu machen, wie schon angedeutet und versprochen ist, aus einem Kabinet in einen Lesesaal oder Säle sich verwandeln.

Beilage: Kunstblatt Nr. 26.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

№ 76.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Freitag, den 29. März 1839.

— Heil'ge, stille Mutter
Der Gestirn' und himmlischer Gedanken!
Herder.

Liebeleben.

Lyrischer Cyklus von E. Mayerath.

XI.

Du liebst gleich mir ein stilles Sinnen
Gedankenvoll um Mitternacht;
Dann schließt die Seele gern nach innen,
Der Blume gleich, die Blätter sacht.
Am Herzen, wo die Lebensquellen
In heil'ger Schönheit niederrauschen,
Sitzt still die Seherin — belauschen
Will sie sich selbst in diesen Wellen.

Und über ihr in blauen Hallen
Entschleiert sich in Lieblichkeit
Mit ihren Sternenkindern allen
Die weite Unermeßlichkeit.
Der Mutter Auge sieht hernieder
Mit einem Blick holdsel'ger Milde,
Da heben leis sich tausend Lieder
Aus jeder Blume im Gefilde.

Heimath und Freiheit! alle Schranken
Der armen Erde brechen ein,
Da schreiten ewige Gedanken
Stumm in die Menschenbrust hinein,
Wie Engel in des Bettlers Hütte.
O seyd willkommen, hohe Mächte,
Und keine rauhe Hand zerrütte
Die große Ahnung dieser Nächte!

XII.

Oft wann von deinem Mädchenmunde quellen
Die Seherworte licht und wunderbar,
Nicht hört mein Ohr die Rhythmen ihrer Wellen,
Doch ist ihr Geist dem Geist lebendig klar.
Wie sich des Eilands schlanke Pappel neigt
Von Uferhöhn zum stillen Meeresspiegel,
Sie sieht tief unter Wogenschlages Siegel
Ihr Bild, das Land, den Himmel, und sie schweigt:—

So ist mir oft, als könnt' ich ganz mich neigen
In deine Seele, hohes Weib, hinein,
Im Heiligthum des Lebens unter Schweigen
Ein unergründliches Beisammenseyn.
All seh' ich sie in deines Auges Glut
Die leuchtenden Gedankenkinder gaukeln,
Die du bewegst; wie leichte Elfen schaukeln
Sie sich geheim in dieser stillen Flut.

Digitized by Google

XIII.

Jenny, in diesen sanften Tagen
Gedenk' ich gern der kühnen That,
Als ich zuerst mit trunknem Wagen
In offne Lebensschranken trat.
In hundert Bildern mannigfaltig
Wie reich, wie lockend aufgethan
Sah mich berauschend, vielgestaltig
Die Allmacht der Erscheinung an!

Ich fühlte wechselnd mich gezogen
Mit jedem neuen Morgenroth,
Befriedigt hier und dort betrogen,
In höchster Fülle höchste Noth!
So fern das Ziel, so nah die Fehle,
Die Kunst so groß, so kurz die Zeit —
Mir brach der Muth der starken Seele
In dieser Mannigfaltigkeit!

Nun ruht auf Einem schönen Traume
Die Wandermüde selig aus;
Sie baute sich im engsten Raume
Mit dir ein freundlich schönes Haus.
Von hier in einfach großen Zügen
Entfaltet sich das Leben klar,
Und Alles muß sich sanft fügen,
Was sonst in Streit befangen war.

XIV.

Wie nur die Monde süß vergehen
In seliger Beschaulichkeit,
Wir hören nicht vorüberwehen
Den Adlerflügelschlag der Zeit.
So nah dem ganz gemeinen Leben,
Und seinem Jammer doch so weit,
Erloschen Sorge ganz und Streben
In Einer großen Seligkeit.

Sich wie du bist dem Andern geben
Des Daseyns schönen Traum entlang,
Das ist das ew'ge Liebeleben,
Gedankentiefer Müßiggang!
Kein Suchen hat es je gefunden,
Nichts mit der Erde hat's gemein,
Vollendet ist's, so will's empfunden,
Nachlässig groß genossen seyn.

Der Fasching und die Fasten in Paris.

Das menschliche Leben ist so mechanisch wie ein Uhrwerk, welches in abgemessenen Zwischenräumen aufgezogen wird und nach geregelten Gesetzen abläuft. Jedes Jahr kehren zur festgesetzten Stunde dieselben Freuden, dieselben Lasten und dieselben Verpflichtungen wieder. Zu Weihnachten wird bescheert, zu Neujahr gratulirt, im Fasching getanzt, in den Fasten gepredigt, am Allerheiligentage geweint und am Fastnachtdienstage gelacht. Jede Gewohnheit, selbst die Gewohnheit des Schmerzes und der Langeweile, übt eine unbestreitbare Macht. Ich habe einen Ehrenmann gekannt, welcher seit zwanzig Jahren immer um dieselbe Zeit das Podagra bekam. Eines Tags fand ich ihn über alle Maßen verstimmt, traurig und verdrießlich; warum? weil sein Podagra zur gewöhnlichen Zeit ausgeblieben war und ihm erlaubte, im Zimmer auf und ab zu gehen, anstatt ihn an seinen Lehnstuhl zu fesseln. Er vermißte mit Schmerzen und Kummer das Podagra, welches er sich einmal angewöhnt hatte, wie alles Andere. Aus demselben Grunde, glaube ich, besteht der Fasching in Paris noch fort; er wird jedes Jahr gefeiert, weil es hergebracht ist; denn da die Fasten nicht gehalten werden, so hat der Karneval Sinn und Bedeutung verloren und die Maskeraden und Maskenbälle sind keine eigentlichen Feste mehr, sondern eine von Alters her überlieferte Einrichtung und Sitte, welche mit dem Zeitgeist und mit dem Tode ringt, wie so viele andere abgelebte und abgelaufene Einrichtungen der Gegenwart. Alles fällt und vergeht: Staaten, Minister und Maskenbälle. Wenn die Sitten sich umgestalten, so theilen die Vergnügungen und Belustigungen das Schicksal der Sitten; denn sie sind mit ihnen geboren und sterben mit ihnen.

Für die ehemalige französische Gesellschaft, welche den strengen Regeln der Etikette unterworfen und classenweise numerirt war, hatte ein Maskenball Bedeutung und Reiz. Die Vermischung der Stände, die unerwarteten Abenteuer, die phantastischen Begegnungen, die kecken Intriguen, die Vortheile des Incognito, das Pikante der Vertraulichkeit und des Duzens, kurz das ganze bunte Treiben und lustige Durcheinander einer Karnevalsnacht gewährte damals einen in der That ungewöhnlichen Genuß. Ein Maskenball war zu jener Zeit eine sociale Revolution und Umkehr, welche um Mitternacht anfing und um sechs Uhr Morgens aufhörte; es war eine Emeute bei Wachskerzen. Dreimal im Jahr feierte die altfranzösische Monarchie eine demagogische Freinacht und verwandelte sich in eine Republik, aber in eine Republik mit sanften, weißen Händen, in Manschetten und gestickten Fracks, deren zudringlichste Vertraulichkeiten einen angenehmen Duft von feiner Lebensart um sich verbreitete, deren größte Ausgelassenheiten stets mit Sammt und Seide gefuttert waren und stets nach dem Oeil-de-Boeuf rochen. In jenen glücklichen Tagen gab es in Frankreich noch keine Journalisten und Belletristen, welche unter dem Schutze der Preßfreiheit, mit Vorbehalt der Kaution,

Digitized by Google

Geldbuße und Gefängnißstrafe, die Geheimnisse eines Jeden der ganzen Lesewelt in die Ohren schrieen. Die damaligen Zeitungsschreiber und Feuilletonisten waren schöne, liebenswürdige, geistreiche Frauen, welche das Amt einer furchtbaren und angebeteten Tagspresse verwalteten, die unter dem Schutz der Maskenfreiheit feine und spitzige Epigramme, pikante Anspielungen, köstliche Grausamkeiten und süße Verleumdungen in die Ohren flüsterte und Alles sagen durfte und Alles sagte, ohne Kaution zu stellen und ohne vor Gericht geladen zu werden.

Selbst Bosnet hat die Maskenbälle in seinen Schutz genommen; er bemerkt in seiner allgemeinen Geschichte des heiligen und profanen Tanzes, es sey nicht gestattet, auf dem Ball eine Maske zu entlarven. „Die Maske," fährt der berühmte Erzbischof von Meaux fort, „hat sogar das Recht, die Königin des Balls zum Tanze aufzufordern, wenn es auch eine nicht maskirte Prinzessin von königlichem Geblüt seyn sollte; wie ich es auf einem Balle, den der König in Versailles gab, von einer als Krüppel verkleideten und in ein altes Laken eingemummten Maske gesehen, welche die Keckheit hatte, die Herzogin von Burgund aufzufordern, die so gnädig war, die Aufforderung anzunehmen, um die Ordnung des Balles nicht zu stören. Man brachte später in Erfahrung, daß die Maske ein simpler Küchenjunge war; indeß wurde es ihm durchaus nicht übel genommen, weil es eine Freiheit ist, wozu der Maskenball berechtigt."

Man stelle sich vor, welchen Lärm die heutige Finanzaristokratie des Juste-Milieu erheben würde, wenn der Oberkoch in den Tuilerien es sich einfallen ließe, mit der Prinzessin Clementine oder mit Madame Adelaide zu tanzen! Ja, wenn in einer französischen Provinzialstadt der Küchenmeister des Präfekten auf einem Maskenballe mit der Frau des Präfekten oder des reichen Kohlenhändlers tanzen wollte, so würde Jedermann die Hände über dem Kopf zusammenschlagen und das Ende der Welt prophezeien. Die alte Zeit war die gute Zeit für den Maskenball, welcher damals seine befremdende Anomalie, sondern eine gesellschaftliche Nothwendigkeit war; eine in der That höchst lustige, nicht so traurige Nothwendigkeit, wie die meisten von denen, welche man gegenwärtig zu erdulden hat. Allein was bedeutet ein Maskenball für die durcheinandergemengte, zusammengeschuttelte und von Contrasten wimmelnde Pariser Gesellschaft im Jahr 1839, welche nicht weiß, von wannen sie kommt, was sie ist und wohin sie geht? die wie ein losgeschneller Kreisel sich in rasendem Umschwung um sich selbst herumdreht und von Tag zu Tag, oder vielmehr von Nacht zu Nacht ihr Dasein im Schwindel hinschleppt?

(Fortsetzung folgt.)

Englischer Puff.

Der Schreiber dieser Zeilen sammelt schon seit längerer Zeit komische und übertriebene Zeitungsankündigungen aus deutschen, französischen und englischen Blättern, was der älteste Sohn der freien Presse, der Britte, Puffs nennt, und wofür die andern Völker noch keinen Namen haben. Ich bin überzeugt, daß sich die Völker kaum in etwas Anderem schärfer zeichnen, als in diesen Fabrikaten, welche ihre Vertaufslustigen vor dem lieben Publikum schreiben. Namentlich wird sich der wesentliche innere Unterschied zwischen esprit, humour und Spaß recht deutlich herausstellen. wenn man drei analoge, sich über verwandte Gegenstände verbreitende und mit dem entsprechenden Nationalsatz gewürzte Annoncen hintereinanderlegt. Noch ist es mir nicht gelungen, ein recht charakteristisches Kleeblatt aufzutreiben; Amben besitze ich bereits, und ich werde sie auch mittheilen, wenn keine Pufferne herauskommen will. Da man aber doch einmal anfangen muß, so setze ich einen Puff her, der mir eben unter die Hände kommt, und den ich nicht aufheben mag, weil in Deutschland, wo nach Theaterkritiken so gar keine Nachfrage ist, sich kein Pendant dazu ergeben wird. Es muß bemerkt werden, daß diese Ankündigung, wenn auch scherzhaft gehalten, nicht etwa ein bloßer Scherz ist.

„An den hohen Adel, die feine Welt und die Liebhaber der schönen Künste insgesammt. Master George Redbreast gibt sich die Ehre, hiemit anzukündigen, daß er braustragt ist, eine Aktie von 50 Pf. Sterl. zu der vorzugsweise classischen, dabei glänzendsten und besuchtesten Kunstanstalt in den drei vereinigten Königreichen, bekannt unter dem Namen des königlichen Theaters von Drurylane, aus freier Hand zu verkaufen. Diese Aktie, Master Redbreast hat die Ehre und das Vergnügen, solches ausdrücklich bezeugen zu können, sichert ihrem glücklichen Besitzer das unveräußerliche Recht auf ein Freibillet zu, welches Recht keineswegs von der Laune eines etwaigen neuen Unternehmers abhängig, sondern dem Aktionär ganz so wohl erworben ist, wie das Eigenthum besagten Theaters Sr. Gnaden dem Herrn Herzog von Bedford. Master Redbreast entspricht nur seinem Rufe als redlicher Mann, auf den er stolz ist, und dessen er bei den ausgezeichnetsten Personen Großbritanniens genießt, wie unter Andern bei Sr. königlichen Hoheit dem hochedlen Herzog von York, wenn er ausdrücklich erklärt, daß der Käufer der sagter Aktie mit derselben das Wahlrecht in Westminster nicht erwirbt. Dieser Umstand kann aber nicht anders, als dem Käufer zur besondern Befriedigung gereichen, da er das durch dem Lärm und der Langeweile politischer Streitigkeiten überhoben wird, und sich ganz den Eindrücken erhabener Lust hingeben kann, welche Shakespeares entzückende Sehnsüchten empfänglichen Gemüthern gewähren. Das Theater von Drurylane ist so glücklich gelegen, daß der Absteiger, in welchem Theile der Hauptstadt er auch wohnen mage, zu diesem Tempel des Genies nicht weiter kann, ohne die angiehendsten Auftritte aus dem vielbewegten Leben vor seinen Augen vorübergehen zu sehen. — Master Redbreast ist sich bewußt, daß man nicht fertig würde, wollte man die herrliche Ausstaltung des Hauses im Innern, die classische Pracht des Proseniums, die Geräumigkeit des Orchesters, die Geschlichkeit der Logenschließerinnen, die Bequemlichkeit des Foyers nach Gebühr preisen. In diesem Prachtgebäude kann der Aktienträger seinen Geist bilden und seine Loyalität als britannischer Unterthan rege erhalten, indem er dort Master Van Amburgh und seine Löwen, und hier Victoriens Lächeln sieht; in minder ernster Stimmung, in den Zwischenakten, mag er den Glanz des feenhaften Kronleuchters mit dem Feuer vergleichen, das aus den Augen der Hofdamen strahlt."

Digitized by Google

Korrespondenz-Nachrichten.

Wien, März.

(Aus einem Privatschreiben.)

Faschin. J. Strauß. Musik.

Erlassen Sie mir die Schilderung von dem tollen und buntscheckigen Treiben des Faschings; ich danke Gott, daß er vorüber ist. Diese Genußjagd par force, dieser Lustrausch ex officio grenzt an Barbarei. Der Mensch esse, wenn ihn hungert, lache, wenn ihm das Herz aufgeht; die Meisten aber sind Sklaven der Zeit, der Jahre, des Kalenders, und wenn der Sklaventreiber ruft: es ist Mittag, so eilen sie, sich den Magen vollzustopfen, und wenn er ruft: es ist Fasching, so stürzen sie sorgfaser zum Tanze und drehen trunkend sich in dem tollen Wirbel, als ob die Hexensitsche ihnen um die Ohren schwirrte. Und nirgends ärger als in Wien. Hier, wo es ewig Fasching ist, wo man das ganze Jahr über geigt und tanzt und sich das Leben vollauf schmecken läßt, hier ist man in nicht geringer Verlegenheit, wenn der wirkliche Fasching herumkommt und uns im Namen der Kirche auffordert, des irdischen Leibes zu pflegen. Das neue Jahr hat noch nicht lange begonnen, und wir sind noch etwas erschöpft von den Vergnügungen des verflossenen Jahrs. Allein wir sind gute Christen. Auf, wackres Oesterreich, vorwärts, thu's den Andern gleich, ruft Uebland — und das wackre Oesterreich erhebt sich wie ein Mann, und ißt und trinkt und geigt und tanzt und liebt und liebelt dreimal so viel als zuvor. Diesesmal war zwar die Zeit nur kurz zugemessen, denn der Fasching dauerte bloß sechs Wochen; dafür aber war der Messias wieder unter uns — Strauß, Johann Strauß. Ihr da draußen, die, wenn ihr den Namen Strauß hört, gleich an die Zürcher Werren denkt, ihr könnt freilich „unsern" Strauß nicht gehörig würdigen, „unsern" Strauß, der mit seinem Fideldogen einen so mächtigen Einfluß auf das Gleichgewicht von Europa ausübt. Aber unser Strauß ist sich seiner großen politischen Wichtigkeit wohl bewußt, und ich theile Ihnen die Erklärung mit, die er so eben in einem hiesigen Journal veröffentlichte, und die in der politischen Welt ein ungeheures Aufsehen erregen wird. Das Aktenstück lautet folgendermaßen: „Erklärung. Kaum von meiner Reise aus Frankreich und England zurückgekehrt, lese ich in der Wiener Theaterzeitung einen, der bairischen Landsbtin entlehnten, angeblich von mir geschriebenen Brief, von dem mir jedoch durchaus nichts bewußt ist, und in welchem Bemerkungen enthalten sind, welche mit meiner Ueberzeugung von den öffentlichen Zuständen in England nicht im Mindesten übereinstimmen u. s. w. unterz. Johann Strauß." Es versteht sich von selbst, daß es den europäischen Kabinetten nicht gleichgültig seyn kann, wie Strauß über den gegenwärtigen Standpunkt Großbritanniens denkt; wirklich verlautet es, daß nächstens bei Tobias Haslinger unter dem Titel: Meine Ansichten über die öffentlichen Zustände in England, ein Galopp nebst Trio von Johann Strauß erscheinen wird. Da wird's Sprünge geben! — Uebrigens hat die Walzergeigerei, jene obligate Begleiterin der Karnevalsfreuden, keineswegs die höhere Musik verdrängt; vielmehr haben wir, unbeschadet um das Gedeihe der Dreivierteltaktfreuden, zwei Künstler zu bewundern Gelegenheit gehabt, von welchen der eine seinen großen, langbegründeten Ruf noch weit übertraf, während der andere, eben weil kein bedeutender Ruf ihm voraneilte, das Erstaunen Aller in hohem Grade erregte: ich meine den berühmten Violinspieler Molique und den unberühmten, aber kaum minder vortrefflichen jungen Violoncellisten Menter. Molique erregte hier einen Enthusiasmus, wie man ihn in einer Stadt, wo man Paganini und Lipinsky als die höchsten Pyramiden des Violinspiels betrachtete, kaum benthar fand. Es ging und mit-Meliane, wie es uns mit Liszt ergangen war: so lange er Wien nicht besuchte, glaubte man in Thalberg das Höchste gehört zu haben; jetzt ist es anders, Liszt und Moliane gelten jetzt als die ersten Repräsentanten ihres Instruments, ja Letzterer steht gewissermaßen noch höher, da seine Compositionen von so unbeschreiblicher Lieblichkeit und Originalität sind. Wie lange Moliane in der Meinung der Wiener auf diesem hohen Piedestal stehen wird, ist um so schwieriger zu bestimmen, da Die Welt erwartet wird. — Im Gebiete der dramatischen Musik war es Lindpaintner, der die Ehre der deutschen Tonkunst auf eine glänzende Weise geltend machte. Die Wiener in ihrer vorhersehenden Sinnlichkeit, die sie selbst auf geistige Produktionen übertragen, neigen sich natürlicherweise mehr der italienischen als der deutschen Musik zu. Während diese durch die scharfsinnigsten Combinationen der Harmonie, durch charakteristische Zeichnung des Moments und der Situation auf ein tieferes Eingehen des Hörers Anspruch macht, schwebt jene leichten, melodischen Schrittes heran, mit sanguinischer Heftigkeit das Gehör erfassend, um in leichtsinnigem Wirbel mit ihm zu tanzen und bald erschöpft es wieder fahren zu lassen. Dem Wiener, als dem Mann des Augenblicks, gefällt diese momentane Musik, und der gegenwärtige Pächter des Kärnthnerthortheaters, Signore Balochino, versäumt nicht, diesen Boden sorgsam anzubauen, da sein Patriotismus mit seinem Interesse hier Hand in Hand gehen. Um so gespannter und mit so bangerem Herzen sahen alle Freunde deutscher Tonmuse der langversprochenen „Genueserin" von Lindpaintner entgegen. Zwei Opern von deutschen Componisten, die eine von Hoven, die andere von Conradin Kreuzer, waren dies sen Sommer, wenn auch nicht durchgefallen, doch spurlos vorüber gegangen; wenn Lindpaintners Werk dasselbe Schicksal getroffen hätte, so hätte die deutsche Oper in Wien den Gnadenstoß erhalten. Je banger die Erwartungen aber waren, um desto glänzender war der Erfolg. Die Genueserin machte ein Glück, wie sein Robert der Teufel hier keine Oper es gemacht hat. Zu den ersten drei Vorstellungen, welche der Componist persönlich dirigirte, mußte man bereits um halb sechs Uhr (bekanntlich beginnen in Wien die Theater um sieben) sich begeben, wenn man in's Parterre gelangen wollte. Kein Apfel konnte zu Boden fallen. Die Ouvertüre und mehrere andere Musikstücke mußten wiederholt werden, und der Componist mußte sechs- bis siebenmal unter donnernden Evvas erscheinen. Die gelobten Muster sind besonders von den zweiten Akt hingerissen. Die Dilettanten halten sich mehr an den ersten. Das Verdienst des Tondichters ist um so größer, als er an dem Textbuch einen Mißgriff gethan hat. Der Inhalt ist ungefähr folgender: Der Genueser Adarin, vom Vaterlande verbannt, hat nebst seiner Tochter Bianka und ihrem Geliebten unter fremdem Namen in Venedig Schutz gefunden. Allein ihr eifrigster Feind, Fregoso, hat sie aufzuspüren, und nachdem er die Venezianer gegen sie aufgewiegelt, bezahlt er sich, daß beide in den Kerker geworfen werden, sondern er besticht den Kerkermeister, damit sie heimlich ermordet werden. Dieses soll dadurch bewerkstelligt werden, daß man eine Schleuße, durch deren Emporziehen das Wasser der Lagunen in den Kerker dringt, öffnet, damit die Gefangenen ihren Tod in den Fluthen finden. Bianka ist die einzige, die gerettet werden soll.

(Schluß folgt.)

Beilage: Literaturblatt Nr. 33.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

№ 77.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Sonnabend, den 30. März 1839.

O miserable mankind, to what fall
Degraded, to what wretched state reserv'd!

Milton.

Landschaftsbilder aus Ungarn.

(s. September 1838, Nr. 210—11.)

Scenen in einem Dorf in Niederungarn.

Es ist in der Fastenzeit. Wir kommen früh Morgens in das Dorf Pely und hören vom Kirchthurme herab das in dieser Zeit anstatt der Glocken gebräuchliche Klappern mit hölzernen Hämmern. Vor einem Hause sehen wir einen wallachischen (griechisch-unirten) Priester mit einigen Ministranten, welche Gebete bald singend, bald murmelnd hersagen. So wie diese geschlossen sind, treten aus dem Hause zwei Männer, welche eine Leiche in einer Art von Hängematte tragen, die an zwei Stangen befestigt ist. Die ganze Begleitung besteht, außer den Angeführten, aus einigen wenigen Bauern, die, in ihre Pelzbundas gewickelt, mit der gleichgültigsten Miene von der Welt folgen. Der Regen hat den schwarzen, fetten Boden an der Oberfläche erweicht und das Gehen äußerst unsicher gemacht. Im Geschwindschritt geht es mit der Leiche längs des Dorfes fort nach dem Friedhofe. Die beiden Träger gleiten bald rechts, bald links aus, und wir gewärtigen jeden Augenblick, daß sie mit dem Sarge fallen werden. Die Ministranten begleiten den monotonen Gesang des Priesters, in welchem er die Gebete für den Verstorbenen vorträgt; sie treiben aber während dem allerlei Possen. Die ganze Ceremonie ist im höchsten Grade profan, ja entwürdigend.

Auf dem Friedhof angekommen, wird die Leiche einen Augenblick neben das Grab gestellt, der Priester murmelt ein Gebet, die Knaben treiben ihr Wesen fort; der Eine mit dem Rauchfaß zeigt selbst beim Schwingen desselben Frivolität. Wir mustern den Sarg, der bald verscharrt seyn wird, mit einigen Blicken. Er ist mit einem Lappen, wie ihn nur ein Bettler sich umhängen möchte, bedeckt, und da dieser abgenommen wird, sehen wir das jammervolle letzte Kämmerlein des Verstorbenen. Rohe Bretter sind mit Charakteren beklert, deren Deutung wir gar nicht versuchen wollen. Bald fenlen ihn die Träger in die Erde, die Erdschollen poltern darauf, die Leichenbegleitung eilt hinweg und die Ceremonie ist zu Ende.

Indem wir zurückkehren, um die Kirche zu sehen, begegnet uns ein in raschem Trabe mit vier Pferden daher fahrender Wagen. Der Bauer, welcher seine Pferde vom Kutscherſitze herab lenkt, treibt seine Rosse mit Zuruf und Peitschenknall an. Sie setzen sich in Galopp, aber da gleitet das Handpferd aus, stürzt nieder und wird, da die andern nicht so bald zum Stehen gebracht werden können, eine Strecke von mehr denn zwanzig Schritten fortgeschleift. Endlich steht der Wagen still, die Passagiere bleiben mit bewundernswerthem Gleichmuth im Wagen,

Digitized by Google

und nur ihr Diener steigt mit dem Bauer herab, um dem Pferde wieder aufzuhelfen. Dieses ist von dem Nagel an der Deichsel an der Seite im Zickzack bis tief in's Fleisch verwundet und vergießt einen Blutstrom. Der Bauer trägt sich hinter den Ohren; einige Burschen laufen heran, denen er das arme Thier übergibt. Sogleich kuppelt er seine drei gesunden Pferde neben einander an die Deichsel, bringt Alles in Ordnung, besteigt seinen Sitz und fährt nach wie vor im raschen Rennen davon.

Wir treten in die Kirche. Die Einfachheit, welche wir hier finden, geht bis zur Aermlichkeit; ihr aber entspricht auch die Gleichgültigkeit und Gedankenlosigkeit, die wir am Geistlichen wie am Volke sehen. Sähen wir nicht mehrere Symbole des Christenthums, wir würden kaum errathen, daß wir in einem christlichen Tempel sind. Wer könnte da wohl lange verweilen! — Wir gehen das Dorf hinab und werden aufmerksam auf mehrere runde Gebäude, die auf niedrigen Säulen ruhen. Es sind Roßmühlen, die einzigen, die man in vielen Dörfern Niederungarns hat. Ein paar elende Pferde treiben das horizontal stehende Schwungrad, welches meistentheils so schlecht conditionirt ist, daß es in seinem Umschwunge bald die Erde berührt, bald wieder in die Höhe steigt. Ein Bauer sitzt gemächlich auf einem innern Balken der Maschine dicht hinter seinen Gäulen, die er fleißig antreibt. Auf beiden Seiten ist ein Mühlenhaus, wohin vom Schwungrade aus eine Welle geht und das Werk in Bewegung setzt. Schlechtes, mit Unkrautsämereien versetztes Getreide mahlen sich in diesen Mühlen die Bauern meistentheils selbst. Bei ihrer Ungeschicklichkeit und dem unvollkommenen Mechanismus bringen sie ein Mehl heraus, das ein schwarzes, elendes Brod gibt.

Wir treten wieder in's Freie und begegnen einer Heerde von Büffeln. Diese faul dem Rhinoceros ähnlichen Thiere schreiten gravitätisch einher und geben uns im Vorübergehen ein Concert, was unsere Ohren zerreißt. Ihr Brummen und Brüllen ist wahrhaft abscheulich und zwingt uns zur eiligsten Entfernung. Erstaunen muß man über die Aehnlichkeit, welche der Hirt mit ihnen hat, wenn er eben so gravitätisch, wie sie, in seiner, das Raube nach außen gekehrten schwarzen Pelzbunda hinter ihnen hergeht und in seinem Zuruf den Ton seiner Schaar genau trifft. — Als letzte Figur dieses Bildes treten die weißen zottigen Wolfshunde auf. Aus jedem Hofe schießen, wenn etwas vorübergeht, zwei bis vier derselben heraus und drohen, den Wanderer zu zerreißen. Wir sind besorgt um den Hausfinden dort, welcher von Haus zu Haus geht, und auf den sich ihr ganzer Grimm richtet. Doch er kennt ihre Gemüthsart und weiß sie zu behandeln. Dem wirft er einen Brocken hin, einem andern zeigt er seinen Stock, und um sich für alle Fälle zu sichern, hält er selbigen stets hinter sich und schnellt ihn zuweilen, wenn ihm eine der Bestien zu nahe kommt, plötzlich in die Höhe, was sie denn alle in einer gewissen Entfernung von ihm erhält. Sonderbar genug, halten sich diese Thiere fern von uns und bellen uns nur in einzelnen Lauten zu, als wollten sie uns begrüßen. Sie richten sich nach dem Kleide des Mannes; wer anständig gekleidet ist, hat überall Ruhe vor ihnen.

Der Falching und die Falken in Paris.

(Fortsetzung.)

Welchen Sinn hat ein Maskenball in einer so aufgeblasenen, so abenteuerlichen und so mit Abenteurern angefüllten Welt, wie Paris, wo man sich das ganze Leben hindurch verkleidet und mystifizirt? Kann man den Unterschied der Stände zur allgemeinen Belustigung aufheben, wenn alle Vorrechte der Geburt und des Ranges schon längst abgeschafft sind? Kann man mit Lust und Behagen die umgekehrte Welt spielen, wenn die bestehende Ordnung der Dinge eine umgekehrte Welt bietet? Die Contraste reichen sich in Paris jeden Tag die Hände; die Extreme fallen sich einander in die Arme. Garnier-Pagès und Guizot sind beide Mitglieder der Coalition; Persil, der zornentbrannte Generalprokurator, der die zermalmendsten Reden gegen die Opposition geschleudert und der zuerst den sanftesten Ausspruch gethan: „der König herrscht und regiert," wird abgesetzt, weil er zur Opposition übergegangen ist und mit denjenigen gemeinschaftliche Sache gemacht hat, welche das Stichwort im Munde führen: „der König herrscht und regiert nicht." Wozu hat man in Paris Fasching und Maskeraden nöthig, wenn Lamennais, die ehemalige Säule des Throns und Altars, den Sansculotten spielt; wenn Georges Sand, die geschworene Feindin der Ehe, das Familienglück schildert; wenn Camille Roqueplan und Eugen Deveria, die Urheber der meisten obscenen Bilder, welche versiohlen im Palais-royal feilgeboten werden, Madonnen in die Kunstausstellung schicken; wenn man im Café anglais von dem Silberzeug der Montmorencys speist, deren Wappen bekanntlich der liebe Herrgott durch einen erpressen Eilboten dem Noah in die Arche nachsandte; wenn an dem Hotel des Fürsten Talleyrand, welches Kaiser Alexander von Rußland bei seiner Anwesenheit in Paris bewohnte, eine Tafel aushängt, worauf zu lesen steht: à louer pour boutiques? Was ist die Zügellosigkeit eines Maskenballs, dessen ephemere Herrschaft von Sonnenuntergang bis Sonnenaufgang dauert, in Vergleich mit jener zermalmenden Zügellosigkeit des modernen Pariser Treibens, dessen Saturnalien das ganze Jahr über dauern? Die unerwarteten Begegnungen, die grausamen

Digitized by Google

Enttäuschungen, die glücklichen Zufälle spielen nunmehr in einer größeren Sphäre: man intriguirt nicht mehr auf den Maskenbällen, sondern an der Börse; die kleinen galanten Scheimenstreiche der Bassompierre und Richelieu haben den großen Spitzbubenstreichen der Robert Macaires und Bertrands Platz gemacht. Ist nicht das öffentliche Leben in Paris ein unbeschreibliches, riesenmäßiges Gewirre, in welchem sich einzelne hervorragende, mit Tugendgrundsätzen geheimnißvoll verschleierte und mit hochherzigen Gesinnungen maskirte Gestalten bewegen? Sind nicht die Deputirtenkammer, die Coalition und die Journale die Hauptmaskeraden und der wahre Fasching in Paris?

Der andere hergebrachte Karneval ist deßhalb jedoch keineswegs aufgegeben; im Gegentheil, nie ging es während der im Kalender bestimmten Faschings- und Fastenzeit toller her, als gerade in diesem Jahr; und doch gibt es keine erkünstelteren Vergnügungen, als die Maskenbälle und Masleraden auf den Boulevards am Sonntag vor Aschermittwoch, am Fastnachtdienstag und am Donnerstag der Mittfasten. Die Witterung war dieses Jahr günstiger als gewöhnlich. An dem ersten der ebengenannten drei Tage sah man wenig Wagen und wenig Masken. Gegen drei Uhr Nachmittags waren indeß die Boulevards von der Madeleine bis über den Tempel hinaus so belebt und mit Menschen bedeckt, daß man hätte glauben können, es werde irgendwo ein großes Narrenfest aufgeführt. Aber am Faubourg du Temple war ich Augenzeuge einer wehmüthigen Episode. Ein Leichenwagen, von prächtig aufgeschirrten Pferden gezogen, mit weißen Draperien geschmückt und mit einem schwarzen Tuch umhangen, in welches silberne Thränen gestickt waren, fuhr quer über den Boulevard durch die Menge der Neugierigen und die zwei Reihen Equipagen, welche einen Augenblick Halt machen mußten. Diesseits und jenseits des Leichenzugs hielten unbedeckte Fuhrwerke mit Masken, welche sich über die Straße hinüber mit den unfläthigen Redensarten des Catéchisme poissard gegenseitig anheulten: diese Fuhrwerke hatten Ladendiener und Studenten mit ihren Maitressen und Grisetten geladen; der Leichenwagen brachte die Tochter des Deputirten Teste nach dem Kirchhof des Père Lachaise.

Der Fastnachtdienstag bringt ganz Paris auf die Beine und auf die Boulevards. Die reichen Leute fahren in Equipage, die Mittelclassen gehen theils zu Fuß, theils miethen sie Fiaker; das gemeine Volk steht an diesem Tage früh auf, begibt sich um zehn Uhr in's Leihhaus, borgt sich ein Costüm und durchtobt dann die Hauptstadt in allen Richtungen. Die Masken waren dieses Jahr, wie immer, wenig sinnreich und glänzend. Der Donnerstag der Mittfasten ist das Fest der Wäscher aus den um Paris liegenden Dörfern. Einige Blätter hatten angezeigt, daß an diesem Tage eine ganze Beduinencaravane mit Weib, Kind und Vieh über die Boulevards ziehen werde; die Kameele zu diesem Maskenzuge seyen expreß aus Afrika verschrieben. Diese Nachricht und der herrliche Sonnenschein hatten frühzeitig eine große Menge Neugieriger an die Fenster und auf die Trottoirs gelockt; Jedermann wollte das angekündigte Schauspiel mit eigenen Augen sehen; leider blieben die Kameele und die Beduinen aus. Die Wäscher von Boulogne, Neuilly, Vanvres, Issy u. s. w. zogen dagegen in einer schnurrigen Prozession von drei- bis vierhundert Mann auf; sie waren zu Pferd und zu Wagen und hatten ihre Weiber und Kinder bei sich. Die Pariser schienen sich über diese grotesken Verkleidungen der Banlieue sehr zu ergötzen; überall, wo der Zug vorbeikam, erhob sich ein unbändiges Geschrei und Gelächter.

Die Maskenbälle hatten diesmal einen unermeßlichen Zulauf. Kaum ist es zehn Tage oder vielmehr zehn Nächte her, da sprangen und tanzten hunderttausend Individuen auf den hiesigen Tanzböden herum, wie wenn die Sonne zum lezten Male aufgegangen und das Klapphorn Dufrêsnes die Posaune des jüngsten Gerichts gewesen wäre. Jedermann schminkte, salbte, bepuderte, maskirte, betäubte und berauschte sich, kurz lebte ganz der gesunden Vernunft zuwider, weil es hieß, es sey Fasching. Niemanden kam es in den Sinn, nach einem triftigeren Grunde zu fragen; Jedem war damit gedient, daß er seine Taschen leeren, seine Gesundheit ruiniren, Arbeit und Ruhe im Stich lassen, ungetreuen Maitressen nachlaufen und von treulosen Dominos an der Nase herumgeführt werden konnte. Alle meinten, das müsse so seyn und der Karneval dulde keinen Ungehorsam; deßhalb hat auch Jedermann frisch Hand an's Werk gelegt und seine Pflicht und Schuldigkeit gethan. In der großen Oper, in der komischen Oper, in den Variétés, in der Renaissance, bei Musard, bei Dufrêsne, bei Valentino, bei Jullien, bei Tolbecque, überall, wo flammender Punsch, tolle Laune, lachende Masken und geheimnißvolle Dominos das Regiment führten, schlug der Fasching sein Hauptquartier auf.

(Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Wien, März.

(Schluß.)

Landpainters Genueserin. Theater. Akademie.

Auf Biankas dringendes Bitten gestattet ihr der Kerkermeister, Abschied von ihren Lieben zu nehmen. Mittlerweile erscheint Fregoso mit seinem Begleiter, und ohne die Gefangenen im Dunkel zu erblicken, eilt er in den unterirdischen Kerker hinab, dessen Thüre Bianka schnell zuschlägt und den Feind in der eigenen Falle tödtet. Ein Gnadenbrief des

Digitized by Google

Dogen bringt ihrem Vater und Geliebten die Freiheit, und in dem Ueberbringer dieses Briefes erkennt Adorin seinen Sohn, der jezt der Schwiegersohn des Dogen ist. — Man sieht, daß die Intrigue dieses Stückes eben keine hervorragenden dramatischen Momente bietet, und was die Oper in dieser Beziehung Charakteristisches besizt, ist einzig und allein der Auffassung des Compositeurs zu Gute zu schreiben. So z. B. ist der Moment, wo der Morgenstrahl in den Kerker fällt, von großartiger Wirkung, ein Moment, den der Tondichter dem kahlen Boden des Sujets offenbar mit Gewalt abgerungen hat. Wie bei allen Compositionen Lindpaintners, bestehen auch in dieser Oper die Glanzpunkte mehr in den Ensemblestücken, als in den Arien und Cavatinen. Lindpaintner ist viel zu sehr Dramatiker, als daß er bei diesen musikalischen Monologen und lyrischen Einzelnsängen lange verweilen könnte. Die Massen sind sein Element. Wenn die Bässe und Violinen, die Flöten und Hörner, Soprane und Tenore im wilden Sturm gegen einander brausen, da wird ihm wohl, da wird sein Geist immer kühner, freier und großartiger, wie ein Feldherr beherrscht er die gewaltigen Massen und führt sie mit überraschenden Wendungen siegreich aus der Schlacht. Daß es Lindpaintner nicht an Zartheit, Gefühl und Melodie fehlt, um das Lied oder, um den Modeausdruck zu brauchen, die Arie zu behandeln, davon sind in der „Genneserin" vielfache Beweise; aber es ist, als ob er gezwungen dabei verweilte, wie Jemand, den die Höflichkeit in einem engen Zimmer festhält, während seine Seele sich hinaussehnt in den Wald, in's Feld, in's Freie. Ich glaube Lindpaintner nicht besser zeichnen zu können, als wenn ich Spohr seinen völligen Gegensay nenne. Spohr versteht nicht minder die Massen zu regieren, ist ein nicht minder geübter Feldherr; aber inmitten der Schlacht ergreift ihn das Heimweh; wie jener Schweizer im Volkslied wirft er das Schwert und die Partisane weg und schwimmt durch den Fluß zu seinen heimathlichen Thälern, deren sanfte Melodien sein Herz erfüllen; seine weiche Seele, seine Schwermuth gefällt sich besser, unter einem Baume sitzend ein rührendes Lied zu singen, als im Getümmel den Schlachtgesang anzustimmen; Lindpaintner hingegen gleicht dem Percy Heißsporn, der inmitten der Liedtosungen seiner Gattin nach Kampf und Aufruhr und Feldgeschrei sich sehnt. Wie es heißt, wird Lindpaintner, höheren Aufforderungen zufolge, im nächsten Jahre uns wieder eine neue Oper vorführen. Der hier von allen Kreisen mit der größten Auszeichnung behandelte Meister soll eine Tondichtung im heiteren Genre versprochen haben, und man ist nicht wenig gespannt, wie er dieses Versprechen lösen wird. — Während nun aber das Kärntnerthortheater mit der Lindpaintnerschen Oper einen so glücklichen Wurf gethan hat, war das Burgtheater in der Wahl seiner Novitäten weit weniger glücklich. Mit Ausnahme einer mißgestalteten Farce, betitelt „die Perrücke," und einem einaktigen Drama von Wertheimer, „der Hirtensohn," welches eben auch nicht zu den guten Bühnenstücken gehört, sahen wir wieder einige jener französischen Uebersezlinge, welche seit einiger Zeit ein so warmes Nest auf diesen Brettern gefunden haben, ohne gerade dazu beizutragen, diese Bretter in ihrem ursprünglichen Glanz zu erhalten. Es gibt hier eine Classe sogenannter Kunstkenner, welche unbedingt gegen alle Produktionen des französischen Lustspiels loszieben und gegen jede Uebersezung dieser Art toben und schmähen. Das heißt das Kind mit dem Bade ausschütten. Wir Deutsche haben nun einmal kein Lustspiel und müssen den größten Theil unseres Bedarfs von jenseits dem Rheine herüber holen; ja selbst, wenn wir an Originallustspielen nicht so großen Mangel hätten, warum sollte man ein geistreiches Werk, welches in einer fremden Sprache gedichtet wurde, nicht auch der deutschen Bühne zugänglich machen? Wenn ein so ausgezeichnetes Lustspiel wie Scribes „Camaraderie" den deutschen Theatern zugeführt wird, so können wir uns dieses recht wohl gefallen lassen; ja, wir sind dem Bearbeiter (Dr. Römer) für die undankbare Mühe, es unsern Censur- und Societätsverhältnissen anzupassen, um so mehr verpflichtet. Aber das dürfen und müssen wir verlangen, daß das übertragene Stück ein ausgezeichnetes sey; wir, die wir so streng über unsere einheimische Literatur zu Gerichte sitzen, haben uns das Recht wohl erworben, gegen die Mißgeburten einer fremden zu protestiren. Wir, die wir über die Lustspiele Blums, Albini's und theilweise auch Bauernfelds und Raupachs so rücksichtslos aburtheilen, können wir es uns gefallen lassen, daß man die Wechselbälge des Theaters des Variétés oder der porte Saint-Martin in unsere Mitte einführt? Man kann es verzeihen, wenn, wie es im Laufe dieses Monats hier der Fall war, eine geistreiche und beliebte Schauspielerin ausnahmsweise ein Drama übersezt, dessen Tendenz schwerlich die Genehmigung Lessings erhalten haben würde; was aber soll man sagen, wenn ein Machwerk, wie „der Militärbefehl" uns vorgeführt wird? ein Unding, welches selbst in einem Vorstadttheater von Paris nur durch die napoleonische Zeitfärbung sich erhalten haben mag, während hier das Ganze sinnentstellend in die Zeit Friedrichs II. zurück verlegt und so das lezte Interesse aufgegeben wurde. — Große Sensation erregten die beiden Artikel in der allgemeinen Zeitung hinsichtlich der Gründung einer Akademie der Wissenschaften in Wien; besonders der gegen Littrow: „über die Akademie der Wissenschaften ohne Geschichte" betitelt, machte eine elektrische Wirkung. — Im Allgemeinen war das Resultat dieses Streites die Ueberzeugung, daß es mit der in Frage befindlichen Akademie noch im weiten Felde steht. In der That ist die Errichtung eines solchen Instituts in Wien mit so unendlichen Schwierigkeiten verbunden, daß die Realisirung, so wünschenswerth sie ist, kaum denkbar scheint. Wenn schon Leibniz an diesen Klippen mit seinem Plan gescheitert ist, so hat sich indeß die Zahl derselben eher vermehrt als vermindert. Schon die Ländermosaik des österreichischen Staatskörpers ließe keine Einheit der Anstalt aufkommen. Paris, Berlin, München, Petersburg vertreten in ihren Akademien die geistige Richtung Einer Nation; es sind Franzosen, Deutsche, Slaven, die trotz dem, daß sie die allgemeinen Interessen der Wissenschaft, der Menschheit fördern, in ihrer Nationalsprache ein Band haben, welches sie näher an einander fesselt; hier sind es Deutsche, Slaven, Magyaren, Italiener, deren verschiedene geistige Eigenthümlichkeiten in dem Focus Eines Nationalinstituts zusammenfließen sollen; — in Wahrheit eine große Aufgabe. Schon die Sprache, in welcher die Vorträge gehalten werden sollen, so geringfügig der Umstand auch scheint, und vielleicht ist, wird zum Stein des Anstoßes, und hundert andere folgen ihm. Die Gelehrten haben ihre Whims trotz dem Engländer. So z. B. gibt der berühmte Slavist Schafarik in Prag sein Werk über die slavischen Alterthümer, eines der merkwürdigsten, die je im Gebiete der Archäologie erschienen, in böhmischer Sprache heraus. Ein reisender Gelehrter befragte ihn, warum er seine so wichtigen Forschungen nicht in einer bekannteren Sprache veröffentliche: wenn Jemand sie kennen will, so mag er böhmisch lernen, war die stolze Antwort.

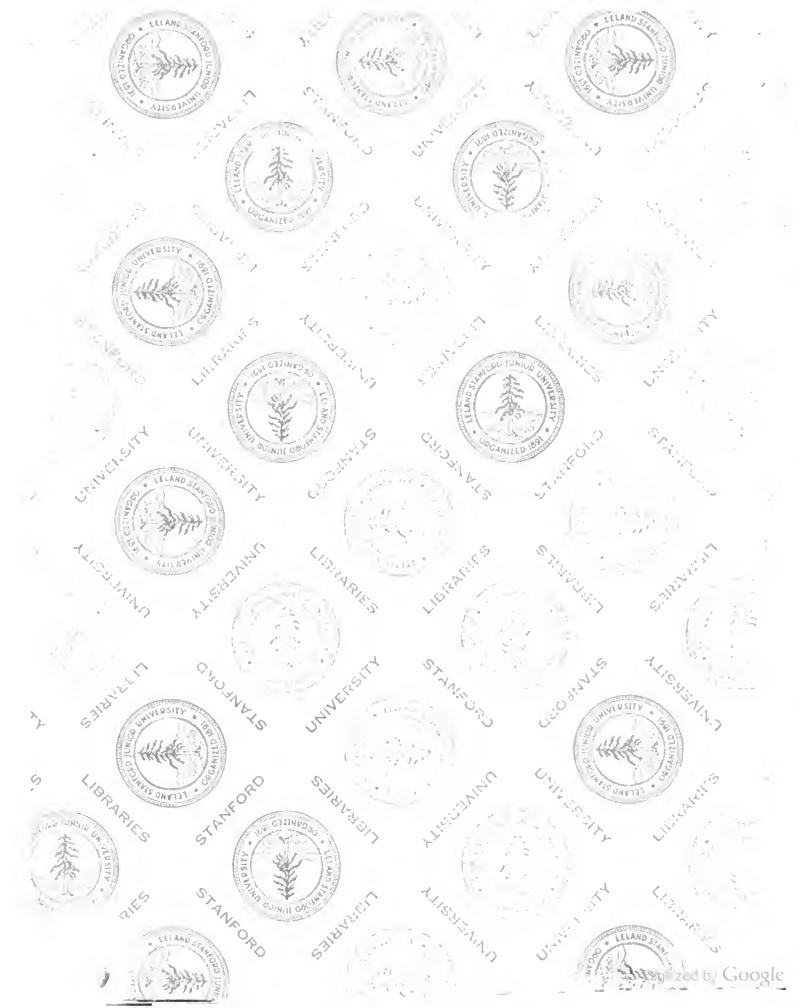
Beilagen: Intelligenzbl. Nr. 9 u. Monatsreg. März.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google


Digitized by Google

Stanford University Libraries
3 6105 014 930 155

AP
30
M63
V 33
nos 1-77
Jan-Mar
1839

Stanford University Libraries
Stanford, California

Return this book on or before date due.

Digitized by Google